Digitized by Google

Pol. 56

Digitized by Google

Digitized by Google

Burgr. Coll. 354.

Fiche

Digitized by Google

Biogr. C.
354

Zeitgenossen.

I.

Preis dieser Abtheilung 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhn.

Leipzig und Altenburg:

F. A. Brockhaus.

1816.

Digitized by Google

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspuncte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht blos noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Gränzpunct nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Gränzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherrn und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte) ungemeine Geschäfftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Digitized by Google

Zeitgenossen.

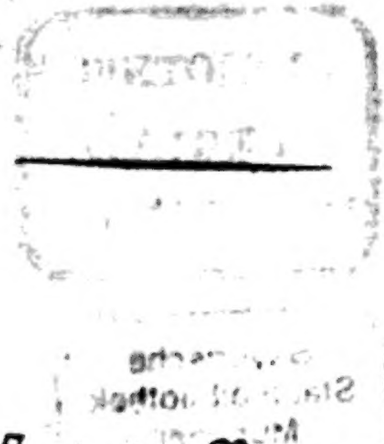
Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Biographieen und Charakteristiken.



Erster Band.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1816.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Das Werk, dessen Anfang hier geliefert wird, hat eine so schwere Aufgabe zu lösen, daß es, selbst im glücklichsten Fall, nicht ohne Widerspruch und Anfechtung bleiben kann. Desto mehr ist es nöthig, die Art seiner Entstehung hier anzudeuten, und den Plan bestimmt vorzulegen, um das Ganze gegen manche Bedenklichkeiten und Einwürfe möglichst zu verwahren und zu rechtfertigen.

Der Herr Verleger hatte sich lange mit dem Gedanken beschäfftigt, eine für die Zeitgeschichte brauchbare Sammlung von Biographieen und Charakteristiken, nach Art der englischen public Characters, sofern auch Deutschland solche haben kann, und in noch größerer, nicht blos auf Ein Land beschränkter Ausdehnung, zu veranstalten. Er theilte dem Unterzeichneten seine Absicht mit, und forderte

ihn auf, die Herausgabe dieses Werkes zu übernehmen. In Erwägung der vielen Bedenklichkeiten, die sich dagegen erhoben, und der Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen entgegenstehen, wäre der Antrag gänzlich abgelehnt worden, wenn nicht die Ueberzeugung, daß der Verleger etwas Würdiges und Löbliches beabsichtige, daß, in mehr als Einer Hinsicht, etwas wirklich Gutes dadurch geleistet werden könne, das Werk also einer thätigen Beförderung wohl werth sey, daß endlich, durch gewissenhafte Behandlung, viele Schwierigkeiten überwunden, und durch einen auf klare Ansichten und bewährte Grundsätze beruhenden Plan, die meisten Schwierigkeiten beseitigt werden möchten, den Entschluß erzeugt hätte, die Herausgabe, wenigstens der ersten Abtheilungen, als einen wohlgemeinten Versuch, zu wagen. Der erfreuliche Eifer des Unternehmers, sein williges Eingehen auf alle zweckdienlichen Vorschläge, seine uneigennützige Geneigtheit, keine Mühe und keine Kosten zu scheuen, um etwas recht Brauchbares zu befördern, erhöhte den Muth des Herausgebers, einen Plan zu entwerfen, über den er sich mit jenem bald verständigte, und der nun hier, zur richtigern Würdigung des Werkes, mitgetheilt werden muß.

„Zeitgenossen" sollen hier, theils in treuen Lebensgeschichten (Biographieen), theils in Schilderungen ihrer geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten (Charakteristiken) abgebildet werden.

Todte und Lebende, die seit dem Jahr 1789 merkwürdig geworden, sind als Zeitgenossen zu betrachten. Jenes Jahr ist als ein nothwendiger Gränzpunct angenommen, weil mit demselben ein für Europa so wichtiger Zeitabschnitt beginnt, daß die neueste Geschichte, besonders der europäischen Völker, dort anhebt, und weil nur auf diese unsre Zeitgeschichte das Unternehmen berechnet ist. Die in diesen Zeitabschnitt herüberlebten, wenn auch der größere Theil ihres Daseyns noch einer frühern Zeit angehörte; sie sind es, denen dieses Werk geweiht ist.

Aus der großen Masse derselben sollen aber nur diejenigen ausgewählt werden, die, (weil der Begriff „merkwürdige" zu unsicher und vieldeutig ist), im Allgemeinen, am bestimmtesten als geschichtliche Personen zu bezeichnen sind. Scheint auch dieser Begriff nicht erschöpfend, noch überall entscheidend, weil in der besondern Geschichte einer Provinz, oder irgend eines engern Kreises der Gesellschaft, eine Erscheinung von großer Wichtigkeit seyn kann, die in der größern, allgemeinern Geschichte fast verschwindet; so ist doch damit ausgedrückt, daß alle, die in diesem Werk darzustellen sind, in einem öffentlichen Leben wirksam, in einem größern Lebenskreise hervortraten, den Geist der Zeit in einer eigenthümlichen Gestaltung an sich bewährten, und in einer sichtbaren, geschichtlichen Beziehung zu dieser Zeit standen. Genaue Gränzlinien, die in jedem Fall entschieden, wessen Bild zur Aufnahme in

diese Sammlung geeignet wäre, lassen sich kaum angeben, und es ist nicht zu vermeiden, daß manches Leben, welches man erwartet, fehlt, und manches, welches man nicht sucht, gefunden wird. Denn wäre der Gesichtskreis des Herausgebers auch viel weiter, als er ist, so blieb' er doch durch unvermeidliche Verhältnisse beengt, und Niemand kann sich völlig jener unfreiwilligen Täuschung entwinden, nach der in der Ferne Manches glänzender und bedeutender erscheint, was in der Nähe gesehen, seine Wichtigkeit verliert, wie hinwiederum in der Nähe Manches größer erscheint, was in der Ferne fast klein geachtet wird. Doch kömmt hier eine größere, allenthalben verbreitete Zahl tüchtiger und erfahrner Mitarbeiter zu Hülfe, die ihre Theilnahme auch durch leitenden Rath und belehrende Winke beweisen.

Bei dieser Anlage des Werks, das um so mehr, als der ausgezeichneten Zeitgenossen sehr Viele sind, sich nothwendig möglichst begränzen muß, wenn es nicht endlos anwachsen soll, werden allerdings viele freundliche Erscheinungen, in denen das wahrhaft Menschliche, das religiöse, sittliche und gesellige Daseyn, sich vielleicht besonders rein und reich entfaltet hat, die aber, wie segensreich sie auch in ihrem engeren Kreise wirkten, aus Neigung oder durch Verhängniß, in stiller, vielleicht beneidenswerther Verborgenheit lebten, hier unerwähnt bleiben. Denn wie die Geschichte selbst an vielem Erfreulichen und Anziehenden vorübergehen muß, ohne dasselbe stär-

ker hervorheben zu dürfen; so müssen auch diese Beiträge zur Zeitgeschichte denselben Gesichtspunct festhalten. Doch wird bisweilen auch ein weniger öffentliches, oder weniger bekanntes Leben in den Kreis dieser Darstellungen eintreten, wenn das Leben der Zeit sich in ihm besonders klar ausdrückt, und in ihm ein Beitrag zur höhern Erkenntniß der Zeit zu gewinnen ist.

Die Geschichte, die alle vielseitigen Bestrebungen der Menschheit mit gleicher Unbefangenheit würdigt, und aus ihrem Kreise keinen Zweig des Lebens völlig ausschließt, gibt uns den Maaßstaab, nach dem auch wir die verschiedenartigsten Kräfte, in den mannigfachen Verhältnissen der Gesellschaft, hier vorüberführen wollen. Die, welche die großen, öffentlichen Angelegenheiten der Völker leiten, Fürsten, Staatsmänner; die, welche die Selbstständigkeit und Freiheit der Staaten, die ruhige Entwicklung der mannigfachsten Anlagen, mit den Waffen vertheidigen und beschirmen, Feldherrn und ausgezeichnete Krieger; die, welche die geistigen, religiösen und sittlichen Kräfte der Menschheit entwickeln und bilden, Priester der Religion, Meister in Wissenschaft und Kunst, die Tröster, Erwecker und Lehrer der Völker; die, welche in freier, eingreifender Thätigkeit, die Ordnung und das Recht, den Wohlstand und die Anmuth des geselligen Lebens befördern, Geschäftsmänner in den verschiedenen Zweigen der Rechtspflege und Verwaltung, des Handels und Ge-

werbes; — endlich auch Frauen, die, obwohl zu stiller, häuslicher Wirksamkeit, zu anspruchsloser Pflege des Guten und Schönen, und des mühebeladenen oder des jungen Geschlechts bestimmt, auch auf einen größern Lebenskreis einwirkten und eine geschichtliche Bedeutung erhielten; — sie werden, nicht nach dem Rang in der Gesellschaft, sondern nach dem Grad ihrer Kraft und Wirksamkeit, nach der Ausbildung ihres inneren Lebens gewürdigt, in buntem Wechsel hier auftreten. Die Gediegenheit und Meisterschaft in irgend einem Zweige des menschlichen Daseyns, und der mehr oder minder folgereiche Einfluß auf die Gegenwart, die Größe der Tugenden oder Verirrungen — in wie fern die Geschichte der Zeit durch jene und diese tiefer berührt wird, — das ist's, was über die darzustellenden Zeitgenossen entscheidet. Denn auch hier, wie in der allgemeinen Geschichte, muß Licht und Schatten das Bild der Zeit vollenden, und neben dem Vortrefflichen auch das Schlechte stehen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß der Herausgeber nicht die Verbindlichkeit übernehmen kann, alle Zeitgenossen, deren Leben, nach den angegebenen Gesichtspuncten, hierher gehören möchte, wirklich aufzustellen. Wie viel geleistet werden kann, das hängt von Bedingungen ab, die nicht alle in des Einzelnen Gewalt stehen. Manche Darstellung wird zurückbleiben müssen, weil nicht eine solche gegeben werden kann, wie sie seyn müßte, wenn sie der übrigen würdig und für den Geschichtschreiber

brauchbar seyn sollte. Es treten hier auch wohl unüberwindliche Rücksichten ein, die manche Darstellung unmöglich, oder unziemlich, oder überhaupt unrathsam machen. Auch ist, zumal die Zeitgeschichte in diesem Werk nicht vollständig mitgetheilt werden kann, weniger auf die Menge, als auf die Treue und Bewährtheit der Geschichten zu achten.

Zu den „Zeitgenossen" rechnen wir aber nicht blos Vaterlandsgenossen, sondern auch die Fremden, die in dieser Zeit hervorragten. Es wäre für verdienstlich zu achten, wenn man für Mitwelt und Nachwelt, treue Schilderungen ausgezeichneter Deutschen sammelte*), klare Zeugnisse von dem Leben des Vaterlandes selbst, und hellleuchtende Beispiele. Auch in unsern Darstellungen werden wir mit besonderer Liebe, und, bei strenghistorischer Gerechtigkeit, doch selbst mit Vorliebe, die ausgezeichnetsten Landesleute abbilden. Aber mit gleicher Gewissenhaftigkeit und geschichtlicher Würdigung, sollen die der Zeitgeschichte angehörigen merkwürdigen Menschen anderer Völker, so weit es möglich ist, zur Anschauung gebracht werden. Dieß fordert der Zweck unsers Werkes.

* * *

*) Der Anfang einer solchen Sammlung ist gemacht in den „Biographischen Zügen aus dem Leben deutscher Männer." Leipzig 1815.

Dieser Zweck liegt verständigen Lesern so nahe vor Augen, daß der Herausgeber ihn nur anzudeuten hat, weniger um zu belehren, was bei einem solchen Unternehmen beabsichtigt werden kann, als um gleich Anfangs zu bezeugen, daß bei dem vorliegenden wirklich etwas Ernstes und Würdiges erstrebt wird, und höhere Gründe allein den Entschluß, die Herausgabe dieses Werkes zu übernehmen, bestimmen, und die Bedenklichkeiten, die, in Erwägung der Eigenthümlichkeit desselben, sich aufdrangen, endlich beseitigen konnten.

Beiträge zur Geschichte unsrer Zeit, Vorarbeiten für die, welche künftig diese Geschichte erforschen und schreiben werden, bewährte Schilderungen aus dieser Zeit selbst, zu liefern, dazu ist diese Sammlung bestimmt. Die Geschichte der Zeit ist in den Zeitgenossen, und unter Leitung der Vorsehung durch dieselben; was sie ersannen, erstrebten, thaten, litten, verfehlten oder erreichten, das wird der Inhalt der Geschichte. Wir verstehen die Zeit, wenn wir die Menschen in derselben verstehen; nur wenn wir die Menschen recht begriffen haben, vermögen wir die Geschichte des Zeitraums, dem sie angehören, darzustellen. Zu allen Zeiten hat man treue Lebensbeschreibungen für wichtige Beiträge zur Geschichtskunde der Zeitalter gehalten. Unsre vielgestaltige, an außerordentlichen Menschen, wie an ungemeinen Ereignissen so reiche Zeit, bedarf es besonders, daß die Nachrichten, welche die Gegenwart allein der Zukunft zu überliefern ver-

mag, sorgfältig gesammelt, und beglaubigte Berichte aus dem Leben der Zeitgenossen aufgezeichnet werden. Wer demnach Sinn für die Geschichte und ihre erhabene Wichtigkeit hat, für den ist ein Werk, das zu ihrer Vervollkommnung beizutragen beabsichtigt, hinlänglich gerechtfertiget. Manches wird hier niedergelegt und aufbewahrt werden, was sonst dem Gedächtniß der Nachwelt vorenthalten bleiben, und was doch zur Vollendung des Lebensgemäldes unsrer Zeit, von Bedeutsamkeit seyn möchte. Wie merkwürdige Menschen hier in ihrer Besonderheit dargestellt erscheinen, wird auch ihre Stellung in dem größern Bilde der allgemeinen Geschichte, in höherer Klarheit und Sicherheit erkannt werden.

Neben diesem ersten, geschichtlichen Zweck, hat das Werk noch andre, jenen nicht gefährdende, sondern mit ihm wohl übereinstimmende, Zwecke. Der Mensch in seinem Werden und Seyn, in seinem Streben und Handeln, ist, vor allem Sichtbaren, der Betrachtung und Erforschung werth. Die Erkenntniß der Menschen führt uns auch zu klarerer Erkenntniß, zum tiefern Verständniß unser selbst. Selbsterkenntniß aber ist ein so köstlicher Gewinn im Leben, daß Alles, was sie befördern kann, hochzuachten und eifrig zu fördern ist. Man hat in dieser Hinsicht die Wichtigkeit ächter Biographieen, in alter und neuer Zeit, anerkannt. Der Werth der Menschenkunde, die durch dieselben verbreitet wird, leuchtet ein, und die ernsten, sittlichen Beziehungen, die aus einem biographischen Werke sich

entwickeln, empfehlen sich von selbst. Wer die Offenbarungen Gottes auch in dem Menschenleben zu suchen und zu finden liebt und geübt ist; der weilt mit Theilnahme bei der Darstellung des besondern Menschenlebens, wie des Lebens der Menschheit. Welche Kreise des Wirkens auch sonst uns angewiesen seyn mögen; keiner kann es seiner unwerth achten, den Menschen zu erforschen in seinem lebendigen Daseyn, und, was die Menschenkunde bereichert und erhöht, nach Vermögen zu unterstützen.

Ist aber die Betrachtung und Kunde der Menschen überhaupt von entschiedener Wichtigkeit, so ist es insbesondere die Betrachtung und Kunde der Menschen unsrer Zeit. Nicht das nur, was wir die Zeit nennen, verbindet die Menschen dieser Zeit; es ist noch mehr Gemeinsames unter uns, und die Tugenden und Gebrechen unserer Zeitgenossen stehen in einer vielseitigen Beziehung zu uns selbst. Das Menschliche, das, in einer eigenthümlichen Gestaltung, in dieser unsrer Zeit hervortritt, als Kraft, oder als Schwäche, das berührt uns nicht nur, sondern greift auch recht tief in unser eignes Leben ein. Uns selbst zu erkennen, müssen wir auch das Verständniß unsrer Zeit zu gewinnen suchen; wir lernen aber dieselbe um so mehr verstehen, je tiefer und inniger wir uns mit ihren mannigfachen Erscheinungen, mit ihren Söhnen befreunden.

Ein Werk also, das uns „Zeitgenossen" darstellt, sie unserer Betrachtung und Erkenntniß näher

rückt, auch die durch viele Räume und Verhältniſſe von uns Getrennten, in klaren und treuen Bildern vor Augen führt, darf den Ruhm, etwas vorzüglich Wünſchenswerthes und Löbliches zu befördern, wohl anſprechen, und wohlwollender Theilnahme, einer folgereichen, nicht zu berechnenden Wirkſamkeit ſich getröſten. Spiegeln wird ſich das reiche Leben der Zeit in dieſen Darſtellungen, und wer mit Ernſt das Leben betrachtet, und ſein eignes Daſeyn nicht als ein bloßes Spiel behandelt, wird ſich ſelbſt in ihnen ſpiegeln. Der aber, der das rechte Geheimniß des Lebens gefunden, die religiöſe Anſicht alles Seyns als das Höchſte, und den Menſchen als das Ebenbild Gottes erkannt hat, wird, warnend und ermunternd, und überall lehrreich des Menſchen Leben hier abgebildet finden, den Finger der alleslei-tenden göttlichen Liebe und Macht nicht verkennen, und die Stimmen vernehmen, die ihn zu einem ſchönern, menſchenwürdigen und gottgefälligen Daſeyn rufen. Höhere und reifere Lebensanſichten bieten in dieſer Sammlung ſich gewiß reichlich dar.

So kann dieſes Werk auch zu einem Vereinigungspunct vieler Beſſern unter den Vaterlandsgenoſſen dienen. Die ewigen Wahrheiten der Religion und des Chriſtenglaubens, die bewährten Grundſätze der Sittlichkeit, des Rechts und der geſelligen Verfaſſung, müſſen auch hier hervortreten, und die allgemeinſte Gültigkeit, die ſie an ſich haben, auch zu klarerer Ueberzeugung bringen. Mit beſondrer überzeugender und eindringender Kraft

entwickeln sich jene Grundsätze in historischen Darstellungen, durch welche oft viel mehr, als durch theoretische Erörterung und abstracte Beweisführung das, was nie verkannt werden soll, und doch so leicht unbeachtet bleibt, einleuchtend und anziehend wird. Die unveränderlichen, wahrhaft lebendigen, und doch in der Theorie leicht erstarrenden Gesetze für das besondere und gesellige Menschenleben, bilden in der Betrachtung des Menschen sich recht anschaulich ab, und gewinnen dann wohl neue Verehrung und neue Kraft in den Gemüthern. Die Erfahrung, die oft auf eine sehr empfindliche und schmerzliche Weise, zu höherer Lebensweisheit führt, und oft theuer erkauft werden muß; die Erfahrung, die nicht nur durch das eigne Schicksal, sondern auch durch die Erkenntniß des Lebens Andrer, reicher und gediegner wird: sie liegt als ein Allen zugänglicher Schatz ausgebreitet in dem Leben der Zeitgenossen. Eine strengere und gerechtere Würdigung unsrer Zeit selbst wird hier begründet, und Mäßigung empfohlen in dem Lob, das wir oft allzufreigebig unserm Zeitalter spenden, wie Mäßigung im Tadel, der bisweilen zu mürrisch auch das wahrhaft Gute verkennt, das der Mitwelt eigen ist. Das Bleibende und Unvergängliche im Menschenleben, sichert sich hier, über alles Wechselnde und Vergängliche, das leicht überschätzt wird, die höchste Achtung, und die feste, bewährte Gesinnung feiert den wohlverdienten Triumph über die veränderliche Meinung und das wechselnde Streben, deren Glanz

so

so leicht die Augen verblendet, und den Werth des Menschlichen nur einseitig sehen läßt.

Auf eine blose leichte Unterhaltung ist sonach dieses Werk nicht angelegt. Doch würde auch wer nur diese suchte, nicht ganz unbefriedigt bleiben. Die Geschichte überhaupt, und insbesondere die Lebensgeschichte einzelner Menschen, hat immer, und besonders jetzt, die allgemeinste Theilnahme gefunden. Die Unterhaltung aber, die hier dargeboten wird, enthält zugleich durch den Inhalt des Werkes selbst, wenn auch der Geist und das Darstellungsvermögen vieler Mitarbeiter weniger ausgezeichnet wäre, als sie in Wahrheit sind, eine reiche Nahrung für Geist und Herz, und der Zweck, auf den das ganze Werk hinarbeitet, mag wohl auch dem Leser, den nicht so ernste Absicht zu uns führt, ersprießlich werden.

Für diesen Zweck hat der Herausgeber einen Kreis von Mitarbeitern zu gewinnen gesucht, welche vereint die große Aufgabe zu lösen vermögen, und es ist ihm geglückt, theils die Zusicherung, theils schon thätige Beweise einer kräftigen Mitwirkung vieler sehr ausgezeichneter Männer zu erhalten. Er

muß mit aufrichtigem Dank das Vertrauen und die freundliche Geneigtheit, mit der seine Einladung aufgenommen worden ist, anerkennen, und darf sich freuen, manchen trefflichen Mann bewogen zu haben, für dieses Werk eine Arbeit zu übernehmen, die sonst vielleicht unterblieben wäre. Es soll nicht allzuvielversprechend im Voraus gepriesen werden, was durch eine, wohl selten für ein schriftstellerisches Unternehmen in so großer Anzahl vereinigte Gesellschaft auserwählter Mitarbeiter, geleistet werden kann; es soll noch weniger verheißen werden, daß man hier durchaus nur Vortreffliches finden wird; aber daß viele meisterhafte Darstellungen erscheinen sollen, das darf der, der so viele erfreuliche Zeugnisse vorzüglicher Theilnahme zu rühmen, und einen reichen Schatz von Beiträgen schon in Händen hat, getrost zusagen.

Wesentlich wichtig und nothwendig war, so viel möglich in der Nähe der Darzustellenden auch die Darsteller zu finden, und es ist gelungen, nicht nur im Vaterlande, das natürlich die meisten Beiträge liefert, sondern auch in den meisten Ländern Europa's Mitarbeiter zu gewinnen. Das Werk selbst wird die Beweise davon liefern. Der Grundsatz, für die Darstellung der Zeitgenossen, wo es geschehen konnte, Landesgenossen zu suchen, schien durch die Erwägung sich zu empfehlen, daß diese mehr aus den Quellen schöpfen, die geschichtlichen Nachrichten sichrer und ergiebiger sammeln und benutzen,

auch wohl aus einem richtigern, die Umgebungen und Verhältniſſe treuer auffaſſenden Standpunct, das beſondere Leben abbilden können. Aber manche Fremden werden auch von Deutſchen dargeſtellt werden, die auch da, wo der Landesgenoſſe vielleicht einſeitig oder befangen ein Leben ſchilderte, mit gröſſerer hiſtoriſcher Treue ergänzend und würdigend eintreten ſollen. Ueberhaupt werden Fälle eintreten, wo der Lebenslauf, der Gang des Schickſals eines Zeitgenoſſen, von einem andern, als die ſogenannte Charakteriſtik, das eigentliche innere Leben, dargeſtellt wird, weil Mancher ſich wohl mit einem Menſchen und deſſen ganzem Weſen befreundet haben kann, ohne alle ſeine einzelnen Schickſale zu kennen.

Bedenklicher kann es ſcheinen, daß Mehrere aufgefordert worden ſind, die Geſchichte ſolcher Zeitgenoſſen zu ſchreiben, mit denen ſie in engern oder in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden. Eben das nähere Verhältniß, die engere Verbindung, kann leicht partheiiſch machen, und wie oft der Freund den Freund befangen anſieht, iſt wohlbekannt. Gleichwohl kann auch Vieles gerade nur in der engſten Verbindung recht erkannt und gewürdigt werden, und da, wo es auf die reine Auffaſſung des Menſchen, in ſeinem innerſten Weſen, dem Geheimniß ſeines innern Lebens ankommt, hat der Freund wohl vor Allen eine entſcheidende Stimme. Iſt's hier doch nicht abgeſehen auf ein Gericht über die Zeitgenoſſen, das mit unfreundlichem Scharfſinn und

gewandter Deutelung Flecken und Gebrechen erspäht, und das etwanige Licht mit möglichst vielem Dunkel überschattet. Wie der Freund den Freund erkennte, so mögen auch wir wohl gern ihn anschauen, und was er an ihm lieb gewonnen, was der Fremde, der Nichtbefreundete so leicht übersieht, das gerade mögen wir in seiner Geschichte gern hervorleuchten sehen, um so den Menschen recht in seiner schönern Menschheit zu erkennen. Wo des Lichtes viel ist, und der Schatten etwa fehlt, da ergänzt diesen ohnehin das geschäfftige Zweifeln und strenge Richten, das selten außen bleibt. Da aber, wo nach des Herausgebers freilich beschränktem, oder nach berathender Theilnehmer Ermessen, die Lebensgeschichte sich in eine bloße Lobrede verwandelt hat, wird diese entweder gar nicht aufgenommen, oder, wenn Gründe dafür vorhanden sind, durch unbefangene Darstellungen berichtigt werden.

Die Mitarbeiter sind aufgefordert, überall den ächthistorischen Gesichtspunct festzuhalten, und recht eigentlich geschichtliche Darstellungen der Zeitgenossen zu bearbeiten. Es muß uns weniger daran liegen, besondere Ansichten und Meinungen der Darsteller, als das möglichst treue Bild der Dargestellten kennen zu lernen. Minder durch eingewebte eigne Betrachtungen und Beurtheilungen (oder durch Reflexion und Raisonnement), als durch Klarheit, Sicherheit und Treue der Lebensbeschreibungen selbst, müssen die Leser auf den Standpunct gestellt werden, von dem

aus die Zeitgenossen erkannt werden in ihrer Eigenthümlichkeit. Diese Eigenthümlichkeit, in dem äußern und innern Leben, so weit der Blick einzudringen vermag, soll scharf begränzt, und lebendig entfaltet, hervortreten, im ächten Geist der Biographie, für die in meisterhaften Werken, aus alter und neuer Zeit, die wahrsten und sichersten Gesetze sich finden. Wo es möglich ist, ausgeführte Gemälde zu geben, wird diesen, sofern sie dem Plan und dem Umfang des Werkes entsprechen, der Vorzug gebühren; aber auch treffenden, mit sichrer Hand entworfenen Umrissen und Skizzen kann die Aufnahme nicht verweigert werden. In manchen Fällen mögen diese auch wohl sich besonders empfehlen.

Das höchste Gesetz aber muß überall die strengste geschichtliche Treue seyn, und über Alles die Liebe walten. Des Herausgebers Absicht ist es am wenigsten, dem unseligen Splitterrichten neue Veranlassung und Nahrung zu geben, oder eine eigenmächtige Censur der Zeitgenossen zu eröffnen. Von so thörichtem und frevelhaften Beginnen spricht, wer ihn kennt, ihn frei. Ist auch die Geschichte Richterin der Menschen; der Geschichtschreiber ist es eigentlich nicht, außer durch die Geschichte, in wiefern sie selbst das Gericht ist. Auch der Biograph hat nicht das Urtheil zu sprechen über den Dargestellten; das treue Bild des Lebens spricht das Urtheil, wie Jeden sein eignes Leben schon richtet. Das evangelische Wort: „Richtet nicht!" ergeht

so gewiß an uns alle, und hat eine solche Allgemeingültigkeit, daß kein Verhältniß gedacht werden kann, in dem es, richtig verstanden, unanwendbar bliebe. Wie dasselbe aber vereinbar sey mit Biographieen und Charakteristiken, das ist dem Verständigen klar. So wenig je im Ernst behauptet ward, daß, um jenes Gebot nicht zu verletzen, überhaupt keine Geschichte geschrieben werden dürfe, so wenig man den Geschichtschreiber, blos als solchen, beschuldigen darf, daß er es übertrete, so wenig kann der ächte Biograph dessen angeklagt werden. Zuförderst hat das Gebot seine Gränzen darinnen, daß nicht blos das Löbliche anerkannt, sondern auch das Schlechte gerügt werden darf, und daß es keine Verbindlichkeit auflegt, das Unlöbliche aus der Reihe der Thatsachen auszustreichen. Auch ist das Aufstellen von Thatsachen nicht gegen das Gebot, das darinnen geehrt wird, wenn diese nur rein und wahr, so weit irgend der Mensch sie ermißt, aufgefaßt und entwickelt, die eigenmächtigen Urtheile und Deutungen aber zurückgehalten werden. Die ächte Liebe aber hat ein reineres und klareres Auge als der Haß und die Tadellust, und es dürfen die geschichtlichen Menschendarstellungen, über welche der Geist der Liebe schwebt, für wahrer und ächter gehalten werden, als die, welche Liebloſigkeit verrathen, obwohl die strenge Gerechtigkeit, die der Geschichte gebührt, nie aus zu ängstlicher Rücksicht verläugnet werden soll.

Es ist noch andern Einwürfen und Bedenklichkeiten gegen die Anlage unsres Werkes zu begegnen, und auch dadurch zu bezeugen, daß nicht ohne sorgfältige Erwägung und strenge Berücksichtigung der erheblichsten Zweifel und Schwierigkeiten, dasselbe unternommen ward.

Man wird es anstößig finden, daß auch lebende Personen hier dargestellt werden sollen; man wird einwenden: wie ist es möglich, von Lebenden überall Wahrheit zu sagen, wirklich treue, geschichtliche Schilderungen zu liefern? Wie kann man vermeiden, oft bloßes Tagsgeschwätz, zum Theil vielleicht selbst unwürdige Klatschereien mit aufzunehmen? Ist es ziemlich, sey es Lob oder Tadel der Lebenden, rücksichtslos, mit tadelnswerther Anmaaßung, auszusprechen, und nachdem schon viele gerechte Klagen über die Ungebühr, mit der unbekannte Beurtheiler über schriftstellerische Werke und ihren Werth absprechen, mit Grund erhoben worden sind, selbst lebende Menschen, ihre Gesinnung, ihren Werth in einer öffentlichen Schrift zu richten? —

Der Herausgeber glaubt durch die voranstehenden Erörterungen mehrere dieser Einwürfe schon beseitigt zu haben. Das Werk selbst wird in seinem Fortgang bewähren, wie weit manche, fast unvermeidlich scheinende Schwierigkeiten überwunden, gefährliche Klippen vermieden werden können. Wir

dürften, als auf eine sichre Bürgschaft, daß ein guter, ein christlicher, wohlwollender Geist in diesem Werke herrschen, und das Anstößige möglichst vermieden werden wird, auf die bewährte Gesinnung der meisten Mitarbeiter uns berufen, wenn sie alle hier genannt werden könnten. Jetzt nehmen wir das Vertrauen in Anspruch, das Jeder erwarten darf, der noch nichts gethan, dasselbe zu verscherzen, und erwiedern gegen obige Einwürfe nur folgendes:

Die Mitarbeiter werden, mit Ausnahme weniger Fälle, sich nennen, und so für ihre Darstellungen sich verantwortlich machen. Insbesondere soll der Name des Darstellers da, wo seine Ansicht des Dargestellten, diesem gerechten Grund zu Beschwerden abgeben könnte, nie fehlen. Dadurch verhüten wir, daß der im Finstern schleichende Groll und Widerwille hier offenen Raum finde. Der gehässige, durch nichts begründete Tadel ist aus diesem Kreise völlig ausgeschlossen, so wie jeder bittre und feindselige Angriff auf die Ehre eines Zeitgenossen, sofern derselbe sie nicht selbst preisgegeben hat.

Wir wiederholen die Versicherung, daß wir uns überhaupt nicht anmaaßen, ein Sittengericht hier zu eröffnen, das mit selbstgefälliger Klugheit Lob oder Tadel ausspenden möchte. Nur geschichtliche Thatsachen, nur treue Charakterbilder, nicht vorlautes Urtheil, nicht absprechende Behauptungen

werden hier hervortreten. Auch ist wohl im Allgemeinen vorauszusetzen, daß wer im Leben das Licht nie meiden durfte, auch eine in der aufgestellten Geschichte seines Lebens enthaltene Beleuchtung desselben, nicht scheuen wird.

Gleichwohl mögen Fälle eintreten, da Verhältnisse, oder Neigung eine öffentliche Aufstellung des eignen Lebens nicht wünschenswerth machen. Zwar wer in einem öffentlichen Leben die Augen seiner Zeitgenossen auf sich gerichtet weiß, muß auch öffentlicher Anerkennung seiner Gesinnung und seines Wirkens gewärtig seyn. Doch sind manche Rücksichten, die, für den Augenblick, oder bis an's Ziel der Laufbahn, die Mittheilung einer Geschichte der Persönlichkeit abzulehnen nöthigen, sehr zu ehren, und es mögen vielleicht Manche, die eine lobende Anerkennung ihrer Verdienste am sichersten erwarten dürften, am liebsten sich nicht dargestellt sehen. Es sollen aber auch nicht rücksichtslos die Zeitgenossen hier abgebildet werden; nicht nur wird der Herausgeber denen, die aus guten Gründen ihn auffordern, von ihnen zu schweigen, gern den billigen Wunsch erfüllen, sondern auch sorgfältig darauf achten, daß, so viel von ihm abhängt, jenes schöne Zartgefühl, welches unter wohlgesinnten und gebildeten Menschen, gleiche Schonung beim Aussprechen von Lob oder Tadel gebeut, nie verletzt werde. Es sträubt sich ein gesundes, achtbares Gefühl gegen verwegenes Urtheil über die Lebenden aber auch

der, der sein eignes Bild ungern zur Schau gestellt sieht, kann es nicht verdammen, daß seine Lebensgeschichte mitgetheilt wird, wenn es nur mit gewissenhafter Treue, nicht um müßige Neugier zu befriedigen, sondern um eines höhern Zweckes willen, geschieht.

Sagt man, daß die Acten bei Lebenden noch nicht geschlossen, und daher alle frühern Darstellungen unzeitig und vorlaut sind, weil kein verständiger und wohlgesinnter Richter früher richtet; so erinnern wir, daß wir uns gegen vermeintliche Richtersprüche über die Zeitgenossen schon hinlänglich verwahrt haben, und daß man für eine geschichtliche Darstellung, die nur bis zu einer schon erreichten Gränze führt, den vollendeten Lebensweg als ein Ganzes gar wohl anschauen kann, ohne zu verkennen, daß der weitre Fortgang auch über den schon zurückgelegten Raum noch manches Licht verbreiten wird.

Die aber, welche gleichwohl die Darstellung Lebender mißbilligen, fragen wir, ob es denn wirklich besser, menschlicher ist, Gericht zu halten über die Todten, die kaum von uns geschieden sind? — Vielleicht würden wir das Leben der gestorbenen Zeitgenossen würdiger schreiben, wenn wir es so schrieben, als lebten sie noch mitten unter uns! Für die Todten, deren Andenken, zuweilen ohne bösen

Willen, so leicht befleckt wird, erhebt sich oft keine Stimme, dasselbe zu läutern, einen falschen Bericht zu bestreiten, die Wahrheit herzustellen. Den Lebenden ist es vergönnt, sich selbst zu vertheidigen vor Mitwelt und Nachwelt. Bei ihnen wird es oft leichter, als bei den Todten, das Wahre auszumitteln, und selbst eine einseitige oder irrige Ansicht des Darstellers kann Erörterungen veranlassen, die zur Begründung des wahrhaft Geschichtlichen förderlich sind.

Darum ladet der Herausgeber auch alle diejenigen, welche irgend eine der hier gelieferten Lebensgeschichten zu berichtigen vermögen, recht freundlich ein, ihm ihre wohlbegründeten Bemerkungen mitzutheilen, und fordert insbesondere auch alle diejenigen, welche in der Darstellung ihres eignen Lebens gerechten Grund zur Unzufriedenheit, einseitige oder falsche Ansichten zu finden glauben, dringend auf, ihn in den Stand zu setzen, durch ihre eignen Erklärungen, Irriges zu verbessern, Falsches zu beseitigen, Fehlendes zu ergänzen. Jeder wahrhaften Berichtigung steht das Werk offen, und eingesandte Zusätze und Verbesserungen werden immer eine baldige und willige Aufnahme finden. So gewiß aber die Biographieen selbst von feindseligem Geist möglichst frei erhalten werden sollen, so sehr bitten wir auch alle, die Gegenbemerkungen mitzutheilen haben, in denselben den ziemlichen Ton und Ausdruck nicht zu verletzen.

Endlich werden auch alle Zeitgenossen, die einer Abbildung ihres Lebens in diesem Werke gewärtig sind, alle, die ihr eignes Leben, auf der Höhe desselben, zu überschauen vermögen, und zu dieser Selbstbetrachtung und Selbstschilderung Geneigtheit, Muth und Muße haben, vertrauend gebeten, durch Selbstbiographieen das Unternehmen zu begünstigen und zu zieren. Denn Selbstbiographieen, im ächten Geist und Sinn, und von gewandter Hand abgefaßt, würden eine besondere Zierde desselben, ein unschätzbarer Gewinn seyn. Es mögen freilich sehr gerechte Bedenklichkeiten Viele abhalten, von sich selbst zu reden, doch hat Mancher auch besondern Beruf dazu, und was in dieser Art schon eingesendet worden ist, macht uns eben so sehr nach mehrern Beiträgen der Art begierig, wie es uns Muth gibt, darum dringend zu bitten.

Die erheblichsten Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Darstellung lebender Zeitgenossen scheinen damit beseitigt, und um alle Furcht, daß hier etwas Ungebührliches versucht werden möchte, gänzlich zu verbannen, sey auch die Versicherung beigefügt, daß überall, wo es unmöglich oder unstatthaft ist, die strenge Wahrheit zu berichten, ein gänzliches Schweigen dem halbwahren oder unsichern Reden vorgezogen werden soll.

Es ist noch Einiges über die Anordnung des Werkes zu bemerken. Die alphabetische Ordnung, die manchem Leser erwünscht seyn möchte, ist aus leichtbegreiflichen Gründen, und wegen unvermeidlicher Unbequemlichkeiten, die dabei eintreten mußten, verworfen worden. Um die Vortheile derselben zu ersetzen, wird, zum Schluß des Ganzen, ein vollständiges Repertorium eine leichte Uebersicht gewähren. Es wird zunächst nur beabsichtigt, in der bestimmten Zeitfolge, möglichst viele gute Biographieen zu liefern, und darum muß eine freie Auswahl aus dem vorhandenen Vorrath gesichert bleiben. Welche Art der Zusammenstellung auch beliebt wurde, immer gesellte sich ein Zwang dazu, der gerade dem wesentlichsten Gehalt des Werkes wenig ersprießlich wäre. Der Herausgeber wird also nur darauf bedacht seyn, das Beste zu geben, ob es auch in buntem Wechsel sich aneinander reihe, und die nothwendigen Gesichtspuncte, die ihn dabei leiten, werden sich allmählig kund machen.

Er hat die Aufforderung angenommen, durch Einleitungen sowohl die Darstellungen verschiedener Mitarbeiter, wo jene zusammengehören oder einander beleuchten, zu verbinden, als auch, wo es nöthig scheint, den Standpunct des Biographen anzugeben, oder Ergänzungen zu liefern, oder Ansichten zu eröffnen, die zum Verständniß der Biographieen selbst dienlich seyn können. Er nimmt sich nicht heraus, den Werth der Schilderungen selbst

voraus bestimmen zu wollen; er stellt sich überhaupt nicht über die Mitarbeiter; aber da diese nur das Einzelne bearbeiten, er das Ganze zu ordnen hat, so glaubt er besonders da, wo er die Lebensgemälde Einzelner in Gruppen zusammenstellt, einleitend hinzutreten zu müssen. Doch übernimmt er keineswegs die Verbindlichkeit, die über sein Vermögen und sein Verhältniß hinausliegen würde, überall, wo es nöthig seyn möchte, Berichtigungen zu liefern, oder die Ansichten der Mitarbeiter zu vertreten. Er wird manches aufnehmen müssen, was nicht durchaus seinen Grundsätzen und Meinungen entspricht; er darf nicht, mit vorgreifender Selbstgefälligkeit, durch Anmerkungen und Zusätze das ihm Mißfällige abweisen wollen. Seine eignen Grundsätze muß er auf andre Weise so bewähren, daß es unnöthig ist, sie in jedem besondern Falle, wo die Mitarbeiter andre hegen, allzuängstlich zu verwahren. Das Zwischenreden würde auch nur zu sehr den Einklang der einzelnen Beiträge stören, und darum sollen blos die Einleitungen ihm vorbehalten bleiben. Die Biographen aber müssen ihre Ansichten und Grundsätze selbst rechtfertigen.

So darf er auch in der Sprache und dem Ausdruck der Mitarbeiter nichts Erhebliches ändern. Er wünscht, daß eine möglichst reine deutsche Schreibart, fern von Ziererei, durch das ganze Werk gehe; aber er hat nicht das Recht, sie da, wo sie fehlt, herzustellen.

Daß nur von bekannten und bewährten Männern, die selbst Bürgen sind für die Aechtheit des Mitgetheilten, Beiträge aufgenommen werden können, versteht sich von selbst. Der Herausgeber verbittet sich also alle Einsendungen von Ungenannten oder Unbekannten, außer wenn letztere eine hinreichende Beglaubigung beibringen können. Nur durch die größte Sorgfalt und Strenge in der Auswahl der eingegangenen Darstellungen, kann das Werk gerechten Vorwürfen entgehen.

Auch werden, in der Regel, nur Originalaufsätze gegeben. Doch scheint es nicht unzweckmäßig, die große französische Biographie universelle, ein sehr bändereiches und in Deutschland weniger verbreitetes Werk, das viele gute Biographieen, besonders der Franzosen, enthält, auch für unser Werk zu benutzen, wiewohl wir in demselben den deutschen Geist, dem wir auch in der Geschichtschreibung huldigen, vorwalten lassen werden. Darum sollen nur einige wenige besonders ausgezeichnete Arbeiten aus jener französischen Sammlung, wenn eine neue, bessere Darstellung nicht zu erhalten ist, in einer fleißigen deutschen Bearbeitung, seltner in einer bloßen Uebersetzung, Aufnahme finden. Eben so enthält das, in der Verlagshandlung der Zeitgenossen erscheinende Conversations-Lexicon mehrere Artikel, die auch für unsern Zweck sich eignen. Sie unverändert hier abdrucken zu lassen, würde sich zwar nicht gebühren; die Verfasser aber werden einige, auf unsre Aufforderung, einer nochmaligen Umarbeitung unter-

werfen, daß sie in noch größerer Vollkommenheit, oder unserm Plan noch entsprechender, hier auftreten können.

Uebrigens ist Alles so eingeleitet, und das Ganze so begründet, daß, ohne irgend etwas zu übereilen, die einzelnen Abtheilungen des Werks, in kurzen Zwischenräumen, auf einander folgen können. Es wäre möglich gewesen, schon früher einen ganzen Band zu liefern, wenn der Herausgeber sich's nicht zur Pflicht gemacht hätte, nichts zu versäumen, was dem Unternehmen einen bleibenden Werth geben kann, und mit der größten Gewissenhaftigkeit den gerechten Forderungen zu entsprechen, die an eine solche Sammlung gemacht werden dürfen.

Und so mögen die Zeitgenossen unsre Arbeit freundlich aufnehmen, und wenn das Vollkommene nicht geleistet werden kann, das möglichst Gute, das gesucht und erstrebt wird, gern anerkennen. Mit Geneigtheit werden wir Jedem entgegen kommen, und dankbar gegen Jeden seyn, der, auf irgend eine Weise, dem wohlgemeinten Unternehmen hülfreich die Hand beut, auch jeden gerechten Tadel sorgfältig berücksichtigen, ohne durch grundlose Urtheile uns auf unserm Wege irren zu lassen.

Im März 1816.

D. Friedrich August Koethe,
Theologie – Professor in Jena.

Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Erste Abtheilung.

Google

Franz I.

Kaiser von Oesterreich.

Von

T — Z.

Mit

einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Franz I.

Kaiser von Oesterreich.

Wer sonst könnte der Erste seyn in der Reihe der Zeitgenossen, welche in diesem Werke abgebildet werden sollen, als der Erste unter den vaterländischen Fürsten? Zwar werden unsre Darstellungen nicht nach irgend einer Rangordnung auftreten; doch ziemte sich's wohl, mit einem besonders hervorleuchtenden Leben zu beginnen, in dem die Zeit sich besonders klar und erfreulich spiegelt, das zugleich der allgemeinsten und innigsten Theilnahme versichert ist. So konnte nicht lange die Wahl zweifelhaft bleiben; sie mußte für den erhabenen Kaiser, dessen Persönlichkeit die durch ganz Deutschland herrschende Verehrung seines erlauchten Hauses, und dessen, was dasselbe Jahrhunderte hindurch dem Vaterlande gewesen, überall erhöht hat, mit höchster Geneigtheit sich entscheiden.

Nach einer drei und zwanzigjährigen Regierungszeit Franz I. darf der Versuch gewagt werden, ein einfaches Bild seines glorreichen Lebens aufzustellen; jetzt zumal, da mit der Herstellung des Friedens in Europa, ein Theil seines großen Tagewerks vollbracht, mit der Beendigung des vieljährigen Kampfes, an dem er vom Anfang den bedeutendsten Antheil nahm, das Ziel, für das er keine noch so mühselige Anstrengung, kein noch so schweres und kostbares Opfer gescheut hat, großentheils erreicht ist. Ein Hauptabschnitt seiner Geschichte ist mit dem Jahre eintau-

send achthundert und funfzehn geendet; der bewundernswürdige Erfolg seines unablassigen Strebens und Mühens hat über dieses selbst ein helles Licht verbreitet und es auf die glänzendste Weise verherrlicht; ein reiches Daseyn, eine gehaltvolle Wirksamkeit liegt aufgeschlossen vor uns. Es können noch viele ruhmwürdige Thaten zu seinem Leben hinzukommen; der Kaiser selbst kann jetzt schon als Mensch und als Herrscher, in seinem Geist und Willen, in der Beziehung zu seiner Zeit und ihrer Geschichte, erkannt und verstanden werden.

Das, was unter allen Verhältnissen im Menschenleben das Höchste ist, die Gesinnung, sie erscheint in dem, was die Gegenwart von dem Leben dieses Fürsten zu erkennen vermag, schon klar und unverhüllt; sie ist bewährt durch die Beständigkeit, die sie über den vielfachen Wechsel und Wandel der Zeit erhob, so wie durch die Früchte, die sie getragen hat; die Probe vieler und schwerer Jahre, in denen wohl auch manche edle Kraft unterlag, eine wahre Feuerprobe, hat sie untadelhaft bestanden!

Deutsch von Art und Sinn, in seiner Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit, Treue, in seiner Ausdauer und Beständigkeit, in seiner einfachen, würdigen Weise, wie seine gesammte öffentliche Wirksamkeit ihn darstellt, gewährt sein Leben recht ein erfreuliches und erhebendes Bild, dessen Züge, lauter vaterländische Tugenden, ein deutsches Gemüth mit besonderm Wohlgefallen in schöner Klarheit auffaßt. Der Geschichtschreiber aber, der hier leicht nur als Lobredner erscheinen kann, hat in der Wahrheit des Besten, was er abzubilden versucht, und in dem einmüthigen Urtheil der Mitlebenden selbst, ein Zeugniß, das seine Treue über allen Zweifel erhebt.

Unsre Leser werden diese Treue in der nachfolgenden Darstellung, die wir einer gewandten und sichern Hand, einem geistreichen Staatsmanne verdanken, gewiß nicht verkennen. Sie mögen, wie der Herausgeber, nicht alle Ansichten des Verfassers theilen, mit seinem Urtheil über wesentliche Verhältnisse der Zeit nicht durchaus einverstanden seyn; aber, was die Hauptsache ist, die Aechtheit des Geschichtlichen, die Wahrhaftigkeit alles dessen, was den Geist und die Gesinnung des Kaisers anschaulich macht,

wird, wie abweichend auch sonst Ansicht und Meinung sey, nicht verkannt werden.

Wenn vielleicht manchem hier mehr die Staatsweisheit des Oesterreichischen Hofes, die sichern Grundsätze, welche jene seit zwanzig Jahren unausgesetzt behauptete, durch die sie das Kaiserreich aus dem Sturm einer drohenden Zeit nicht nur errettete, sondern unter Leitung der Vorsehung es auch zu neuer Kraft erhob, mehr das Leben Oesterreichs, als seines Herrschers, entwickelt scheint; so wird auch dadurch die Darstellung nur gerechtfertigt, der Leser aber, der ihr dieß zum Vorwurf machte, irrte besonders darinnen, daß er Oesterreich und den Kaiser auf eine Weise von einander trennte, wie sie im Leben nicht getrennt sind. Denn, wenn irgendwo, so ist hier die Gesinnung, die Eigenthümlichkeit des Fürsten, auch der Geist, die Eigenthümlichkeit der politischen Grundsätze des Staats; die Staatsweisheit und Staatskunst Oesterreichs ward, seit zwanzig Jahren, wesentlich durch die Grundsätze des Kaisers bestimmt, und ging recht eigentlich aus denselben, aus der Art, wie er menschliche Verhältnisse würdigt, sich selbst in der Beziehung zu seinem Lande, zu den Nachbarländern, und zu einer höhern Ordnung der Dinge empfindet, hervor. Sein Geist, sein Gemüth, seine unbegränzte Ehrfurcht gegen das Gesetz, gegen den höchsten Gesetzgeber, gegen den unsichtbaren und doch offenbaren Lenker der Schicksale der Staaten, wie des Einzelnen, seine Verehrung dessen, was als ein überliefertes, durch die Vergangenheit bewährtes Gesetz in der Verfassung und im ganzen öffentlichen Leben sich ihm empfohlen hat; sein Streben, das Gesetz, vor dem er sich selber beugt, auch allgemein zur Anerkennung zu bringen; das ist die Kraft, die den österreichischen Staat bewegt, die Staatskunst leitet. Wir dürfen es sogar als ein Zeugniß der Aechtheit einer Lebensgeschichte des Kaisers aufstellen, wenn mehr Oesterreich als der kaiserliche Herr hervorzutreten scheint, weil nicht nur dieser recht eigentlich in seinem Oesterreich lebt, sondern auch, selbst das höhere Gesetz über sich anerkennend, vor diesem demüthig zurücktritt, und, weit entfernt sich selbst durch Eigenmacht bemerkbar machen zu wollen, vielmehr nur als der erste Diener des Gesetzes, dieses in Ausübung bringt, ohne dabei die Einwirkung seiner Persönlichkeit hervorzuheben.

Drum muß auch besonders, wer ihn darzustellen versucht, in seinen nähern Umgebungen ihn beobachtet haben.

Des Kaisers Jugend*) fiel in eine Zeit, die sichtbar auf eine große Zukunft hindeutete. Sein kaiserlicher Oheim, Joseph II., in dem mit einem reichen und unternehmenden Geist sich ein oft verkannter, wohlwollender Sinn vereinte, hatte erhabene, menschenfreundliche Ideen, und darauf gegründete große Verbesserungspläne aufgenommen, die mit vielen damals bestehenden Verhältnissen in Zwiespalt kommen mußten. Muthig, aber nicht mit Glück, bestand er einen schweren Kampf mit Vorurtheilen und hergebrachten Formen, an welche sein freierer Geist sich nicht binden mochte, in denen er Hindernisse des Glücks sah, das er, als Vater, seinen Völkern bereiten wollte. Er unterlag in diesem Kampf!

Josephs Bruder, Leopold II., Vater Franz I., wirkte auf ähnliche Weise, doch mit reicherem Segen und beglückender, in seinem kleineren Staate. Aber nach Josephs Tode**) auf den größeren Thron berufen, sah er sich in einen Zwiespalt hineingezogen, der manchen Rückschritt unvermeidlich machte, und auch sein Ende beschleunigte***), nach kaum zweijähriger Regierung als Kaiser.

Franz I. bestieg den Kaiserthron****) und den ererbten Thron seiner Väter. Damals hatte in Frankreich sich schon die Flamme entzündet, die allen bestehenden Verfassungen den Untergang drohte; die folgereiche Zusammenkunft der Herrscher Oesterreichs, Preußens und Sachsens in Pillnitz†) hatte schon Maaßregeln vorbereitet, den Sturm zu beschwören, und die zu fürchtende Verwirrung aller Verhältnisse der Völker abzulehnen. Der Kaiser erbte den, für ihn unvermeidlichen Krieg, der schon vor seiner Wahl erklärt war††). In-

*) Er ward gebohren am 12. Februar 1768.

**) Am 29. Februar 1790.

***) Am 1. März 1792.

****) Am 5. Julius 1792.

†) Am 25. August 1791.

††) Am 20. April 1792.

deß raſete der neue Freiheitstaumel in Frankreich fort; der König ſelbſt blutete unter dem Beil ſeiner Unterthanen*). Des Kaiſers Bemühungen, die alte Ordnung der Dinge, Ruhe und Sicherheit wieder herzuſtellen, waren vergebens; in wiederholten Kämpfen unterlag die Tapferkeit und Standhaftigkeit der öſterreichiſchen Heeresmacht der Begeiſterung der Republikaner und ihrer neuen Kriegskunſt. Mit tiefem Schmerz ſah der Kaiſer ſeine ſchönſten Hoffnungen ſcheitern.

Wenn das Schickſal ſeines Oheims und Vaters ihm raſche Neuerungen in den beſtehenden Verhältniſſen ſchon bedenklich gemacht hatte, ſo erfüllte die furchtbare Ausartung der Staatsreformen ſeine, nur Treue und Geſetzmäßigkeit liebende Seele, mit Entſetzen. Er ſah den ungeheuren Kampf des Alten und des Neuen, in den Alles hingeriſſen zu werden ſchien, und fühlte ſich berufen, der Anmaaßung, Verwegenheit, und göttliches wie menſchliches Recht verläugnenden Neuerungswuth, ſich entgegen zu ſtellen, und um ſo beharrlicher das gute Alte, das er in einer höhern Ordnung der Dinge begründet erkannte, nicht nur ſeiner Neigung nach, ſondern auch ſeiner hohen Würde als deutſcher Kaiſer gemäß, unerſchütterlich aufrecht zu erhalten.

Für dieſen Zweck erſchienen ſeine Heere immer von neuem auf dem Kampfplatz; ſtandhaft auch dann, wenn alle andere Mächte ihn verließen, verfolgte er ſeinen großen Plan, den ſein frommer und gläubiger Sinn ihm ſelbſt als einen höhern Willen darſtellte, für den er eben darum auf höhere Hülfe, auch dann, wenn Alles zu mißlingen ſchien, mit Zuverſicht hoffte. Erſt dann trat er, einer künftigen Entwickelung des dunkeln Verhängniſſes harrend, vom Kampfplatz ab, als im Kampf für die alte Ordnung ſelbſt die heimiſchen Verhältniſſe ſo gefährdet waren, daß die Weisheit rieth, abzulaſſen von einem Bemühen, für das ſchon das Aeußerſte gewagt war. Aber in ſeiner Seele blieb auch dann noch entſchieden und feſt die Ueberzeugung, daß dem Drange der Zeit nicht mehr nachzugeben ſei, als was mit geſetzlicher Ordnung beſtehe und was die Fügungen der Vorſehung ſelbſt zu billigen

*) Am 21. Januar 1795.

schienen. Als endlich eine verderbliche Uebermacht alle Bemühungen, eine, wenn auch neue, doch in der alten gegründete, gesetzliche Ordnung herzustellen, frevelhaft verspottet hatte; als es noch Einen großen Kampf galt um Europa's Freiheit, Recht und Ordnung, da rüstete, mit Gottvertrauen, sich auch der Kaiser wieder, und trat in die Reihe der glorreich, aber noch mit zweifelhafter Entscheidung Kämpfenden. Die Siege, die mit großen Erfolgen den Kampf krönten, feierte er, als Gottes Werk, und sie gewährten ihm die Genugthuung, daß er sein Leben nicht an einen fruchtlosen Plan verschwendet habe, daß Ordnung und Gesetz von neuem zur Anerkennung gebracht sey.

Aber man würde sein Streben und Wirken mißdeuten, wenn man meinte, es habe ihm nur daran gelegen, allen Zeichen der Zeit zum Trotz, nur das Alte wieder herzustellen. Ein selbstsüchtigeres Gemüth hätte dann mit der Rücknahme der Kaiserkrone den Anfang gemacht; ein befangener Freund des Alten hätte nicht in so vieles Neue gewilligt, das sein Widerspruch, wenigstens zum Theil, abwenden konnte. Die edleren Ideen, die Joseph und Leopold gehegt, und auszuführen versucht hatten, um welche ein ganzes Menschenalter, unter den größten Leiden und vielfachem Wechsel der Dinge, von vielen selbst unerkannt, unablässig gerungen, sind seinem freundlichen Herzen, seiner klaren Vernunft, nicht fremd geblieben. Er konnte es nie für das Höchste halten, daß es durchaus bleibe in den Staaten und menschlichen Verhältnissen, wie es war. Selbst sein frommer Sinn verwahrte ihn gegen den eitlen Wahn, daß irgend etwas Menschliches vollkommen und abgeschlossen gut sei, und im Fortgange der Zeit keiner Läuterung, keiner Besserung, keiner Wiedergeburt bedürftig. So gewiß er Gottes Ordnung und göttliches Gesetz als die Grundlage aller menschlichen Ordnung zu allen Zeiten anerkannte, so gewiß war er überzeugt, daß die Völker und ihre Herrscher nur dahin streben können, Gottes Ordnung immer vollkommener in den menschlichen Verhältnissen herzustellen, und daß diese darum zu dem Bessern immer fortschreiten müssen, zu einem Zustand, wo das göttliche Gesetz zur höchsten und allgemeinsten Anerkennung gebracht ist, wo alle irdische Macht vor ihm sich demüthigt, wo es alle Verhältnisse

göttlich und menschlich ordnet, wo es das höchste Recht, das die Rechte Aller sichert, auf Erden herstellt, und so in Gesetzmäßigkeit die wahre Freiheit begründet wird. Nur mit dem Frevel und der Thorheit, auf den Umsturz aller alten Ordnung und Verfassung, eine ganz neue Welt, nach wandelbaren Ansichten, zu erbauen, konnt' er sich nie befreunden. Denn seinem klaren Sinne mußt' es wohl einleuchten, wie Alles, was werden soll, in einem, was war und ist, alles fortschreitende Neue in einem Alten wurzelt, wie nichts nichtiger und verderblicher sei, als die Gegenwart gleichsam abzuschneiden von der Vergangenheit, und die neue Zeit nur in die Luft zu bauen. Josephs Unglück hatte ihm Mäßigung und Weisheit gelehrt in Allem, was umgestaltet, verbessert werden soll; und zum Zeugniß, daß ein edler Wille durch menschliche Irrthümer nicht gänzlich verdunkelt werden kann, daß, unter der Leitung der Vorsehung, selbst die verfehlten Bemühungen einer hohen Seele nicht gänzlich verloren sind, wirkt Josephs Gesinnung, das Unvergänglichste seines Lebens, nachdem sie die läuternde Prüfung bestanden, in der Gesinnung seines glücklichern Neffen gelegneter fort, im Wesentlichen noch immer auf dasselbe würdige Ziel gerichtet, das jener erstrebte. Die beharrliche Gesinnung hat über die veränderliche Meinung triumphirt; auf eine bewährte Gesinnung gründet Kaiser Franz alle Staatsweisheit, und richtet die Ansichten und Ideen der Zeit nur nach jener, die erst wahrhaft über ihren Werth entscheidet. Treu und bieder, recht ein deutscher Mann, ohn' Argwohn, ohne Falsch, ohne Hoffarth, will und fördert er beharrlich das Gute, und ist so, erhaben über Mißdeutung, der Gegenstand allgemeiner Verehrung im ganzen Vaterland einzig durch sich selbst geworden, und der aufrichtigsten Huldigung, die sich so klar und einmüthig in dem lauten Wunsch aussprach, daß er die deutsche Kaiserkrone seinem würdigen Haupte wieder aufsetzen möge. Und obwohl dieser Wunsch nicht erfüllt ward, ist er doch nicht fremder geworden dem deutschen Volke, und so bewährt in seiner Gesinnung, daß diese, so weit sie die Staatskunst Oesterreichs durchdringt, uns eine Bürgschaft ist für die volks- und zeitgemäße Verfassung, die kommen soll, und für das wahre Wohl Deutschlands, so weit es von menschlicher Veranstaltung abhängig ist.

So erscheint der Erste in der Reihe der Zeitgenossen, Kaiser Franz, und das nachfolgende Bild seines Lebens wird die öffentliche Meinung von ihm nur bestätigen, fester begründen und aufhellen. K.

Es ist verdienstlich, einem Jahrhunderte, welches den Thron als einen Sitz der Willkühr, und die Herrschaft als eine Sache des Genusses und der Leidenschaft kennen gelernt, das Bild eines wahren Herrn und Fürsten vorzuhalten. Zwar sind die Eigenschaften des Vaters und Hauswirthes einer großen Völkerfamilie, wie alle häuslichen Tugenden, von einer gewissen, Ehrfurcht gebietenden Scheu vor der Oeffentlichkeit und Ruhmredigkeit unzertrennlich. Jedoch wenn die Zeiten erhebender Beispiele bedürfen, und eine allgemeine Waffenruhe die Betrachtung wahrhaft sittlicher und menschlicher Gegenstände gestattet, so ist es gerade die Art der stillen Größe dieses Monarchen, welche die Beschreibung erträgt, weil sie derselben nicht bedarf und durch sie nicht entstellt noch entheiligt werden kann. An einem Herrn, der drei und zwanzig mühselige, arbeits- und leidenvolle Jahre hindurch, außer dem Glücke seiner Völker und der Beruhigung von Europa, in dessen Gesamtverhängniß unter allen Zeitgenossen seine Person und sein Leben am meisten verflochten war, nur Gewissen, Gesetz und Gott vor Augen hatte, möchte wohl die beschränkte Kunst der Rede und der Schmeichelei ihre Rechte verloren haben. Demnach ist es nicht nur nützlich, sondern auch erlaubt, daß man bei seinem Leben und unter seinen Augen der Welt zu sagen versucht, wer er sei.

Der Beherrscher eines Volks kann außer demselben stehn, es als sein Werkzeug behandeln; er kann auf der Höhe desselben thronen, von wo die Bedürfnisse, Leiden und Wünsche der Einzelnen in großen Massen erscheinen; der Kaiser Franz steht in der eigentlichen Mitte seiner Völker, allen den Seinigen durchaus verständlich, einfach in seiner Lebensweise, vorwurfsfrei in jeder sittlichen Beziehung, und so zugänglich für den Letzten und Ersten sei-

nes Reichs, als unzugänglich für Günstlinge oder irgend eine anderweite Bestechung der Macht.

Durch die strengste Mäßigkeit und Ordnung hat er die nicht allzustarke körperliche Constitution so abgehärtet, daß sie der ununterbrochenen Arbeit des Cabinets*) eben so sehr, als allen Fatiguen des Krieges gewachsen ist, und eine lange Lebensdauer verspricht. Der Gebrauch des Weines und aller starken, nervenschwächenden Getränke ist ihm fremd. Die Geschäfte, insbesondere die Arbeiten der innern Verwaltung, sind sein Lebensgenuß, die Naturwissenschaft und die praktische Landwirthschaft, in den wenigen Tagen des Jahres, wo er auf seinen Familienherrschaften verweilen darf, seine einzige Zerstreuung. Hier aber eben so wohl, als auf seinen Reisen und Feldzügen, wird die Bearbeitung der Staatsgeschäfte keinen Tag unterbrochen; sein Cabinet und seine Registratur folgt ihm überall hin: darin treffen die Antriebe des Gewissens und der Neigung in dem Leben dieses frommen Fürsten überein, daß die besten Stunden jedes Tages seinen Unterthanen gehören müssen. Nach allen Märschen, die er in Frankreich an der Spitze seiner Heere, oder in Begleitung seiner hohen Alliirten, immer zu Pferde, zurücklegte, nach einer oft acht-, zehn-, auch zwölfstündigen Fatigue, unter allen Unannehmlichkeiten der Jahreszeit, trat unmittelbar nach gehaltenem, frugalen Mahle, die Arbeit des Cabinets und die Berichtigung der laufenden Staatsgeschäfte ein, und wurde bis in die einbrechende Nacht fortgesetzt. Die Abwesenheit des Kaisers aus sei-

*) In den öffentlichen Audienzen zu Wien hört und beantwortet er wöchentlich, acht bis neun Stunden hinter einander stehend, die Klagen und Bitten von Hunderten seiner Unterthanen. Bürger der Stadt Wien, Generale, hohe Staatsbeamte, Bauern aus den Provinzen, arme Witwen, Kaufleute, Personen aus allen Ständen rücken nach der Reihe der Ankunft in das Audienzzimmer des Kaisers vor. Jeder Bedürftige kehrt getröstet und beruhigt zurück. Der Kaiser hat ihn aufmerksam über alle Umstände befragt, sich an Vieles erinnert, in der Sprache eines jeden erwahnt, belehrt, unterrichtet. Die Verfassung kann er den Bittenden zu gefallen nicht ändern, aber seine Privatschatulle steht dem Leidenden offen, und mehr als das, jeder nimmt das erlebende Gefühl der Vorsorge eines Herrn und Freundes mit sich nach Hause.

ner Hauptstadt oder seinen Staaten verändert in dem Gange der Verwaltung nichts: Courierverbindungen sind so regelmäßig eingeleitet, daß auch in den meisten Fällen der Zeitverlust eingebracht wird.

Ohne die feierliche Repräsentation zu lieben, weiß er sich ihr mit Leichtigkeit, wo es nothwendig ist, zu unterwerfen. An einem der glänzendsten Höfe von Europa erscheint das Haupt der ersten Familie, der vornehmste Mann seiner Zeit, schlicht, doch ehrfurchtgebietend, so daß jeder, der ihn nie sah, in ihm den Kaiser, noch mehr aber den ersten Bürger, den ersten Landwirth seines Reichs erkennt. Ohne die Ziererei fürstlicher Herablassung mischt er sich gern, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, unter seine Unterthanen, gefällt sich als Bürger seiner Hauptstadt dem Letzten der Mitbürger auszuweichen, oder in der Reihe der Spazierenfahrenden nachzufolgen, wo es die Ordnung der Stadt vorschreibt; wie es überhaupt seine eigentlich herzlichste Freude ist, sich dem Gesetz, bis auf die letzte polizeiliche Vorschrift herab, zu unterwerfen.

Auf seinen Reisen und Feldzügen führt er, wo es angeht, ein bedeutendes Gefolge mit sich. Es ist nicht Luxus, wie der Anblick zeigt; es ist das Bedürfniß, ein Hauswesen, eine Familie der Seinigen um sich zu haben, für die er bis auf die kleinsten Bedürfnisse herab sorgt, die in Freundes und Feindes Land gleich gern gesehen werden. Frankfurt und Heidelberg vergessen es nicht, wie sie den Herrn von Oesterreich in der anspruchlosen Hoheit eines deutschen Edelmannes und Hauswirthes in ihrer Mitte gesehen haben.

Vertraut mit den verschiedenen Landessprachen seiner Monarchie, liebt er dennoch die deutsche vor allen andern, sogar vor seiner zweiten Muttersprache, der italienischen. Er spricht sie mit Vorliebe in dem Dialekt seiner Gebirge und seiner Hauptstadt, in den eigenthümlichen Tönen und Wendungen, welche den Charakter des Volks ihm, wie ihn seinem Volke immer gegenwärtig erhalten. Andrerseits schreibt und dictirt er sie mit einer Correctheit, Deutlichkeit, Kürze und Präcision, die unter den deutschen Geschäftsmännern selten ist, während er jeden Verstoß gegen die Reinheit der Sprache in den Berichten seiner Behörden bemerkt und rügt.

Sein Gedächtniß ist die Controle der Monarchie. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß von den Millionen seiner Unterthanen, welche sich wahrend seiner drei und zwanzigjährigen Regierung bittend, klagend, in den öffentlichen Audienzen, durch den Weg der Hof- und Landesstellen, oder persönlich auf seinen vielfältigen Reisen an ihn gewendet haben, niemand ist, dessen er sich nicht vorkommenden Falls erinnern würde, und daß die Localität seines Reichs ihm gegenwärtig ist, wie seine Hofburg zu Wien.

Dies Gedächtniß ist nicht blos angeborne Kraft der Seele, sondern noch mehr eine Wirkung jenes hauswirthlichen Interesse, das sich in den Wirkungskreis eines Jeden, in sein Wohlseyn, seine Gemächlichkeit und Betriebsamkeit behaglich zu versetzen weiß, und weder den letzten Bauernhof in Siebenbürgen, noch die einsamste Wohnung in den Alpen ausschließt, daher auch Personen, Verhältnisse und Ereignisse für die Erinnerung wohl aufzubewahren weiß. Seine Gelehrsamkeit in allen, auf die bürgerliche Gesellschaft und ihre Verbesserung bezüglichen Dingen, die Kunst- und Naturkenntniß, die Forschbegierde, die man überall in der Fremde an ihm bewundert hat, sind nur Folgen der geschwinden Beziehungen, in die alle Gegenstande auf seinen tiefen Sinn für jede Art der Haushaltung treten.

Man muß ihn im Gespräch mit den Großen seines Reichs, wie mit seinen Bauern, eingehend in ihre Bedürfnisse und Verhältnisse, gesehen haben; man muß, wenn von Oesterreich die Rede war, in dem Munde dieses Herrn die erhabenen Worte: ich und mein, oder bei mir, gehört haben, um den großen Verwalter der Angelegenheiten seiner Völker — ganz wie seiner eigenen, — den Meyer seines Reichs, wie Carln den Großen, zu erkennen; um einzusehn, daß sein Herz ihn an alles erinnern müßte, was sein Gedächtniß etwa vergäße. Daher ist die Vorstellung des Kaisers als Vater, oder noch bezeichnender in seinem tyrolischen Beinamen, des Brodvaters, in Oesterreich nicht etwa eine sinnbildliche, wie so oft, sondern im eigentlichen Verstande des Wortes die wahre und natürliche.

Man hat das Glück, oder besser nach einem christlichen Ausdrucke, den Segen bemerklich gemacht, der seit Jahrhunderten über dem Hause Oesterreich waltete, und wie alles Unglück dieser erhabenen Fürstenfamilie immer im Verfolge der Zeit zu größerem Gedeihen führen mußte. Nie aber erschien diese Bemerkung wahrer, als in dem achtzehnten und dem laufenden Jahrhunderte. Als die Selbstherrschaft nach willkührlichen Plänen und Entwürfen durch das verführerische Beispiel Friedrichs des Großen zu einer Art von Fürsten-Mode in Europa, als später das Geheimniß der Verfassungs- und Regierungskunst ein Problem aller Talente wurde, als alle Bande des Gehorsams zerrissen — welche tiefsinnige Form der Politik, könnte man fragen, hat denn damals dieses mittelländische, von allen Seiten den Einflüssen des Jahrhunderts ausgesetzte Oesterreich gerettet; was hat ihm die Bindung, den Zusammenhang gegeben, eine solche Zeit nicht nur zu überleben, sondern sie zuletzt in ihre Fugen zurückzuführen? — Die Antwort ist: Statt aller Staatskunst ein einfaches, mütterliches, von Gottesfurcht geleitetes Gefühl in der großen Maria Theresia, und der Vatersinn ihres Enkels, des Erben ihres Herzens.*) Erhaben über alle Sprachverschiedenheit des Italieners und des Deutschen, des Böhmen und des Ungarn, siegte dieses menschliche Gefühl auch über die ganze Sprachverwirrung des Jahrhunderts. Der Segen Oesterreichs war die Frömmigkeit seines Fürstenhauses.

Noch merkwürdiger aber ist es, wie selbst die Irrthümer einzelner Regenten dieses Hauses zum Glücke des Gan-

*) Die Kaiserin Maria Theresia war seit dem Tode ihres Gemahls weder bei den Lustbarkeiten des Hofes, noch im Theater erschienen. Es war am 19ten Februar 1763, als sie Abends, im Nachtkleide in ihrem Cabinette arbeitend, durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhielt. Ohne alle Begleitung stürzt sie durch die Vorzimmer und die daran stoßenden Corridors in das Theater nächst der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt sich durch alle Kammerherrn, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt bis an den vordersten Rand der Loge hindurch, und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünstelten Sprache ihres Volks in das Parterre hinab: „der Leopold hat a Bueb'n!" Jeder Ausdruck ist zu schwach, um die Wirkung dieser Worte zu beschreiben.

Ganzen ausſchlagen mußten. Wer erinnert ſich nicht mit derjenigen Rührung, welche das Fehlſchlagen großer und menſchenfreundlicher Abſichten immer erwecken muß, der Regierung, welche den Zwiſchenraum zwiſchen dem Tode der Maria Thereſia und der Thronbeſteigung des Kaiſers Franz faſt allein ausfüllt? Joſeph unternahm, die Einheit und den Zuſammenhang der Monarchie, welchen die Mutter durch ein unſichtbares Mittel ohne Störung der äußeren, hier und dort gealterten, alſo mitunter ſpröde gewordenen Formen, bewirkt, nunmehr äußerlich für ſeinen großen Verſtand im Buchſtaben, im Syſteme herzuſtellen. Republikaniſcher und ſtrenger, als Friedrich, ward er aus Begeiſterung für die Gerechtigkeit, und für die Freiheit zum Deſpoten. Die Provinzen, die Stände, die Völker Oeſterreichs, an jenes Gefühl gewöhnt, welches jedes ſeiner Kinder in ſeiner Art und Denkweiſe zu lieben und alſo zu beherrſchen weiß, widerſtrebten den Entwürfen des edlen Kaiſers, der die Menſchheit nur im Ganzen, nach der Abſtraction ſeines Jahrhunderts, zu lieben wußte.

In der Schule dieſes Monarchen, und als nächſter Zeuge des Mißlingens ſeiner Entwürfe, betrat Franz ſeine öffentliche Laufbahn im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Die Tugenden Joſephs, ſeine ſtrenge Gerechtigkeit, ſeine reſignirende Unpartheilichkeit, die Hingebung, womit er die beſten politiſchen Lehren ſeiner Zeit, als Diener des Geſetzes und des vaterländiſchen Wohles ausübte, wirkten tief auf ſeinen Zögling, der in dem trüben Schickſale des geliebten Oheims zugleich alle Wirkungen einer kalten Staatsphiloſophie, ſo wie die Folgen übereilender Regentenwillkühr, vorgreifender Aufklärung und einer ungeduldigen Leidenſchaft für das Gute nicht nur wahrnahm, ſondern theilnehmend erlebte. — Nichts wirkt auf wohlgeartete Gemüther tiefer, als der Schmerz über die Irrthümer und Fehler geliebter Angehörigen. Die Liebe erklärt den Mißgriff; und da der Fehlende nicht verdammt werden kann, ſo wird der Fehler ſelbſt um ſo ſichrer und gründlicher abgelehnt.

So gingen die unvergeßlichen Eigenſchaften Joſephs, ſeine Achtung für die Menſchheit, ſeine Ehrfurcht vor dem Geſetz, ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden Fortſchritt des Jahrhunderts, ſeine ſtrenge Haushaltung mit der

Zeit und den übrigen Mitteln der Herrschaft von dem Oheim auf den Neffen über, ohne jenen Beisatz verzehrender Ungeduld, dem es eigentlich zuzuschreiben ist, daß ein so großes Talent wirkungslos an seiner Nation vorüberging. Für seinen Neffen hat er gelebt, diesen durch seine großartigen Tugenden und durch das Beispiel seiner Irrthümer gewaffnet für den schweren Kampf und Sieg seiner Regierung, und so auch er segensreich gewirkt für alle kommenden Geschlechter seines Volks.

Unser Zeitalter ist über die Vorstellung, die es sich von einem wahren Regenten zu machen hat, nicht einig mit sich selbst. Die Staatstheorien haben ihm das Ideal eines ephemeren Tyrannen, der, ohne Beziehung auf die Vorwelt, und ohne Verantwortung vor der Nachwelt, nur für das natürliche Wohlseyn, für die Lust, oder eigentlicher für die Belustigung seiner Zeitgenossen lebt, so lange zur Anbetung aufgestellt, bis es zu unsrer Demüthigung in die schrecklichste Wirklichkeit überging. Nun, da jene Götzen gefallen sind, ist es Pflicht zu zeigen, wie sich die Regenten-Arbeit des gebohrnen Fürsten von den einzelnen Thaten-Blitzen eines solchen regierenden Talents unterscheidet, und wie unter allen kaiserlichen Tugenden die Geduld den ersten Rang einnimmt.

Dies ist die Tugend, welche der Kaiser Franz, durch des großen Josephs Ende gewarnt, auf den Thron mitbrachte, unter allen Staatsgeschäfften, bei jeder Einrichtung und Verbesserung seines großen Hauswesens, wie unter den größten Bekümmernissen, die das Herz eines Landesherrn und Vaters treffen konnten, übte, und der Oesterreich, vielleicht Europa, seine Rettung verdankt. Es ist die Rede von einer thätigen und selbstbewußten Geduld, von einer aufmerksamen aber gelassenen Hingebung in einen höheren Gang der menschlichen Dinge, als den der Einzelne aus seinem beschränkten Standpuncte beschleunigen oder wohl gar verändern könnte; von einer Gesinnung, die das Gute walten, sich entwickeln, sich erprüfen läßt, unbeschadet der Wachsamkeit gegen das Böse und der Benutzung jedes Moments, wo dem Leidenden und Hülflosen beizustehn wäre; von einer Langmuth des Geistes und der Untersuchung, welche jedes Für und Wider, Vergangenheit und Zukunft, die entfernten wie die

nahen Umstände bei jedem Beschlusse zum Worte kommen läßt; kurz von jenem ruhigen Sinne, der wie eine Lebensluft alle Gesetzgebung umfangen sollte, und der freilich nur in einer Seele, die auf eine unsichtbare Welt gerichtet ist, bleibend bestehen kann.

Die lebende Generation hat allezeit ein Streben, den Lauf des Staates zu beflügeln, das größere Zeitmaaß zu vergessen, wonach die Angelegenheiten einer solchen unsterblichen Familie einzurichten sind. Daher ist auch der eigentliche Nutzen wohlconstituirter, gesetzgebender und ständischer Versammlungen darin, daß sie retardiren und hemmen, und, wie der Pendul dem Gewicht in der Uhr, dem Drange des augenblicklichen Interesse die ruhige, rhythmische Bewegung mittheilen. So hat der Kaiser auf die Gesetzgebung seines Landes mäßigend, reinigend, befestigend gewirkt; um so wohlthätiger, als sich die ganze umgebende Welt nur im Fortschreiten zu gefallen schien.

Die Allmähligkeit, die sich von dieser Eigenschaft des Monarchen aus dem gesammten Gange des Staatskörpers mitgetheilt hat, scheint dem unerfahrenen Blicke ein Mangel. Der Einzelne, der Fremde — gewohnt, das Regierungswerk als eine Privatfertigkeit, als das Geschäfft einer guten Stunde, als eine Reihe glücklicher Einfälle zu betrachten — klagt über Langsamkeit, Schwerfälligkeit, Spuren einer alternden Monarchie. — Wohlan! Europa hat im Anfange des Jahres 1815 — im gegenwärtigen Jahrhunderte zum fünften Male — in wenigen Wochen in dieser alten Monarchie für die Freiheit der jungen Monarchien wie mit einem Zauberschlage ein Heer entstehen und am Rhein aufstellen sehn, das nach dem Zeugnisse der Kenner, die zu Wien versammelt waren, alle Erwartungen, welche der größte Bewunderer der Monarchie hegen konnte, weit überstieg. Wohlverstanden, nachdem sich Oesterreich schon vorher, ehe der Ruf der Unabhängigkeit das Feldgeschrei der Europäischen Völker geworden war, im einzelnen Kampfe gegen das allgemeine Unglück verblutet zu haben schien. Wo war denn die Europäische Jugendkraft vor dem Jahre 1809, dem Jahre der Landwehr, dem Jahre von Aspern? — Das ist Oesterreichs alternde Trägheit in der auswärtigen Po-

litik! Wo aber im ganzen Gebiete der innern Staatsverwaltung hat je die unmittelbare Hülfe des Monarchen, wo sie wirklich nothwendig war, gezögert?

Der wesentlichste Zug der, unter dem Einflusse des regierenden Kaisers, ausgebildeten Verfassung Oesterreichs, ist ein strenges Festhalten an der juristischen Form in allen Theilen der Administration. Während sich in den meisten übrigen Staaten die cameralistischen und polizeilichen Zweige der Verwaltung, bis auf das Studium herab, von dem alten juristischen Stamme abgesondert hatten, so daß man nicht selten die höchsten Stellen der Verwaltung von Individuen besetzt sah, welchen die Civilgesetzgebung ihres Landes fremd war; während der theoretische Grundsatz einer nothwendigen Scheidung der ausübenden Gewalt von der richterlichen, durch verkehrte Anwendung, jener unseligen Trennung so weit Vorschub leistete, daß der Staatsmann und der Richter eines und desselben Landes meistentheils in ganz verschiedenen Regionen zu stehen schienen — hat der Kaiser mit einem erhabenen Eigensinn die juristische Form, mehr oder weniger, überall festgehalten. In seinen Augen ist jeder seiner Beschlüsse, bis auf die unbedeutendste Personalernennung herab, Gesetz, entsteht mit derselben Beachtung aller Umstände und Formen, und kann nur auf demselben schwierigen und gewissenhaften Wege wieder aufgehoben werden. *)

Bei der größten Arbeitsamkeit, welche die Geschichte auf irgend einem Throne nachweisen möchte, bei einer Geschafftsgewandtheit, die richtig geschildert würde, wenn man von ihm sagte, daß er unmittelbar ohne Verlegenheit das Präsidium jeder einzelnen seiner Hof- und Länder-Stellen, ja die Leitung jedes Kreisamts seiner Monarchie übernehmen und glücklich fortsetzen könnte, müssen

*) Sehr häufig vernimmt man aus dem Munde des Kaisers die Worte: „Was ich an der Sache thun kann, soll gern geschehen!“ oder: „Wenn es nach mir ginge, so müßte dieses oder jenes anders entschieden werden“ — Aeußerungen, auf die der Unerfahrene erwiedern möchte: „Aber Ew. Majestät sind der Herr!“ — Unsere Leser werden den ehrwürdigen, republikanischen Sinn dieser Worte eines selbstregierenden Monarchen zu schätzen wissen.

dennoch Entschließungen, die der gewissenhafteste Mann in Europa faßt, um sich selbst, nachdem er sie gefaßt, zuerst und am gehorsamsten ihnen zu unterwerfen, verhältnißmäßig langsam erfolgen. Die Einrichtung der Instanzen ferner, welche aus der Justizverfassung auf alle übrigen Verwaltungszweige (mit einziger Ausnahme der Polizei) übergegangen ist, allwo sie den oberen, den Hofstellen den ehrwürdigen Charakter einer Art von Volksvertretung mittheilt, demnach eine Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit und ein genügendes Organ der Bitten, Klagen und Bedürfnisse jedes Einzelnen bildet, muß die Entscheidungen verzögern. — Endlich die Abneigung des Kaisers gegen alle Präsidial-Entscheidungen und Eigenmächtigkeiten seiner Diener, sein Dringen auf Verhandlung jeder wichtigen Angelegenheit in voller Rathssitzung — das kräftigste Gegengewicht gegen den Büreaugeist, (der von der Herrschaft der Formen unzertrennlich ist), und zugleich das sicherste Mittel, jedem seiner geringsten Räthe das stolze und würdige Selbstgefühl eines Staatsbeamten zuzuwenden — auch die hieraus entspringende vielseitige, ich möchte sagen, republikanische Erörterung jedes Geschäffts muß den Abschluß der Sachen in die Länge ziehn. In einzelnen Fällen wird ein einziger gewandter Präfect oder Generalcommissär der Masse nach so viel, als ein ganzes Oesterreichisches Rathsgremium zu Tage fördern können. — Wenn es aber darauf ankommt, daß jede Ansicht der Sache ihren Vertreter finde, daß die Weisheit der Vorfahren in früheren Entscheidungen gegenwärtig erhalten werde, wenn Sinn und Geist des Gesetzes, wenn der rechtliche Zusammenhang des Staats, wenn das Bewußtseyn jedes Bürgers, daß er vor jeder Stelle umständlich gehört werde, jede Angelegenheit, von der sein Wohl und Wehe abhängt, im ordentlichen Wege vor den Thron seines Kaisers bringen könne, behauptet werden soll, wer möchte alsdann die Formen um den Preis der Beschleunigung hinwegwünschen!

An diese Formen hat sich der Kaiser mit der energischen Geduld einer großen Seele gehalten, als sein Zeitalter schwankend und unsicher wurde, als alle andern hergebrachten Grundsätze der Herrschaft zu versagen anfingen, und als der Augenblick den Sieg über die Jahrhunderte

davon zu tragen schien. Diese alten, langsamen Formen der Gerechtigkeit haben sich mit der unzerstörbaren Jugendkraft seiner Monarchie wohl vertragen. Die Blüthe jeder Generation ist deshalb nicht um eine Stunde später auf dem Felde der Ehre erschienen; jedes Nationalunglück war deshalb nicht minder schleunig verwunden und verschmerzt; und wo die Geduld, die besonnene Gelassenheit des Kaisers zu zögern schien, da hat die bereitwillige, oft zuvorkommende Hand des Vaters gelindert und gerettet. In und durch diese Formen hat er, der vollständigste Zeuge und ausdauerndste Gegner der großen Revolution unsrer Zeit, die Verbindung mit der Europäischen Vorwelt aufrecht erhalten, die sie zu zerreissen schien. Zugleich hat diese stille Consequenz der Gerechtigkeit in Oesterreich zu einem Resultate bürgerlicher Freiheit geführt, wie es den larmenden Wortrednern des Jahrhunderts nirgends gelungen ist.

Der Kaiser hat sich nunmehr Zeit und Ruhe erworben, um unter der Heilung der Wunden, welche ein zwanzigjähriger Krieg bei der vorkämpfenden Macht hinterlassen mußte, die Verfassung zu vollenden, deren Grundlage er entworfen und behauptet hat. Die einzelnen Mißverhältnisse und Disharmonien, die in den Schwierigkeiten der Zeit, vornehmlich in der finanziellen Lage aller Europäischen Regierungen ihren Grund hatten, kennt niemand besser, als er selbst. Die ungünstigen Wirkungen des Papiergeldes, großentheils Folgen der Neuheit dieses staatswirthschaftlichen Mittels, der Irrthümer der in Europa herrschenden ökonomischen Theorien, und des Ueberbrauchs, den der Krieg für die Unabhängigkeit Aller nothwendig machte, hat niemand tiefer empfunden, als er, dem die Gerechtigkeit über Alles ging, der in der moralischen Würde und Unabhängigkeit seiner Beamten eine Hauptstütze seines Thrones sah, und der seine Unterthanen tausendfältigen Entbehrungen Preis gegeben wußte. Nie aber darf unter der gerechten Klage über dieses Uebel vergessen werden, daß durch die gefährlichste aller finanziellen Operationen, wenn sie unter dem Drange der Zeitumstände und unter dem Streite der Theorien vorgenommen wird, eine allgemeine Umwälzung des Abgaben-Systems, und eine Verewigung des Unglücks durch endlose Verschuldungen, sowohl des Staates, als der Stände und

Grundbesitzer, vermieden worden. Die vorhandenen Staatsschulden stehen im Verhältnisse zu den Kräften der Monarchie. Also, ohne die Grundlage des Staats, den Boden und seine Besitzesverhältnisse wesentlich anzutasten, oder zu verwirren; ohne die Hauptlast der Zeit der spätesten Nachwelt aufzubürden, traf dieses Uebel, wie der Krieg selbst mit seinen ungleichartigen Verheerungen, das gegenwärtige Geschlecht, dem zur Entschädigung zugleich der Ruhm des Gelingens eines solchen Werks, und die versöhnende unermüdete Obhut eines Vaters zu Theil wurde. Das Stammcapital des Reichs, das Skelett der Monarchie, kurz die eigentliche Person Oesterreichs blieb unverändert; im Großen und Ganzen blieben die ökonomischen Verhältnisse geschont für eine ruhige, gründliche Reform in günstigeren Zeiten; und dem Monarchen blieb die Genugthuung vorbehalten, auch die unverschuldete Unbilligkeit zu versöhnen.

In einer treuen Schilderung der innern Verwaltung Oesterreichs würde der haushälterische Sinn des großen Vorstandes, und eine gewisse gleichmüthige Erwägung aller Staatsangelegenheiten, die, eben so weit von Vorliebe, als von Vorurtheil entfernt, jedem Gegenstande sein Recht und den ihm gebührenden Antheil zuwendet, überall hervorleuchten. Dennoch ist jede einzelne administrirende Stelle durch ihre ganze Einrichtung zu einer eigenthümlichen, fast partheiischen Ansicht des vorliegenden Geschäffts berufen. Gerade aus vielfältiger Opposition der Stellen untereinander ergibt sich jener schwebende und ruhige Standpunct, jene Vollständigkeit der Erörterung, deren der höchste Richter für seine Entscheidung bedarf.

Ist es darauf angelegt, einen einzelnen Plan in Oesterreich durchzusetzen, so mag es beschwerlich fallen, daß der Kaiser mit seinem großen praktischen Blicke allezeit gerade den erbittertsten Gegner der Idee oder des Interesses, welche dem betreffenden Plane zum Grunde liegen, zum Referate oder zum Gutachten über denselben aufzufinden weiß. Wenn der wohlgemeinteste Verbesserungsentwurf von allen Seiten die Feuerprobe der heftigsten Opposition zu durchgehen hat, bevor ihn die gereifte Entscheidung des Monarchen zum Gesetz, und dadurch,

daß dieser sich nun selbst vor ihm beugt, über allen Angriff erhebt; oder wenn ein unabhängiger, eigenthümlicher Charakter, der als Beamter nach freier Ansicht für das Wohl des Vaterlandes zu leben unternimmt, einen vieljährigen, oft tieferschütternden Kampf mit Personen und Formen bestehen muß, bevor er das volle Vertrauen seines Kaisers gewinnt — so mag manche gute, aber halb entwickelte Absicht scheitern, manches glückliche, aber unkräftige Talent darüber zu Grunde gehen: jedoch die Ordnung und das Wohl des Ganzen besteht um so sichrer. Daß die Würde des Gesetzes und der Gehorsam gegen das Bestehende, Vorhandene bewahrt werden, daß die Gesetzgebung nicht zu gemeinem Menschenwerke, zu einer Rennbahn der Eitelkeit herabsinke, sondern in beständigem Andenken an die ewige Quelle aller Gerechtigkeit, unter Mitwirkung aller gegebenen Umstände vollzogen werde, ist das erste Bedürfniß der bürgerlichen Gesellschaft. Große Gedanken sind nur dann gute Gedanken, umfassende Plane sind nur dann wahrhaft menschliche Pläne, ausgezeichnete Talente sind nur dann wohlthätige Talente, wenn sie sich dem Bestehenden einzuordnen wissen, oder wenn sie durch alle Hindernisse und Widersprüche aus innerer Kraft des gerechten Willens hindurchzudringen vermögen. Nur durch eine gewisse, auch ihnen inwohnende Geduld werden sie des Kaisers würdig.

Die aufmerksame Erwägung der innern Verhältnisse Oesterreichs erinnert an unzähligen Stellen, zumal durch die überall herrschende Opposition der Ansichten, an England, wie verschiedenartig die Formen beider Reiche auch erscheinen mögen. Der Grund ist, weil die Wirkungen consequenter Gerechtigkeit und naturgemäßer Einrichtung überall dieselben sind, und weil in beiden Ländern im Zweifelsfalle der erprüften Erfahrung (precedent) vor den Theorien der Zeit ein constitutioneller Vorzug eingeraumt wird. Jene einzig gute Ansicht des Gesetzes, da es die Form der wahren bürgerlichen Freiheit ist, mit ihr in allen gerechten Forderungen übereinkommt und durch sie verbürgt wird, hat sich in der zwanzigjährigen Ausübung aus der Seele des Kaisers in alle Theile der Verfassung so übertragen, daß es auch *seinen* Nachfolgern nicht mehr frei stehen wird, das Unrechte zu wollen. Die Spuren wahrer Gerechtigkeit gehen so tief, daß ein gan-

ges treuloses Jahrhundert sie nicht auszulöschen vermöchte.

Wir werden die im Auslande völlig unbekannte, vom Zeitgeiste, weil sie ihm widerstrebt, mißverstandene, und für die politische Theorie, insbesondere der deutschen Gesetzgebung, tief lehrreiche Verfassung Oesterreichs an einem andern Orte ausführlicher beschreiben. Hier genügte es, sie, als den wesentlichsten Charakterzug ihres Urhebers und Oberhauptes, in dem Geist und Sinne, der ihr zum Grunde liegt, darzustellen.

Was der Monarch, als Vortreter der ehrwürdigen Fürstenreihe unsers Welttheils, als Erbe seines Hauses und treu dem Berufe, den ihm einst die Römische Kaiserkrone zu Frankfurt auflegte, für Europa und für Deutschland gethan, wird von Millionen anerkannt, die nicht unter seiner Herrschaft leben.

Die Geschichte findet ihn zuerst an der alten, würdigsten Stelle eines Erbprinzen von Oesterreich, an der Spitze eines Heeres, an der Grenze der Christenheit gegen die Türken. Aber schon lange bevor er den Thron bestieg, hatten sich die drohenden Verhängnisse der Welt nach dem Westen gewendet. Zu Pillniz wurde der Bund geschlossen, dem, in seinem wahren Oesterreichischen Sinne, ununterbrochen treu zu bleiben, diesem Prinzen, einem der jüngsten Beisitzer des Congresses, vorbehalten war.

Nicht die wahrhaft liberalen Ideen des Jahrhunderts waren der Oesterreichischen Politik ein Aergerniß, vielmehr hatten sie keinen thätigeren Beschützer, als den unvergeßlichen Großherzog von Toskana, Leopold, der damals als Kaiser in die Reihen gegen Frankreich trat. Auch hatten unter Oesterreichs mildem Scepter freie Verfassungen durch ein halbes Jahrtausend geblüht, ehe die Theorien der Freiheit ein ganzes Zeitalter berauschten. Ein stolzes Selbstgefühl des Unterthanen, unbeschränkt, als nur allein durch Gottesfurcht, Pflicht, Sitte und Ehre, war an den Höfen der Häuser Habsburg und Lothringen zu allen Zeiten wohlgelitten.

Nicht die unbedingte Wiederherstellung des Alten war der Zweck, oder auch nur das Interesse dieser alten Poli-

tik. Tausend neue Ideen, nachdem sie die Probe der Erfahrung überstanden hatten, waren im Wege sanfter Reform in die Oesterreichische Verwaltung naturgemäß eingedrungen, ohne daß das wahrhaft gute Alte deshalb zurückzutreten brauchte. Die wesentlichen Fortschritte der Zeit konnten einer Regierung, die so tief in die Bildungsgemeinschaft von Europa verflochten war, wohl nicht fremd, nicht feindselig oder unheimlich erscheinen.

Nicht die Wiederherstellung der Familie Bourbon an sich, nachdem dieses erlauchte Haus den Thron von Frankreich zu verlassen genöthigt worden war, nicht die Legitimität allein konnte den gewissenhaften Kaiser, dessen Thron durch die Regententugenden und Unterthanenliebe so vieler Jahrhunderte, und noch mehr durch seine Gerechtigkeit, als durch sein Recht gesichert stand, vermögen, Gut und Blut der Seinigen in sechs großen Kriegen an das Schicksal eines fremden Staates zu setzen — wenn auch die Genugthuung der moralischen Welt, auf die es dem Kaiser von Oesterreich, wie das Ende gelehrt hat, allein ankam, mit der Behauptung der Legitimität und der Wiederherstellung des Hauses Bourbon enge verflochten war.

Der wahre Gegenstand des Oesterreichischen Krieges, der 1792 begann und 1815 endigte, war und blieb sehr einfach: es war der Frevel öffentlich und feierlich gebrochener Eide, verspotteter Religion und Gesetze, beleidigter Majestät der Vorwelt und des Glaubens; es war die Gefahr, welche die innere Ordnung von Europa, die Familienzerrüttung, welche die Christenheit bedrohte; es war die höhnende Entweihung eben jener menschenfreundlichen Ideen, für die sich Joseph und Leopold mit so vieler Wärme verwendet hatten. Die engherzige und intriguante Politik, welche an allen Europäischen Höfen ihre Wortredner hatte, mag auch in Oesterreich hier und dort dem großen Unternehmen ihre kleinlichen Texte und Absichten untergelegt haben: was sie eingewirkt, war vergänglich; nur die Gesinnung lebt und gehört für die Historie; die Gesinnung des Kaisers, auf die es hier ankommt, liegt der Welt vor in dem Verfolge und Ausgange der großen Geschichte unsrer Zeit.

Die Gräuel der drei ersten Jahre der Revolution, die Verbrechen eben jener, von ihren geblendeten Zeitgenossen vielgefeierten, constituirenden Versammlung waren es, welche die Politik des Wiener Hofes entschieden. Die ewig beklagenswürdigen Katastrophen von 1793, die Schreckenszeit, die Directorialregierung und die militärische Tyrannei waren nur nothwendige Folgen jener ersten, unter dem Deckmantel einer menschenfreundlichen Beredsamkeit und einer schmeichlerischen Philosophie, mit einer gewissen empörenden Bequemlichkeit begangenen, blutlosern Frevel. Weil das Schönste der Entweihung, und das Wahrste dem Doppelsinn am meisten unterworfen ist, so zeigt sich gerade diejenige Macht, in deren Boden die ächte bürgerliche Freiheit vielleicht am tiefsten Wurzel geschlagen, am ausdauerndsten in dem Kriege gegen ein verführerisches Irrbild derselben Freiheit. Diese eigentliche und erste, unter allen Umstaltungen der Revolution nie versiegte Quelle derselben war der Gegenstand der Oesterreichischen Kriege, während man nie vergessen darf, daß England in dem gleich rühmlichen Bestreben mit dieser Seite am ehesten zu capituliren geneigt war.

Ein Umsturz aller Rechte, unter dem Vorwande einer neu entdeckten Gerechtigkeit, bedrohte eben durch diesen Vorwand die ganze sittliche und bürgerliche Ordnung von Europa. Revolutionen und selbst Usurpationen, von dem Verhängniß oder der Verzweiflung herbeigeführt, ließen eine Versöhnung mit ihren Urhebern zu, wenn diese sich den Gesetzen der Ordnung, welche die Probe der Jahrhunderte überstanden hatten, unterwarfen, und das geschehene Unrecht nicht zu vergüten war. Selbst die Religion, welche die Grundlage des Europäischen Staatenvereins ausmacht, der heilige Coder, an den unsre gebrechlichen Gesetzgebungen in allen den Fällen, wo die Möglichkeit der Ausführung der Gesetze in letzter Instanz mangelt, zu appelliren genöthigt sind, will nicht, daß dem buchstäblichen Gesetze und der bloßen Legitimität zu gefallen die Welt untergehn soll; sie spricht von einem Gesetz, welches das Gesetz überwindet, von einer, selbst das Unrecht, selbst die Schuld dann versöhnenden Macht, wann den beschädigten Theil in sein Recht einzusetzen unmöglich fällt, und der verletzende Theil den heiligen Ideen, welche alles Recht begründen, sich unterwirft. Jedoch

mit der Anmaaßung, die ein neues Recht, neue Sitte und Freiheit zu erfinden und auszuführen unternimmt, gibt es weder Versöhnung noch Capitulation.

Nach diesen Grundsätzen hat der Kaiser von Oesterreich gehandelt. Die erlauchten Ahnherrn seines Hauses, die anerkannten Schutzherrn der Europäischen Religion, Gesetze und Bildung, haben von jeher die göttlichen Gesetze als die Quelle aller Legislation und aller wahren Liberalität angesehen. In der glücklichen Doppellage, da sie einerseits die Autorität einer großen Erbmonarchie zu behaupten, andrerseits die Freiheit aller Mitstände eines großen Wahlreichs aufrecht zu erhalten hatten, blieben sie für jeden Fortschritt des Jahrhunderts und für alle Bedürfnisse der Menschheit empfänglich, wenn auch die politische Verfassung und die bürgerlichen Gesetze in ihren Augen nichts anders, als Auslegungen der göttlichen Vorschriften, Anwendungen derselben auf das gemeine Leben, Erweiterungen derselben in dem Sinne ihrer Stiftung seyn konnten. Die Ausübung ihrer Macht war gewissenhafter Gehorsam gegen Gott, also zunächst gegen die, in diesem Geiste gefaßten Beschlüsse ihrer Vorfahren und des Reichs, dann gegen alle die politischen Weltveränderungen und Entwickelungen des Zeitgeistes, die mit dem Fortbestehen der Grundlage irgend zu vereinigen waren. So geschahe es, daß sie durch lange Jahrhunderte und unter mancherlei Wechsel der übrigen Europäischen Zustände, mit allgemeinem Beipflichten Vorstände des heiligen Römischen Reichs bleiben konnten.

Das einzig Wesentliche unter den liberalen, politischen Ideen der neuesten Zeit, der Grundsatz nämlich, daß das Gesetz herrschen solle und nicht die Willkühr, konnte ihnen, am allerwenigsten dem jetzt regierenden Monarchen, der ihn, wie wir beschrieben haben, mit ganzer Hingebung der Seele ausübte, nicht in dem Lichte einer neuen Entdeckung erscheinen. Es war ja nur ein verengter, verminderter, verdunkelter Ausdruck jener alten, von den Kaisern verwalteten Lehre der Christenheit, daß kein Diener, kein Vasall seinem Herrn um dessen Eigennutz, sondern daß er ihm nur um Gottes und seiner Ordnung willen dienen könne. So mochte aber auch der neue Ausdruck geduldet werden, da er denen, welche für

die Hoheit der Abkunft Europäischer Sitten und Einrichtungen den Sinn verlohren hatten, in dem Gesetze wenigstens eine ehrwürdige, gottähnliche Schranke vorhielt.

Sobald aber dieser blos ergänzende Begriff des Gesetzes zum alleinherrschenden erhoben werden, die göttlichen, in allen unsern Institutionen tief eingewurzelten Verfügungen den Satzungen einer beschränkten, in legislativen Versammlungen herbeigewürfelten Zeitvernunft unbedingt weichen, und keine Rechte geduldet werden sollten, die nicht von demselben beschränkten Menschen, der sie zu genießen oder zu leiden hatte, ihren Titel empfangen hatten, — so war auch der Geist der Liberalität daraus entwichen. Die Vorzeit ist der einzige sichere Damm gegen die Usurpationen der Gegenwart: was sie befestigt hat, kann der Verbesserung, der Reinigung bedürfen, immer aber bleibt es der einzige, sichre Stützpunct wahrhaft freier Seelen gegen die Anmaaßungen der Zeit. Soll das Gesetz nur aus der Vernunft der Zeitgenossen geschöpft werden, und also nur Frucht der Zeit, nur Menschenwerk seyn, so ist damit die Zeit und der Mensch, deren engherziger Willkühr wir eben durch das Gesetz entgehen wollten, auf den Thron gesetzt. Einem wird diese Art der Willkühr allezeit besser gelingen, als vielen: und die liberalen Ideen, so verstanden, werden immer und nothwendig zum Despotismus und zum Untergange aller Freiheit führen.

Hiernach waren die leitenden Maximen des Kaisers in seinem Verhältnisse gegen die Revolution seiner Zeit die folgenden:

1) Das Recht selbst, die Legitimität, wo es nur in den Grenzen der Möglichkeit lag, aufrecht erhalten. Das Gesetz der Erbfolge der Europäischen Regenten nach der unzweifelhaften Regel der Primogenitur, ist die erste unter allen gedenkbaren irdischen Garantien alles Bestehens überhaupt, die Grundlage der Legitimität aller übrigen Rechtsverhältnisse, also des Nationalglücks: ihre Verletzung in einem einzelnen Staate eine allgemeine Calamität für alle Mitstaaten. Der Kaiser hat, oft auf dem Kampfplatze allein stehend, mit Aufopferung seiner Gefühle, seiner Kräfte und seiner Pro-

vinzen, durch kein Unglück ermüdet, durch keine persönliche Rücksicht beirrt, die Legitimität des Thrones von Frankreich bis an die Grenzen der Möglichkeit vertheidigt — nie aber mit der unchristlichen Vermessenheit, ein solches Gesetz der Vorsehung aufzudringen, wenn sie nach dem Beispielen vieler Jahrhunderte dennoch eine andre irdische Grundlage des Glückes von Frankreich beschlossen haben sollte. Wenn demnach

2) mitten aus dem Herde der Revolution — von ihr hervorgerufen, aber ohne eigentlichen Antheil an den Verbrechen, welche ihren wesentlich verderblichen Charakter ausmachten — sich ein Mann erhob, von unbezweifelt großen Eigenschaften, unverkennbar stark genug, um Frankreich zu regieren und die Revolution zu bändigen; bei den Mitteln, welche Frankreich immer vereinigt, und bei denen, welche die Revolution noch überdies hinterließ, mächtig genug, um Europa zu überflügeln; wenn zugleich die Stimmen für das verbannte Königshaus überall mehr und mehr verstummten, und der Gedanke seiner Wiedereinsetzung durch ganz Europa als eine Chimäre zurückgewiesen wurde; wenn der Kampf gegen den dergestalt concentrirten Feind nur durchzuführen war um den Preis der Revolutionirung Oesterreichs, der Entstellung derjenigen Macht, die im letzten Sturme allein noch rettende Stütze werden konnte; wenn der kaiserliche Name und die Nationalehre in dem letzten, großen, wenn auch einzelnen, und daher unglücklichen Versuch von 1809, dessen erhebendes Beispiel späterhin segensreich nachwirken sollte, behauptet war, — so durfte der Wille der Vorsehung in der Seele des Kaisers zweifelhaft werden. Es dürfte gefragt werden, ob durch die Nacht der Revolution hindurch, durch Vergeltungen und Abbüßungen in ihr selbst, nicht auch ein Weg zu einer bürgerlichen Ordnung und zur Genugthuung der moralischen Welt geführt haben könnte; ob dem Unwiderstehlichen nicht die Kraft inwohnen möchte, sich selbst zu widerstehn; ob seine Versöhnung mit dem alten Europa, seine Reinigung in dem Heiligthume der alten Hausordnung dieses Welttheils nicht auszuführen wäre dadurch, daß man ihm rücksichtslos die Hand böte, daß man ihm geradehin auch die Art der Größe zutraute, die man von ihm verlangte. Sein in alle Farben schimmernder Charakter gab manchen Hoffnungen Raum; in welchem Grade ihm, wenn es darauf ankam, die Menschlichkeit an sich

darzustellen gelang, wissen die wenigen, die er persönlich zu gewinnen versuchte; überdies war er keineswegs unempfanglich für den Reiz einer solchen Versöhnung, und von ähnlichen Erwägungen geleitet, durch die Leiden der Welt und die Niederlage aller großen Institutionen der Vorzeit bestimmt, hatte die oberste geistliche Macht nicht nur seine Herrschaft anerkannt, sondern sein Recht bestatigt. Jede Aussicht auf die Behauptung des Buchstabens der Legitimität war sterblichen Augen entrückt: eine höhere Gerechtigkeit gegen die eignen, tiefverwundeten Völker drängte zu einem gründlichen Friedens- und Versöhnungs-Versuche. Nur um der Völker willen sollte das Recht der Könige behauptet werden; wer, der in die Lage von Europa am Schlusse des Jahres 1809 sich aufrichtig zurückversetzen will, wird läugnen, daß der seltene Fall wirklich eingetreten war, wo die Völker hätten verderben müssen, wenn es wirklich hätte aufrecht erhalten werden sollen?

Der Versuch, den Beherrscher von Frankreich, da die äußere Macht ihn zu stürzen unbedingt versagte, durch eine sittliche Gewalt zu bezähmen, war eine neue Wendung, aber keine Veränderung der Oesterreichischen Politik. Der Kaiser hatte unter der unerschütterlichen Behauptung der Legitimität, unter unnachlassender Verfolgung des Uebels, nie die demüthige Rücksicht auf eine höhere Weltordnung, den Glauben an eine höhere, unbegreifliche Gerechtigkeit verloren. Nachdem ein Sieg, wie der bei Aspern, umsonst errungen war, durfte und mußte die andere Maxime seiner Politik, nemlich die, kein Opfer zu scheuen, um auch im friedlichen Wege die Grundsätze der Ordnung in Europa zu retten, die Oberhand behalten. Durch den Schritt, da die eigne Tochter, und späterhin, so lange nur noch eine entfernte Hoffnung des Gelingens übrig blieb, die eignen Hülfsvölker im Vertrauen, nicht sowohl auf die eigenmächtige Bekehrung Napoleons, als vielmehr auf die Macht des Vertrauens selbst über jedes menschliche Herz, und auf den Beistand der Vorsehung für ein so groß und gut gemeintes Werk, dahingegeben wurden, erschien die Politik Oesterreichs erst in ihrem eigenthümlichen Lichte. Dem Namen nach gab es keinen Römischen Kaiser mehr in Europa, aber die alte Statthalterschaft des Rechts,

mit der alten langmüthigen Hingebung für das Glück und die Ruhe der Welt, unter gehorsamen Beachten jeder Fügung des Himmels, dauerte fort. Entweder gelang es, das Oberhaupt der französischen Regierung durch die Aufnahme in die Europäische Fürstenfamilie für den alten Geist dieser Familie zu gewinnen, seinen Stolz zu veredeln und ihn zur rücksichtslosen Anerkennung der Unabhängigkeit seiner Mitstaaten zu nöthigen, oder, wenn diese wohlwollenden Einflüsse von unbeugsamer Härte der Seele und entschiedener Unempfindlichkeit zurückgewiesen wurden, und sich sein Entgegenkommen treulos bewies, so verwickelte er sich in eine Reihe von Widersprüchen seiner neuen Lage mit seinem unveränderten Sinn, wodurch er selbst seinen Sturz vorbereiten mußte.

Immer aber blieb

3) der Gesichtspunct, daß mit der unächten Liberalität des Jahrhunderts, mit den falschen Freiheitsideen, worin alle Leiden der Zeit und alle Kränkungen der politischen Rechte ihren letzten Grund hatten, kein Friede zu schließen sei, in der Seele des Kaisers unerschütterlich. Der Despot konnte durch moralische Mächte gebändigt werden; es war sehr zweifelhaft, ob nicht auf einem so hohen Standpunct, als ihm durch lange Begünstigung des Schicksals zu Theil geworden war, ein einziger Blick in eine höhere Weltordnung, verbunden mit dem Gefühl der Gebrechlichkeit seiner Einrichtungen, ihn selbst in eins der mächtigsten Werkzeuge der allgemeinen Wiederherstellung hätte umschaffen können; so lange aber die Wurzel des Despotismus, der Grundsatz, daß die Vernunft des einzelnen Menschen für den einzigen Rechtstitel gelten solle, nicht ausgerottet war, konnte keine äußere Macht verhindern, daß sie einen neuen Stamm und einen neuen Wipfel trieb; so lange blieb der Zweck der Politik des Kaisers unerfüllt.

Sobald es entschieden war, daß das große dargebrachte Opfer den Feind der bürgerlichen Ordnung nicht versöhnt, den Grundsatz der Revolution nicht zerstört hatte, eben so bald war der, der es mit blutendem Herzen dargebracht, der erste, der es für das heilige Ziel aller seiner Bestrebungen, für die Ruhe der Welt, ohne zurückzublicken vergaß. Mit wie kunstreicher und gewissenhaf-

senhafter Schonung aller Formen, mit wie edler Rücksicht auf die zwar neu erworbne, aber doch aufrichtig anerkannte Gerechtsame des Gegners im Jahre 1813 die Rückkehr Oesterreichs zu dem früher befolgten Krieges-Systeme vorbereitet und ausgeführt wurde, ist in zu frischem Andenken der Welt, als daß es einer Auseinandersetzung bedürfte. Nie wurde der Entwicklung der großen Ereignisse vorgegriffen, und dennoch mit unnachlassender Thatigkeit einerseits der Feind gegen die große Catastrophe hingedrängt, die er selbst sich zubereitet hatte, andrerseits der Bund der europäischen Fürsten befestigt. Durch eine jener heiligen, vergeltenden Fügungen des Himmels, die eine gewissenhafte Politik fast in ihre Berechnungen aufzunehmen befugt seyn möchte, sah der Kaiser Franz in demselbigen Augenblicke, wo alle Opfer seines Herzens vergeblich scheinen konnten, ganz Europa für die große Angelegenheit seines Lebens vereinigt.

Mit der Schlacht von Leipzig war die Möglichkeit, den Feind zwar noch nicht zu stürzen, aber doch durch die Gewalt der Waffen in seine Grenzen einzuzwängen, entschieden. Die deutschen Völker und alle jene, welche getrieben von dem glorreichen Gefühle wiedererrungener Freiheit, vaterländischer Begeisterung und muthiger Hingebung in den entzückenden Umschwung der Dinge, mit ihren Wünschen, ihren Gebeten, ihren Opfern, oder mit den Waffen in der Hand dem ersten Siegeszuge gegen den Rhein gefolgt sind, oder die an dem unvergeßlichen Tage der Ankunft des Kaisers von Oesterreich zu Frankfurt zugegen waren, durften in der Ueberschwenglichkeit des Augenblicks eine ungemessene Genugthuung erwarten, und ihren Fürsten den Willen, wie die Macht einer unbedingten Wiederherstellung zutrauen. Sie durften es vergessen, wie tief die neue Gestaltung der Dinge Wurzel gefaßt, wie unentschieden auch damals noch der Kampf zwischen der alten und neuen Ordnung blieb, und wie jede unbedingte Wiederherstellung die Grundfeste eben jener Vereinigung der Fürsten und Völker erschütterte, auf der alle Hoffnungen der Besseren beruhten.

Die beruhigte Nachwelt aber wird es anerkennen, wie der Kaiser, erhaben über jene vaterländischen Gefühle, die er als Privatmann vielleicht am lebhaftesten theilte, un-

angefochten von dem Drange einer blendenden Gegenwart, unbestochen von irgend einer weder alten noch neuen Form, jeden unmittelbaren Eingriff in den Gang der Dinge, die nunmehr unverkennbar unter göttlicher Leitung standen, vermied, und die Befestigung des großen europäischen Bundes, wie die Fortsetzung des Krieges zu seinem ausschließenden Augenmerk machte. Nicht unbekannt war es ihm, wie man positive Schritte von ihm erwartete, und wie dasselbe Zeitalter, welches einen heiligen Krieg gegen die Eigenmächtigkeit zu führen meinte, von seinen erhabnen Führern nichts anders begehrte, als ein eben so eigenmachtiges Wiederherstellen, Verwerfen und Umstürzen. Desto mehr aber befestigte er sich in dem Entschluß, die Lösung dieser Widersprüche und die neue Einrichtung der Welt dem höheren Richter zu überlassen, von dem er seine Krone empfangen, und dem er sie selbst, wie früherhin die theuersten Besitzthümer seines Herzens, für die Wiederherstellung des höheren Rechts und der höheren Freiheit zurückzugeben bereit war.

Der Kaiser Franz hatte durch die im Jahre 1810 eingegangene Familienverbindung das Recht einer neuen Dynastie in Frankreich bestätigt. Die Motive dieser großen Maaßregel sind über jeden Angriff erhaben; es war ein Act der Demüthigung unter die Rathschlüsse des Unerforschlichen, wodurch das Haupt der ersten Familie von Europa das Recht der erhabensten Geburt dem Glücke der Welt unterordnete, sich als Kaiser und Vertreter der Christenheit bewährte, und den kommenden Zeiten ein Zeugniß seiner Liberalität hinterließ. Je besonnener dieser Beschluß gefaßt worden, um so weniger konnte er unter der nachfolgenden günstigen Veränderung der Dinge willkührlich und einseitig umgestürzt werden. Das Gewissen des Kaisers war gebunden, und nie ist der Gedanke in seine Seele gekommen, seine Anerkennung zurückzunehmen.

Wer möchte es wagen die Gefühle zu beschreiben, mit denen der Kaiser im Januar des Jahres 1814 den Boden von Frankreich betrat. Während das Bild einer leidenden Tochter das ganze Herz eines solchen Vaters erfüllen durfte, und ihn der Schatten seiner unglücklichen Muhme Maria Antonia nach einer andern Seite hinüber zu winken

schien, blieb er sich selbst, seinem Worte und dem Berufe seiner Krone getreu. An der Spitze seiner Heere, alles ihr Ungemach und alle Gefahren theilend, anscheinend fortgerissen in die Leidenschaft des großen Kampfes, von dessen Entscheidung das Wohl der ganzen Generation abhing, trat er in dem Augenblick, wo die Entwicklung herannahte, mit kalter, fürstlicher Ruhe zurück, und überließ den eigentlichen Beschluß, die ganze Genugthuung des Entscheidens, um dessentwillen allein ein kleineres Herz sich der Mühseligkeit des Kampfes unterzogen haben würde, den Fügungen des Himmels, die für das ältere Recht der Bourbonischen Familie entschieden. Dies war der Grund seines verzögerten Aufenthalts in Dijon; erst nach der Resignation des Kaisers Napoleon sah er die neuen, aber nicht minder ehrwürdigen Bande gelöst, die seine persönlichen Empfindungen in Schranken gehalten hatten.

Wenn über den eigentlichen Sinn dieses großartigen Betragens noch Zweifel obwalten könnten, wenn es dem Ununterrichteten beifallen könnte, diesem, in so großen Augenblicken nur mit seinem Gewissen beschäfftigten Monarchen die Erwägungen gemeiner Politik oder die Werthachtung einer nahen Familienverbindung mit dem Beherrscher Frankreichs um weltlicher Vortheile willen unterzulegen, so haben die Ereignisse des Jahres 1815 auf die glanzendste Weise eine unwiderlegliche Erläuterung seiner früheren Politik — falls dieses verunstaltete Wort gebraucht werden darf, wo nur von moralischer Gesinnung die Rede ist — herbeigeführt.

Der Congreß von Wien hatte die unermeßlichen Schwierigkeiten des großen Restaurationswerks übersehen lassen, und die Aussicht in die europäische Zukunft war noch nicht ganz erheitert, als der Kaiser Napoleon an den französischen Küsten landete, und in der eben so natürlichen als unhaltbaren Allianz des Despotismus mit den vermeintlich liberalen Ideen ein neues Recht auf den französischen Thron zu begründen versuchte. Wie richtig in allen geringeren, weltlichen Beziehungen dieses Unternehmen berechnet war, und wie es nur an dem, über jede gemeine Berechnung erhabenen Systeme Oesterreichs scheiterte, wird die Geschichte, unter der gerechten Bewunde-

rung der unsterblichen Helden Blücher, Wellington und Bianchi, und aller ruhmwürdigen Nationalaufopferungen, welche dieses dritte Jahr der europäischen Freiheit verherrlichen, nicht unbemerkt lassen. Es gehört eine absichtliche Geringschätzung der Talente Napoleons und eine völlige Unbekanntschaft mit dem Hergange der letztverflossenen Jahre und mit der Entwickelung des früheren französischen Uebergewichtes dazu, um ihm die Absicht einer unmittelbaren Wiederherstellung des großen Reichs zuzutrauen. Aber, gestützt auf seine Familienverbindung mit dem Hause Oesterreich und auf seine damals noch bestehenden Verhältnisse mit Italien, glaubte er mit Zuversicht, Oesterreich von der großen Coalition zu trennen. Er glaubte, daß die Lockungen eines unzweifelhaften Uebergewichts in Europa über das von Privatempfindungen bestürmte Herz des Vaters der Kaiserin Marie Luise entscheiden würden. Er wähnte, daß der Kaiser in ihm das mächtigste Werkzeug für die Bändigung eben jener vermeintlichen liberalen Ideen, deren noch immer furchtbare Gewalt er hervorgerufen hatte, nicht verkennen würde. Er schmeichelte sich, daß kein Fürst der Erde widerstehen könne, wenn ihm unerwartet die Macht zufiele, nach der Willkühr des Augenblickes und für den besondern Nutzen seines Hauses dasjenige zu entscheiden, was er auf jedem andern Wege nur in einer unendlich verwickelten Verhandlung mit allen europäischen Höfen, unter dem Widerstreit der mannichfaltigsten Interessen, allmählig und nachgebend zu erwirken vermochte; daß also der Kaiser — wenn es von ihm abhängig wurde, das Schicksal Deutschlands, Italiens, Polens nach Gutdünken zu bestimmen, denen, die bei Lützen und Bautzen glorreich unterlegen hatten, ihre Grenzen anzuweisen, den Rausch der neuen Freiheit in Deutschland zu mäßigen, und den Frieden in Europa zu erzwingen, — den Preis der Wiederanerkennung eines ihm durch Familienbande naheſtehenden Beherrschers von Frankreich um so weniger scheuen würde, als dieser, von innern Verhältnissen mannichfaltig beengt, nur auf einer Allianz mit Oesterreich die Unterjochung der französischen Partheien und seine neue Macht gründen konnte; groß genug für eine Stütze der Oesterreichischen Politik, aber immer zu klein, um ihr oder der Ruhe in Europa wieder gefahrlich zu werden.

Die Ueberzeugung, daß solche Versuchungen von dem Wiener Hofe nicht abgewiesen werden könnten, theilten nicht nur die Genossen seiner Unternehmung, sondern im hohen Grade ganz Frankreich, das erst bei dem wirklichen Erscheinen der österreichischen Heere auf französischem Boden aus seinem Traume zu erwachen schien, und sich späterhin noch aus denselben Erwägungen von dem Rufe eines angeblichen zweiten Napoleon auf den französischen Thron große Veränderungen in den Verhältnissen der europäischen Höfe versprach.

Wie die moralische Gesinnung allenthalben trost- und siegreich über den Widerstreit der veränderlichen Meinungen und eigennützigen Bestrebungen hervorragt, so wird dereinst, wenn die Ferne alle wahrhafte Größe kenntlich machen wird, das Betragen, welches der Kaiser Franz diesen verführerischen Anmuthungen entgegengesetzt, dem Gemählde dieser schwankenden Zeit Ruhe und Haltung geben.

Alle Lockungen und Warnungen umsichtiger Weltklugheit, wie alle gekränkten Privatgefühle, mußten einer Politik des Glaubens weichen. Der Thron von Oesterreich und die ganze Kunst seines Cabinets sollten auf den Säulen der Gerechtigkeit und Treue fortbestehn; der Welt sollte unwiderleglich bewiesen werden, daß es die Präpotenz des Rechtes und nicht die der Macht war, wonach der Kaiser in zwanzigjährigen Kriegen gestrebt hatte, und wodurch allein er seine Monarchie gegen die Gefahren einer ernsten, schwierigen Zukunft, die uns alle erwartet, sicher zu stellen glaubte. Die Dictatur von Europa war in den Augen dieses Fürsten ein viel zu geringer Preis für die öffentliche Anerkennung und Genehmhaltung eines einzigen Meineides. Der weiseste Gebrauch des Uebergewichtes in allen Entscheidungen über das Schicksal von Europa kam gegen die Gefahr der geringsten Verletzung des durch Oesterreichs besondere Mitwirkung begründeten Vertrauens der europäischen Cabinette in keinen Betracht.

Ein großer Abschnitt in dem Regentenleben des Kaisers ist mit dem erfolgreichen 1815ten Jahre beendigt: in gleichem Sinne, wie er sie bei seinem Regierungsantritte

begann, hat er die Hauptarbeit seines Lebens nach drei und zwanzig Jahren zum Abschlusse gebracht. Alle jene liberalen Ideen, die sich mit dem göttlichen Ursprunge der Gesetzgebung, mit der ruhigen und natürlichen Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse und mit den Rechten der Vorwelt, als den einzigen Bürgschaften für die Nachwelt, vertragen, finden in ihm ihre unerschütterliche Stütze, so wie alles wohlbegründete Recht eine nie wankende Schutzwehr gegen die falsche Liberalität des Jahrhunderts. Mächtig durch ein Zurückweisen der Macht, groß durch das Vermeiden der ungerechten Vergrößerung, erhaben über dem Gesetze durch Gehorsam gegen dasselbe, der Wiederhersteller der Ordnung in Europa, weil er eine christliche Politik des Glaubens, der Treue und der demüthigen Hingebung in die Rathschlüsse des Königs der Könige wiederhergestellt, — so wird der Nahme dieses Herrn auf die spateste Nachkommenschaft übergehn.

Wie auf einer so hohen, gewissenhaft zurückgelegten Laufbahn jeder Schritt beziehungsvoll wird, so mag es bedeutend erscheinen, daß, nachdem in den ersten Monaten dieses Jahres die Gesinnung des Kaisers die letzte und größte Prüfung überstanden, und er den Krieg für die Unabhängigkeit der europäischen Mitstaaten und gegen seine eigene Präpotenz großmüthig beschlossen hatte, — daß damals sich der Zug dieses Monarchen an der Spitze seines Heeres unvermerkt in eine Wallfahrt an die Gräber seiner Ahnherrn zu Speier und Nancy, zu den Ruinen seines Stammhauses Habsburg, zu den tyrolischen Bergen, den ewigen Denkmalen der Liebe seiner Volker, und nach dem Vaterhause zu Florenz, dem Wohnsitze seiner frühesten Jugend, verwandelte. Der befriedigte Himmel schien jedes weitere Opfer abzulehnen, und zu einer belohnenden Betrachtung des im Geiste der großen und frommen Vorfahren vollbrachten Werkes einzuladen.

C. J. Fox und Wm Pitt

von

F. Ch. A. Hasse,
Professor in Dresden.

Mit

einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Fox und Pitt.

Die Geschichte vereinigt das Leben zweier Männer, die durch Eine Zeit, Ein Vaterland und gleiche Liebe für dasselbe verbunden, einander doch feindlich entgegenstanden, und weniger durch die Gesinnung als durch die Meinung und die Verhältnisse geschieden, nur als streitende Kräfte auftraten. Beide werden nur dann richtig und vollständig erkannt, wenn das Bild ihres Lebens Jeden in seiner ganzen Eigenthümlichkeit lebendig auffaßt, und beide zugleich, in ihrer rechten Beziehung zu einander, klar und treulich darstellt. Der Kampf selbst, den sie gegen einander kämpften, beurkundet, was sie waren, und griff so tief und mächtig in ihr Daseyn und Wirken ein, daß er uns eine gegenseitige höhere Verwandtschaft bezeugt, die freilich nicht zu wirklicher Befreundung sich vollenden konnte, aber merkwürdige Beziehungen in dem Leben beider enthüllt.

Man sagt, daß ungemeine Geister, über ihre Zeit erhaben, derselben voraneilen. Es gibt solche außerordentliche Menschen, die gleichsam außer ihrer Zeit zu stehen, mehr einem Geschlecht der Vorwelt, oder der Zukunft anzugehören scheinen. Aber es gibt auch sehr ungemeine Kräfte, die recht eigentlich und völlig ihrer Zeit angehören, dergestalt, daß sie nicht nur das Gepräge derselben tragen, sondern auch mit ihrem ganzen Wesen in ihr leben und auf sie einwirken. Das sind seltene Naturen, die sich nur wenig von der Eigenthümlichkeit ihrer Zeit berühren lassen, und man soll dies ja nicht zur allgemeinern Re-

gel machen wollen. Vielmehr spricht Geschichte und Erfahrung dafür, daß die größten Menschen auch durch ihre Zeit, oder durch den in derselben vorwaltenden Geist des Menschenlebens erzogen wurden, und nicht sowohl dadurch, daß sie sich von ihr abwendeten, als dadurch, daß sie mit höherer Kraft, als Bürger der Zeit, diese selbst ergriffen, auch so groß in ihrer Wirksamkeit wurden.

Fox und Pitt tragen in dem, was sie waren und was sie thaten, die Zeichen ihrer Zeit; keiner war von derselben unabhängig. Vieles in ihnen gestaltete sich gerade so, und nicht anders, weil ihr Zeitalter sie mit bestimmte; aber sie selbst wurden so starke Glieder in demselben, weil sie, ohne seinem Einfluß sich nur leidend hinzugeben, oder von ihm sich ganz entbinden zu wollen, gerade die Kräfte ausbildeten und übten, die von der Gegenwart am dringendsten in Anspruch genommen wurden, und den Ansichten folgten, die derselben am meisten sich zu eignen schienen.

Auf beider Ansichten und auf ihr ganzes öffentliches Leben wirkte folgereich der Befreiungskampf der nordamerikanischen Colonieen gegen das Mutterland ein. Fox war, nach seiner Entlassung von der hohen Stelle, zu der man den Jüngling erhoben hatte, schon auf die Seite der Opposition getreten, als jener Kampf begann. Sein Geist und seine Gesinnung neigte sich zu denen, die für ihre Freiheit stritten; den Krieg gegen dieselben hielt er für so ungerecht, als unklug, und kräftig widersetzte er sich den Ministern, die Alles aufboten, zwar nicht jene, schon früher von England zugestandene Freiheit der republicanisch verwalteten Colonieen Nordamerika's, aber ihre Unabhängigkeit wieder zu vernichten. Auch als er auf's neue Mitglied des Cabinets geworden, ließ er nicht ab, gegen den Krieg zu sprechen, und seines Amts wieder entlassen, sucht' er auch als Parlamentsglied den Frieden zu befördern.

Pitt trat zuerst im Parlament auf, als derselbe nordamerikanische Krieg noch die Gemüther bewegte. Selbstständig, keiner Parthei angehörig, aus Ueberzeugung sprach auch er entschieden gegen den Krieg. Als er Kanz-

ler der Schatzkammer geworden, eilt' er, den Frieden zu bewirken, und es gelang.

Seitdem waren Fox und Pitt in ihrem öffentlichen Leben völlig entzweit. Denn die Bedingungen des Friedens, den jener erst selbst gefordert, dieser bewirkt hatte, wurden nun von der Partei, zu der sich Fox bekannte, in deren Geist er sprach, heftig angegriffen. Es scheiden sich ihre Wege; aber in dieser Scheidung schon hat sich die Eigenthümlichkeit beider enthüllt, und entwickelt sich immer mehr in der besondern Richtung, der Jeder, nach der Anlage und Kraft seiner Natur, sich hingibt.

Fox erscheint nun als der für große Ansichten und für alles Erhabene empfängliche, für alles Menschenwürdige begeisterte, aber auch leichtbewegliche, darum in seinen Meinungen wechselnde, und in seinem öffentlichen Leben nicht durchaus folgerechte Mann; im kühnen und freien Kampf gegen die Verhältnisse, doch von den Verhältnissen, mehr als es scheint, abhängig; — Pitt, als der für das Große und Erhabene nie unempfängliche, für alles Menschenwürdige recht wohlwollend thätige, doch minder reizbare und bewegliche Mann, klar und besonnen, darum in seinen Meinungen, wie in seinem Wirken beharrlich, in seinem öffentlichen Leben mit sich übereinstimmend und sich selbst gleich, die Verhältnisse sorgfältig beachtend und streng würdigend, darum von ihnen unabhängiger. — In Fox ist die geniale, aber willkührliche, in Pitt die gemeßnere, aber in Gesetzmäßigkeit sich bewegende Kraft; in jenem das Gemüth und der Eifer, in diesem der klare Verstand und der feste Wille vorherrschend. In der Aufrichtigkeit und Treue der Gesinnung, so weit sie sich in dem öffentlichen Leben bewährt, stand keiner dem Andern nach; aber großherziger und rücksichtsloser huldigt Fox allen edleren Bestrebungen, wo Pitt zurückhaltender und bedächtiger sie prüft, und am meisten das Zeitgemäße erwagt.

Beide waren zur Vaterlandsliebe und für den Staatsdienst gebildet; der Geist der Griechen und Römer hatte ihrem Geist einen höheren Schwung gegeben, die Verfassung Englands sie mit Freiheitssinn, das rasche und kräftige Wachsthum der englischen Macht mit höherem

Selbstgefühl und Stolz erfüllt. Aber der umfassendere Geist Fox's gefiel sich darinnen, das Glück einer freien Verfassung und eines festbegründeten Wohlstandes, wie England sich desselben freute, mit freigebiger Hand auch andern Nationen zu gewähren, und auch dadurch Englands Würde und Ruhm zu verherrlichen; Pitt's ruhigerer und mehr sich selbst beschränkender Geist sann darauf, Englands Glück noch fester zu begründen, weiter zu entfalten, sichrer zu wahren, und ohne die Freiheit Anderer beschränken zu wollen, doch die eigne Macht so zu steigern, daß sie, selber unantastbar, sich um so wohlthätiger ihres überwiegenden Einflusses allenthalben bedienen könne. Jener wollte die Ansprüche, die England behauptete, zur Ehre Englands, allenthalben geltend machen; dieser fand in dem, was England schon war, einen hinreichenden Grund für das, was es noch werden konnte, und räumte andern Völkern gleiche Rechte nur in so fern ein, als sie gleiche Ansprüche schon gewonnen hatten, die Macht Englands aber nicht gefährdeten.

In Pitt's Seele war überwiegend die Ehrfurcht vor der alten wohlbegründeten Ordnung der Dinge, und vor dem Gesetz, auf dessen Unverletzlichkeit das Wohl des Staats und der Einzelnen beruht. Er ehrte und liebte gesetzliche Freiheit, widerstrebte aber um so entschloßner jeder Freiheit, die mit Verletzung des Gesetzes, durch irgend eine Handlung der Willkühr, sich begründen wollte. Es konnte nicht fehlen, daß er, auch bei seinem klaren Geiste, hinsichtlich seiner Ansichten von Verfassung und Gesetz, zu Zeiten mit sich selbst in Zwiespalt gerieth, weil er Herkommen und Gesetz nicht immer streng unterschied, bisweilen auch das Herkömmliche, blos als solches, für gesetzlich achtete, bisweilen jenes, wenn er durch ein höheres Gesetz sich genöthigt glaubte, selbst überschritt. Dazu maß er dem gegebenen menschlichen, darum bedingten Gesetz, unter manchen Umständen dieselbe Unbedingtheit bei, die nur dem höchsten, göttlichen Gesetz eignet, und konnt' es vergessen, daß alle bestehende gesetzliche Verfassung durch eine höhere Ordnung der Dinge, durch das göttliche Gesetz in der Menschheit begründet, und davon abhängig ist. Ohne selbst irreligiös zu seyn, entbehrte er doch der wahren religiösen Ansicht der Staatskunst und der Verhältnisse, und weil er denn ein übergroßes Gewicht auf

die menschliche Klugheit in der Führung der Staaten legte, konnt' er selbst in die von ihm für unverletzlich gehaltene Verfassung sich Eingriffe erlauben, wo die Umstände und menschlicher Rath sie zu rechtfertigen schienen. So trug denn auch seine Staatsweisheit ein selbstsüchtigeres Gepräge, und, ohne die Weltverhältnisse einzig und engherzig nach Englands Vortheil zu berechnen, ordnet' er doch diesem, wenn er gefährdet war, selbst höhere Rücksichten unter, und sah Europa häufig nur mit den Augen eines Engländers, seltener England mit den Augen eines Weltbürgers an.

In Fox überwog der Weltbürgersinn eben so sehr die selbstsüchtigere Staatsansicht, als engherzigen Nationalstolz. Die Freiheit sah er als das wahre, unverletzliche Kleinod der Menschheit an, sie als die Seele jeder guten Staatsverfassung. Er ehrte das Gesetz und die bestehenden Verhältnisse, sofern sie die Freiheit allenthalben sicherten; wo er aber die Freiheit, die er für sich und für andre, für England und für alle Völker suchte und vertheidigte, durch das Herkommen, oder die Verfassung, oder selbst durch das bestehende Gesetz beschränkt glaubte, hielt er sich weder an jene, noch an dieses gebunden. Weil ihm aber die Freiheit unbedingt als das Höchste in den Staaten galt, weil er auch das Gesetz, das er am meisten nach dem Grade bürgerlicher Freiheit, den es gewahrte, aus seinem Standpuncte, würdigte, dieser Freiheit unterordnete, gab er selbst gefährlicher Willkühr Raum, und vergaß, daß nichts so völlig die Freiheit vernichtet, als Willkühr und Gesetzlosigkeit, daß gesetzliche Ordnung das Höchste im Staat, weil sie die einzige Bürgschaft für das Wünschenswertheste, die Freiheit, ist. So mußt' auch er, auf einem andern Wege als Pitt, mit sich selbst in Zwiespalt kommen, weil er, im Kampf für die Freiheit, selbst eine, Gesetz und Verfassung verletzende Eigenmacht für zulässig hielt, die, wenn sie um sich greift, die beschwerlichste Tyrannei wird. Denn Eigenmacht, die sich vom Gesetz entbindet, und eben darum keine Schranken kennt, gleichviel von wem sie geübt wird, von Einem Alleinherrn oder von mehrern Gewalthabern, von Volksvertretern oder vom Volk selbst, ist unvermeidlich das Grab der bürgerlichen Ordnung und zugleich der bürgerlichen Freiheit. So uneigennützig und hochsinnig er seinem Vaterlande und

der Menschheit diente, so fehlte ihm doch die Demuth vor dem Gesetz, und auch er war von der religiösen Ansicht der Welt- und Staatsverhältnisse nicht so durchdrungen, daß er in einer göttlichen Ordnung alle menschliche begründet und bewährt erkannt, und selbst sein Wohlwollen jener untergeordnet hatte. Er erwog es nicht immer, daß eben so wenig, als durch Klugheit allein, nur durch Wohlwollen Staaten und Völker regiert werden. In ihm aber war jenes, das den Menschen vorzüglich liebenswürdig macht, so mächtig, daß er in Gefahr kommen konnte, mit seinem Weltbürgersinn den Engländer fast zu vergessen — eine seltne Großherzigkeit, die aber keineswegs alle andere Tugenden des Staatsmanns entbehrlich macht.

Es ist hier nicht von einem Weltbürgersinn die Rede, wie er zu einer Zeit, da der Vaterlandssinn fast erstorben war, unter uns gepriesen ward, der, was an Tiefe und Innigkeit fehlte, an Ausdehnung und Umfang ersetzen sollte; nicht von dem, der mit der Vaterlandsliebe in Zwiespalt geräth, sondern diese selbst erhöht, — eine Aufgabe, die nur das ächtchristliche Leben zu lösen vermag, zu deren Lösung auch der Staatsmann nur, wiefern das lebendige Christenthum ihn beseelt, fähig ist. Gelang diese Lösung vollkommen weder in Pitt, noch in Fox, so stand doch dieser ihr näher, als jener, durch die Kraft seines Wohlwollens, das seinem Vaterlande sein glühendes Herz, den Fremden seine warme Theilnahme erhielt, und nicht zunächst nur das besondere Nützliche, sondern das allgemein Löbliche und Menschliche erwog; überzeugt, daß dieses auch dem Vaterlande nicht nachtheilig, sondern nur ersprießlich seyn könne. Sofern die Gesinnung aber auch durch die Klarheit und Tiefe der Einsicht gestärkt werden soll, wird diese bei dem Staatsmann, mehr noch als bei dem Privatmann, besonders in der Hinsicht in Anspruch genommen, als seine Gesinnung dadurch erst recht wirksam und wohlthätig sich bezeugt, daß er die Weltverhältnisse aus einem erhabenen Standpunct ansieht, und im Wirken für seine engere Welt, (sein Vaterland), die größere, durch die auch jene wesentlich bedingt ist, mit umfassenderem Sinn würdigt. An Einsicht aber, an klarer Würdigung der Verhältnisse, wie an Strenge in der Geschäftsführung ward Fox durch Pitt übertroffen.

Die eigenthümliche, schon bei dem nordamerikanischen Freiheitskampf sichtbare Denkart beider, entwickelte sich immer mehr in den nachfolgenden Verhandlungen und Ereignissen, zunächst in Beziehung auf die neue India-Bill, welche Fox vorschlug. Dieser, empört durch die vielfachen Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten, die von der ostindischen Handelsgesellschaft verübt wurden, glaubte die Regierung und das englische Volk berechtigt, der Gesellschaft die großen Rechte, deren sie sich durch Mißbrauch derselben verlustig gemacht habe, zu entreißen, und empfahl daher, mit allem ihm eigenen Eifer, eine neue Ordnung der ostindischen Angelegenheiten, nur darauf abzweckend, das schöne Land und seine leidenden Bewohner von dem schweren Drucke der Handelsgesellschaft zu befreien. Wie er aber nicht immer mit klarer Besonnenheit die Mittel für seine Zwecke prüfte, und, wo es auf die Abstellung eines Mißbrauchs, einer Ungerechtigkeit oder tyrannischen Gewalt ankam, mit aller Stärke seiner Seele solchen Uebeln sich entgegenwarf, ohne Alles, was dabei zu berücksichtigen war, zu erwägen; so achtet' er es auch nicht, daß durch seine India-Bill, allzugewaltsam alle Rechte der, freilich schuldigen, Gesellschaft angetastet und verletzt, und selbst die ehrwürdigen Gesetze, die das Eigenthum aller Staatsbürger, auch bei nothwendigen Neuerungen, in besonderen Schutz nehmen, angefochten wurden. Dies war es, was Pitt, der nicht so leicht solcher gerechten Bedenklichkeiten sich überhob, gegen jene Bill einwandte. Gleichwohl sprach zu Gunsten derselben der unbestreitbare Grundsatz, daß die ungesetzliche Erweiterung eines Rechtes, als eine Usurpation, in jeder guten Verfassung durchaus verwerflich ist, und selbst eine gesetzliche Beschränkung des Rechtes nothwendig und gerecht machen kann; daß es einem freien Volke wohl zustehen muß, selbst alte Vorrechte einzelner Staatsbürger oder ganzer Gesellschaften, wenn im Fortgange der Zeit erweisliche Nachtheile für das Ganze daraus entstehen, auf gesetzlichem Wege zurückzunehmen. Denn alle Vorrechte werden nur bedingt, und keins ist auf ewige Zeiten in dem Sinn' ertheilt, daß es, während ringsumher die Welt sich anders gestaltet und neue Verhältnisse eintreten, allein unwandelbar bliebe; die Gerechtigkeit ist nur darinnen zu wahren, daß nicht Willkühr oder Gewaltthat, sondern allein eine erweislich höhere Nothwendigkeit, und

das Gesetz, dem alle sich unterwerfen müssen, über die zeitgemäße und heilsame Beschränkung oder Erweiterung entscheide, nirgend aber die Achtung vor dem Eigenthumsrecht leichthin verletzt werde. Da besonders, wo eine eigenmächtige, durch keine Verjährung zu rechtfertigende, Erweiterung des ursprünglichen Rechts eingetreten ist, wird diese selbst ein Grund für die neue Prüfung und Feststellung des zulässigen Umfangs des anerkannten Rechtes.

Doch war damit Fox's India-Bill nicht zu rechtfertigen. Denn sie erschien als ein Gewaltstreich, der ein für das Privateigenthum sehr gefährliches Beispiel gab, und um so unzulässiger, als hier eine Willkühr durch eine andere verdrangt werden sollte. Denn die fast ungemessene Gewalt, welche durch die Bill der Regierung eingeraumt ward, stand selbst mit der freien Verfassung Englands, von der die ostindischen Besitzungen nicht ausgeschlossen seyn sollten, im Widerspruch, und konnte von den Volksvertretern nicht gebilligt werden. Darum bekampfte auch Pitt, zum Zeugniß seiner Liebe für Freiheit und Gesetz, die Bill auch dann, als sie im Unterhaus durchgegangen war. Dieselbe Gesinnung leitete ihn in der von ihm vorgeschlagenen neuen India-Bill, welche die Rechte der ostindischen Handelsgesellschaft schützte, aber den Mißbrauch möglichst verhütete. Wenn dadurch auch nicht das Uebel in der Wurzel zerstört werden konnte, so ward es doch bedeutend vermindert, und Fox hätte, wenn er in diesem Kampfe weniger befangen gewesen wäre, seinen eigenen Grundsätzen treu, Pitt's India-Bill nicht außer Wirksamkeit setzen können.

Wie leicht im Eifer für die Freiheit auch ein wohlwollender Sinn verblendet und vom Irrthum hingerissen werden kann, das wird in Fox's Beispiel recht anschaulich. Nachdem im Oberhaus seine India-Bill verworfen worden, schmiedet' er selbst einen Plan, der die gesetzliche Verfassung und Freiheit gefährdete, da er im Unterhaus vorschlug, die Rechte der Pairs, gerade in einer, dem Ganzen sehr heilsamen Beziehung, zu beschränken; drauf aber, als er mit diesem Vorschlag, der die Regierung nur ungebundener gemacht hatte, nicht durchdrang, selbst den Angriffen auf die Rechte der Krone beitrat, und so auf's neue die Verfassung verletzte. Pitt dagegen

schützte

chützte sie in beiden Fällen, und blieb sich selber treu, da er gegen Fox die Rechte der Pairs, dann die Rechte der Krone vertheidigte, und hier und dort mit dem Gesetz die Willkühr bestritt.

Um Fox und Pitt recht zu würdigen, ist von nun an besonders zu erwägen, daß dieser als Minister, jener als Volksvertreter handelt. Der Minister aber hat, bei der innigsten Liebe für das Volk und dem redlichsten Eifer für dessen Rechte, noch andre Rücksichten, und darf es nie vergessen, daß er zugleich zum Beschützer der Verfassung und zum Vertheidiger der Krone berufen ist, ohne dadurch nothwendig ein Gegner der Volksfreiheit zu werden. Man stellt, auf eine unziemliche Weise, Fürst und Volk einander entgegen, wenn man die Verfechtung der Rechte der Krone als einen Angriff auf die Rechte des Volks erklart, eine Ansicht, die in einer wohlgeordneten Verfassung nur Verderben aussäet. Zumal in Staaten, die das Glück einer ächten Volksvertretung genießen, soll der Minister, der über die Kronrechte wacht, nicht schlechthin für einen Feind der Freiheit gehalten werden. Das war Pitt am wenigsten, der, selbst als Minister, die Rechte des Parlaments, des Volks ehrte, und in mehr als einem Falle vertheidigte. Auch Fox war es nicht, auch dann nicht, wenn er zu bedenklichern Maaßregeln, die an Willkühr und Gewaltthat gränzten, rieth, weil er dann haufig nur als Glied der Opposition sprach, deren Stellung, in der Verfassung Englands begründet, nur dazu dient, durch Widerspruch auch empfehlungswerthe Vorschlage und Pläne der allseitigsten Prüfung zu unterwerfen, das beabsichtigte Gute um so mehr zu begründen, mit den strengsten Ansprüchen der Verfassung in Einklang zu bringen, dem überwiegenden Einfluß einzelner aber Schranken zu setzen.

Das Leben beider großen Männer fällt in die Zeit der neuen Anerkennung der Menschen- und Volksrechte, des allgemeinern Strebens, diese Rechte in allen Verhältnissen geltend zu machen und die Freiheit zu erringen. Das Verhalten beider, in Beziehung auf diesen Geist der Zeit, enthüllt ihren Charakter, richtet über ihre Gesinnung.

Die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit kamen damals in England zur Sprache; die Rechte der

kirchlichen Partheien, die Abschaffung des Sklavenhandels, die Rechte der, fremder Gewalt unterworfenen Völker, die Rechte der Völker, ihre Staatsverfassung zu ändern und die möglichst höchste Freiheit sich zu erringen.

Fox unterstützte lebhaft die Ansprüche der Dissenters auf völlig gleiche Rechte mit den übrigen Staatsbürgern, die Forderungen der Katholiken in England. Er huldigte dabei unbedingt den Grundsätzen der Freiheit und Menschlichkeit, und verschmähte jede andre Rücksicht. Wenn dieß die Meinung für ihn gewinnt, so darf doch Pitt, der anders dachte, darum nicht in Schatten gestellt werden. Zwar beide sahen auch diesen Gegenstand nicht aus dem höchsten, religiösen Gesichtspunct an; Pitt aber ward von einer klarern Ansicht, und, bei gleich wohlwollender Gesinnung, doch von festeren Grundsätzen geleitet, als Fox. Die Verfassung der Staaten hat eine wesentliche Begründung in den kirchlichen Verhältnissen. Rasche oder willkührliche Veränderungen in diesen wirken unvermeidlich und bedenklich auch auf jene ein. Die englische Verfassung beruht vorzüglich auch auf der Corporations- und Test-Acte. Durch die Ansprüche der Dissenters, durch Fox's Empfehlung der Aufhebung jener Acte ward offenbar Englands Verfassung gefährdet. Für diese sprach Pitt, da er gegen die Dissenters und gegen Fox sprach, und nicht aus unlöblichen Grundsätzen. Er mußte die Verfassung verfechten; Gewissensfreiheit wollt' er keinem Staatsbürger versagen, aber Rechte, die eine Umwandlung aller Verhältnisse nothwendig machten und verfassungswidrig waren. Der gesetzlichen Freiheit war er auch hier nicht entgegen, und das Kirchliche im Staat würdigt' er strenger, als Fox. Er selbst sprach zu Gunsten der irländischen Katholiken, als seine Bedenklichkeiten beseitigt waren; aber die Grundsätze des Königs vermocht' er nicht zu verändern. Endlich legte er freiwillig seine Ministerstelle nieder, als der Streit über die Rechte der Katholiken zu keiner günstigen Entscheidung führte.

In Einem waren beide einverstanden, in der Anerkennung der Gerechtigkeit, die den Sklavenhandel verdammt. Beide beförderten die Vorschläge zur Abschaffung dieses entehrenden Handels. Hier entzweite sie keine verschiedenartige Ansicht; keine Bedenklichkeit hemmte ihren

Eifer für die Rechte der Menschheit. Doch mußten diese noch einen schweren Kampf bestehen; die veraltete Ungerechtigkeit war nicht sogleich abzustellen; aber was Pitt und Fox gewollt, ward endlich doch zur Ehre Englands vollbracht.

In dem Kampf über die Vereinigung Irlands mit Großbritannien scheint Pitt wieder durch Fox verdunkelt zu werden. Dieser ward der Vertheidiger der Unabhängigkeit Irlands; was das Rechte und Billige sey, war ihm nicht zweifelhaft; die Freiheit Irlands verfocht er, wie die Englands. Seinem schönen Eifer stellte sich Pitt's kalte Besonnenheit entgegen. Irlands Schicksal war an England gekettet; jenes mußte von diesen Banden ganz entbunden, oder so gestellt werden, daß beiden Reichen Ruhe und Sicherheit hinlänglich verbürgt sey. Pitt glaubte dieß nur dadurch erreichbar, daß Irland, ganz mit England vereint, auch alle Gunst der englischen Verfassung genösse, und kein getheiltes Interesse beide Reiche schiede. Durch die Vereinigung sollte nicht nur dem Einfluß Frankreichs auf Irland gesteuert, dieses von gänzlichem Abfall von England zurückgehalten, es sollte auch der Kampf der innern Partheiungen gestillt werden. Diese Gründe entschieden Pitt, die Vereinigung zu befördern; aber mit gerechter Anerkennung der Menschenrechte sprach er auch zu Gunsten der wohlbegründeten Forderungen der Irländer, und unterstützte einen Vertrag, der ihre Rechte sicherte.

Gleich lebhaft und noch dauerhafter wurden sie durch die Angelegenheiten Frankreichs entzweit. Als dieses noch seinen rechtmäßigen Herrscher hatte, suchte Pitt Frieden mit ihm zu erhalten, und beförderte den Handelsvertrag der beiden, stets feindlich gespannten Reiche. Damals erkannte Fox recht klar das fortdauernde, allen Nachbarn gefährliche Streben Frankreichs nach Uebermacht, und zog einen Krieg mit dem ungetreuen Volke dem Frieden vor. Als aber die Franzosen durch eine gänzliche Staatsumwälzung nur um die eigene Freiheit zu ringen schienen, war Fox schnell mit ihnen befreundet, billigte ihr Unternehmen, und sah, wie viele andre, in demselben ein neues besseres Zeitalter beginnen. Seine

Freude theilte Pitt nicht. Dieser ahndete eine drohende Gefahr, eine unheilvolle Verwirrung aller Begriffe und Verhältnisse in diesem Sturme, der so unaufhaltsam, immer willkührlicher, immer gewaltthätiger fortschritt. Die blutige Frevelthat, an dem Könige verübt, die Wuth des Partheikampfes, die Raserei der Volksführer, der leichtsinnige Wechsel der Verfassungen rechtfertigte seine Besorgniß; die Vorliebe, mit der viele, auch außerhalb Frankreich, selbst in England, den Geist der französischen Staatsumwälzung, die blendenden und verführerischen Grundsatze derselben ergriffen, riefen ihn zum ernstesten und beharrlichsten Widerstand auf. Nicht verkannt' er das Recht eines Volks, sich selbst seine Verfassung zu geben; aber Grundsätze zu bekämpfen, die alle gesetzliche Ordnung und Verfassung anfochten und untergruben, ein Volk zu hemmen, das in wilder Schwärmerei die Ruhe aller Staaten bedrohte, dazu fühlt' er sich berufen. Nur er sah, was Fox nicht sehen wollte, daß mit den unruhigen Gewalthabern Frankreichs kein sichrer Friede zu schließen sey; darum beharrt' er, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, im offnen, ehrlichen Kampf gegen das durch Bonaparte zwar endlich beruhigte, aber mit den Nachbarstaaten und mit der Gerechtigkeit noch unversöhnte Frankreich. Nur der Vorwurf trifft ihn, daß er auch zu Mitteln seine Zuflucht nahm, die ihm nicht ziemten, zur Unterhaltung der Partheiungen, Unterstützung der Mißvergnügten, und Nährung der verheerenden Flamme. In der Wiederherstellung der königlichen Regierung fand er allein Bürgschaft für ein völkerrechtliches Verhältniß Frankreichs zu andern Staaten; aber einer gesetzlichen Freiheit war er nicht so feind, daß er die Rückkehr aller Mißbräuche und aller Lasten, welche die Revolution erweckt hatten, begünstigen wollte. Er sah in den Freiheitsstürmen nicht nur heller als Fox, der schwärmerisch mit hingerissen ward, und seinen eignen edlern Sinn auch den französischen Freiheitspredigern beimaß, sondern er folgte auch geläutertern Grundsätzen. Fox wollte edelmüthig Frankreich einen günstigen Frieden bewilligen, weil es einen gerechten Krieg geführt habe; Pitt, der hier allerdings weniger großherzig dachte, hatte doch darinnen einen gerechten Grund, solchem Frieden sich zu widersetzen, daß Frankreich noch immer auf Grundsätzen beharrte, die es klar genug bezeugten, wie es auch in seinem Freiheits-

kampfe die alte Richtung auf Uebermacht und drohende Gewalt nicht verloren habe.

Noch in einem wichtigen Falle standen Fox und Pitt gegen einander in großem Kampf, dieser als Vertheidiger der Volksrechte und der Verfassung, jener der Laune des Augenblicks hingegeben, und die Willkühr befördernd. Als die Gemüthskrankheit des Königs ihn zur Regierung unfähig machte, und die Parthei, mit der Fox sich verbunden hatte, mit Verletzung alter Rechte, den Prinzen von Wales zum Regenten erheben wollte, bewahrte Pitt England vor dem Unglück, eine Gewalt anerkennen zu müssen, welche nicht durch die Verfassung begründet war. Es ist kein Flecken in seiner Geschichte, daß er der nothwendigen Parlamentsreform widerstrebte; denn als sie in Vorschlag kam, war die Zeit am wenigsten der friedlichen, bedächtigen Berathung und der Verbesserung günstig. Zeitgemäße Verbesserungen in der Verfassung beförderte er gern, brachte selbst eine zweckmäßigere Volksvertretung in Antrag, und stimmte willig den menschenfreundlichen Plänen Fox's bei, wo es seiner Ueberzeugung gemäß war, und kein höheres Recht verletzt ward. Doch blieb auch er von Gewaltthaten, wo der Drang der Zeit ihn bewegte, nicht frei, und seine Staatsklugheit überwältigte in einigen, obwohl seltenen Fällen, seine strenge Gerechtigkeit. Wenigstens entsprach derselben nicht völlig sein Angriff auf die Rechte der Neutralen zur See, und das Unrecht, das an Ostindien verübt ward. Aber Fox's Andenken wird verherrlicht durch das unsterbliche Wort, das er bei der Besetzung Hannovers durch Preußen gegen den Völkertausch sprach.

Das häusliche Leben beider spiegelt sich in dem öffentlichen; jeder erscheint auch in seinen engern Verhältnissen, wie er als Staatsmann erschien. Regel und Gesetz herrschen in Pitt's Leben vor; Fox, von den Verirrungen seiner Jugend abgewendet, fand in seiner edeln, großartigen Natur die Kraft, sich auch mit dem strengen Gesetz mehr und mehr in Einklang zu setzen.

Fox und Pitt, zu gleicher Zeit in England wirkend, wurden starke Stützen ihres Vaterlandes, und die

Vorsehung selbst hatte, in einer verhängnißvollen Zeit, sie einander zugesellt. Keiner kann durch die Vergleichung mit dem andern verdunkelt werden. Beide sind außerordentliche Männer, die, auch nach vieljährigem Kampf sich dadurch ehrten, daß Einer den Werth des Andern erkannte, und beide ohne Groll, ohne Rache schieden. Denn beide hatten, jeder nach seiner Anlage und seinem Vermögen, dem Vaterlande gelebt.

Die nachfolgende Geschichte ihres Lebens bildet Jeden in seiner Eigenthümlichkeit mit Treue ab.

K.

Charles James Fox.

(Gebohren zu London den 18. Januar 1748*), gestorben in Chiswickhouse den 13. September 1806.)

Clarum et venerabile nomen!

Charles James Fox, der dritte Sohn von Henry Fox und Georgina Carolina, der ältesten Tochter des Herzogs von Richmond, stammte aus einem ehemals bürgerlichen Geschlecht in Wiltshire. Sein Großvater, Sir Stephan Fox, der Stifter des Chelsea-Hospitals, ward wegen seiner Verdienste um das Haus Stuart, nach der Wiederherstellung desselben, zum Ritter, dann zum Lord der Schatzkammer ernannt. Seine Mutter, aus dem berühmten Hause Lennox, war eine Urenkelin Königs Karls II., von dessen natürlichem Sohne; daher Fox in seiner Familie Nachrichten zu seiner Geschichte der letzten Könige des Hauses Stuart vorgefunden haben konnte. Sie ward im J. 1762 zu einer Baroneß von Holland erhoben. Sein Vater, ein Mann von Geist, dichterischen Anlagen und vieler Beredtsamkeit, dem Georg III. den 16. April 1763 die Pairswürde, mit dem Titel Baron Holland von Fox-

*) In den Public characters (1799) ist der 13. Jan. 1749 als Geburtstag angegeben. Im Monthly Magazine, Octbr. 1806, aber der 18. Jan. 1748, welches die richtigere Angabe ist. Auch ist Fox, wie jene und andre Schriften behaupten, nicht der zweite, sondern der dritte Sohn seines Vaters.

ley in der Grafschaft Wilt, verlieh, war ein vertrauter Freund des Grafen Bute, und lange Zeit der Gegner des Lords Chatam. Als eifriger Tory („a rank Tory") mißfiel er in seinem parlamentarischen Leben dem Volke. Auch machte man ihm über die Verwaltung seiner Staatsämter öffentlich Vorwürfe. Die Stadt London nannte ihn in einer Bittschrift: „den Veruntreuer unberechneter Millionen". Er hatte, als Staatssecretär bei'm Kriegswesen und Oberzahlmeister des Heeres, ein großes Vermögen zusammengebracht, allein durchaus nur auf eine erlaubte und in England herkömmliche Art. Gleichwohl fand sich nach seinem Tode, im J. 1774, in seinen Rechnungen kein hinreichender Beleg über anderthalb Millionen Pf. St., ein Beweis, daß strenge Ordnung nicht in dem Charakter des Barons Holland lag. Dieß scheint auch auf die Erziehung seines Sohnes Einfluß gehabt zu haben.

Der junge Fox war ein Knabe von den glücklichsten Anlagen. Geist und Gemüth entwickelten sich in ihm mit seltner Leichtigkeit und Kraft; dazu hatte ihm die Natur einen wohlgebauten Körper, eine Fülle von Gesundheit und ein rasches, warmes Blut gegeben. Aber in dem Boden der Freiheit, in welchem er aufwuchs, wucherte zugleich jeder üppige Trieb. Seine ganze Erziehung war nur auf volle, schnelle Entwickelung, nicht auf Zucht und Maaß berechnet. Es ist wahr: das schöne Ebenmaaß von Ideenreichthum, Verstandesreife und Gedächtnißfülle, denen ein lebendiges Gefühl und eine freie Einbildungskraft Gestalt, Bewegung und Ausdruck gaben, verbreitete über Fox den Jüngling, und noch mehr über Fox den Mann, eine seltene Anmuth des Geistes und Herzens, die seine Freunde mit Bewunderung wie mit Liebe gegen ihn erfüllte; aber diese herrliche Entfaltung einer reichen Natur störte in der ersten Hälfte seines Lebens ein einziges Mißverhältniß: Regellosigkeit des Willens.

Fox kannte in der Außenwelt keine Schranken. In allem, was Zeit und Menschenwerk Gebrechliches aufgeführt hatten — ward es auch noch so fest durch das alterthümliche Gefüge der Gesellschaft zusammengehalten — sahe er nur das Zerbrechliche. Weil er es konnte, wollte er neu schaffen, nach höheren und kühneren Ansichten, als die seiner Zeitgenossen waren: denn er liebte das Voll-

kommnere aus reiner, geistiger Sehnsucht; er umfaßte die Zukunft, welche vor seinem Geiste, noch ehe sie vorbereitet war, zu einem lebendigen Ganzen sich gestaltete, mit der vollen Kraft eines mehr als brittischen Gemüths; aber sein Wille, der nie im Dulden oder Besiegen eines Hindernisses gekräftigt worden und erstarkt war, vermochte nicht, ihn Schritt vor Schritt zu führen. So frei und leicht, wie sein Verstand die Schwierigkeit des Wissens überflügelt und zu Ideen sich erhoben hatte, eben so frei und leicht wollte er auch im Thun das Ziel ergreifen: da blieb die Masse hinter ihm zurück, die Nation, der Staat, selbst die öffentliche Meinung. Das Leben immitten eines reichen Handelsvolks ist nicht günstig der Entwickelung solcher außerordentlichen Naturen, wie Fox. Die Berechnungen des Gewinns hemmen den Aufschwung der höheren Kraft: daher ward Fox mit seinen großen Ansichten nicht begriffen. Er fühlte und dachte nicht in dem Handelsgeiste seiner Mitbürger. Zwar trug er mächtig mit sich empor, die ihm verwandt sich fühlten, aber, um bildend einzugreifen in die Verhältnisse seiner Zeit, stand er ihnen nicht nahe genug. Er würde mit dem Schmerze eines verfehlten Daseyns gestorben seyn, hätte nicht sein durch Wissenschaft, häusliches Glück, Freundschaft und ländliche Ruhe zum Bewußtseyn der Welt, die in ihm war, erhobener Geist ihn für die Außenwelt entschädigt.

Aber auch sein öffentliches Leben steht gerechtfertigt da in der Geschichte. Hat Fox nichts erreicht von dem, was er bezweckte, so hat er doch in einer Zeit, wo die größte Anspannung aller Streitkräfte der bürgerlichen Freiheit nachtheilig zu werden drohte, über die Rechte derselben mit edlem, beharrlichen Muthe gewacht; er hat unerschüttert vor ganz Europa die Sache der Menschheit geführt; er hat die Staatskunst der Gewalt durch die Staatskunst des Weltbürgers gezügelt; er hat das Kleinod des brittischen Volks — den selbstständigen Charakter der öffentlichen Meinung — für Mit- und Nachwelt bewahrt; er hat, Pitt gegenüber, sich den unvergänglichen Ruhm errungen, daß die Geschichte ihn nennt: den Stellvertreter der Freiheit in der gesitteten Welt. In seinem Vaterlande heißt er nach seinem Tode noch der Mann des Volks.

Von seiner Geburt an war Fox der Liebling des Vaters. Die Familie hatte gerade seinen ältesten Bruder durch den Tod verloren; man erzog ihn daher in der größten Zwanglosigkeit mit zu vieler Nachsicht. Die Zärtlichkeit seiner Aeltern konnte ihm nichts versagen; zugleich gewöhnte ihn sein Vater schon früh, über Alles, was vorkam, seine Einfälle zu äußern, und Jedermann im Hause that pünctlich, was der Kleine oft nur aus Laune und Eigensinn befahl. Die Nachgiebigkeit gegen den wilden, feurigen Knaben war selbst in England auffallend, wo doch eine nachsichtsvolle Behandlung und die Entfernung aller Erbitterung oder Kränkung bei Strafen, Familiensitte, die Hauptgrundlage der Erziehung aber die Natur ist. Man gestattet in Südbritannien den Kindern so viel Freiheit im Handeln, als möglich, und unterwirft mehr ihr Physisches einer regelmäßigen Aufsicht als ihr Geistiges. Auch der Unterricht des jungen Fox wurde ohne Zwang in seine ganze Lebensweise verflochten; und so wie Montaigne's Vater seinem Sohne in der frühesten Jugend besonders todte Sprachen eigen zu machen suchte, so wünschte Lord Holland, daß sein Sohn zu gleicher Zeit zwei lebende Sprachen erlernen sollte. Er redete daher von der Wiege an Französisch, und in der Folge sprach er es mit derselben Leichtigkeit wie das Englische. Dieß machte ihn unvermerkt frei von manchem altenglandischen Herkommen und Vorurtheil. Fox liebte die Menschen jenseit des Canals, ohne daß er darum aufhörte, ein Britte zu seyn.

Da er für das öffentliche Leben bestimmt war, erhielt er auch eine öffentliche Erziehung. Er kam auf die Schule von Westminster, hierauf nach Eton, eine Anstalt, die damals unter der Leitung von Edward Barnard in Ruf stand. Fox zeichnete sich hier durch frühreife Talente sehr bald aus. Der Unterricht, welcher hauptsächlich alte Sprachen betraf, kostete ihm wenig Anstrengung. Mitschüler von trefflichen Anlagen zur Dichtkunst reizten ihn zur Nacheiferung; und schon in den untern Classen kam er in der lateinischen Verskunst den Geübtesten gleich. Zwei lateinische Gedichte von ihm aus d. J. 1761 u. 1764, und ein griechisches Gespräch, das er i. J. 1765 verfertigte, werden noch in der Sammlung aufbewahrt, die man in England unter dem Namen Musae Etonenses

kennt. Auch aus seinen spätern Jahren hat man einige Gedichte von ihm, unter welchen sich die Stanzen an Mrs. Crewe, eine Zuschrift an eine Lady, ein Anruf an die Armuth, ein Gedicht an Mrs. Fox, wie sie das funfzigste Jahr erreichte, und ein Gedicht an seinen Neffen, den Lord Holland, auszeichnen.

Ueberhaupt hatte sich in ihm das Talent für Sprachen zu einer seltenen Vollkommenheit entwickelt. In der Folge sprach er auch das Italienische fast eben so fertig, wie das Französische; in der letztern Sprache aber war er selbst manchem Eingebornen überlegen. Man ahnete daher schon in Eton, was so vorzügliche Naturgaben einst hoffen ließen. Der dreizehnjährige Fox war der Erste unter seinen Jugendfreunden. Diese, die auch als Männer seine treuen Freunde blieben, wie der Graf von Fitzwilliam, Lord Carlisle, der Herzog von Leinster u. A. sahen in ihm den künftigen Staatsmann und Redner. Sein Mitschüler Carlisle rief ihm in einer Ode prophetisch zu: „Pitt's und Townshend's Ruhm warte seiner im brittischen Volkssenate!" —*).

Allein es gab damals zu Eton unter den Oppidans — die das sind, was man in Deutschland Extraneer nennt — mehrere Knaben, die überaus hoch spielten und oft mehrere hundert Pfund verloren. Auch Fox ward von dieser Unsitte hingerissen. Seines Vaters Freigebigkeit ließ es ihm an den Mitteln dazu nicht fehlen; und mit dem ersten Ungestüm rascher Jugendkraft folgte der lebensfrohe Charles seinem Hange zum Vergnügen und zur Verschwendung. Dadurch kam in sein sinnliches Leben eine wilde Beweglichkeit, in welcher sich auch seine geistige Kraft gefiel. Lord Holland wollte überdieß derselben schon jetzt eine freie europäische Richtung geben, und nahm ihn daher, als er 14 Jahr alt war, in den Schulferien mit sich nach Spa. Aber auch hier zog sein reiches Taschengeld die Spieler an, und Fox verlor große Summen, die Lord Holland ohne Unwillen bezahlte.

---

*) Die Ode schloß mit den Worten:
„What praise to Pitt, to Townshend, e'er was due,
In future times, my Fox, shall wait on you!"

Fox setzte hierauf seine Studien in Eton fort; doch trug sein Vater fortwährend zu seiner Bildung viel bei, indem er ihn über Alles seine Meinung frei heraus sagen ließ, wodurch Fox, zum Denken aufgeregt, Verstand und Urtheilskraft übte, und, schnell in jeden Gegenstand eindringend, darüber unvorbereitet sprechen lernte. So erwachte zuerst in ihm jene natürliche Beredtsamkeit des Herzens und des Verstandes, durch welche er in der Folge seinen Ruhm gründete. Gewöhnlich gab ihm der Vater Staatsberichte zu lesen, und freute sich, wenn der Sohn treffend darüber urtheilte, oder absprach. Einst warf dieser eine Staatsschrift seines Vaters, die er eben gelesen, mit den Worten: „sie ist zu schwach", in's Feuer, und Lord Holland, gewohnt, seinen Sohn mit unbeschränkter Freiheit gewähren zu lassen, nahm ruhig eine zweite Abschrift.

Fox bezog nun die Universität Oxford, wo er in Hertford-College studirte. Hier erregten seine Talente und Kenntnisse um so mehr Bewunderung, als er seine ganze Zeit, vorzüglich die Nächte, dem Spiele und andern Zerstreuungen zu widmen schien. Sein Führer, oder Tutor of College, Schulhofmeister (ein Unterlehrer, der über mehrere Zöglinge die Aufsicht führt), war ein Mann von trefflichem Charakter und liebenswürdigen Eigenschaften, der bekannte Orientalist, D. Newcome, welcher für seine Theilnahme an der Bildung des junge Tory — denn als solchen wollte Lord Holland seinen Sohn erziehen — in der Folge von Fox zum Bischof von Waterford in Irland befördert wurde. Es ist bekannt, daß die Gentlemen Commoners, oder die Söhne aus vornehmen Familien, als unabhängige Mitglieder der Collegien, von mehrern strengen Vorschriften des akademischen Lebens befreit sind, auch bisweilen außerhalb den Mauern ihrer Halle in Privathäusern wohnen. Sie studiren nicht sogenannte Facultätswissenschaften, sondern Lateinisch, Griechisch, Mathematik und ein wenig Logik, unter der Anweisung ihres Tutors, der aber in der Regel keine Vorlesungen vor ihnen hält, sondern ihnen von Zeit zu Zeit blos anzeigt, was für Schriftsteller sie auf ihrem Zimmer lesen, und welche Werke sie damit in Verbindung studiren sollen. Nach einiger Zeit nimmt er diejenigen, welche gleichen Schritt halten, auf sein Zimmer, untersucht wie viel sie gelesen haben, hilft ihnen nach, erläutert schwere Stel-

len, oder läßt wohl auch den Schüler eine Stunde lang übersetzen, bis er ihn in den gehörigen Gang gebracht hat. Dabei empfiehlt er ihm das Lesen mehrerer Bücher in einer oder verschiedenen neuern Sprachen, besonders für die Geschichte. Der Unterricht wird also nur gelegentlich ertheilt, und auf keine Weise mit Gelehrsamkeit überladen. Es ist genug, daß der Student die beste Ausgabe von jedem Schriftsteller kennt, und zur festgesetzten Zeit das Verzeichniß dessen, was er gelesen, dem Tutor überreicht, worauf der Dechant, der Unterdechant und sämmtliche Tutors des Collegiums in einer Prüfung, die eine Woche lang täglich 5 bis 6 Stunden dauert, jeden Studenten einzeln examiniren, wie er die von ihm eingereichten Werke gelesen hat. Da man die Fähigkeiten eines Jeden genau kennt, so weiß sein Tutor, auf welche Art man ihn examiniren muß. Bei diesen Prüfungen wurde der talentvolle Fox oft nach einer Viertelstunde schon entlassen, während Andre Stunden lang geprüft wurden.

So verband er zugleich mit der classischen Literatur alte Geschichte, Geographie, Philosophie und Alterthümer; auch rieth D. Newcome, mit Rücksicht auf seinen künftigen Stand, ihm an, gewisse Vorlesungen bei andern Professoren zu hören, wenn das Lesen der Hauptwerke für diesen Zweck nicht hinreichte. Fox hat diesen Rath nicht sehr befolgt. Geometrie und Logik mußt' er, der Ordnung gemäß, in seinem Collegium hören. Er verstand aber von Mathematik, insbesondere von der Geometrie, wenig oder nichts, was er als Mann bedauerte. Die Schärfe und Strenge der Beweisfolge in seinen Reden war also nur die Frucht seiner, durch die besten Muster der Alten ausgebildeten Denkkraft. Ein so fähiger Kopf, wie Fox war, konnte unmöglich in den öffentlichen Vorlesungen viel Befriedigung finden; denn gewöhnlich wird eine Wissenschaft in zwanzig bis dreißig Stunden geendigt, und der Britte glaubt mit Recht, daß sich eine Wissenschaft durch keine Vorlesungen erlernen lasse. Sie können ihm höchstens einen Begriff von der Sache geben, und denjenigen auf den rechten Weg führen, welcher Lust hat, sie für sich zu studiren. Fox mußte bei dieser Lehrart schnell seinen Aufgaben voreilen, und, da er mit Lust und Feuer, was seinem Genius gefiel, bald vollendete, zu seinen Zerstreuungen Zeit genug übrig behalten.

Sein Hauptstudium war schon damals, und blieb es auch in der Folge, die alte Literatur nebst der Geschichte. Er hatte schon in Oxford den größten Theil der griechischen und römischen Schriftsteller, und mehrere davon einige Mal durchgelesen. Mit den Begebenheiten zugleich faßte er in den alten Classikern den Geist und die schöne Form der historischen Darstellung auf; allein er versuchte sich in derselben zu wenig, daher sie ihm in seinem großen Geschichtswerke, so viel Aufmerksamkeit er auch darauf verwandte, nicht gelang. Dabei las er in alten und neuen Sprachen nach einer guten Auswahl in richtiger Ordnung die besten Werke über Philosophie. Ueberhaupt lernte er nichts, was er nicht mit Liebe ergriff, und sein Geist entwickelte sich selbst, indem er frei die jungen Kittige übte. Denn er blieb fortwährend in einer fröhlichen Verbindung mit der Welt, weil er einen beträchtlichen Theil des Jahres zu London, Bath, oder auf kleinen Reisen im Lande zubringen durfte. Das Vergnügen selbst erhöhte seine innere Kraft. Er arbeitete dann, wie er selbst bekannte, nur um so thätiger und tiefer in seinen Gegenstand ein.

Eine solche, mit keinem Ballast des Wissens beschwerte Bildung prägte die herrliche Naturform des talentvollen Jünglings ohne Kleinigkeitszwang und mühsame Anstrengung zu einer kühnen, freiartigen Selbstständigkeit aus, die aber eben deshalb späterhin im wirklichen Leben, wo nur der Geschäftskundige Schritt vor Schritt vorwärts dringen kann, oft anstieß, und in ihrem Fluge durch ungewohnte Zwischenkräfte sich gehemmt fühlte. Doch mit gleicher Lebendigkeit ergab sich Fox auch dem Spiele und dem Weine, den gewöhnlichen Abendunterhaltungen seiner reichen, jungen Freunde. Er schadete dadurch seinem Vermögen und seiner Gesundheit; indeß litt sein Charakter nicht darunter, er bestätigte vielmehr, was man allgemein in England als eine Folge der öffentlichen Erziehung ansieht. Denn je freier er seine Anlagen entwickeln durfte, desto offner, ehrlicher und gerader war sein Verhalten gegen Andre. Er dachte nicht so eingeschränkt über Menschen und Dinge, als man es wohl bei klösterlich streng erzogenen Menschen findet; er nahm und gab; er hatte eine gewisse Achtung für Menschen überhaupt; er war weniger selbstisch, und zeigte auf den ersten Anblick,

was er war; selbst seine Ausschweifungen hatten ein gewisses Gepräge von Größe, so daß er sich wohl tadelnswerth, aber nie gemein oder verächtlich machte.

Diese Jugendbildung sollte jedoch erst im spätern, männlichen Alter durch den Ernst des Lebens geläutert, in ihrem höhern Adel sichtbar werden. Fox wurde zu früh auf Reisen geschickt, und nahm viel Ausländisches an, was ihn entstellte. Galt er doch seinem Anzuge nach eine Zeitlang für einen der ersten Stutzer („beaus") in London! Man sah ihn Chapeau bas gehn, in Schuhen mit rothen Absätzen, und blau gepudertes Haar tragen. Seine Kraft schien mit dem Tande zu spielen, und sein Feuer von der Gluth des Südens nur heißer zu entbrennen. Er stürzte sich in alle Genüsse einer lebensvollen Jugend, und trieb die Verschwendung so weit, daß selbst sein nachsichtiger Vater zuletzt ermüdete, und des Sohnes Wechsel zurückzuschicken drohte, auch viele Schulden desselben in Paris lange unbezahlt ließ. Bei alle dem vergaß der junge Fox nicht seinen Hauptzweck. Seine Kenntniß der Landessprachen unterstützte ihn hier eben so sehr, als sein im alten Rom und Griechenland geübter Scharfblick. Er faßte im Fluge auf die Hauptzüge der Staatsform, der Sitten und der Literatur von Frankreich und Italien. Die bildende Kunst zog ihn am meisten an. Nichts blieb ihm fremd, was charakteristisch war; sein Urtheil wurde reifer und seine Ansicht von der Welt reicher, ohne daß sein Herz den Glauben an die Menschen verlor, denn sein Wille heftete ihn nie an etwas Unwürdiges, und das Vergnügen galt ihm, ohne Leidenschaft wie er war, nichts mehr, als ein Spiel üppiger Kräfte. Dadurch erlangte seine natürliche Gutmüthigkeit Dauer für das ganze Leben; Hindernisse aber, auf die er in der Folge stieß, vermochten nicht ihn zu erbittern, weil er bisher auf seinem Wege keine gefunden hatte.

So trat Fox, zwanzig Jahr alt, mit einem Geiste, der selbständig das Vortrefflichste der alten und neuen Zeit kannte, und mit einem Willen, dem nichts zu schwer erschien, weil er bis jetzt keinen Widerstand zu bekämpfen gehabt hatte, im J. 1768 in das öffentliche Leben ein. Sein Vater wollte in dem Lieblingssohne schnell den großen Staatsmann reifen sehen, darum ließ er ihn, noch

ehe er das erforderliche Alter hatte, selbst ehe er durch Geschäfftskenntniß und anhaltendes Arbeiten für den allgemeinen Gang der Staatsverwaltung vorbereitet war, von dem Flecken Midhurst in der Grafschaft Sussex zum Parlamentsgliede wählen. Fox erfuhr es also an sich selbst, daß es in England Orte gab, wo nicht des Volkes Stimme die Stellvertreter des Gemeinwesens wählt, sondern wo sie der Einfluß der Großen ernennt. Darum erklärte er in der Folge das Wahlrecht dieser Orte dem Ganzen für nachtheilig, und drang auf die Abschaffung desselben.

Im Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn folgte Fox den Ansichten seines Vaters, der die Gunst des Lords Bute und das Vertrauen des Königs besaß. Seine erste Rede war gegen Wilkes gerichtet, in einer Sache, wo das Recht auf der Seite dieses berühmten Whig war. Der junge Fox sprach so eifrig im Sinne der Minister, daß er bald für einen ihrer besten Vertheidiger galt. Es schien, daß er hierin, den erhaltenen Eindrücken folgend, ohne eigne Prüfung, aus gutmüthigem Nachgeben handelte. Er sah das Leben nicht ernst genug an, wozu sein sinnlicher Leichtsinn mitwirkte. Dieser brachte ihn in Geldverlegenheiten und in Verbindung mit Wucherjuden, die gegen 500 P. Cent seine Verschwendung unterstützten. Sie glaubten nämlich, wie Fox selbst, daß sein älterer Bruder kinderlos sterben werde. Allein unerwartet bekam er, als er eben in einem Spielhaus sich befand, die Nachricht von der Geburt seines Neffen, des nachmaligen Lords Holland. Sie bestürzte ihn nicht, weil Reichthum so wenig als Genuß seine Leidenschaft war. Scherzend sagte er, auf den Untergang der Israeliten anspielend: „uns ist ein Knäblein geboren."

Fox war kaum zwei Jahre im Parlament gewesen, als er den 13. Febr. 1770 zum Mitgliede der Admiralitäts-Commission, an deren Spitze damals der berühmte Admiral Sir Edward, nachmaliger Lord Hake stand, ernannt wurde. Zwei Jahre darauf legte er diese Stelle nieder, und ward den 9. Jan. 1773 vom Lord North als Commissär bei der Schatzkammer, und als Buchhalter der königlichen Schatzkammer von Irland angestellt. Es wird nicht gesagt, ob er in diesen einträglichen Aemtern ein tüchtiger Arbeiter gewesen, und man darf wohl das Gegen-

gentheil vermuthen. Seine politischen Grundsätze stimmten jedoch fortdauernd mit denen seines Vaters überein. Aber nach dem Tode desselben, im J. 1774, fing eine neue Periode seines Lebens an.

Er fühlte sich jetzt in seinem 26sten Jahre frei von allem Zwange und im Besitze eines ansehnlichen Vermögens von 4000 Pf. St. jährlichen Einkommens. Allein es waren Schulden zu bezahlen. Die Rechnungsfehler in den Papieren des Lords Holland, welche anderthalb Millionen Pf. St. betrugen, kamen vor das Unterhaus. Man erzählt, daß Fox im Scherz darüber folgenden Aufschluß gegeben habe: „für 500,000 Pf. kann ich Antwort geben, denn die habe ich durchgebracht; mein Bruder mag ungefähr dieselbe Summe auf sich nehmen, und die dann noch übrigen 500,000 Pf. waren für meinen Vater doch gewiß nicht zu viel." Das große väterliche Vermögen bestand zum Theil in Gütern; von diesen mußten daher einige veräußert werden, unter andern das prächtige Landgut bei Kingsgate auf der Ostküste von Kent, wo Lord Holland ein Haus nach dem Muster von Cicero's Formianum erbaut hatte. Auch verkaufte Fox eine Sinecure, die er dem Einfluß seines Vaters verdankte, das Archivariat der irländischen Urkunden. Was ihm übrig blieb, war noch immer beträchtlich; aber der Strom des Vergnügens, in welchem er jetzt auf- und niedertauchte, und seine Thorheit in Wetten hatten es bald verschlungen. Ohne Maaß und Ziel opferte er Tage und Nächte, Gesundheit und Vermögen der blinden Gottheit des Glücks, und mit seinem Ruhme als Redner in der St. Stephans-Capelle *) nicht zufrieden, wünschte er noch zu Newmarket Gesetze zu geben. Sein scharfes durchdringendes Auge verfolgte dann einen Lieblings-Renner von den Schranken bis zum Ziele; seine Unruhe stieg sichtbar, so wie sich das Rennen dem Ende näherte, und mit voller Stimme rief er Liebkosungen dem dampfenden Rosse entgegen, und verschwendete seinen Beifall an den siegreichen Reiter. Man nannte daher lange nach ihm einen Theil des Grundes, auf dem die Wettrennen gehalten wurden, die Fox's-Bahn, Fox Course. Nur, wenn er ein öffentliches Amt verwaltete, war sein

*) So heißt das Versammlungszimmer des Unterhauses in Westminster.

Name auf der Liste der Spieler nicht zu finden. Er glaubte dieß dem Anstande schuldig zu seyn.

Aber diese Ausgelassenheit einer vollkräftigen Jugend schadete ihm in der Meinung des Königs und aller ernsthaften Männer. Er galt für einen Feuerkopf, der keine Grenze zu finden wisse. Dazu kam, daß er sich durch eine, seinem Geiste so natürliche Bewunderung großer Talente zu einigen Mitgliedern der Opposition, vorzüglich zu Burke, hingezogen fühlte. Er widersprach seitdem einige Mal der Regierung, und unterstützte den Vorschlag, die Unterschrift der 39 Artikel der englischen Kirche aufzuheben, ohne dabei auf die Vorstellungen des Lords North zu achten, der damals erster Lord der Schatzkammer und Canzler der Finanzverwaltung (Exchequer) war. Als nun dieser im J. 1774 eine neue Commission bildete, so kündigte er Herrn Fox seine Entlassung auf eine Art an, die ihn aufbringen mußte. „Se. Maj., schrieb er ihm mit epigrammatischer Kürze, haben für dienlich erachtet, neue Commissarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liste ich Ihren Namen nicht sehe."

So ward Fox ein Mitglied der Opposition, aus einem Tory ein Whig. Der Sturm von außen, in welchem er Einfluß und Vermögen verlor, regte seine ganze innere Kraft auf. Bisher kannten nur die näheren Freunde seine außerordentlichen Talente. Jetzt entfaltete er sie auf dem großen Felde des parlamentarischen Stimmenkampfes. Er nahm den Grundsatz der Rockingham-Parthei an, daß die großen Whig-Familien, welche das hannöversche Haus auf den Thron gehoben hätten, noch jetzt eine Art Vormundschaft über die Krone, oder ein Obhutsrecht der Freiheit ausüben müßten. Seitdem blieb sein politisches Leben in der Hauptsache sich immer gleich.

Glücklicher Weise hatte er sich über die große, seit Kurzem erst bestrittene Frage: ob die Colonieen ohne eigene Vertretung vom englischen Parlamente besteuert werden dürften, noch nicht erklärt; er konnte also jetzt im Hause der Gemeinen frei und ungebunden an der Berathung über den amerikanischen Krieg Theil nehmen. Er that dieß, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, die ihm seine Kenntniß der freien Staaten des Alterthums darbot.

Von Burke begeistert, dem genialen Verfasser der Schrift über das Erhabene und Schone, riß er sich los von dem beschränkenden Stolze englischer Staatskunst und schwang sich hinauf zu dem Range des ersten Staatsredners Großbrittanniens.

Nie vereinigte, weder vorher noch in der Folge, die Opposition durch Tiefblick, Wortkraft und Geisteskühnheit so ausgezeichnete Männer, als damals, wo Burke, Fox, Barré, Dunning und Saville gegen brittisches Machtvorurtheil ankämpften, und für die gerechte Sache ihrer Mitbürger in Nordamerika sich erhoben. Fox warf jetzt das Spielzeug wilder Jugend weit von sich hinweg. Sein höheres Leben begann; er behielt nichts aus dem früheren, als jene Anmuth des Umgangs, in der ihm kein anderer Staatsmann seines Vaterlandes gleichkam, jene Offenheit des Gemüths, welche den Reichthum seiner schönen Seele enthüllte, und jenes kühne Wollen eines kräftigen Lebens, das mit der Entschlossenheit eines Mannes sich aussprach, der sich fühlt, und der die große Aufgabe seines Lebens gefunden hat.

Es galt die Widerlegung der herrschenden Ansicht, die Besiegung eines verhaßten Ministers, aber zugleich auch die Verminderung der königlichen Vorrechte, die Ausdehnung der Parlaments- und Volksgewalt, und zuletzt die eigene Erhebung. So drängte sich Persönlichkeit mit in die Sache des Volks und der öffentlichen Meinung; die Leidenschaft wollte mit der Gerechtigkeit einen Bund schließen. North wurde zwar besiegt, aber nicht in der Folge Pitt, für den das strenge Recht sprach, der Drang der Umstände, das Ansehn der Verfassung, und ein Leben ohne Vorwurf.

Fox, dem nicht die Macht an sich, sondern die höhere Freiheit, wo er mit voller Kraft seinen großen Ansichten ungehindert folgen konnte, als das würdige Ziel seines Lebens erschien, stand in der Mitte seiner Kampfgenossen als der Führer des Streits. Voran ging Barré, ein Mann, von Jugend auf in den Waffen geübt, an Gestalt dem Ulysses ähnlich, beredt und gewandt, wie der homerische Held. Mit der Kühnheit eines Kriegers griff er die Minister an, siegte über die Zuhörer, so wie seine Rede

sich entwickelte, und erzwang endlich von der Stimmenmehrheit des Hauses, die Lord North so lange für sich behauptet hatte, ein Gesetz, das einen Ausschuß ernannte, um Mißbräuche zu untersuchen, die nie enthüllt worden sind, und Abänderungen einzuführen, die nie zu Stande kamen. Ihm zur Seite erhob sich gegen den mächtigen North Dunning, der berühmteste Sachwalter vor den Schranken der englischen Gerichte, damals der einzige Rechtsgelehrte, der im Hause der Gemeinen als Staatsmann sprechen konnte. Zum Erstaunen Aller zwang er das Parlament, eine Anklage gegen sich selbst zu beschließen, indem es nach des Redners Vorschlag erklärte, daß der Einfluß der Krone gewachsen sey, noch immer wachse und vermindert werden müsse. An beide schloß sich Saville an, ein Mann, der den höhern Ruhm eines musterhaften Bürgers schon besaß, als er auch durch Beredtsamkeit sich auszuzeichnen anfing. Er wirkte viel für die gemeine Sache, durch die Trefflichkeit seines Charakters sowohl, als durch seinen Reichthum. Aber ohne die Vortheile einer hohen Geburt oder eines großen Vermögens erhob sich über jene der vollendetste Redner seiner Zeit, Edmund Burke, berühmt durch eindringende und umfassende Gelehrsamkeit, und überwiegend an Scharfsinn und Tiefblick, mit dem er, einzig aus sich selbst schöpfend, das Allgemeine wie das Besondere eben so leicht in der Idee ergriff, als in der Anwendung faßte. Wenn er sprach, schien die Schatzkammer-Bank zu beben, und seine, auf Ersparniß im Haushalt gerichteten Vorschläge drohten der Krone die Hälfte ihres Glanzes zu entziehen. Burke zürnte gegen die Urheber des amerikanischen Krieges, weil er unpolitisch sey; aber der jüngere, kühnere und heftigere Fox verdammte ihn wegen seiner Ungerechtigkeit. Mit der Kraft eines Herkules erhob er seine gewaltige Stimme, daß sie das Haus der Gemeinen erschütterte, und strömte in dem Feuer der Rede sein volles Gemüth aus: menschliches Wohlwollen gegen die Unterdrückten, den Unterdrückern furchtbaren Zorn.

Im Oberhause hatte Fox zu Freunden und Bundesgenossen die Lords Camden, Chatam, Shelburne und Portland. Man sah ihn daher nur als das zweite Haupt der Whigs an; er war aber in der That ihr erstes. Denn seine Talente überwogen die ihrigen, und gern gestanden

sie dem geistvollen Wortführer im Unterhause, dem durch seine Weltbildung und freiartige Selbständigkeit so hervorragenden Fox, das Recht zu, sie zu leiten. Auch in dem Kampfe gegen Pitt behauptete er dieses Ansehn; und es war in England eine eigne Erscheinung, den jüngern Zweig einer neuen Familie mit Russel's, Howard's und Cavendish's umgeben, Alles, was von englischen Großen unter den Gegnern des Ministers Achtung verdiente, leiten zu sehen. Selbst von Glücksgütern entblößt, herrschte er, durch den Zauber seiner Liebenswürdigkeit und durch die Hoheit seines Geistes, über die reichsten Glieder der brittischen Aristokratie. Allein zu tief empört durch die vorhandenen Gebrechen und Mißbräuche, von seinem lebhaften, stürmischen Gefühl dahingerissen, eilte Fox dem Ziele, das er im Geiste schon vor sich sah, rascher entgegen, als Burke und sein großer Gegner Pitt, die beide das Bessere auch wollten, aber tiefer in das Wirkliche eindrangen. Daher kam es, daß beide in der Anwendung ihrer Grundsätze von ihm sich gänzlich entfernten. Diese Verschiedenheit der Grundansicht von dem Vorhandenen trat jedoch bei Fox und Burke erst in den Verhandlungen über die wichtigste Angelegenheit, die je im Parlamente vorgekommen, in denen über die französische Revolution, deutlich hervor, und so geschah es, daß die alten Freunde, die früher auf Tod und Leben verbunden schienen, daß Fox und Burke am Abend ihres Lebens sich trennten.

Damals ging in Erfüllung, was Fox und seine Freunde vorausgesagt: der amerikanische Krieg ward unglücklich geführt. Bourgoyne mußte sich ergeben, bald darauf Cornwallis. Als nun auch Frankreich und Holland Theil an dem Kampfe nahmen, sprach sich der öffentliche Unmuth immer stürmischer aus. Die Opposition nebst den Presbyterianern widersetzte sich allen Maaßregeln des Ministers. North, der niemals die Gunst des Volks besessen, mußte öffentlich den Vorwurf hören: „er arbeite gegen die Constitution, er wolle die Macht des Königs erweitern, und betreibe den amerikanischen Krieg nur deswegen so hartnäckig, um auch Englands Freiheit zu beschränken, wenn nur erst die Amerikaner unterjocht seyn würden.“ So verlor der Minister endlich die Stimmenmehrheit. Beschämt, besiegt und fast zur Verzweiflung

getrieben, mußte er im J. 1781 seine Stelle aufgeben. Er flüchtete aber nicht, wie es wohl sonst gewesene Minister thaten, in das Oberhaus, sondern blieb in der Mitte seiner noch immer zahlreichen Anhänger. Hier bot er seinen Gegnern die Stirn, klagte sie an, daß sie durch ihr Geschrei den Nationalwillen bei der Führung des Kriegs gelähmt hätten, verachtete ihre Drohungen, und erklärte sich gefaßt auf jede Untersuchung, die sie über ihn verhängen wollten.

Fox, der kurz vorher, im J. 1780, nach einem heftigen Kampfe zu einem Stellvertreter des Volks von Westminster gewählt worden war, kam jetzt im Frühjahre 1782 in's Ministerium und Cabinet als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, ein Posten, für den er eigentlich gebildet war. Offen und gerade, dabei wohlwollend, fest und feurig, ein Beförderer des Rechts und jeder liberalen Idee, überdieß den meisten Staatsmännern in Europa an Geist und Kraft überlegen, bedurfte er nicht der hohlen Formen der gewöhnlichen diplomatischen Wortkunst, um im Namen des brittischen Staats mit Europa zu sprechen. Die auswärtigen Minister unterhandelten gern mit ihm, weil er gewöhnlich in ihrer Sprache, französisch, italienisch, spanisch zu ihnen redete, und bei einem Frühstücke, oder bei einer Flasche Wein mit Leichtigkeit und in der gefälligsten Form eine Menge Geschäffte abmachte.

An der Spitze der Verwaltung stand der Marquis von Rockingham, der untadelhafteste, edelste und aufrichtigste Staatsmann, den England seit der Revolution sah. An der Spitze der Opposition stand Lord North. Allein Rockingham starb bald, und mehrere von den trefflichen Entwürfen dieser Verwaltung blieben unausgeführt. Nun gab es Spaltungen unter den Mitgliedern des Ministeriums. Man stritt, wer die erste Stelle erhalten sollte, ob Lord Shelburne, der nachmalige Marquis von Landsdowne, oder der Herzog von Portland. Die Gunst des Königs entschied für jenen; daher legte Fox mit Verdruß seine Stelle nieder. Denn so wie einst der Graf Chatam sich geäußert: „er wolle nimmer für etwas verantwortlich seyn, was er nicht selbst angeordnet", eben so erklärte jetzt der Staatssecretär Fox bei seinem Abgange, daß er

sich entschlossen habe, niemals privatim seine Zustimmung zu Planen zu geben, die er nicht öffentlich rechtfertigen könne; eine Erklärung, die einen Blick in sein Inneres thun läßt. Er besaß nicht den tadelnswerthen Ehrgeiz, mächtig zu seyn um der Macht willen; sondern ihn trieb das Aufstreben edler Kräfte, mit voller Ueberzeugung so viel als möglich zu wirken. Man glaubte damals, die einzige öffentliche Ursache des Zwistes im Rathe der Minister sey die Unabhängigkeit von Amerika gewesen, welche der großherzige Fox als ein Geschenk geben, Lord Shelburne aber mehr als eine Waare verhandeln wollte. Dazu kam noch der besondere Umstand, daß Fox ein treuer Freund des Herzogs von Portland, dieser aber vom Volke sehr geliebt war. Sein Ausschluß vom Ministerium erregte daher unter den Whigs viel Eifersucht und Unmuth.

Von dieser Zeit an erhob sich jener Kampf, der in seiner zwanzigjährigen Dauer einen wahrhaft epischen Charakter zeigte, und die Führer desselben mit tragischer Würde umgab: der große, heftige Kampf des centrifugalen Fox mit dem centripetalen Pitt; ein Kampf, der in der Staatsgeschichte des neueren Europa einzig in seiner Art, die wichtigsten und tief eindringendsten Streitfragen über die Grundsätze der brittischen Staatsverfassung und deren Anwendung veranlaßt, zugleich aber auch über das allgemeine praktische Staats- und Völkerrecht von Europa viel Licht verbreitet hat; ein Kampf, in welchem beide Führer, — die Stellvertreter der, in zwei große Partheien zerfallenen, öffentlichen Meinung in Großbritannien und Europa, — endlich vom scheinbar fruchtlosen Ringen erschöpft, noch ehe sie das Ziel erreicht, selbst hoffnungslos zu Boden fielen, und der nichts desto weniger, da Beider Kraft, so feindselig sie getrennt schien, dennoch gegenseitig sich durchdrang und milderte, auch in seinen Erfolgen groß gewesen ist. Es war der Riesenkampf der Idee mit der Erfahrung.

Es trat nämlich unter Lord Shelburne, dem ersten Lord der Schatzkammer, der 23jährige William Pitt, als Canzler der Finanzverwaltung, zuerst in das Ministerium ein. Shelburne schloß sogleich den von der Opposition einst laut geforderten Frieden mit Amerika, Frankreich, Spanien und Holland (im Jan. 1783.); allein er

vernachlässigte, die öffentliche Meinung für die Bedingungen desselben zu gewinnen. Dagegen erhob sich nun, wie zu erwarten war, im Parlamente mit großer Macht Lord North und dessen Anhang, zu welchem alle Gegner der Unabhängigkeit Amerika's gehörten. Daß aber auch Fox und dessen Freunde, die so oft und nachdrücklich den Abschluß des Friedens verlangt hatten, denselben tadeln würden, setzte jeden in Erstaunen, der nicht wußte, daß die Opposition nicht selten blos aus leidenschaftlichem Partheigeiste widersprach. So war es damals, und so ist es noch; aber dieser stete Widerspruch berichtigt und befestigt die öffentliche Meinung öfter, als sie dieselbe irre leitet.

„Habt ihr denn vergessen", warf Pitt den Foristen und ihrem Stimmführer vor, „daß ihr selbst vor wenig Monaten im Parlamente behauptetet, wir müßten Frieden machen, auf welche Bedingung es auch nur sey, Frieden auf ein Jahr, einen Tag, damit das Land nur Ruhe bekäme? Oder haben sich seitdem etwa die Umstände so geändert, daß, was damals euch wünschenswerth schien, jetzt ein Unglück ist? Doch in der That, vor Kurzem noch hätte Fox den Frieden abschließen können; er saß im Ministerium; jetzt nicht mehr: dies ist der neue Zustand, der alles verändert!" — Dieser Meinungskampf führte unerwartet die in den brittischen Jahrbüchern so denkwürdige Coalition herbei, welche das Aufsehn und die Mißbilligung der ganzen Nation erregte, weil sie bloß durch Ehrgeiz zusammenhielt, und nicht auf der reinen Ansicht des Gemeinwohls zu beruhen schien.

Fox und North vereinigten sich, Staatsmänner, vorher durch verschiedene Grundsätze und entgegengesetzte Leidenschaften stets und bei jedem Anlaß getrennt, und durch gegenseitigen Widerstand erbittert! Lord North, den Fox vor Kurzem noch als ein Ungeheuer, des Blutgerüstes würdig, geschildert hatte, bildete jetzt auf einmal mit diesem und dem Herzog von Portland, dem Grafen von Surrey und den angesehensten Herzogen und Pairs des Königreichs eine Parthei! Der gerade Sinn der Nation, welcher an die Redlichkeit seiner ersten Staatsmänner so gern glaubt, ward irre an dem Charakter der bisherigen Volksfreunde. Er begriff den ungeheuern Widerspruch in Fox's Handlungsweise nicht, und schrieb ihn persönli-

chem Eigennutze zu. Das Zutrauen der Nation zu ihm wurde erschüttert; um so eher mußte es durch die kühnen Entwürfe, welche Fox in der Folge in seiner ostindischen Bill gegen den mächtigen Handelsstand an den Tag legte, bei einem großen Theile der Altbritten unwiederbringlich vernichtet werden.

Jener unnatürliche Bund läßt sich nur aus Fox's Ideenschwunge erklären. Er konnte nicht wirken, so lange er nicht im Ministerium saß; er fühlte in sich die Kraft, das Größte, wie das Edelste zu vollbringen; ein Ideal stand vor seinem Willen; Zeitverhältnisse, — in seinen Augen ein Zufall, der höheren Ansichten weichen mußte, — Shelburne und Pitt standen seiner Kraft im Wege; er schritt über sie hin, sobald er ihnen die Stimmenmehrheit entriß, und hierzu sah er kein anderes Mittel, als die Vereinigung mit North. Blieb er an der Spitze einer dritten Parthei, so siegte der Minister über ihn und North. Also wurde Fox von Pitt, ein großer Mann von dem andern, durch feindlichen Kampf geschieden. Jeder fühlte, ahnete, im Bewußtseyn der ihm inwohnenden Kraft, das Schicksal seines Lebens; jeder sah es eng verschlungen mit dem höchsten Anliegen seines Vaterlandes. Es galt die Zukunft, die Unsterblichkeit! Fox rang darnach, ohne klar die Bahn sich vorzuzeichnen. Sein Feuer riß ihn fort. Pitt sprach, was er dachte und wollte, offener aus: „Auch er habe Ehrgeiz. Macht und Einfluß däuchten den meisten Menschen wünschenswerth, und er schäme sich nicht, darnach zu streben; er verlange sogar nach ihrem fortdauernden Besitz, wenn nur Ehre denselben rechtfertige, Würde ihn behaupte. Doch könne er alles aufgeben in dem Augenblicke, wo die Pflicht gegen das Vaterland, seine Denkart und seine Freunde von ihm ein solches Opfer verlangten. Dann hoffe er sich zurückzuziehn, nicht widerlegt und beschämt, sondern als Sieger; sieghaft im Gefühl, ernst, treu und eifrig, was ihm irgend an Kraft verliehen sey, dem Vaterlande ganz, nach bestem Wissen und Gewissen, gewidmet zu haben." — Dieß konnte und durfte Pitt in seiner Lage als Minister sagen. Auch sagte er es mit voller Ueberzeugung; allein Fox, dessen politischer Charakter durch den Gegensatz in Pitt's Rede schmerzlich verwundet wurde, durfte und mochte nicht so sprechen. Auch war es ihm natürlich, zu handeln, ohne darüber Betrachtungen

anzustellen. Und er kam zum Ziel: die Minister verloren die Stimmenmehrheit. Da sie folglich nicht mehr das Vertrauen des Hauses besaßen, so schien es dem König nothwendig, ein neues Ministerium zu bilden. Dieses wurde, nach lebhaften Erklärungen der Opposition, die durch ihre Kühnheit dem Könige wohl den Sieg, aber keine Zuneigung abgewinnen konnte, den 2ten April 1783 aus Fox's Freunden zusammengesetzt. Der Herzog von Portland erhielt die erste Stelle, Lord North und Fox wurden zu Staatssecretären, jener für die innern, dieser für die auswärtigen Staatssachen ernannt. Unter den übrigen hohen Staatsbeamten befanden sich Lord John Cavendish, Viscount Keppel, Viscount Stormont, die Earls Hertford, Carlisle und Dartmouth, der Viscount und Charles Townshend, Burke, Fitzpatrick und Sheridan. Aber dieser Verwaltungsrath ward schon im Decbr. 1783 durch Fox's ostindische Bill gestürzt.

Die ostindische Compagnie war bisher vom Ministerium unabhängig, ein Staat im Staate, der aber von den ersten Beamten so schlecht verwaltet wurde, daß man durchgehends eine Veränderung nöthig fand. North dachte über die Bill, welche Fox vorschlug, mit ihm übereinstimmend; daher ging sie im Unterhause mit einer Mehrheit von 106 Stimmen durch. Nach ihr würde die Regierung der ostindischen Besitzungen fast ganz in die Hände der Minister gekommen seyn. Bei der Größe, der Macht und dem Einflusse, welche jenem Verein von königlichen Kaufleuten zu Gebote stehn, ward es der Compagnie um so leichter, die ganze Nation gegen die Bill aufzuregen, weil das Gewaltsame derselben zugleich den Rechtssinn der Britten beleidigte, welcher vor der plötzlichen Vernichtung alter Vorrechte, die tief in das Eigenthum eingriffen, mächtig erschrack. Die Opposition, in welcher jetzt Pitt auftrat, stellte zugleich vor, die einflußreichste Gewalt in England würde dadurch in die Hände einer Aristokratie fallen. In der That waren durch die Coalition fast alle mächtige Pairs und Familien mit der Parthei des Ministers verbunden; unter andern die drei reichsten, die Herzoge von Bedford, von Marlborough und von Devonshire, ferner die Grafen von Surrey, Fitzwilliam, von Derby, der Herzog von Bridgewater und viele Andere. Da nun diesen Pairs eine große Zahl von Boroughs gehörten, oder

von ihnen abhingen, so konnten sie auf die Wahlen der Mitglieder des Unterhauses entscheidend einwirken. Die Minister aber konnten, wenn sie auch über die Stellen in Indien verfügen durften, durch Vertheilung so vieler wichtigen und einträglichen Aemter die Zahl ihrer Anhänger vermehren, und dadurch ihren Einfluß außerordentlich erweitern.

Endlich ward die Bill — ein höchst merkwürdiges Ereigniß! — vom Oberhause verworfen. Dieß bewirkte der König durch seinen unmittelbaren Einfluß. Es ist wahr, er mußte die wahre Beschaffenheit der East-India-Bill schon kennen, ehe sie in's Unterhaus gebracht wurde; denn das Ministerium legt nie demselben einen Gesetzentwurf vor, der nicht im Cabinet zuerst geprüft und genehmigt worden; man kann also nicht annehmen, daß die Minister jenes Gesetz wider den Willen des Königs vorgeschlagen haben sollten. Es scheint vielmehr, man hat anfangs im Cabinet dem Könige die Sache nur aus ihrem höhern politischen Gesichtspuncte gezeigt, der König aber hat die andre, die juridische Seite derselben und die öffentliche Meinung darüber erst aus den Verhandlungen im Unterhause und durch die Vorstellungen seiner Vertrauten erfahren, die dem Ministerium nicht ergeben waren, insbesondere durch den Lord Temple, der bei dieser Gelegenheit von dem Vorrechte eines Pairs als berufenen Raths der Krone (hereditary counsellor to the Crown) Gebrauch machte. Genug, er beschloß die Bill zu unterdrücken, ohne von seinem königlichen Vorrechte Gebrauch zu machen, vermöge dessen er als der dritte Inhaber der gesetzgebenden Gewalt jede Bill verwerfen kann, auch wenn sie von beiden Häusern angenommen worden ist; ein Vorrecht, von dem das Haus Hannover bis dahin niemals Gebrauch gemacht hatte. Er wandte sich daher an seine persönlichen Freunde im Oberhause, besonders an den Grafen Temple, welcher hierauf daselbst öffentlich erklärte: der König würde den für seinen Feind halten, der für die Bill wäre. Vergebens schrie man im Unterhause, ein solches Verfahren sey verfassungswidrig; es sey ein Staatsverbrechen, die eigene Meinung des Königs in Ansehung einer Sache, die eben im Parlamente verhandelt werde, diesem mitzutheilen, um die Stimmen anders zu lenken. Die Staatskundigen beriefen sich dagegen auf das alte

Vorrecht der Pairs, dem König zu jeder Zeit ihren Rath mitzutheilen und auf den Staatsgrundsatz: der König von Großbrittannien kann nie unrecht handeln.*) So wurde die Bill mit einer Mehrheit von nur 8 Stimmen verworfen, und — was davon die nothwendige Folge war — das Ministerium entlassen. Eine Menge Stadte und Flecken sandten hierauf an den König Dankschreiben für die Entlassung seiner Minister.

Fox und Lord North erhielten den Abschied auf eine ungewöhnliche Art. Der König unterhielt sich mit ihnen über Staatsgeschäffte bis Abends halb 11-Uhr, und um Mitternacht ward ihnen ihre Entlassung zugeschickt, mit dem Befehl, ihre Amtssiegel durch die Undersecretäre zurückzuschicken, da ihr persönliches Erscheinen dem Könige bei dieser Gelegenheit unangenehm seyn würde.

Die berühmte ostindische Bill, welche für Fox's öffentliches Leben entscheidende Folgen hatte, war ganz in dem Geiste und Charakter dieses Staatsmannes gedacht und entworfen: kühn, neu, umfassend, das Ziel voll treffend, alles, was ihr im Wege stand, verjährte Mißbräuche, unpolitische Anmaaßungen oder Begünstigungen einer kleinen Zahl brittischer Unterthanen, die über das Wohl von dreißig Millionen andrer Unterthanen, in so großer Entfernung von dem Brennpuncte der öffentlichen Meinung, nach Willkühr verfügen konnten, mit der Wurzel vernichtend! Aber sie schonte kein Vorrecht; sie entkräftete kein Vorurtheil; sie klärte keinen Kurzsichtigen auf; sie erreichte nichts, weil sie Alles auf einmal bewirken sollte! Ein Staat ist kein System der Schule; er läßt sich also auch so wenig durch Genieblitze erleuchten, als durch Machtgebote nach einem idealen Plane auf einmal umschaffen. Fox hatte die Geister für sich, aber nicht die Menschen, wie sie sind, noch weniger die Altbritten; am allerwenigsten die Kaufleute. Hierzu kam der Argwohn, den er durch die Coalition gegen die Lauterkeit seiner Gesinnung gegen sich aufgeregt hatte. So verlor er durch die ostindische Bill die Gunst des Volks. Wer aber diese in England einmal verliert, der verliert gewöhnlich auch sei-

*) „That the king could do no wrong."

nen Einfluß auf die öffentliche Meinung; der kann schwer, oder nie dieselbe wieder erlangen. Und stieg auch Fox in der Folge wieder in den Augen der Nation, so bewirkte dieß blos seine seltene Persönlichkeit, seine großartige Freiheit und sein wohlwollendes Herz, die nirgends so sehr als bei dem brittischen Volke gefallen mußten. Eben so sehr trug aber auch dazu bei die schroffe, kalte Hoheit, in der Pitt ihm gegenüber stand, der die Mehrheit überzeugte, nie aber für sich einnahm. Alle Gegner Pitts waren die größten Bewunderer von Fox. Dieß lag in dem großen Gegensatze dieses politischen Doppelgestirns.

Darf man von dem, was die Brust eines Mannes bewegt, auf das schließen, was seine Denkkraft begeistert, so muß man bei Fox, dessen Herz so warm für Menschenwohl schlug, wohl annehmen, daß er, empört und überwältigt von dem Gefühle der Abscheulichkeiten, die brittischer Nabobsstolz in Indien verübte, so schnell und kraftig als möglich dem Unwesen steuern wollte. Gifford*) schildert diese Mißbrauche, welche das wildeste Unterdrückungs- und Aussaugesystem genannt werden können: Eroberungskriege aus Plünderungslust; Treubruch gegen indische Fürsten und Völker; ein bis zum Bankrott zerrüttetes Finanzwesen; Betrug gegen Bundesgenossen; Bestechung und Käuflichkeit; Vorkauf und Alleinwucher bis auf die ersten Lebensbedürfnisse ausgedehnt; Verdrängung der Eingebornen von jeder Theilnahme an dem inländischen Markte; Erpressungen aller Behörden ohne Zahl und Maaß, von Hastings, dem Oberstatthalter, an, bis zu den untersten Behörden hinab; und von allen diesen Pestübeln der Tyrannei die fürchterlichen Folgen: allgemeine Verzweiflung und eine Hungersnoth, welche in Bengalen und Bahar ein Drittel der Einwohner hinwegraffte, während die überlebenden zwei Drittel die volle Steuer der alten Bevölkerung fortdauernd entrichten mußten! So wurde in Indien der Glaube an die Ehre und die Gerechtigkeit der Britten vernichtet!

Dieß alles regte in Fox einen heiligen Zorn auf, und sein Verstand, von allgemeinen Staatsansichten erhoben,

---

*) Im Leben Pitts I. S. 56 ff.

erfann das Vollkommenste, was an die Stelle des alten Mißbrauchs treten sollte. Auch hier war es ihm nicht um Macht an sich zu thun, sondern um die freie Macht, das Beste durchzusetzen. Er mochte und wollte keine halbe Maaßregel ergreifen. Doch eben diese Macht, welche seine Bill in die Hände von sieben Beamten unter dem unmittelbaren Einflusse des Ministers legte, bot seinen Gegnern die Waffen dar, sie mit Erfolg zu bekämpfen. „Um alte Urkunden des Rechts zu vernichten, „sagte Pitt", wollt ihr eine Tyrannei der andern entgegensetzen? Kann unumschränkte Gewalt in Europa, kann ein gewaltsamer Eingriff in brittisches Eigenthumsrecht — denn dieß führt jene Bill mit sich — ein Schutz seyn für die Hindus, eine Bürgschaft gegen Unterdrückung und Beraubung in Bengalen? Was die Verfassung des altengländischen Staats umstößt, kann am Ganges nicht Heil und Segen bringen. Die Dictatur, welche ein Minister von solchen Talenten und solchem Ehrgeiz, wie Fox, in Indien ausübt, wird bis in den brittischen Staatsrath zurückwirken, und die Freiheit des Parlaments zerstören!" — „Darum also", schrie Dundas, „habe Fox mit seinen ältesten, erbittertsten Gegnern sich ausgesöhnt, um mit ihnen und durch sie die Ausübung der höchsten Gewalt für immer an sich zu reißen!" —

Pitt griff also nicht den Grund, sondern die Form der Bill an; dennoch siegte der Minister, wie wir gesehen, im Unterhause. Aber sofort bestürmten die Eigenthümer und Vorsteher der ostindischen Compagnie das Haus mit Vorstellungen: „das heiße sie ungehört verurtheilen; nur überwiesene Verbrecher strafe man mit dem Verluste ihres Rechts und Eigenthums. Spreche denn für sie kein Gesetz; höre sie allein kein Richter an?" — Ein allgemeines Schrecken, auf ähnliche Weise ihrer urkundlichen Vorrechte sich beraubt zu sehn, ergriff alle übrigen, vom Staate bisher begünstigten Vereine. Ihr lauter Widerspruch drang bis zu dem Könige. Zugleich nahm im Oberhause Lord Thurlow den Oberstatthalter von Indien in Schutz. „Hastings sey der Mann von Kraft und Einsicht", betheuerte er, „der Bengalen zu regieren verstehe; jeder Vorwurf der Ungerechtigkeit sey ungegründet." Doch alles dieß würde keinen Eindruck gemacht haben, wenn nicht, wie schon erzählt wurde, Lord Temple die Gesinnung des

Königs im Hause der Pairs so bestimmt ausgesprochen hätte.

Temple übernahm nach der Entlassung der Minister die Oberstelle nur auf wenige Tage. In dieser Zeit fiel des Königs Wahl auf William Pitt, und Europa sah zum ersten Male einen Jüngling von 24 Jahren als ersten Minister an der Spitze des freien, mächtigen und aufgeklärten brittischen Volks; einen Jüngling, der Fox und Burke gegenüber als ein Knabe erschien, der, gegen die Mehrheit der Stimmen des Unterhauses, das ihn verwarf, unerschütterlich ankämpfend, auf seinem Platze fest zu stehen wagte, und fast zwanzig Jahre auf demselben sich behauptete!

Pitt war mächtig durch die Gunst des Königs und durch das Vertrauen des Volks auf seinen redlichen, offnen und strengen Charakter. Alle großen, mit Vorrechten begünstigten Gesellschaften, und alle reichen Leute waren seine treuen Freunde; allein im Parlamente war die Mehrheit wider ihn. Fox und seine zahlreichen Anhänger, zu denen jetzt im Oberhause auch der Prinz von Wales gehörte, standen in der Opposition, die sich jeder Maaßregel des Ministers widersetzte. Als ächte Whigs erklärten sie sich laut zu Schutzrednern für die Freiheit des Volks und für die Verfassung. Dieß machte auf den König, auch als Vater, einen tiefen und schmerzlichen Eindruck. Das Volk bemerkte es bald, und, gutmüthig daran Theil nehmend, bewies es dem Könige in dieser Zeit mehr Zuneigung, als während seiner ganzen vorherigen Regierung. Der Prinz von Wales hingegen und Fox wurden im Schauspielhause und allen öffentlichen Orten mit Mißvergnügen, oft mit lautem Unwillen, aufgenommen.

Kaum hatte sich das Parlament im Januar 1784 wieder versammelt, so schlug Fox, als Pitt erklärte, daß er eine königliche Botschaft überbringe, vor, zur Tagesordnung zu schreiten. Die Absicht der Opposition war, Beschlüsse zu bewirken, daß der König keine Minister ernennen dürfe, die das Vertrauen des Volkes oder des Unterhauses nicht besäßen; noch solle er künftig mehr durch seine Meinung auf die Stimmfreiheit des Hauses einwirken;

zugleich bemühte sie sich, einer Auflösung des Parlaments entgegen zu arbeiten.

Während sie dieß vorbereitete, brachte Pitt seine ostindische Bill ein, die von der Foxischen sehr unterschieden war. Fox griff sie heftig an, und sie ward mit einer Mehrheit von acht Stimmen im Unterhause verworfen. Jetzt geschah, was man seit Norths letzter Zeit kaum wieder zu sehen geglaubt hatte: der König, d. h. sein Ministerium, hatte im Unterhause die Minderzahl der Stimmen; da er folglich ohne Einfluß auf das Haus war, so mußten alle Schritte der Minister mißlingen.

Fox zeigte in diesem Widerstande den großen Umfang seiner politischen Talente. Er hielt sich überzeugt, Pitt sey durch verfassungswidrige Mittel an die Spitze des Ministeriums gekommen, ob dieß gleich nicht der Fall war: darum schlugen alle Versuche fehl, die Partheien zu vereinigen. Unwillig erklärte Fox, daß er nimmer mit Pitt gemeinschaftlich arbeiten könne, so lange dieser nicht auf seinen hohen Posten verzichte. „Durch geheime Ränke", beschuldigte er öffentlich den Minister, „habe er sich in das Ministerium eingestohlen, dadurch aber das Vertrauen der Nation verloren: er könne und dürfe also länger nicht auf seinem Posten bleiben." — Bald darauf stellte Fox im Parlamente den Satz auf: das Haus der Gemeinen habe das Recht und müsse es haben, bei Ernennung der Staatsminister Nein zu sagen; eine Behauptung, die sich durch das brittische Staatsrecht von selbst widerlegte. Die von ihm vorgeschlagenen Schreiben an den König aber, welche das Recht der Gemeinen geltend machen sollten, daß es, auch ohne den Ministern Thatsachen zur Last zu legen, auf ihre Entfernung dringen könne, blieben ohne Erfolg. Der König wies entschlossen die Bitten des Unterhauses zurück, und gab in seiner Antwort zu verstehen, daß er nicht für das Haus der Gemeinen, sondern für die Nation ein Ministerium habe. Fox und seine Freunde widersprachen nun mit Heftigkeit: „dieß sey unerhört, daß der König die Gemeinen nicht als die Stellvertreter der Nation ansehe. Seit die hannöversche Familie auf dem Throne sey, wisse man kein Beispiel, daß ein König die Bitte des Unterhauses abgewiesen."

Indeß hatte dennoch der König keine andere Wahl, als entweder die abgedankten Minister wieder anzunehmen, und die furchtbare Coalition auf's Neue an die Spitze der Verwaltung zu stellen, oder durch irgend ein Mittel diesen Parteienbund zu trennen, um in dem einen Theile derselben Minister zu finden, die dem andern Theile an Einfluß überlegen wären. Jenes wollte, dieses konnte er nicht thun: so blieb ihm nichts übrig, als Pitt zu behalten und das Parlament aufzuheben, um in einem neuen die Stimmen-Mehrheit zu erlangen. Da der Monarch wußte, daß der größte Theil der Nation für Pitt war, so that er das Letzte, und berief sich in seiner Rede ausdrücklich auf das Urtheil und die Gesinnung seines Volks.

Aber eben deshalb versuchten die Opposition und Fox Alles, um die Aufhebung zu verhindern. Sie wollten die Bewilligung der Subsidien und der Gelder für das Heer hinhalten, oder ganz verweigern. Da nun die Subsidien diejenigen Gelder sind, welche die Nation, d. h. das Unterhaus, jährlich zum Unterhalte der Krone, des Hofstaates und der Hofamter bewilligt, so konnte vor dieser Bewilligung das Haus nicht auseinander gehn, weil außerdem die Finanzverwaltung mit einem Male ihre Zahlungen hätte einstellen müssen. Indeß bewilligte dennoch das Unterhaus die Subsidien. Nun bemühte sich Fox, die Mutiny-Bill, d. h. den Vorschlag wegen der Gelder, die das Unterhaus jährlich für die stehende Kriegsmacht aussetzt, hinzuhalten. Er schlug unter andern vor, sie nur auf einen Monat zu bewilligen. Wenn also der König das Parlament aufhob, so mußten vierzig Tage vergehn, ehe ein neues zusammenkommen konnte; folglich hätte er nach dreißig Tagen das Heer abdanken müssen. Aber auch die Mutiny-Bill ward, wie gewöhnlich, auf ein ganzes Jahr angenommen. Nun erklärte Fox voll Unmuth im Parlamente, er habe für die Nation Alles gethan, was ein Freund des Volkes thun könne; allein da er sähe, daß man thöricht gegen sein eignes Recht handle, so wolle er sich zurückziehn, und die Geschäffte im Hause gehn lassen, wie sie möchten. In den übrigen Verhandlungen war die Stimmen-Mehrheit der Opposition endlich bis auf eine einzige gefallen; aber vollständig konnte der Minister doch nicht siegen. Es gab nämlich eine Classe unabhängiger Parlamentsglieder, deren Grundsatz war,

zu allen Zeiten es mit der Nation, oder mit der Stimmen-Mehrheit im Unterhause zu halten. Diese mußten daher an Fox's und Norths Parthei sich anschließen, obschon wenige unter ihnen waren, die nicht beide, besonders genommen, von Herzen gehaßt hätten. Denn jedermann bewunderte unter solchen Angriffen des jugendlich zarten Pitt's Standhaftigkeit, und hielt ihn, dem gigantischen Fox gegenüber, für eine außerordentliche Erscheinung; aber das mißfiel den meisten, daß er seine Stelle nicht niederlegte, sondern Minister blieb, ob er schon, nach ihrer Ansicht wenigstens, das Vertrauen der Nation verloren hatte.

So erfolgte endlich die Aufhebung des Parlaments. Jetzt galt es, wer für das neue gewählt werden würde. Alle Mittel des Einflusses auf die Wahlen wurden versucht. Jede Parthei kämpfte mit der andern. Pitt und der König siegten. Mehrere von Fox's Freunden verloren ihre Stellen im Hause der Gemeinen, und wurden obendrein in Zerrbildern als Fox's Märtyrer gehöhnt. Fox selbst erlangte nur durch seine Verbindung mit angesehenen Häusern, welche über die Stimmen mehrerer Boroughs oder wahlberechtigten Flecken verfügen konnten, daß er für die Orte Tain und Dingwall wieder in das Unterhaus kam; allein seine Ehre forderte, daß er auch auf's Neue für Westminster Parlamentsglied wurde. Diese Wahl beschäfftigte daher beide Partheien, und man betrachtete sie mit Recht als eine Nationalangelegenheit. Sie dauerte länger als irgend eine im Königreiche. Der Prinz von Wales, eine Menge anderer Großen, vorzüglich die Häuser Portland und Devonshire, viele Frauen, unter denen die Herzogin von Devonshire die thätigste war, bemühten sich, für Fox die Wahlstimmen von Westminster zu erhalten, mit einem Eifer und mit einem Kostenaufwand, von dem man vorher kein Beispiel gehabt hatte. Es geschah bei dieser Gelegenheit, daß ein Schmidt, oder ein rusiger Kohlenhändler für einen Kuß auf die Wange der schönen Herzogin dem Herrn Fox seine Stimme gab. Dieser saß schon längst im Hause als Vertreter jener schottischen Flecken, deren Stimme ihm Lord Dundas (damals Sir Thomas) verschafft hatte, und führte den Kampf der Opposition gegen die Minister, als die Wahl von Westminster zwischen ihm, Lord Hood und Sir

Cecil Wray noch schwankte. Zwar ergab sich nach sieben und vierzig Wahltagen voll Lärm und Unruhe, daß eine Mehrheit von 235 Stimmen für ihn entschieden hatte; allein da seine Gegner behaupteten, daß er eine Menge falscher Stimmen erhalten habe, so wurde auf Wray's Verlangen eine Untersuchung angestellt, die der Nation mißfällige Westminster-Scrutiny, welche bis in's J. 1785 dauerte, wo endlich das Haus den Ober-Sheriff nöthigte, die beiden Stellvertreter für Westminster vorzustellen, nämlich den Lord Hood und For. So ward der lange, kostspielige Kampf für beide entschieden.*)

For bestritt jetzt mit neuer Kraft seinen großen Gegner Pitt. Doch stimmte er dem Plane des Ministers zu einer Parlaments-Reform bei, obwohl er in einigen Grundsätzen von demselben abwich. Bekanntlich wurde aber der Plan von einer großen Mehrheit verworfen. Dagegen nahm Pitt mit Bereitwilligkeit einen Vorschlag an, den For bei Gelegenheit der Errichtung des Tilgungsfonds machte.

Die merkwürdigste öffentliche Angelegenheit, an welcher For thätigen Antheil nahm, war die gerichtliche Verfolgung des gewesenen Oberstatthalters in Indien, Hn.

---

*) Es erschien damals in London eine Carricatur, welche die Art bezeichnet, wie sich der Volkswitz über diese Wahl äußerte. For steht bittend vor der Herzogin von Devonshire, welche eben nicht auf die anständigste Weise liegt, und zu dem Wahlbewerber saat: My dear Fox, tho' you have lost your Westminster-Election, I have still a borough open for you. Dieses einzige Blatt möge hier erwähnt seyn statt aller übrigen, in welchen For's ganzes Leben und sein Verhältniß zu Mrs. Armstead, mit der muthwilligsten Spottlust, den Lachern preis gegeben wurde; ein widriges Mittel, dessen sich in England die Anhänger der verschiedenen Partheien gegen einander als Waffe bedienen. Auch geschah es bei dieser Gelegenheit, daß For zu einem Krämer kam, und ihn um seine Stimme bat. Dieser Mann war aber so gegen ihn eingenommen, daß er einen alten Strick hervorsuchte, und ihn dem Candidaten mit den Worten übergab: ich kann Ihnen weiter mit nichts dienen; worauf For ohne alle Verlegenheit ganz treuherzig antwortete: „ich danke für Ihren guten Willen; ich will Sie jedoch nicht berauben, da dieß ein Familienstück zu seyn scheint."

Haſtings. Burke hatte ihn des Hochverraths an der Sache der Gerechtigkeit, der Menſchheit und der brittiſchen Nationalehre angeklagt. Fox trat ihm bei, und beſchuldigte perſönlich den Angeklagten eines ungerechten, tyranniſchen und empörenden Verfahrens gegen den Rajah von Benares. Der Ausgang des Proceſſes iſt bekannt. Fox und Burke ſprachen nachdrücklich für das Recht. Die Sache der Menſchheit ſiegte aber nur in der öffentlichen Meinung, da vor dem hohen Nationalgerichtshofe die Beweiſe im juridiſchen Sinne nicht hinreichten. War doch England immer noch der einzige Staat in Europa, wo gegen die Willkühr kühner und mächtiger Unterregenten eine ſolche Sprache laut werden durfte!

Die übrigen Parlamentsverhandlungen, an denen Fox Theil nahm, bieten nur in ſo fern Stoff für ſeine Biographie dar, als ſie in ihm den Staatsmann zeigen. Darum verdient bemerkt zu werden, daß er dem Handelsvertrage zwiſchen England und Frankreich im J. 1786 ſich mehr aus brittiſchem Nationalvorurtheil, oder, wie aus ſeinen hiſtoriſchen Studien hervorging, mehr aus Abneigung gegen das königl. franzöſiſche Cabinet, ſo wie aus einer falſchen Anſicht der Handelsverhältniſſe beider Nationen, und aus einem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was Pitt that, entgegenſetzte, als aus Staatsgründen. Zwar irrte er ſich nicht in Beurtheilung des franzöſiſchen Nationalgeiſtes und der Staatskunſt des Cabinets von Verſailles, das, wie er geſchichtlich bewies, ſtets nach unumſchränkter Gewalt zum Nachtheile Englands ſtrebe; allein zu feindſelig verwarf er jede nähere Verbindung mit dieſem anmaaßenden und liſtigen Nebenbuhler, in deſſen Einwilligung er nur eine gefährliche Schlinge ſah. Je weniger Fox in der Folge ſolchen Haß gegen Frankreich zu erkennen gab, um ſo mehr muß jenes antigallicaniſche Syſtem*), das freilich ſeine Freunde ächt

*) Antigallican nannten es ſeine Landsleute, und truly britiſh sentiments. Der Widerſpruch in Fox's Geſinnungen iſt aber nur ſcheinbar. Eben darum, weil er die deſpotiſche Regierung der Bourbons und ihre macchiavelliſche Politik ſo haßte, war er in der Folge der erklärteſte Anhänger der Franzoſen, die im Anfange der Revolution ihren Staat vernünftig umzubilden ſo feſt entſchloſſen ſchienen.

brittisch fanden, hier bemerkt werden. Eben so vergeblich stimmte Fox für die Aufhebung der Test- und Corporationsacte. Als ein Freund des Prinzen von Wales redet' er für diesen bei mehr als einer Gelegenheit mit großer Lebhaftigkeit; vorzüglich widersprach er, von dem Prinzen hierzu beauftragt, auf's bestimmteste dem Gerücht von einer heimlichen Ehe, die der Prinz mit Mrs. Fitzherbert geschlossen haben sollte.

Ermüdet von einem Wortkampfe ohne große Erfolge, begab sich Fox im J. 1788 auf das feste Land, und machte eine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Ihn begleitete Mrs. Armstead, mit welcher er seit 1780 vermählt gewesen seyn soll, und die er in der Folge als seine Gattin anerkannte. In Lausanne hielt er sich einige Tage bei Gibbon auf. Dieser berühmte Geschichtschreiber schrieb damals Folgendes über Fox an Lord Sheffield; eine Charakteristik des großen Mannes, die nicht einfacher und treffender seyn könnte.

Lausanne den 4. Oct. 1788.

„Der Mann des Volks ist von dem Tumult, dem blutigen Tumult der Westminster-Wahl zu den Seen und Gebirgen der Schweiz entflohn, und ich erfuhr, daß er im goldnen Löwen angekommen sey. Ich ließ ihm meine Ergebenheit bezeugen. Er antwortete mir in Person und blieb den übrigen Theil des Tages bei mir. Ich habe in England mit Fox gegessen, getrunken, gesprochen und ganze Nächte durchwacht; allein nie geschah es, wird vielleicht auch nie wieder geschehen, daß ich ihn, wie an diesem Tage, allein, von zehn Uhr früh bis zehn Uhr Abends genießen konnte."

Unsre Unterhaltung stockte keinen Augenblick, und er schien sowohl mit dem Orte, als mit seiner Gesellschaft herzlich zufrieden zu seyn. Von Politik kam nur wenig vor — doch gab er mir in wenig Worten eine solche Charakterschilderung von Pitt, wie sie ein großer Mann von dem andern geben sollte; — mehr sprach er über Bücher, von meinen eigenen an, über die er mir recht artige Sachen sagte, bis auf Homer und die Tausend und Eine Nacht; und viel über die Gegend, über meinen Garten (was er weit besser versteht, als ich); — kurz! ich glaube,

er beneidet mich, und würde es, wenn er auch erster Minister wäre. Den andern Morgen gab ich ihm einen Führer, um ihm Stadt und Gegend zu zeigen, und bat einige Gäste, um mit ihm zu speisen. Den folgenden Tag setzte er seine Reise nach Bern und Zürich fort, und ich habe seitdem auf verschiedenen Wegen Nachrichten von ihm."

„Die Leute starren ihn als ein Wunder an. Er zeigt aber wenig Lust, sich mit ihnen einzulassen."

* * *

Fox konnte nicht lange auf dem classischen Boden Italiens verweilen. Eine beunruhigende Krankheit des Königs und seine Freundschaft für den Prinzen von Wales riefen ihn zurück. Es schien bei der Geisteszerrüttung, die den König befallen, nothwendig, dem Prinzen die Reichsverwaltung zu übertragen. Dieß war für die Opposition ein wichtiges Ereigniß. Fox stritt daher mit großem Nachdruck für das Recht des Prinzen auf uneingeschränkte Regentschaft. Pitt hingegen stützte sich auf die Grundsätze der Reichsverfassung, und drang endlich durch mit seinem merkwürdigen Entwurfe, die Gewalt des Regenten zu beschränken. Da er dabei ganz im Geiste der Constitution handelte, ohne seinen persönlichen Vortheil zu berücksichtigen, so gewann er eben so viel in der Liebe des Volks, das dem König wohl wollte, als Fox und die Opposition in der Volksgunst verloren. „Es sey Fox", so glaubte man dem Augenschein, „nur um Gewalt und Einfluß zu thun, darum spräche er, der stets die königlichen Vorrechte zu beschränken gesucht, jetzt für den vollen Umfang der Regierungsgewalt des Regenten!" Allein dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich leicht aus Fox's zwangvoller Stellung gegen Pitt, und aus dem peinlichen Gefühle, daß er ohne den völligen Umsturz des bisherigen Verwaltungssystems nie den großen Ansichten seines kühn nach freier Thätigkeit ringenden Genius ungehindert folgen könne.

Dagegen gelang es ihm, im J. 1790, zwei Kriege zu verhindern, in welche ohne ihn Pitts Politik vielleicht die Nation verwickelt haben würde. Der eine Fall betraf

die Erhaltung der türkischen Grenze, wo Pitt auf Anregung des Berliner Cabinets Rußland wegen des Besitzes von Oczakow bekriegen wollte. Katharina schrieb damals an ihren Minister Bedsborodko eigenhändig: „Schreiben Sie nach London an den Grafen Woronzow, daß er mir eine Büste von Fox in weißem Marmor verfertigen lasse, die ihm ähnlich sieht; ich will sie zwischen den Büsten des Demosthenes und Cicero aufstellen." — Der andre Fall betraf die Theilnahme an dem Handel mit Fellen von wilden Katzen und Seeottern am Nootka-Sunda, von welchem Spanien die Britten ausschließen wollte. Pitt hatte in Ansehung der türkischen Grenze wohl nicht Unrecht; allein die Angelegenheiten Frankreichs waren der Hauptgrund, welcher den Minister abhielt, den Staat in weitführende, entfernte Streitigkeiten hineinzuziehn, und darüber die nähere Gefahr aus dem Auge zu lassen.

Die französische Revolution war ausgebrochen. Fox umfaßte diese Erscheinung mit dem Herzen eines Weltbürgers. Je verdorbener der französische Staat als Staat war, desto mehr begeisterte ihn die Aussicht, daß die gesunde Vernunft in dem Gemeinwesen einer so geistvollen Nation endlich die alten Mißbräuche ausrotten und der Willkühr Schranken setzen würde. Fox irrte sich in der Beurtheilung des französischen Nationalcharakters, und vergaß, daß, wo Religion und Sittlichkeit nicht an der Spitze stehn, die gesunde Vernunft nimmer obsiegen kann. Seinem Herzen war es aber natürlich, an die Aufrichtigkeit der Pariser Begeisterung zu glauben, und an den Ernst so vieler ausgezeichneten und trefflichen Männer, die aus den ersten Wetterwolken jenes großen Volkssturmes wie Sonnenblicke hervordrangen. Darum pries Fox, der nie ein Freund der stehenden Heere noch des Krieges überhaupt gewesen war, den Grundsatz der französischen Gesetzgeber, daß nur der Bürger Soldat, der Soldat aber stets Bürger sey; doch bewunderte er auch zu gutmüthig jeden schimmernden Vorschlag des kühnen und beredten Mirabeau.

Mit ihm hegte Pitt anfangs gleiche Hoffnung, wenigstens glaubte er an Ruhe und Frieden für England. Aber von beiden verschieden sah Burke die große Begebenheit an. Mit scharfem Blicke in die Ursachen und Fol-

gen jener politischen Erschütterung eindringend, erkannte er ihr furchtbares Wesen, und warnte mit Prophetenstimme England vor gutmüthiger Bewunderung, oder verwegener Nachahmung. Dieß trennte die alten Freunde. Die neuen Whigs erklärten sich für die Grundsätze der demokratischen Parthei in Frankreich, durch welche die alten Whigs ihr bisheriges politisches System in seiner ersten Grundlage erschüttert sahen. Burke verließ mit einer großen Zahl der würdigsten alten Whigs die Opposition. Es erschien sein berühmtes Werk über die französische Revolution, und bald darauf seine Berufung von den neuen auf die alten Whigs*). Fox und Sheridan aber beharrten in der lobpreisenden Ansicht der französischen Staatsumwälzung; letzterer nannte sogar Burke einen Sachwalter des Despotismus; Fox setzte jedoch hinzu: „er sey gleich sehr ein Feind der unumschränkten Alleinherrschaft, wie der unumschränkten Adels- oder Volksregierung; er liebe nur eine gemischte Regierungsform, wie die brittische sey; auch bekümmere ihn sehr das Gewaltsame in dem französischen Verfahren. Als nun aber die französische Constitution vom J. 1791 befestigt zu seyn schien, war es dem für große und schöne Ideen so empfänglichen Fox bei seinem an Hoffnungen so reichen Herzen natürlich, sich durch jenes Grundgesetz mit der leichtsinnigen, kecken und gesetzlosen Nation versöhnen zu lassen. Er und Sheridan erklärten laut, nun sey alle Feindschaft zwischen Franzosen und Britten gänzlich verschwunden; beide empfahlen den Frieden mit Frankreich. Fox gestand, sein ganzes System auswärtiger Staatskunst sey durch dieses französische Grundgesetz verändert: „er fürchte Frankreichs Ränke nicht mehr; denn es habe sich eine Regierungsform gegeben, von der kein Nachbar Beleidigung noch Unrecht befürchten dürfe." — „Ich sehe", rief er von Bewunderung ergriffen aus, „in dem neuen Staatsgrundgesetze, welches Frankreich aufgestellt, das staunenswürdigste und glorreichste Denkmal, welches menschliche Tugend errichtet hat zum Glück der Menschheit für alle Länder und für alle Zeiten!" — Seine Gegner gaben ihm deshalb nicht

*) S. Works of Burke. III. 377. Die Vorlesung, welche Adam Müller in Wien über Fox und Burke mit großem Beifall gehalten hat, ist, so viel man weiß, noch nicht gedruckt.

ohne Grund Schuld, daß er durch solches unbedingtes Lobpreisen die unruhigen kleinen Köpfe, welche in England ein so großes Werk nachahmen und in dieser Absicht geheime Clubs stiften wollten, nur aufgemuntert, und durch sein Ansehn ihrer Einbildungskraft und Verwegenheit eine verführerische Stütze geliehen habe.

Pitt vermied sorgfältig Alles, was einen Bruch zwischen England und Frankreich herbeiführen konnte. Als aber England, von dem Convente herausgefordert, in seinen Grundfesten bedroht war, da führte er den Kampf mit einem Kraftaufwand, der die Wurzeln des brittischen Nationalvermögens angriff. Fox rieth, die gährende Nation ihrem eigenen Schicksale zu überlassen; allein sie hatte schon den Krieg nach außen als das Mittel ergriffen, um den Brandstoff aus ihrem Innern auf das Ausland zu schleudern.

Von dieser Zeit an erhoben Fox und Pitt sich gegen einander, als die beiden Choragen und Wortführer zweier großen Partheien, in welche sich die öffentliche Meinung in Großbritannien und Europa theilte. Fox beklagte das Schicksal der Bourbons, bestand aber fest darauf: „keine Nation habe das Recht, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen; man solle einen Gesandten nach Paris schicken, und die Republik anerkennen." Als aber der erste Bundesgenossen-Krieg gegen Frankreich ausgebrochen war, warf er die Schuld des Angriffs auf die Verbündeten, „alles Unheil sey entsprungen aus dem Vertrage zu Pillnitz und aus der Kundmachung des Herzogs von Braunschweig." Er widersetzte sich daher jeder Maaßregel, die der Minister zur Führung des Krieges vorschlug, und klagte laut vor Europa sein Verhalten als völkerrechtwidrig und verderblich für England an. Dagegen bewies Pitt, daß England die strengste Neutralität gegen Frankreich beobachtet, daß Frankreich den Krieg durch That und Wort zuerst erklärt, und daß es der brittischen Verfassung von innen und außen den Untergang geschworen habe. Großbritannien müsse also den Krieg um seiner Selbsterhaltung, um seiner Ehre, um der Gerechtigkeit willen führen; es könne nie einen sichern Frieden mit Anarchisten schließen, die allem Völkerrechte Trotz böten.

Wer vermag es zu entscheiden, ob, wenn Fox's Meinung obgesiegt, Europa zwanzig Jahre des Elends weniger verlebt hätte? Er, der vor kurzem noch, bei den Unruhen in Holland, England als Schiedsrichter der europäischen Angelegenheiten den Ministern vorgestellt und gegen Alles gewarnt hatte, was mit Frankreich eng verbinden konnte, forderte jetzt starre Gleichgültigkeit bei empörenden Verbrechen, welche die französische Nation gegen ihren Eid, gegen das Gesetz, das sie mit voller Freiheit sich gegeben, mit frevelndem Muthe beging, durch welche sie den Frieden von Europa höhnte, alte Verträge zerriß, und gegen das öffentliche Recht übermüthige Forderungen als Kaufpreis einer schmählichen Ruhe aufstellte! Die Antwort auf die Frage, ob England von Frankreich, oder dieses von jenem zum Kriege herausgefordert worden, war schon im J. 1793 jedem Kundigen klar, der die Reden der französischen Nationalversammlung und ihre Beschlüsse seit dem 10ten Aug. 1792 nicht vergessen hatte. Daher siegte Pitt im Parlamente und in der öffentlichen Meinung seines Vaterlandes. Die kleine Minderzahl, welche mit Fox für den Frieden kämpfte, stellte vergebens das Unglück des Krieges dem Minister entgegen, welcher allen Gefahren die Stirne bot, weil die Pflicht der Selbsterhaltung den Staat zu einem gerechten Kriege bewaffnete.

Um diesen Streitpunct bewegten sich seit dem 1. Febr. 1793 alle Verhandlungen, die im brittischen Parlamente zwischen Pitt und Fox mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurden. Fox gab damals den berühmten Brief an die Wahlmänner von Westminster heraus, der in gewisser Rücksicht als seine Rechtfertigung bei der Nachwelt dienen kann.*) Uebrigens focht er auch jetzt an der Spitze einer Kampfgeübten Schaar. Im Oberhause sprach Landsdowne, ein Redner von großer Staatskenntniß, für den Frieden und gegen die Gefahr der Bestechung; Lauderdale aber, ein kühner und freisinniger Mann, klagte die harten und durchgreifenden Maaßregeln des Ministers der Willkühr und des Stolzes an. Auf ihrer Seite stand der

*) Letter to the worthy and independent Electors of the City and Liberty of Westminster. Lond. 1793., der in wenig Monaten dreizehn Mal aufgelegt wurde.

von allen verehrte Russel. Im Unterhause schloß sich eine Phalanx wackrer Kämpfer an Fox an: Francis, dessen Character in Ostindien den befleckten Namen Englands eine Zeit lang wieder in Achtung brachte; Townshend und Fitzpatrick, die Gefährten seiner Jugend und die Freunde seines Alters; Grey, den große Talente auszeichneten, und Sheridan, der durch den Glanz seines öffentlichen Lebens alle Unregelmäßigkeit des Privatmannes in den Schatten stellte, und durch eine seltene Verbindung von Witz, Schlußschärfe und Beredtsamkeit die Parthei der Minister bald lächerlich machte, bald beschämte.

Zu diesem Verein, der sich wohl auch die thebanische Schaar nannte, gehörten noch drei ausgezeichnete Männer, Coke, Plumer und Byng. Sie widerstanden sämmtlich allen Lockungen einträglicher Stellen, die sie auf die Seite der Minister gezogen haben würden. Dagegen verbreiteten sie aber auch die, selbst außerhalb England angenommene, Meinung, welche nicht unbedingt wahr gefunden werden kann, als ob der Minister seine Stimmenmehrheit nur seinem Bestechungssystem verdanke.

Beide Theile gingen oft in ihren Behauptungen aus gegenseitigem Hasse zu weit; indeß gaben die Mißgriffe eines unfähigen Kriegsministers*), und die halben Maaßregeln, so wie der Zwiespalt unter den Mächten des festen Landes, wodurch Pitts große Entwürfe zum Theil verunglückten, der Opposition die Waffen gegen die Minister in die Hand. „Ihr wollt, sagte Fox in jenem Briefe an die Wahlmänner von Westminster, Frankreich erobern!!! O, ihr verleumdeten Kreuzfahrer, wie besonnen und gemäßigt waren eure Entwürfe! O, hart verunglimpfter Ludwig XIV., aus welchen seichten Gründen bist du einer rastlosen, ungezähmten Ehrsucht beschuldigt worden! O schüchterner, schwacher Cervantes, mit welch' einem furcht-

*) Der Verf. der historical Sketches and Public Men for 1812. Lond. 1813. p. 15. sagt ausdrücklich, daß England während Pitts Ministerium keinen Kriegsminister besessen habe, der dem Lord Wellesley gleich käme, oder nur mit ihm zu vergleichen wäre.

samen Pinsel, und mit welchen bleichen Farben hast du gemahlt das Bild einer zerrütteten Einbildungskraft!" *)

Wenn sie aber die Festigkeit, mit welcher Pitt den Frieden mit Frankreich auf unsichrer Grundlage abzuschließen sich weigerte, einen strafbaren Starrsinn und verderblichen Eigensinn nannten, so urtheilt jetzt England, daß Pitts Standhaftigkeit das Ganze gerettet habe. Fox fürchtete nicht, wie Pitt, daß England durch seine Volksclubs in den Wirbel der französischen Revolution hinabgezogen, darin untergehen müsse; er sah nur auf das Vollkommnere, nach welchem überall der bessere Mensch mit voller Brust sich sehnt. Er wollte der Constitution ihre alte Würde und Reinheit wieder geben; er wollte den niedrigen Handel bei der Wahl der Stellvertreter des Volks vernichten; er wollte die neueren, nicht im Geiste der Freiheit abgefaßten Gesetze aus den Parlamentsacten hinwegstreichen; er wollte endlich den Frieden, damit der brittische Handel den Wohlstand seines Vaterlandes wieder herstelle und erhöhe.

Pitt wünschte dasselbe, hielt aber die Zeit und die ganze Lage des Reichs für untauglich dazu; er war überzeugt, daß Stolz und Ehrsucht, daß jeder Frevel der Leidenschaft das Ideal der Freiheit besudeln und verunstalten, und das vorhandene Gute um des vorgeblich Besten willen zerstören würden; eben darum hielt er sich aber auch für verpflichtet, mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, das vom Sturme hin und her geworfene Staatsschiff durch alle Klippen hindurch zu steuern, und auf die Gefahr selbst, daß es leck würde, den angefangenen Lauf zu vollenden. „Du treibst", rief die Opposition ihm zu, „auf hoher Fluth ohne Masten und Anker. Suche den Hafen!" Und Fox nannte den Hafen: Friede und Verbesserung des Innern nach freien Ideen; Pitt aber vertraute seinem Steuer-

*) Im Originale: „The conquest of France!!! O! calumniated crusaders, how rational and moderate were your projects! O! much-injured Lewis XIV., upon what slight grounds have you been accused of restless and inordinate ambition! O! tame and feeble Cervantes, with what a timid pencil and faint colours have you painted the portrait of a disordered imagination!"

ruder: der alten, erprobten Verfassung von Großbritannien!

Fox mußte deshalb harte Verunglimpfungen hören. „Er sey blind gegen die Gefahr des Vaterlandes, ihn reiße politischer Fanatismus hinab in den Pfuhl des Jacobinismus.“ Die Zahl seiner Kampfgenossen auf den Bänken der Opposition verminderte sich mit jedem Jahr, und sein Name wurde vom König, den 11. Mai 1798, aus der Liste der geheimen Räthe gestrichen. Er verlor dadurch das Vorrecht, ein besonderes Gehör beim König fordern zu können, von dem er noch kurz vorher Gebrauch gemacht hatte, um den Frieden anzurathen und die Minister als Feinde desselben dem König verdächtig zu machen. Fox ertrug dieß mit großartiger Ruhe. Gewohnt, nie den Umständen seine Grundsätze aufzuopfern, hielt er fest an dem, was er als allgemein wahr und gut anerkannte, und an der Sache der Freiheit, auch da, wo Frankreich sie entheiligte. Sein Friedens- und sein Veredlungsplan gefiel allen kühnen, von der Gegenwart nicht befangenen Köpfen. Aber die Mehrzahl glaubte, vor einem Schiffbruche sich retten zu müssen. Nie stand, was in der Wirklichkeit Noth thut, mit dem, was einem von äußern Dingen unerschütterten Gemüthe groß, edel und hoffenswürdig erscheint, in feindseligerem Widerspruch! Fox glaubte das Höchste erstreben zu müssen, weil er auf seinem Boden fest stand; Pitt glaubte, das nächste Ziel ergreifen zu müssen, weil er unter sich den Boden wanken fühlte. Die Nachwelt wird gegen beide gerecht seyn, und wenn sie jenem den Kranz der Philosophie reicht, so wird sie diesem die Bürgerkrone des Verdienstes nicht versagen.

Diese freie Stellung Fox's auf der Höhe seiner Ideen erklärt, warum er fortwährend auf eine Parlamentsreform drang*), die Gesellschaft der Volksfreunde

*) S. dessen Rede bei Grey's Motion für eine Reform des Parlaments, den 7. Mai 1793; — Rede bei des Königs Botschaft an das Haus der Gemeinen wegen Ludwigs XVI. Hinrichtung am 31. Jan. 1793; — Rede bei der franz. Kriegserklärung, am 10. Febr. 1793; — Rede über die Lage der Nation, am 24. März 1795, die sämmtlich, nebst einigen andern, zum Theil ohne Fox's Willen und ohne seine Durchsicht im Druck erschienen sind.

und das Recht des Volks, Versammlungen zu halten, so wie die Preßfreiheit in Schutz nahm; warum er für die politischen Rechte der Dissenters, namentlich der Unitarier, sprach, und keine Gefahr in den französischen Grundsätzen für England erblickte; warum er, ungeachtet des von ihm beklagten Königsmordes, wiederholt auf Friedens-Unterhandlungen mit der Republik antrug, die Fremden- oder Alien-Bill und die Bill gegen verrätherischen Briefwechsel bestritt; warum er, wenn die Gegenparthei stets die Gräuel des französischen Schreckensystems im Munde führte, an die Zwangwillkühr und alte Unbill des Hauses Bourbon gegen England und Europa erinnerte, die endlich solchen Volkskrampf aus tief gewurzelter Erbitterung hervorgerufen; warum er endlich den schwerfälligen Gang des Krieges auf Seiten der Bundesgenossen scharf beurtheilte, der Bewaffnung der französischen Ausgewanderten sich widersetzte, den Grundsatz der Wiedervergeltung im Völkerrechte nicht anerkannte, eine Vermehrung der brittischen Landmacht unnöthig fand, und das Subsidiensystem strafbar nannte.

Fox ging in seinem heftigen Widerspruch so weit, daß er den ungerechtesten Frieden dem gerechtesten Kriege vorziehen zu müssen glaubte. „Es sey unklug," erklärte er, „dem Geiste des Jacobinismus entgegen wirken zu wollen." Auch vertheidigt' er mit Nachdruck die der Aufruhrstiftung beschuldigten Mitglieder geheimer Verbindungen, einen Muir, Palmer, Arthur O'Connor u. A.; überhaupt nahm er sich der unruhigen Irländer an und widersetzte sich ihrer Verhaftung, so wie er den schwärmerischen Dr. Priestley, dessen Haus der Pöbel im J. 1792 wegen seiner antibrittischen Gesinnungen zerstört hatte, in Schutz nahm. Endlich drang er, nebst Sheridan, auf die Zurücknahme der einstweiligen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte. Die Libellacte, nach welcher nicht der Richter, sondern die Jury entscheidet, ob die Schrift ein Libell sey oder nicht? hatte er schon früher durchgesetzt.

Bei dieser leidenschaftlichen Spannung des Gemüths konnt' es nicht fehlen, daß Fox zu widersprechenden und einseitigen Behauptungen hingerissen, oder ähnlichen Vorschlägen, welche seine Freunde machten, beizupflichten verleitet wurde. Er, der den König als den Diener des

Volks bezeichnete, und dessen Civilliste von einer jährlichen Bewilligung des Parlaments abhängig zu machen vorschlug, trug kein Bedenken, gegen ein, wider die Grundsätze der Whigs geschriebenes, Buch*) für den Antrag Sheridans zu stimmen, daß es öffentlich vom Henker verbrannt würde! Der Minister trug dagegen auf Verhör und Urtheil an; und der Herausgeber wurde losgesprochen. Eben so vergebens unterstützte Fox Greys Vorschlag im J. 1796, die Minister wegen Führung des Krieges, durch den sie die Nation zu Grunde richteten, und wegen ihres Starrsinns, der alle Aussöhnung unmöglich mache, vor das Gericht der Nation zu stellen; umsonst widersetzte er sich jedem starken Mittel, das der Minister vorschlug, um den Staat aus großen Verlegenheiten zu ziehn, wie der Unterbrechung der Zahlungen der Bank in Metall. Der Minister siegte durch eine große Stimmenmehrheit.

Indeß schien Fox um diese Zeit sich wieder in der Gunst des Volks zu heben, während Pitt darin sank, ohne daß jedoch darum die öffentliche Meinung von diesem ab, mehr zu jenem sich hinneigte. Das Volk war unwillig über die fortdauernd steigenden Abgaben. Die neuen Whigs, welche für die französischen Revolutionsgrundsätze den niedrigen Haufen gewonnen hatten, wiederholten mit dreister Uebertreibung unaufhörlich, daß nur eine Parlamentsreform England vor dem Schicksale von Algier und Tunis bewahren, und daß nur der Friede die Last der Nation erleichtern könne. Sie wandten alle nur möglichen Kunstgriffe, selbst falsche Unterschriften an, um ihre Wünsche als Bitten des Volks vor das Unterhaus zu bringen. Da nun Fox stets für die Parlamentsform sprach, welcher Pitt, so geneigt er ihr auch ehemals gewesen, jetzt sich widersetzte, und da jener in allen seinen Parlamentsreden immer auf den Satz zurückkam, Friede sey für einen Handelsstaat die weiseste Politik, der Krieg mit Frankreich aber erschöpfe, ohne einen bestimmten Zweck zu haben, des Landes erste Hülfsquellen, so hieß er wiederum der Mann des Volks. Vorzüglich machte es einen tiefen Eindruck auf einen Theil der Nation, als Fox im J. 1796 gegen

*) Mr. Reeve's Thoughts on the english Government.

den mächtigen Pitt mit der Anklage auftrat, daß er während der Vertagung des Parlaments dem Kaiser und den französischen Prinzen Geldsummen als Kriegsmittel vorgeschossen, ohne die Einwilligung der Gemeinen dazu erhalten zu haben. Dieser Angriff blieb jedoch ohne Folgen, weil die Kürze der Zeit und der Drang der Umstände die Sache selbst durch ihren allgemeinen Zweck rechtfertigten. Indeß war das Geschrei der Opposition, daß eben jene Ströme von Gold, welche aus der Schatzkammer Englands in alle Theile der Kriegsverwaltung sich ergössen, den Krieg zu einer Fundgrube für eine Menge Leute machten, die den Minister aus Eigennutz unterstützten, nicht ganz ungegründet.

So rang Fox vergeblich mit unglücklichen Verhältnissen, in denen er sich nie heimisch fühlte. Denn tief in seiner Brust ruhte die alte classische Welt; ihre Meisterwerke zogen ihn am meisten an, und boten seinem Geiste die willkommenste Beschäfftigung dar. Das Andenken an seine freie, frohe Jugend, wo er sich mit ihnen so innig befreundet hatte, erwachte mit neuer Stärke. Zu ihnen flüchtete er sich jetzt aus dem Mühsal des öffentlichen Lebens, um sich nimmer wieder von ihnen zu trennen. Doch auf Zureden seiner Freunde erklärte er diesen Entschluß nicht öffentlich durch ein Sendschreiben, das er an die Wahlmänner von Westminster schon entworfen hatte, sondern sagte bloß im Parlamente, daß er künftig seine Zeit eignen Arbeiten zu widmen gedenke.

Nun führte er seit 1798, auf seinem kleinen Landsitze St. Anne's Hill, bei Chertsey, in philosophischer Ruhe ein den Wissenschaften, der Natur und der Freundschaft gewidmetes Leben. Wenn er um sieben Uhr aufgestanden war, ritt er noch vor dem Frühstück nach der Themse, um sich zu baden. Dann beschäfftigte er sich in den Vormittagsstunden mit seinen Büchern, ritt noch einmal aus, und speiste um drei Uhr mit einigen Freunden, gut, aber nicht schwelgerisch, oder prächtig. Die Abendstunden brachte er größtentheils mit seinen Freunden zu. Das Lesen der alten Classiker und die Kritik waren seine liebsten Beschäfftigungen. Er gesteht selbst in einem seiner

Briefe

Briefe*), daß er an Nachforschungen dieser Art noch mehr Geschmack finde, als an historischen Untersuchungen, ob ihm diese gleich mehr zusagten, als der Besuch des Unterhauses. Da das öffentliche Leben ihm eine volle Wirksamkeit nicht gewährte, wollte er die Freiheit seines Geistes und seiner Gesinnung in einem historischen Werke seinen Mitbürgern vor Augen stellen. Er wählte hierzu denjenigen Zeitpunct in der Geschichte seines Vaterlandes, in welchem die Verfassung desselben auf Grundsätze gebaut wurde, denen er sein ganzes Leben hindurch mit warmer Liebe angehangen: den Zeitpunct der großen Staatsumbildung im J. 1688. Diese Begebenheit schien ihm weder von dem berühmten Hume, noch weniger von Macpherson und Dalrymple, in ihrem wahren Lichte dargestellt zu seyn. Letztere hätten die Thatsachen nicht aus den Quellen abgeleitet, noch gehörig berichtigt; Hume aber habe die Könige aus dem Hause Stuart zu milde und einseitig, als ein Freund der Alleinherrschaft, beurtheilt.

Fox und Hume sahen nämlich das Schicksal ihres Vaterlandes mit verschiedenen Augen an. Jener betrachtete es ganz als Volksfreund, als Whig; die Grundsätze der brittischen Freiheit lagen ihm vor allem am Herzen. Sein fruchtloser Kampf gegen Pitt, der Gang seines eigenen Lebens zog ihn auf die Seite der Vertheidiger der Volksrechte. Der erste und der kräftigste unter diesen Vertheidigern zu seyn, war der Ruhm seines öffentlichen Lebens. Darum erschien ihm die Darstellung jener Zeit von einem Manne, welcher die monarchische Einheit hervorhob, um so mehr verfehlt, je tiefer der Eindruck war, den die auffallendsten Beweise von der schimpflichen Erniedrigung der letzten Stuarts auf ihn selbst gemacht hatten. Er fühlte, wie jeder edle, lebhafte Mensch, der sich allem, was sein volles Gemüth bewegt, gern hingibt, Abneigung gegen alle, welche die Dinge nicht genau, wie er selbst, ansahen. Hume dagegen schrieb die Geschichte wie ein ruhi-

*) Er schreibt den 26. Jan. 1801 an Wakefield: „Ich versuche mich jetzt in einer historischen Darstellung der Zeit vor und nach der Revolution von 1688; es möge nun etwas daraus werden oder nicht, so dauert mich die Zeit, welche ich dadurch der Poesie und alten Literatur entziehe, Studien, die meinem Geschmack mehr zusagen."

ger Weltweiser. Seiner Gefühle Meister, erkannte er die Natur der Verhältnisse, ohne die Gründe für die Sache des Königthums mit dem Tadel zu verwechseln, der die Person der Stuarts traf. Es war ihm nicht genug, daß treffliche Männer die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit führten; er sah auch, wie sie dieselbe führten, und stellte eben so unbefangen und treu ihre Fehler und Irrthümer dar, als das Gute, was er auf der andern Seite wahrnahm.*) Fox hatte als Britte nur Ludwigs XIV. Stolz, und Carls II. und Jacobs II. schimpfliche Bestechung durch französisches Geld vor Augen; der edle Unwille, den er darüber empfand, veranlaßte ihn zu dem Entwurfe seines historischen Werkes, und dieß zu einer Zeit, wo er voll Unmuth aus den parlamentarischen Kämpfen, die jene Gefühle nur mehr geschärft und nie befriedigt hatten, sich zurückzog.

Diese Vergleichung von Hume und Fox erklärt, wie letzterer, schon in der ersten Grundlegung seines Werkes befangen, eine vorgefaßte, trübe Ansicht aus der ihn umgebenden Welt in das Gebiet der Geschichte mitbrachte; und diese Gemüthsstimmung wurde durch seine Theilnahme an dem öffentlichen Leben immer auf's Neue erregt, so daß er nie den Gegenstand an sich ruhig und klar in's Auge faßte.

Er erschien nämlich auf's Neue an der Spitze der Opposition, als Pitt seine Einkommentaxe vorschlug und durchsetzte. Der Minister hatte jetzt den Gipfel seiner Macht erreicht, und die Opposition nahm immer mehr an Zahl ab. Fox besuchte daher das Haus nur, wenn wich-

*) „Die große Unpartheilichkeit", sagt der einsichtsvolle Beurtheiler der Foxischen Schrift in der Allg. Lit. Zeit., „mit welcher Hume den Werth der Absichten und Handlungen streitender Theile abwägt, macht ihn gerade zu dem großen Geschichtschreiber, und so sehr wir die edeln Gesinnungen und die warme Anhänglichkeit Foxens an die Grundsätze der Freiheit verehren und lieben, müssen wir doch gestehn, daß nach unserem Urtheil Hume's Art diejenige sey, wie Geschichte geschrieben werden müsse, wenn sie wahrhaft nützlich und belehrend werden soll."

tige Angelegenheiten vorkamen*); vorzüglich glänzte seine Beredtsamkeit in allem, was Irland betraf, in der Sache der Katholiken, und in der Frage von der Abschaffung des Sklavenhandels. In der letztern unterstützte er auf's eifrigste den edeln Wilberforce, der nicht zu seiner Parthei gehörte. Für die Emancipation der Katholiken und gegen die Union Irlands sprach er mit solchem Nachdruck, daß die Irländer ihn als ihren ersten Schutzredner verehrten.

Ueberhaupt besaß For die Gunst des Volks wieder in einem hohen Grade, ohne darum zu buhlen. Dieß zeigte sich bei den Wahltagen von Westminster. Hier war es, wo mit ihm zugleich der Admiral Gardiner und der Auctionator Graham um die Stimmen sich bewarben. Der alte Admiral mißfiel dem Volke, weil ihn der Hof unterstützte. Zwischen For und Graham war die Volksparthei getheilt. Jener verschmähte, sich mit dem durchaus unwürdigen Graham, gegen Gardiner zu verbinden. Dieß reizte Grahams Anhänger. „For verdiene nicht länger", riefen einige, „das Zutrauen der Nation, da er in der Zeit der Staatsgefahr seine Stelle verlassen, und dem Ehrgeize des Ministers freies Spiel verstattet habe. Auch jetzt zeige es sich, wes Geistes der Mann sey, da er den redlichen Auctionator gegen den ministeriellen Candidaten zu unterstützen verschmähe". Graham erhielt in fünf Tagen gegen achthundert Stimmen, und die Opposition fürchtete, der Auctionator könnte den berühmten For aus dem Besitze der Wahlstimmen von Westminster verdrängen. For selbst redete an den Wahltagen wenig zum Volke, und diese wenigen Worte begleitete er mit keiner freundlichen Miene, sondern mit kaltem, würdevollem Ernst. Aber bald erklärte sich für ihn die alte Liebe des Volks. So oft For sich sehen ließ, schallte ihm ein ungemischt fröhlicher Jubel von den Gerüsten entgegen. Ein Augenzeuge**) erzählt davon, was zugleich den öffentlichen Geist der Britten bezeichnet. „Ich hörte die rührendsten Aeußerungen der Bewunderung für den großen Staatsmann. Ein kleiner Junge fragte seinen Vater: „wo ist

*) Und gewöhnlich that er dieß nur auf Zureden seiner Freunde. „I did it more", schrieb er im J. 1800 an Wakefield, „in consequence of the opinion of others, than from my own."

**) Prof. Göde.

denn Fox?" — „Siehst du nicht den dicken Mann im blauen Rocke und gelber Weste, der vorn in der Mitte steht? Besieh dir den Mann genau, mein Sohn, und präge dir sein Bild ein. Er hat dem Vaterlande große Dienste gethan." „Das ist recht, sagte ein Anderer, der Kleine muß auch wissen, wer es mit Alt-England redlich meint." Mit demselben Beifall ward Fox bei jeder Parlamentswahl zum Stellvertreter von Westminster ernannt. So oft dieß geschah, trugen ihn die Wahlmänner gewöhnlich auf einem mit Lorbeern geschmückten Sessel im Triumphe nach Hause. Aber auch bei jedem andern Anlaß erhielt er Beweise der Volksliebe. In den Städten, wo er auf seinen Reisen in England ankam, wurden Feste angestellt, oder man spannte ihm die Pferde aus, zog den Wagen und lautete die Glocken. Seinen Geburtstag feierte in London nicht selten ein Verein von mehr als zweitausend angesehenen Männern. Seine Freunde sollen sogar im J. 1793, da Fox's Vermögen sehr zerrüttet war, funfzigtausend Pfund zusammengebracht, und ihm mit einem Theile des Capitals eine Leibrente von tausend fünfhundert Pfund gesichert, das Uebrige aber baar gegeben haben.

Als Pitt den 14. März 1801 aus dem Ministerium getreten war, und Addington dessen Platz eingenommen hatte, konnte die Opposition dieß als keinen Sieg betrachten: denn Pitt unterstützte die Addingtonsche Verwaltung mit seinem Ansehn. Er entschuldigte selbst die von Grenville streng getadelten vorläufigen Friedenspuncte mit der Nothwendigkeit, da man, bei dem lauten Geschrei des Volks nach Frieden, keine bessern Bedingungen von Frankreich habe erlangen können. Auch Fox billigte den Frieden, aber bloß aus dem Grunde, „weil der Krieg von Seiten Frankreichs gerecht, heilig und unvermeidlich gewesen, so müsse auch der Friede für Frankreich vortheilhaft seyn." Seine Freunde nannten es einen Triumph: „der Ausgang rechtfertige Fox's Ansicht; hätte man auf ihn gehört, der stets gewarnt und zum Frieden gerathen, so würde man schon im J. 1796 bessere Bedingungen, als die jetzigen seyen, erhalten haben." Fox selbst aber hatte die Kühnheit, in einer Privatversammlung bestimmt zu äußern, daß er den Frieden gut heiße, weil er ehrenvoll und glorreich für Frankreich sey! Dieses Wort, von einem brittischen Staatsmann ausgesprochen, ward bitter geta-

delt; denn schon erklärte sich laut die öffentliche Meinung in England gegen diesen Frieden. Fox folgte auch hier seiner, von allem Nationalstolze unabhängigen Weltansicht. Die Ueberzeugung, für welche er mit so viel Leidenschaft gekämpft, und welche in der Erbitterung des Streits sich nur um desto tiefer ihm eingeprägt hatte, daß die Revolution in ihren Grundsätzen für die Sache der Völker heilsam sey, bestimmte sein Urtheil; überdieß leitete ihn bei diesem ganzen Kampfe eine und dieselbe Ansicht, welche er in seinem historischen Werke so ausgedrückt hat: „daß, nach einem Ausspruche Cicero's, dem gerechtesten Kriege der unbilligste Friede doch immer vorzuziehen sey." Ein Ausspruch, der, in dieser Allgemeinheit ausgedrückt, keine Regel seyn kann. Daß es aber Fox in solcher Gemüthsstimmung an der ruhig prüfenden und kalten Besonnenheit bei Untersuchungen, die sein Gemüth aufregten und seine Liebe zur Freiheit beunruhigten, fehlen mußte, geht aus seinem öffentlichen Leben hervor, und hat sich auch in seinem Charakter als Schriftsteller gezeigt.

Doch begegnete ihm dieß unwillkührlich. Sein fester Vorsatz war, jede Thatsache der strengsten historischen Kritik zu unterwerfen. Da er nun fand, daß weder Macpherson noch Dalrymple die wichtigen Schriften im französischen Staatsarchiv gehörig benutzt hatten, so unternahm er, während des Friedens mit Frankreich i. J. 1802, eine Reise nach Paris, um die daselbst vorhandenen, urkundlichen Handschriften aus der Zeit Jacobs II. zu vergleichen. Ihn begleitete seine Gemahlin, Herr St. John und Herr Trotter, sein Secretär, ein Irländer, welcher in seinen Denkwürdigkeiten aus den letzten Jahren Fox's diese Reise erzählt hat.*)

In Calais besuchte ihn der Irländer, Hr. Arthur O'Connor, den Fox im Parlament als den Freund der

*) Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox, by John Bernard Trotter, Esq., late private Secretary to Mr. Fox. 3 Ed. Lond. 1811. 8. 552 S. Was in die Biographie von Fox gehört, hat der Verf. aus diesen Reisenachrichten gezogen. Das Buch selbst ist ohne Kritik, eine weitschweifige Lobrede, und wird von Engländern für mißlungen erklärt. Fox verließ St. Anne's Hill den 29. Juli, und reiste den 17. Aug. von Brüssel nach Paris ab.

Unabhängigkeit seines Vaterlandes vertheidigt hatte. Diesen unglücklichen Verbannten empfing Fox mit seiner gewöhnlichen Offenheit. Er fürchtete nicht, daß man ihn deshalb selbst für verdächtig halten würde. Denn in politischen Kämpfen, war sein Glaube, bleibt jeder hochherzige Mann als Mensch achtungswerth, auch wenn er aus Irrthum und Eifer zu weit geht, sobald er nur ehrlich und ohne Eigennutz, allein durch die Liebe zum Gemeinwohl bestimmt wird. Großmüthig, wie sein Herz ihm rieth, verachtete er, aus kluger Rücksicht einen Unglücklichen kalt und vornehm von sich zu weisen.

Die Reise ging zuerst über Lisle, Gent und Antwerpen nach dem Haag und Amsterdam. Ueberall wurde Fox mit großer Auszeichnung behandelt. Mit dem vollen, frischen Herzen der Jugend freute er sich des Lebens und der Natur, als Mensch und Weltbürger. In müßigen Stunden, oder im Wagen wurden Fieldings Romane, die Aeneide und der rasende Roland gelesen. Er unterhielt sich mit seinen Begleitern über die Schönheiten dieser Schriftsteller, oder über den sittlichen und bürgerlichen Zustand des Landes. Vorzüglich beobachtete er genau den Ackerbau. Auch Botanik beschäfftigte ihn viel. Alles Malerische in der Natur gewährte ihm einen hohen Genuß, so wie die Werke der niederländischen Kunst; selbst die kleine Comödie des niedern Lebens belustigte seinen gutmüthigen Frohsinn. Politik und Kriegswesen blieben seitwärts liegen; doch wurde Fox in Holland von der Physiognomie eines republikanischen Staates sehr angezogen. Aber nichts machte einen so schmerzlichen Eindruck auf ihn, als ein Gemälde von dem unglücklichen Ende der edlen Brüder de Witt.

Als er hörte, daß Lord Holland, sein Neffe, den er wie seinen Bruder und Freund liebte, mit seiner Familie in Paris angekommen sey, eilte er von Brüssel nach der Hauptstadt Frankreichs, ohne Chauvelin, noch den Exdirector Barras, die in Brüssel lebten, zu sehen.

In Paris bot sich ihm das Schauspiel einer neuen Umbildung der Regierung zu einem lebenslänglichen Consulat dar. „Ihr bemüht euch", sagte Fox zu la Fayette, „einen Solöcismus, einen Monarchen, an die Spitze der

Republik zu stellen." Doch urtheilte er damals noch über Buonaparte, wie so viele, die gern an das Bessere glauben, wo so viel Thatkraft und ein so außerordentliches Schicksal Bewunderung erwecken. Einst verglich man den ersten Consul mit Augustus. „Doch gewiß", wandte For ein, „ist er nicht so grausam."

Er selbst wurde in Paris aufgenommen mit der Achtung, die einem großen Manne gebührte, und mit dem Wohlwollen, das man für einen brittischen Staatsmann fühlte, der ohne Nationalvorurtheil stets dem Frieden und der Versöhnung das Wort geredet, und jede Einmischung in die innere Hausordnung des Nachbarn gemißbilligt hatte. Als er das Tribunal besuchte, dankte ihm der Wacht habende Capitän Royer in seinem und seiner ehemaligen Mitgefangenen Namen für die gute Behandlung und Hülfe, die ihnen in England auf For's Verwendung widerfahren war. Das Nationalinstitut ernannte ihn zum Mitglied der historischen Classe.

Als For im Theater erschien, wurde er gleich erkannt. Die Zuschauer in dem Saale standen auf, und begrüßten ihn mit Händeklatschen, das allgemeiner war, als bei'm Eintritt des ersten Consuls, der an demselben Abend in's Schauspiel kam. Den bescheidenen For setzte dieß in solche Verlegenheit, daß er den Parisern unhöflich erschien, weil er, in der Meinung, daß diese persönliche Bewillkommnung nicht ihm gelte, nicht bewegt werden konnte, vorzutreten und der Versammlung zu danken. Man gab die Phädra, ein Stück, das er vorzüglich liebte. Den größten Genuß aber fand er in der Gallerie des Louvre. Er sprach davon als Kenner, und empfand jede Schönheit der Kunst. Unter allen Gemälden war der heil. Hieronymus von Domenichino sein Liebling. Dagegen sah er gleichgültig das prächtige Versailles. Weit mehr gefiel ihm das einfach-geschmackvolle Klein-Trianon.

Den vierten Tag nach seiner Ankunft ging er an seine historische Arbeit. Die Regierung räumte ihm sehr bereitwillig eine besondere Stube in dem Archive der Canzlei der auswärtigen Angelegenheiten ein. Hier untersuchte er sechs Wochen lang täglich von 11 bis 3 Uhr mit St. John, Adair und Trotter alle Staatsschriften, welche er

aus jener Zeit nur verlangte, und nahm Abschriften von den Staatsbriefen und Berichten Barillons, des Gesandten Ludwigs XIV. am Hofe Jacobs II. Die urkundlichen Beweise von dem anmaaßenden Stolze und der trügerischen Politik des französischen Monarchen, wie von dem falschen Benehmen und der Bestechung der Stuarts, welche er hier sammelte, mußten sein brittisches Herz mit Unwillen und Geringschätzung gegen beide Dynastien erfüllen; daher zum Theil seine große Vorliebe für eine Revolution, welche die Bourbons stürzte, und die einseitige Darstellung in der Geschichte der letzten Stuarts, in welcher man den eifrigen Whig erkennt.

Sein anhaltender Fleiß in dem Archive erlaubte ihm nicht, an den Vergnügen seiner Familie Theil zu nehmen. Nur die Abende waren der Erholung oder einer belehrenden Unterhaltung gewidmet. In den großen Gesellschaften zu Paris bewegte er sich mit der Leichtigkeit eines Weltmanns. Niemand erkannte in ihm den einsiedlerischen Weisen von St. Anne's Hill. Er spielte Karten, er scherzte, sprach französisch, italienisch, spanisch, wie es sich traf, und fand überall Beifall. Bei sich selbst vereinigte Fox an seinem Tische gewöhnlich sechs bis acht seiner Freunde, meistens Engländer, oder französische Künstler.

Unter den Fremden, die er in Paris sah, empfing er den edlen Kosciusko mit vorzüglicher Herzlichkeit und Wärme. Er sah Moreau, fühlte sich aber weder von seinem Geiste, noch von seinem Aeußern angezogen. Auch besuchte er den Abbé Sieyes, der auf seinem Landgute zwölf Stunden von Paris in ländlicher Stille lebte. Fox hatte keine sehr hohe Meinung von ihm, schien ihn aber zu achten. Bei der Frau von Recamier und bei der Frau von Cabarrus unterhielt er sich am meisten mit dem alten ehrwürdigen Weltumsegler Bougainville, und mit dem berühmten Verfasser der Ruinen, Volney. Auch traf er zweimal zufällig Hrn. O'Connor, den die andern Engländer in sichtbarer Verlegenheit absichtlich vermieden, während Fox mit ihm, wie gewöhnlich, offen und gutmüthig sich unterredete.

Unter den merkwürdigen Staatsmännern, die er damals in Paris fand, war Talleyrand der wichtigste; es fand aber zwischen ihm und Fox keine Annäherung Statt. Unter den fremden Gesandten schienen ihm, außer dem großbritannischen, Hrn. Merry, welcher aber in diesem Kreise nicht hervorragte, Graf Cobenzl von Oesterreich, Hr. Livingston von Nordamerika, der Cardinal Caprara vom päpstlichen Hofe, der Marquis Luccheſini von Preußen, Graf Markoff von Rußland, der Marquis de Gallo von Neapel, und unter allen der ausgezeichnetste, mit welchem er vorzüglich gern umging, der spanische Gesandte, der Ritter Azara, bemerkenswerth.

Als ihn bei einer der gewöhnlichen Hofvorstellungen der erste Consul sah, äußerte er sich gegen Fox wortreicher, als es damals seine Art war: „Ah, Herr Fox! ich habe mit Vergnügen gehört, daß Sie hier sind; ich habe gewünscht, Sie zu sehen; lange schon habe ich in Ihnen den Redner und den Freund seines Vaterlandes bewundert, der immer seine Stimme für den Frieden erhob, und dabei auf das Beste seines Vaterlandes sah, auf das Beste Europa's und des ganzen menschlichen Geschlechts. Die beiden großen Nationen Europa's verlangen nach Frieden; — keine hat etwas zu fürchten; sie müssen sich nur einander verstehen und achten. In Ihnen, Herr Fox, sehe ich mit wahrem Vergnügen den großen Staatsmann, der zum Frieden rieth, weil kein gerechter Grund zum Kriege vorhanden war; der Europa zwecklos verwüsten sah, und ihm zu helfen kämpfte.“ — Fox antwortete wenig oder nichts, noch drückte er ein Wort der Bewunderung oder Hochschätzung aus. Mit aller Kunst einer glatten Freundlichkeit, die Buonaparte besaß, that er noch einige Fragen an ihn über seine Reise, und die Unterredung war aus. In der Folge speiste Fox beim ersten Consul. Hier sprach Buonaparte fast ganz allein, und äußerte, gegen Fox gewandt, viel Empfindlichkeit über einen Theil des Pittschen Ministeriums, namentlich über Herrn Windham, als ob es die Verschwörung gegen sein Leben begünstigt habe. Fox widersprach diesem auf's Bestimmteste und aus voller Ueberzeugung. Darauf ließ sich der Oberconsul, da er in Fox einen Weltbürger vor sich zu sehen glaubte, weitläuftig über den allgemeinen Weltfrieden aus, und über die Möglichkeit, allen Unterschied zwischen

den Einwohnern der beiden Erdtheile aufzuheben, und die Schwarzen mit den Weißen zu vermischen. — Es überraschte Fox, in den Tuilerien sein und Nelsons Brustbild zu finden. Die kriegerischen Schauübungen aber, welche der erste Consul hielt, machten auf ihn keinen angenehmen Eindruck. Ueberhaupt war Hofprunk ihm zuwider. Er wollte selbst nicht anders als unfrisirt und ungepudert bei Napoleon speisen; ein Umstand, der den Parisern bemerkbar schien, die sich bei diesem Anlaß erinnerten, daß Fox und der Herzog von Norfolk die Urheber des gegenwärtigen bequemen Haarschnitts waren.

Das größte Vergnügen fand Fox in dem Umgang mit La Fayette. Er hatte schon früher in London seine Bekanntschaft gemacht. La Fayette und die ganze Familie des Generals hing mit treuer Dankbarkeit an Fox, weil er vorzüglich zu seiner Befreiung aus den Gefängnissen in Deutschland beigetragen hatte. Beide stimmten in ihren Ansichten von der Freiheit und von den Rechten des Volks so ganz überein, daß ihre Unterredung im eigentlichen Sinne eine Herzensmittheilung war. La Fayette lud daher Fox auf seinen Landsitz ein, nach la Grange, dreißig Stunden von Paris, wo er, zurückgezogen von aller Politik und Verbindung, von einem kleinen Vermögen lebte, das seine Gemahlin aus der Revolution gerettet hatte. Hier wurde Fox von der Familie, als ihr großmüthiger Beschützer, mit der größten Liebe empfangen. Er verlebte im Umgange mit diesen edlen Menschen, mit ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem General Fitzpatrick und mit Lally Tolendal, eine glückliche Woche.

Als Fox am Ende des Septembers nach Paris zurückkam, hörte er von der Unzufriedenheit des ersten Consuls über die Ausfälle auf ihn in den englischen Tagblättern. Sobald er daher seine historische Arbeit im Archive den 6ten October geendigt hatte, kehrt' er nach England zurück.

Hier forderte die allgemeine Stimme im Jahr 1803 Krieg gegen Frankreich. Fox erklärte sich laut wider die Erneuerung desselben. „Die einzige gerechte Ursache zum Kriege, sagt' er, kann bloß die Erhaltung der Nationalehre seyn. Kann man mir beweisen, daß die Ehre der

Nation beleidigt, oder die Würde der Nation angegriffen ist, so will ich ohne Anstand die Meinung erklären, daß dieß eine schöne, gerechte Ursache zur Erneuerung der Feindseligkeiten sey. Doch müßte ein sehr ernsthafter Fall von der Art erwiesen seyn, ehe ich meine Stimme gäbe, über das Land dasselbe Unglück von Neuem zu bringen, was ihm jener traurige Kampf verursacht hat, von dem wir erst vor Kurzem befreit wurden." Allein die Nation entschied für den Krieg; und allerdings hatte Napoleon nicht nur den Stolz derselben in dem Gesandten des Königs beleidigt, sondern auch das brittische Staatssystem durch seine Dictatur über Holland, die Schweiz und Italien, wie durch den Heereszug gegen St. Domingo, in seinen Grundlagen bedroht. Fox's Unwille über die Erneuerung des Krieges mißfiel so dem Volke, daß selbst die Zeitungsschreiber der Opposition ihm, dessen Namen sie sonst nur mit Ehrfurcht aussprachen, seine antibrittischen Gesinnungen mit vieler Bitterkeit vorwarfen.

Das Addingtonsche Ministerium war der Führung des Krieges nicht gewachsen. Der König und die Nation hielten Pitt allein für den Mann, der eine neue kräftige Verwaltung zu bilden im Stande wäre; und viele wünschten, daß bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnetsten Wortführer der verschiedenen Partheien, daß Fox und Grenville mit Pitt vereinigt werden möchten. Pitt war sogleich dazu willig; allein der König weigerte sich, Fox wieder in das Cabinet aufzunehmen. Zwar versuchte Pitt einige Gegenvorstellungen; doch Fox hatte zu warm für die französische Revolution gesprochen, und zu beharrlich allen Maaßregeln für den Krieg und für die innere Sicherheit gegen französischen Revolutionsschwindel mit Heftigkeit sich widersetzt, als daß der König ihn wieder unter der Zahl seiner geheimen Räthe zu sehen sich entschließen konnte. Pitt gab also nach, und lud blos den Lord Grenville zum Eintritt in das Ministerium ein. Dieser verweigerte ihn aber, weil Fox, sein Freund, vom König verworfen war.

Fox blieb also in der Opposition, und mit ihm verband sich die Grenvill'sche Parthei. Er näherte sich jetzt mehr den alten Whigs, und sein Eifer für Frankreich war seit seiner Rückkehr von der Reise bei weitem nicht der vo-

rige. Denn er hatte so manches in der Nähe anders gefunden, als es ihm früher aus der Entfernung geschienen. Am kräftigsten widersetzte er sich dem Minister bei Gelegenheit des Krieges mit Spanien, wo mehrere wichtige Fragen aus dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte mit Scharfsinn erörtert wurden. Auch verwandte er sich auf's Neue lebhaft für die Emancipation der Katholiken, und unterstützte mit leidenschaftlicher Heftigkeit Whitbreads Antrag, daß Lord Melville wegen angeschuldigter Dienstfehler aus dem königlichen Staatsrathe gestoßen werden müsse. Der Lord hatte bereits seine Stelle als erster Lord der Admiralität niedergelegt, und Pitt sah sich genöthigt, dem Könige zu rathen, Melville's Namen aus der Liste der geheimen Räthe zu streichen. Man trug auf ein Impeachment gegen den Lord an; Fox bestand dagegen, obwohl vergebens, auf einer Criminalunterſuchung. Dieß war der letzte traurige Sieg, den Pitt über seinen Gegner davon trug. Er starb den 23. Jan. 1806. Fox hörte diese Nachricht im Schauspiele, und — weinte. Er sagte darauf im Parlamente: „Pitt war ein großer Mann, und ich schätze mir es zur Ehre, daß man mich seinen politischen Gegner nannte". — Pitts Freunde und Verwandte traten nunmehr mit Fox und andern Mitgliedern der Opposition in Verbindung. So schien der Haß gegen Pitt wie gegen Fox endlich durch den Tod des Einen versöhnt.

Nach einer zwei und zwanzigjährigen Opposition, nach einem Meinungskampfe, wie man keinen ähnlichen in der brittischen Geschichte kennt, wurde Fox im J. 1806 auf's Neue, was er im J. 1784 gewesen war, Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten. Nach der Lage, in welcher sich der Staat befand, bedurfte die Nation *eines* großen Mannes an der Spitze der Verwaltung. Allein die Umstände machten es nöthig, daß Lord Grenville mit Fox zugleich in das Cabinet trat. Das Ministerium ward also aus zwei verschiedenen Partheien unter zwei Führern zusammengesetzt.

Fox handelte hierin ohne persönlichen Ehrgeiz. Er hatte schon vor Pitts Tode sein Leben der Geschichte geweiht. Nur der Wunsch seiner Freunde und der Nation konnte ihn dieser edlen Muße entziehn. Er widerstand

den Bitten seiner Gemahlin, und opferte dem Verlangen der Whigs seine Lieblingsneigung auf, indem er sich unter Lord Grenville einem Ministerium anschloß, in welchem noch immer Pitts Grundsätze und Freunde viel vermochten.*) Die Ansichten der verschiedenen Partheien desselben waren seit langer Zeit in offenbarem Widerspruche gewesen. Grenville und Windham billigten den Krieg gegen Frankreich, dessen lauter Tadler For war. Der Palast des Kronerben war der Versammlungsort der Hauptparthei. Hier wurde jede politische Maaßregel verabredet, und manches als unreif oder unausführbar verworfen, was ehemals die Männer selbst, welche jetzt das Staatsruder führten, als hochnöthig gepriesen hatten. For gerieth dadurch in Widerspruch mit seinen alten Grundsätzen. Ob er seine Ueberzeugung geändert, oder ob er aus Mangel an Festigkeit von seinen frühern Ansichten sich entfernt habe, um Macht und Einfluß mit Staatsmännern zu theilen, mit denen er nicht eines Sinnes seyn konnte, ist nicht klar. Indeß glaubte man in England, daß die Whigs, um sich gegen die Jenkinsonsche Parthei, welche aus Tories bestand, und jene bei dem Thronerben verdächtig zu machen suchte, zu behaupten, den Ansichten des Prinzen nachgegeben hätten, damit sie, wenn der alte König vom Schauplatze abträte, das Ruder behalten möchten. Genug, For konnte und wollte unter diesen Umständen das Ganze nicht lenken, sondern beschränkte sich, wie es nicht unwahrscheinlich ist, mit Absicht, auf seinen engern Geschäfftskreis, auf das Ministerium der auswärtigen Verhältnisse. Gewiß ist es, daß einige seiner eifrigsten Bewunderer sein Nachgeben mißbilligten. „Er hätte",

*) Dieses, den 5. Febr. 1806 öffentlich bekannt gemachte Ministerium bestand unter Lord Grenville, als erstem Lord der Schatzkammer, aus Erskine, dem Lordcanzler; Lord Henry Petty, dem Canzler der Schatzkammer; dem Grafen Spencer, dem Minister des Innern; dem Kriegsminister Windham; dem Feldzeugmeister Grafen Moira; dem Präsidenten des kön. Raths, Grafen Fitz William; dem Siegelbewahrer Addington, und aus For. Die Forische Parthei bestand aus For, Erskine, Grey, Petty, Windham und Fitz William; die Addingtonsche aus Addington und Ellenborough; die Grenville'sche aus Grenville und Spencer, und das Hauptorgan der Parthei des Prinzen von Wales war dessen Günstling, Lord Moira.

ſagten ſie, „entweder allein an der Spitze ſtehn, und die übrigen Glieder des Miniſteriums nach eigner Anſicht frei wählen, oder ſich ganz zurückziehen und aller Größe hochgeſinnt entſagen ſollen.“ Seine Freundin, die Lady Moira, glaubte nicht, daß ein ſo zuſammengeſetztes Miniſterium lange beſtehen könne; doch empfahl ſie ihm dringend das Schickſal Irlands, wo die große Mehrheit von For die Aufhebung der Union, die Emancipation der Katholiken und ein Syſtem völliger Freiheit und beruhigender Ausſöhnung erwartete. Je mehr die Irländer Pitt haßten, deſto feſter hingen ſie For an, ſelbſt als ihr Zuſtand nach wie vor fortdauerte. Denn ſolche Wünſche zu erfüllen, ſtand nicht in For's Kraft, und hätte er auch alle Gewalten ſammt dem Willen des Königs in ſich vereinigt. Auch begriff er wohl, zumal jetzt, daß Pitts Syſtem nicht umgeſtürzt werden könne, wie ſeine Freunde ſich einbildeten.

Doch ſchon ſein bloßer Eintritt in das Miniſterium erregte vielfache Freude. Der ſtrenge Miniſter war nicht mehr, deſſen gediegene Kraft und ſtarren Willen ein Theil der Nation nur mit Unwillen ertrug. Das fröhliche, leichte Leben und das alle Herzen gewinnende Wohlwollen in For's Seyn und Thun, entfernte jede Beſorgniß von Gewaltmißbrauch. Dieſes Gefühl war ſo lebhaft, daß, wie Trotter von ſich erzählt, er ſogar eine Truppen-Muſterung jetzt mit Vergnügen ſah, die ihn unter Pitts Verwaltung nur mit Furcht vor Unterdrückung der Volksfreiheit erfüllt hatte.*)

*) Da dieſe Stelle ſowohl den brittiſchen Volksgeiſt, als die öffentliche Meinung von For und Trotter ſelbſt näher bezeichnet, ſo kann ſie hier angeführt werden. „We passed a regiment returning from parade: an excellent minister, and benignant man was now at the head of affairs, the military passing shew was no longer formidable; I felt assured, that under Mr. Fox no standing army would be employed against the people's liberties; the music of the regiment sounded more sweetly, the soldiers appeared more respectable, the idea of military coercion vanished, and, for the first time in my life, I looked with complacency upon that part of the system of modern governments. — S. 372.

Der König selbst wünschte den Frieden, und mit Recht hielt er Fox für den Mann, der die Aussöhnung mit einem stolzen und erbitterten Feinde leichter und ehrenvoller als jeder andere bewirken konnte. Das Ansehn, welches dieser Staatsmann im Auslande besaß, seine seltne Gewandtheit, mit welcher er das Schwierigste leicht behandelte, seine milden und gefälligen Formen, welche vorzüglich in Frankreich den größten Beifall gefunden hatten, machten ihn zu dem Friedenswerke vorzüglich geschickt.

Allein Fox empfand tief die Verwickelung des Ganzen. Je größer die Hoffnung Aller war, desto kleiner war die seinige. Darum sprach er öffentlich seine Besorgnisse in starken Worten aus, die eine Anklage der bisherigen Verwaltung zu seyn schienen, mehr aber seine eigne Rechtfertigung in der Zukunft seyn sollten. „Wo wir auch", sagte er in seiner ersten Rede als Minister, „unsere Blicke hinrichten, kaum zeigt sich irgendwo ein Grund der Beruhigung oder der Aufmunterung. Im Innern Leiden, Entbehrungen, Mangel; von außen wenig Trost für das Vergangene, wenig Hoffnung für die Zukunft." —

In seinem Verwaltungszweige schuf er bald einen neuen Geist. Pitt hatte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ganz geleitet, und die meisten Staatsschriften ihm vorgezeichnet. Dieß war jetzt nicht mehr der Fall. Fox, der thatig, pünctlich und auf Alles aufmerksam, gewöhnlich die Zeit von eilf bis drei Uhr seinem Posten widmete, faßte die wichtigeren Staatsbriefe selbst ab, so daß nicht nur der König, sondern auch die fremden Höfe den leichteren und freieren Gang dieser Geschaffte wahrnahmen. Fox schrieb klar, lichtvoll, verbindlich und bestimmt, mit feiner Rücksicht auf die Gesinnungen des Hofes, mit welchem er verhandelte; seine große Welt- und Menschenkenntniß spiegelte sich erhaben und frei in der einnehmendsten Form ab, ohne der Würde der Nation und seiner Stelle etwas zu vergeben. Indeß beobachtete er in seinem ersten Umlaufsschreiben an die auswärtigen Gesandten ein tiefes Stillschweigen über Krieg und Frieden.

Auch gegen den König benahm sich Fox mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit, und so natürlich, daß keine Erinnerung an die frühere Zeit eine Verlegenheit veranlassen

konnte. In Fox's Betragen lag durchaus nichts Schroffes oder Gespanntes, welches den Umgang mit ihm unbequem machen konnte; er war vielmehr so gutmüthig einfach, und der Person des Königs so aufrichtig herzlich ergeben, daß dieser gern mit ihm von Geschäfften sprach, und seinen Staatsschriften, deren Gehalt der König als Kenner zu beurtheilen verstand, nie seinen Beifall versagte.

In seiner Verwaltung war Fox bei aller Offenheit, mit der er allen wohl wollte, nicht freigebig in Versprechungen. Als die irländischen Katholiken im J. 1806 ihr Emancipationsgesuch ihm empfahlen, schmeichelte er ihnen keinesweges mit der Hoffnung auf seine unmittelbare Unterstützung, sondern rieth ihnen, ruhig eine günstigere Zeit abzuwarten. Früher ihr eifrigster Vertheidiger, ahmte er jetzt als Minister Pitts kluge Zurückhaltung nach. Alles was er für Irland bewirken konnte, war, daß er im J. 1806 auf dieser Insel die Habeas-Corpus-Acte wieder in Kraft setzte, und die Ernennung des vom Volke sehr geliebten Herzogs von Bedford zum Lordlieutenant oder Vicekönig von Irland beförderte. Freigebig gegen die Nothleidenden, verband der eben so milde als reiche Herzog Klugheit mit Menschlichkeit in der Regierung des so sehr gedrückten Volks. Allein so wenig dieser treffliche Staatsmann den Geist des Aufruhrs in jenem unglücklichen Lande ganz unterdrücken konnte, so wenig gelang es Fox, die Schwierigkeiten zu besiegen, welche der nähern Verbindung des besondern Zwecks von Irland und England im Wege standen. Auch waren die Wünsche einzelner Irländer, die ihn mit Bittschriften bestürmten, so unvereinbar mit der Lage des Ganzen, daß er sie großentheils unbeachtet lassen, und selbst seines Hausfreundes Trotter eifrige Verwendung für seine Landsleute mit Stillschweigen anhören mußte.

Bei diesem neutralen Verhalten verlor Fox natürlich viel in der Meinung des Volks. Der Observer, ein sehr gelesenes Volksblatt, klagte ihn nicht nur an wegen seiner Unwissenheit über die Richtung der ausgelaufenen französischen Eskadern, welchen nunmehr die aus Amerika und Ostindien rückkehrenden englischen Handelsflotten Preis gegeben wären, sondern behauptete auch gerade zu: Fox's poli-

politischer Charakter sey wie ein Chamäleon verwandelt, und seit seiner Erhebung zum Minister für die alten Freunde so unkenntlich geworden, daß die irländischen Abgeordneten voll Erstaunen ausgerufen hätten: „Mein Himmel! wo ist unser guter Herr Fox aus dem Whigclub und dem Unterhause?"

So trat die Wirklichkeit mit eherner Gewalt dem freien Genius des großen Mannes in den Weg! An der Spitze der Opposition ganz an seiner Stelle, war er das Gegengewicht einer kühn aufstrebenden Macht; als Minister mußt' er handeln wie sein großer Gegner, und eine Aufgabe lösen, welche nicht sein Wille, sondern die Zeit und sein Amt ihm vorlegten. Er unterschied sich also von Pitt nur in der Form, die auf ihrer verschiedenen Persönlichkeit beruhte. Fox zeigte in den Parlamentsverhandlungen eben so viel Ruhe als freundliche Haltung. Heftiger Widerspruch konnte ihn nicht reizen; er behauptete selbst in dem Meinungsstreite mit seinen Gegnern in der Opposition jene Anmuth, welche ihn als Weltmann so liebenswürdig machte.

Das Wichtigste, was in der kurzen Zeit des Fox'schen Ministeriums geschah, war die neue Einrichtung des Kriegswesens nach Windhams Plan, der nebst Fox die Aufhebung einiger von Pitt getroffenen Vertheidigungsanstalten durchsetzte. Und was noch wichtiger ist, er entschied endlich, worin schon Pitt dem edlen Wilberforce beigestanden, die Abschaffung des Sclavenhandels.

Fox erhob sich am 10. Juni „für die heilige Sache des Menschengeschlechts." „Ich werde trauern", fuhr er fort, „daß ich mein politisches Leben von fast 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, diese Sache endlich zum Ziel zu führen." — Am Schlusse seiner kraftvollen Rede drang er darauf: „daß das Haus den afrikanischen Sclavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und wohlverstandene Politik streitendes Gewerbe erklären, und so früh als möglich ernsthafte Maaßregeln zu seiner gänzlichen Abschaffung nehmen sollte." — Nach langem Wortkampfe gelang es endlich den vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Francis und Windham mit 114 Stimmen gegen 15, nicht

nur den Beschluß des Unterhauses zu bewirken, daß der Sclavenhandel abgeschafft werden sollte, sondern auch die Vorstellung an den König zu erhalten: „daß der Monarch jeden ihm gutdünkenden Weg einschlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europens zu bewegen, sich mit England in dem Entschlusse, den Sklavenhandel gänzlich abzuschaffen, zu vereinigen."

Während Fox dieß vollbrachte, entzog er sich, wenn er konnte, den Geschäfften in der Hauptstadt, um freier zu athmen auf seinem geliebten Landsitze, St. Anne's Hill. Noch war aber eine große Aufgabe nicht gelöst, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, das Werk des Friedens mit Frankreich. Er besaß das Vertrauen des Gegners, die persönliche Achtung Napoleons; ihm gegenüber stand zwar Talleyrand, der den ganzen Vortheil der Lage Frankreichs geltend machte; doch auch diesen hatte er sich durch die Mittheilung eines gegen das Leben des französischen Kaisers gemachten Anschlags verpflichtet. Bei diesem Anlaß, den 20. Febr., war er mit edler Offenheit der französischen Regierung in ihren Wünschen entgegen gekommen. So durfte England hoffen, daß Fox eher als jeder andere den alten Haß, der beide Nationen so lange getrennt, vermitteln würde. Allein Fox selbst sah für sein Vaterland keinen glücklichen Ausgang aus dem Irrsale dieser Verhandlungen. England konnte auf keinen Bundesgenossen mehr rechnen; es schien den Staatszweck des festen Landes aufgeben, und blos den seinigen berücksichtigen zu müssen. Und doch sollte Fox der europäischen Würde Englands nichts vergeben!

Er ging mit edler Freimüthigkeit an das schwere Werk. Einer seiner ersten Staatsbriefe an Talleyrand schloß mit den Worten: „Lassen Sie uns dahin trachten, zu thun was wir können, für die Ehre und das Wohl unserer Mitbürger, und für das Glück des menschlichen Geschlechts"! Ihm allein ziemte es, im Namen seiner Nation die offene Sprache des Wohlwollens zu reden; denn seine Weltkunde mußte ihm wohl sagen, daß solche Gesinnung in Frankreich unverständlich war und keinen Eingang finden konnte.

Unterdessen hatte sich die Lage des Festlandes zum Nachtheil Großbritanniens geändert. Es war Napoleon gelungen, Preußen mit England zu entzweien, indem er jenem Hannover, seine Siegesbeute, aufgedrungen, als Entschädigung und Gewinn für den Verlust von Anspach, Cleve und Neufchatel. Preußen wollte Anfangs Hannover nur bis zur Entscheidung darüber im allgemeinen Frieden besetzt halten; allein Napoleon nöthigte es, das Kurfürstenthum des Hauses Braunschweig, den 1. April 1806, völlig in Besitz zu nehmen, und dem englischen Handel die Elbe und Weser zu sperren. Nun mußte Fox, der die einstweilige Besitznahme zugestanden, mit Preußen brechen. Nachdem Georg III. als Kurfürst von Hannover, eine mit leidenschaftlicher Heftigkeit abgefaßte Erklärung den 20. April gegen das Berliner Cabinet erlassen, fing England die Feindseligkeiten an. Fox rechtfertigte dieß im Parlamente in einer starken Rede, die zwar den König von Preußen schonte, aber alle Schuld auf die Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz schob. „Tauscht", rief er zürnend aus, „tauscht ein Feld gegen das andere, Vieh gegen Vieh um; allein vertauscht nie eure Völker: denn den Grundstein des Staatsvereins, die gegenseitige Zuneigung der Unterthanen, vernichtet ihr dadurch gänzlich."

Die öffentliche Meinung billigte den Krieg, der am 11. Juni in London erklärt wurde, nachdem er schon früher wirklich begonnen hatte. Unterdessen waren von Talleyrand die ersten Vorschläge wegen der Grundlage des Friedens gemacht worden, worauf Fox am 19. Juni seinen Gegenentwurf nach Paris sandte. In Berlin aber wurde, wahrscheinlich mit Absicht, die Nachricht verbreitet — welche späterhin die englische Regierung selbst öffentlich bestätigte — daß Frankreich in den Friedensunterhandlungen mit England die Rückgabe der hannöverschen Lande an den König Georg III. als Grundlage angeboten habe.*) Nun entschloß sich Preußen, das nie den

*) In der Erklärung des englischen Hofs über die Abbrechung der Friedens-Unterhandlungen betheuerte man: „die von Frankreich selbst angebotene Grundlage des Friedens sey die Rückgabe des Hannöverschen gewesen. Der Feind sey jedoch gänzlich davon abgewichen, nachdem er mit Rußland einen vortheilhaften Separattractat abzuschließen gehofft habe."

Krieg mit England und dessen Bundesgenossen gewollt, zur schnellsten Aussöhnung mit Großbritannien. Dieß kündigten die öffentlichen Blatter in London schon im Anfang des Monats September an, wo Fox bereits nicht mehr an den Staatsgeschäfften Theil nahm.

Das Letzte, was er in Bezug auf das Friedensgeschäfft that, war, daß er seinen Freund, Lord Lauderdale, zu den Unterhandlungen in Paris ernennen ließ. Seitdem lenkte Lord Grenville das Friedensgeschäfft, ein Mann, der nicht geeignet schien, der französischen Regierung Vertrauen einzuflößen. Doch würde, unter solchen Umständen, auch Fox selbst schwerlich das große Werk, der allgemeinen Erwartung gemäß, glücklich vollendet haben. Denn die Grundbedingung desselben: die Erhaltung Deutschlands in seiner alten Form, hatte der Feind während der Unterhandlungen durch den Umsturz der deutschen Verfassung vernichtet.

Sein Tod entriß ihn der Gefahr, in der wichtigsten Unterhandlung, die sein öffentliches Leben auszeichnete, seinen Ruf als Staatsmann zu verlieren. Schon im Junius fühlte er sich krank. Seine Gemahlin lud Hrn. Trotter ein, ihm vorzulesen, und Fox wählte in der Aeneide sein Lieblingsbuch, das vierte. Dido's Charakter und Schwermuth zogen ihn unbeschreiblich an; er wiederholte oft mit lebhaftem Gefühl die Klagen ihrer unglücklichen Liebe, und verglich damit die gelungene Nachbildung von Metastasio.

Seine Krankheit entwickelte sich schnell als Wassersucht; zugleich litt er an der Leber, was man erst nach seinem Tode fand. Das tiefgewurzelte Uebel war unstreitig eine Folge seiner frühern unregelmäßigen Lebensweise und seiner letzten überspannten Anstrengungen. Auch in den anhaltendsten Schmerzen verließ ihn nicht sein Gleichmuth. Ruhig heiter unterhielt er sich mit den fremden Gesandten und den Ministern, die ihn in seinem Gartenhause zu Stable Yard besuchten, und behandelte mit gewohnter Leichtigkeit jedes Geschäfft, während er sich auf einem Rollstuhle in dem Garten herumfahren ließ. Mittags und Abends waren gewöhnlich General Fitzpatrick, Lord Robert Spencer und Lord Fitzwilliam bei ihm. Letz-

terer war ihm eben so ähnlich, als herzlich ergeben. Auch der Prinz von Wales sah ihn oft mit der Theilnahme eines Freundes. Hr. Sheridan, mit welchem Fox längst nicht mehr in enger Verbindung stand, besuchte ihn nur einmal. Der Kranke empfing ihn kalt und sprach wenig; mit freundlicher Herzlichkeit nahm er dagegen Hrn. Grattan auf, ein irländisches Parlamentsglied, welcher zuletzt aus Unmuth von Fox sich entfernt hatte, weil dieser so wenig für Irland thun konnte. Stets um ihn waren sein Neffe, Lord Holland, und Mrs. Fox, seine Schwester. Alle Glieder der Familie vereinigte um den geliebten Kranken die innigste Zärtlichkeit.

Nachdem er sich hatte punctiren lassen, sehnte er sich nach größerer Ruhe in St. Anne's Hill. Deshalb lud ihn der Herzog von Devonshire ein, auf dem Wege dahin so lange auf seinem Landsitze Chiswickhouse zu bleiben, bis er Kraft genug habe, die weitere Reise zu unternehmen. Dieser Wechsel und die classische Schönheit der herzoglichen Villa, die ein Meisterwerk der Kunst Palladio's ist, machten auf Fox's Befinden einen wohlthätigen Eindruck. Von peinlichen Geschäfften frei, dem Lärm der Hauptstadt entrückt, genoß er, wie Cicero zu Tusculum, den Anblick der Natur, umgeben von den ausgewähltesten Werken der Kunst. Virgil, Dryden, Swift, Johnson wurden laut gelesen, und von ihm mit Vorliebe beurtheilt; er that dieß, oft heiter darüber scherzend, noch in den letzten Tagen seines Lebens. Auch sprach er viel über die schönen Gemälde, welche Belisars Geschichte darstellten, über Botanik und Naturgeschichte; und wehmüthig gedachte man in diesem Kreise von Freunden der verstorbenen Herzogin von Devonshire. Von politischen Zeitblättern mochte Fox nichts mehr hören. Die letzte Neuigkeit, an welcher er Theil nahm, war die Nachricht, daß Alexander den vom Hrn. von Dubril in Paris unterhandelten Frieden nicht genehmigt habe. Doch äußerte er sich selbst nicht über Politik, noch über die Maaßregeln der Minister; eben so wenig gedacht' er seines eigenen parlamentarischen Lebens. Es schien, als ob die öffentlichen Händel der Welt nicht angehörten, in welcher er sich einheimisch und glücklich fühlte. Dagegen rührten und erfreuten ihn Briefe aus allen Theilen des Königreichs, von Bekannten und Unbekannten, aus hohen und niedern

Ständen, welche mit theilnehmender Unruhe ihm Mittel gegen seine Krankheit empfahlen.

Schon traf man Anstalten zur Reise nach St. Anne; da kehrte die Krankheit mit verdoppelter Gewalt zurück, und seine Kräfte nahmen sichtbar ab. In diesem Zustande ließ er sich das vierte Buch der Aeneide wiederholt vorlesen. Dido's großer Schmerz schien den seinigen zu besänftigen. Seine Freunde, und vor Allen seine Gattin, verließen den geliebten Kranken jetzt keinen Augenblick, und die Familie des Herzogs bot Alles auf, was Liebe und Gastfreundschaft gewähren konnten, um den großen Mann zu erquicken. Abwechselnd wachten an seinem Bette seine Gattin, Trotter und ein vertrauter Diener. Kein Miethling reichte ihm eine bezahlte Hand.

Er wurde ein zweites Mal punctirt. Mit heiterm Tone sprach er dabei mit den Aerzten über die Möglichkeit, die Diagnostik der Krankheit, an welcher er litt, durch Beobachtungen, die während derselben niedergeschrieben und mit den Erscheinungen im Körper nach dem Tode verglichen würden, zu vervollkommnen. Sein Uebel konnte aber kaum auf wenig Tage erleichtert werden. Lord Holland, Mrs. Fox und General Fitzpatrick verließen jetzt nicht mehr Chiswickhouse. Der Kranke empfand mit tiefer Rührung die Freundschaft Aller, die um ihn waren. Gefaßt und heiter äußerte er nie eine Klage; doch glaubte er nicht, daß die Gefahr so groß sey. Mit Wohlgefallen blickt er, wenn die Sonne aufging, durch das Fenster nach einem jungen Baume, und freute sich der reifenden Früchte desselben. Dieses Lächeln war sein Abschied von der Natur.

Die Aerzte beschlossen, ihm ein starkes Heilmittel (die Digitalis) zu geben. Von dem Augenblick an, wo er es genommen, ward es mit ihm schlimmer. Seine Natur war erschöpft. Man führte jetzt einen jungen Geistlichen zu ihm, der ihm Gebete vorlas. Fox war ruhig, sprach aber nicht. Spät in der Nacht ließ er Lord Holland rufen, und fragte, ob noch einige Hoffnung sey? Mit der ruhigsten Fassung hörte er, daß keine mehr sey. Kaum konnte er noch athmen. Er fühlte sein Ende. Da heftete er den Blick voll zärtlicher Liebe auf seine Gattin, und

gleichsam Abschied von ihr nehmend, sprach er leise: ich sterbe glücklich.

Man verstand ihn nicht mehr. Sein letzter Athem war entflohn.

Fox starb an einem schönen Herbstabend, den 13ten September 1806, gegen sechs Uhr Nachmittags, in seinem 59sten Jahre.*)

Nach seiner Freunde Wunsch ward er in Westminster den 10ten Octbr. feierlich beerdigt. Aus Schottland und Irland eilten seine Verehrer zu diesem Tage herbei; es war gerade der Jahrestag, an welchem er vor 26 Jahren zum ersten Male zum Stellvertreter von Westminster gewählt wurde. Unter dem Gefolge befanden sich 120 Mitglieder des Unterhauses.

Die Liebe seiner Freunde bewahrte jedes Andenken an den großen Mann. Der Bildhauer Nollekens nahm im Tode einen Abdruck von seinem Gesichte, und diese Büste ward 22 mal vervielfältigt. Sein Gesicht und seine Gestalt hatten beide etwas Ungewöhnliches. Fox glich in seinem Aeußeren etwas dem Weisen von Ithaka.**) Er war kurz, von starkem Gliederbau, in seiner Jugend sehr gelenk, im männlichen Alter dick und unbehülflich. Eine hohe Brust, breite Schultern, ein dunkles, dichtes Haar, schwarze und buschige Augenbraunen, bei einer etwas gelblichen Gesichtsfarbe, gaben ihm, wenn er mit Heftigkeit seine starke, polternde Stimme erhob, sein blitzendes Auge den Gegner traf, und sein Arm und jeder Muskel die Kraft seiner Rede ausdrückte, dem wohlredenden,

---

*) Trotter, der bei seinem Tode zugegen war, und aus dessen umständlicher Erzählung dieses ausgehoben ist, bestätigt nicht, was andre Blätter erzählten: Fox's letztes Wort sey gewesen: ich bedaure England.

**) Sir Joshua Reynolds letzte Arbeit war sein Porträt. Janes's Brustbild in Schwarzkunst, und Smiths und Opie's Kupferstiche in ganzer Größe von ihm, sind vorzüglich gerathen. Schon früher hatte Nollekens seine Büste einige dreißig Mal in Marmor verfertigt. Diese Büste kostete 60 Guineen. Eine andere in terra cotta ist von Merchant verfertigt worden.

schwächlichen und magern Pitt gegenüber, ein drohendes Ansehn.

Als Redner fehlte ihm das Angenehme und Schöne der Kunst, was aus der Einbildungskraft und der rhythmischen Vollkommenheit der Sprache hervorgeht. Auch machte er auf das, was man rednerische Declamation nennt, gar keinen Anspruch. Seine Reden waren die Frucht des Verstandes, und quollen aus vollem Herzen. Eine Kette dicht an einander gereihter Schlüsse, ohne die Blumen der Kunst, voll des Feuers der innigsten Ueberzeugung, riß den Zuhörer hin. Mit dem eindringenden Tone der Herzlichkeit, welche zur höchsten Empfindung stieg, wenn das Vaterland und die Sache der Menschheit seine Rede begeisterte, verband er jene verborgene Gewalt des Ausdrucks, welche der Redner, durch sein Vertrauen zu der gesunden Vernunft seiner Zuhörer, über diese ausübt.

Ein Augenzeuge*), der als ein guter Beobachter geschätzt wird, sagt über Fox den Redner Folgendes: „Die wenigen Worte, welche ich von ihm sagen hörte, polterte er mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit heraus, wie ich nichts Aehnliches an einem öffentlichen Redner zuvor bemerkt habe. So oft ich ihn sprechen hörte, hat mich stets die außerordentliche cholerische Leidenschaftlichkeit in Erstaunen gesetzt, mit der er als Redner selbst die unbedeutendsten Dinge sagte. Seine Stimme ist nicht angenehm; sie hat etwas Kreischendes. Dieß, verbunden mit der ausnehmenden Schnelligkeit und Beweglichkeit seines Gei-

*) Prof. Göde in seinem trefflichen Werke: England, Wales Irland und Schottland. 2te A. Dresd. 1806. 2r Th. S. 107., aus welchem jeder, der die brittische Staatsverfassung nicht kennt, das 8te und 9te Kapitel lesen muß, wenn er die öffentliche Lage der beiden großen Männer Pitt und Fox beurtheilen will. Insbesondere hat Göde das Unterscheidende zwischen den alten und neuen Whigs gründlich dargestellt. „Unambitious", heißt es in den public Characters (1799. S. 97) von Fox: „of melodious words and studied phrases, that dwell on the ear; the ardour and precision of his reasoning assail the judgment, while the irresistible thunders of his eloquence at once influence and captivate the senses."

stes, die den vollen Strom der Rede gewaltsam fortreißt, benimmt seinem Ausdrucke jenen edlen Anstrich, der bei'm Redner dasselbe, was die Schönheit des Colorits beim Maler ist."

Man hat Fox den brittischen Demosthenes genannt, und der Partheigeist fand sogar in Pitt den Philipp, welchen Fox eben so fruchtlos bekämpft habe, wie der Redner von Athen den Macedonier; allein die Lage beider war eben so verschieden, als ihr Schicksal. Pitt war in so fern mehr dem Demosthenes ähnlich, Fox mehr dem Phocion. Was aber die einfache Größe und die erschütternde Kraft der Rede betrifft, so darf man wohl den brittischen „Freund des Volks und des Friedens", wie Fox in der öffentlichen Meinung hieß, dem Demosthenes an die Seite setzen. Fox bereitete sich niemals auf die öffentlichen Verhandlungen vor. Wenn über die wichtigsten Gegenstände gestritten wurde, blieb seine Lebensordnung ganz dieselbe; derselbe Ton im Umgang, dieselben Spaziergänge, dieselbe Aufsicht auf sein kleines Landgut. Er beschäfftigte sich, wie gewöhnlich, mit der Dichtkunst, Geschichte, Botanik oder Naturwissenschaft, und entzog seiner Familie, oder seiner gewöhnlichen Gesellschaft auch nicht einen Augenblick, um sich auf einen großen Gegenstand vorzubereiten, sondern schritt unmittelbar von jenen Studien auf den Kampfplatz der Staatsberedtsamkeit. Nie verließ ihn dann die außerordentliche Fülle seines Geistes. Sie eröffnete neue Ansichten, wo schon Alles beleuchtet schien; er zeigte sich jederzeit unvorbereitet am glänzendsten, und vereinigte mit gründlicher, eindringender Tiefe die Leichtigkeit der hohen Genialität. Wenn Andere vor ihm den Gegenstand erschöpft zu haben schienen, sprach er oft Stundenlang, faßte die vorgetragenen Meinungen aus einigen großen Gesichtspuncten zusammen, und verwebte in seine Entwickelung der Streitfrage die Hauptzüge eines Gemäldes von der Lage Englands oder Europa's, wie es nur die Meisterhand eines großen Staatsmanns zeichnen konnte. Nur wenige seiner Reden sind, wahrscheinlich ohne seine Durchsicht, während seines Lebens im Druck erschienen. Man bemerkt unter denselben die Rede an die Wahlherren von Westminster am 11. Juli 1782; die Rede im Parlament wegen der ostindischen Bill vom Jahr 1783; eine Rede über Irland

vom Jahr 1784; die Antwort an Pitt; zwei Reden für den Widerruf der Test- und Corporations-Acten am 2ten März 1790; die Rede über Whitbreads Motion wegen der russischen Bewaffnung, am 1ten März 1792; die beiden merkwürdigen Reden im Whig-Club am 4ten Decbr. und bei Eröffnung des Parlaments am 13ten Decbr. 1792. Vorzüglich aber verdient die treffliche Charakterschilderung des verstorbenen Herzogs von Bedford, vom 16ten März 1802 darum hier erwähnt zu werden, weil sie*) nach Fox's eigner Handschrift abgedruckt ist. Fox sagte damals dem Herausgeber, daß er noch nie zuvor einen Versuch gemacht habe, eine von ihm gehaltene Rede nachher niederzuschreiben. Der Brief an die Wahlherren von Westminster und diese Rede sind also die beiden einzigen, von ihm selbst der Welt mitgetheilten Beweise seiner öffentlichen Beredtsamkeit. Nach seinem Tode erschien eine vollständige, aus Zeitschriften entlehnte Sammlung seiner Reden in sechs Bänden. The speeches of the R. H. Ch. J. Fox in the house of Commons.

Als Staatsmann besaß er nicht die gründlichen Einsichten Pitts. Mit der Last der Geschäfftsführung von Jugend auf weniger vertraut, mußt' er gegen den großen Minister zurückstehn. Er unterwarf daher mehr die Grundsätze seiner Prüfung, als deren Anwendung. Irrte er sich in dem, was Zeit, Ort und Umstände betraf, so war doch jener Edelmuth und jene Erhabenheit der Gesinnung, die den wahrhaft großen Charakter bezeichnen, bei ihm nie zu verkennen. Er war nicht der Freund des Cäsar oder Pompejus, sondern der Freund des Volks. Sidney, Locke, Chatam waren seine Muster. Er stritt für die Rechte des blutenden und unterdrückten Amerika, für das leidende und in sich zerrissene Irland, für Glaubens- und bürgerliche Freiheit, für die Rettung der gefesselten und verzweifelnden Neger, für die Sache der Menschheit und die Ehre der Britten am Ganges; er bekämpfte die Willkühr und den geheimen Einfluß der Gewalt, ohne selbst zu zeigen den Stolz, noch die Streitsucht eines trotzigen

*) Im Monthly Magazine April 1802. Diese Rede hielt Fox in großer Bewegung. Während das Volk in dem Herzoge von Bedford einen patriotischen Bürger verlor, ward Fox einer seiner ersten Freunde entrissen.

Volkstribuns. Er war kein Wilkes, kein Horne Tooke, kein Burdett; er widersprach der öffentlichen Meinung eben so kühn, wie der Ansicht des Hofes. Wäre er von einem minder nachsichtigen Vater strenger erzogen, an Arbeit und Selbstbeherrschung früher gewöhnt, später in das öffentliche Leben eingeführt worden; hätte er endlich das Vertrauen des Königs besessen und in friedlicher Zeit gelebt; so würde er in das Ganze tiefer eingewirkt, die einseitige Handelspolitik des Cabinets von St. James durch den freien Sinn des Weltbürgers veredelt und der brittischen Regierung die Liebe des festen Landes zugewandt haben, wie er selbst das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbürger besaß. Und dennoch hat er als Staatsmann nicht vergebens gelebt. In den Zeiten großer Gefahr kann nur ein kraftvoller Arm das Ganze halten und retten. Dieser Arm war Pitt. Daß aber die Freiheit der öffentlichen Meinung nicht unterging in diesem Schicksalskampfe der besonnenen Stärke mit dem wilden Feuer verwegener Freiheitsschwärmer: das bewirkte Fox. Er stand mitten inne zwischen beiden gegen einander stürmenden Kräften, von keiner erschüttert, von keiner fortgerissen. Und so muß Johnsons Ausdruck verstanden werden, wenn er sagte: „Fox trennte den König von dem Volke."

Seit Cromwell hat kein Privatmann in England eine so ausgezeichnete Stellung behauptet, als Fox. Aber jener spielte eine Rolle, und gebot über alle Staatsmittel mit der Gewalt eines Dictators; dieser erhob sich allein durch Gesinnung und Talente, durch den Zweck, für den er geboren, der aber nicht für ihn vorhanden war. Der Name Fox glänzt in der Reihe der Hampden, der Russel, der Sidney's, und die Geschichte wird, über die Schwächen seiner Jugend hinwegblickend, gegen den großen Charakter seines männlichen Alters gerecht seyn.

Als Minister und Diplomatiker verläugnete er nie den Menschen. Freimüthigkeit und Offenherzigkeit zeichneten ihn schon im Privatleben, noch mehr unter den Staatsmännern aus. Die fremden Gesandten verhandelten am liebsten mit ihm. Seine Staatsbriefe, die alle ähnlichen in England weit übertreffen, und nicht weniger musterhaft als seine Reden sind, setzte er im Kopfe in wenig Augenblicken einer stillen, flüchtigen Ueberlegung

zusammen, und schrieb oder dictirte sie hierauf mit großer Leichtigkeit. Im Besitz eines großen Einflusses, zeigte er weder Gunst noch Haß. Mit einem geraden Rechtssinne und einem großmüthigen Wohlwollen beförderte er uneigennützig Alle, die es werth waren. Er suchte keine Stellen für seine Verwandten, keine Sinecuren noch andere Vortheile für sich, oder jene; am wenigsten dacht' er an die Vergrößerung oder Bereicherung seiner Familie. Er that nichts für seinen Neffen, den Lord Holland, so ausgezeichnet dieser auch in mehr als einer Hinsicht war. Dadurch erhielt sich Fox in jedem Verhältnisse rein von dem Vorwurfe des Eigennutzes und persönlicher Selbstsucht. Daß er, wie Trotter behauptet, bei diesem großen, einfachen und uneigennützigen Charakter, der, frei von Herrschsucht, nur nach einer edlen Wirksamkeit strebte, mehr Gutes gestiftet haben würde, wenn er weniger den Staatshändeln sich hingegeben und mit größerer Festigkeit dem Andringen seiner Freunde widerstanden hätte, kann nach dem Einflusse, den sein Staatsleben auf die Bildung des Charakters der öffentlichen Meinung in England gehabt hat, nicht angenommen werden.

Indeß war Fox weniger für den Staat, als für die Wissenschaften gebildet. Das Alterthum, Dichtkunst, Philosophie und Geschichte hatten seinem Geiste eine classische Reife gegeben. Sie begleiteten ihn überall im Leben, und er blieb stets mit ihnen vertraut. Einst sah er einen seiner Hausfreunde in St. Anne's Hill die Alcestis des Euripides lesen. „Wie gefällt sie Ihnen?" fragte der Minister. — Ich fange erst an. — „Fahren Sie nur fort, Sie werden auf etwas Treffliches stoßen. Sagen Sie mir, wenn Sie dahin gekommen sind." — Als nun jener auf die Stelle kam, wo Alcestis für ihre Kinder fleht, und er das Buch hinlegte, sah ihn Fox innig zufrieden an. Alcestis war sein Lieblingsstück, und Euripides sein dramatischer Lieblingsdichter. So kannt' er die vorzüglichsten Stellen in den alten und neuen Dichtern; er verglich ihre Eigenthümlichkeit, z. B. Spencers Fairy Queen mit Tasso, und wußte Ort, Gleichniß, Bild, ja die Zeilen genau anzugeben; so tief hatten sich ihre Schönheiten seinem Gedächtnisse eingeprägt. Unter den ältern englischen Dichtern liebte er vorzüglich Chaucer. In seinen spätern, von Trotter mitgetheilten Briefen nennt Fox als die Lieb-

lingsdichter seines männlichen Alters den Homer und Arioſt. „Die wundervolle Leichtigkeit", ſind ſeine eigenen Worte, „und die kunſtloſe Darſtellung, in der man auch nicht den Schein von Anſtrengung wahrnimmt, geben ihnen eine eigenthümliche Schönheit. Das zehnte Buch der Iliade hat mich immer ganz vorzüglich angezogen. Ich kenne keine Beſchreibung, die alles ſo anſchaulich mache; und dann iſt die brüderliche Liebe des Agamemnon gegen Menelaus, und die Beſcheidenheit in dem Charakter des liebenswürdigen Menelaus wahrhaft rührend." Noch gefielen ihm vorzüglich das 16., 20., 22. und 24. Buch der Iliade, insbeſondere der Tod des Hektor. Ueberhaupt waren ihm die Iliade und Odyſſee die erſten Bücher der alten Literatur. Daher war es ſein ſteter Wunſch, Conſtantinopel, die Küſten Joniens und die Heimath des Mäoniden zu ſehn. Aehnlich treffende Urtheile enthalten andre Briefe von Fox über die Odyſſee, über Heſiod, Pindar, Aeſchylos, Theokrit, Virgil und Arioſt. Taſſo iſt ihm ein dürftiger Nachahmer Virgils; doch findet er auch viele Schönheiten in ihm. Dem Sophokles geſteht er den erſten Rang zu, ob er gleich den Euripides mehr liebt, weil er ihm natürlicher und leichter dünkt. Aeſchylos furchtbare Größe iſt aber nicht nach ſeinem Sinn. Die Elegie auf Adonis von Bion hält er für vollendet. Im Heſiod findet er die Darſtellung der Pandora, des goldnen Zeitalters und einiges Andre trefflich, vieles aber langweilig. Pindar iſt ihm oft zu dunkel, auch manchmal wortreich, ſtellenweiſe aber findet er ihn göttlich; die zweite Olympika iſt ſeine Lieblingsode; doch geſteht er, ihn nur zur Hälfte geleſen zu haben. Den Apollonius Rhodius hält er für ſehr leſenswerth, und den Anfang von Medea's Liebe für unübertroffen; doch bemerkt er an ihm eine ſichtbare Anſtrengung, die ihn bisweilen langweilig mache. Er ſtellt ihn mit Taſſo in eine Linie. Den Ariſtophanes hat er nicht geleſen. Von Dante, den er als keinen Nachahmer vorzüglich ſchätzt, hat er nur Einzelnes lieb gewonnen. Er findet in ihm vieles dunkel, im Ganzen zu wenig Verbindung, und zu vielerlei Anſpielung auf Zeit, Ort und Menſchen.

In dem erſt vor drei Jahren im Druck erſchienenen Briefwechſel des berühmten Kenners der alten Literatur, Gilbert Wakefield, mit Fox, welcher in dem Zeitraume

von 1796 bis 1801 Statt fand, hat Fox über die alten Classiker mit großer Sachkenntniß geurtheilt.*) Diese ohne alle Kunst niedergeschriebenen kritischen Mittheilungen sind das schönste Denkmal der classischen Bildung des geistreichen Fox. Er konnte sich nicht überzeugen, daß die Iliade und Odyssee mehreren blinden Sängern der alten Griechen angehören sollten. In Miltons verlornem Paradiese sey ja auch die Ungleichheit des dichterischen Werths sehr auffallend. Zugleich suchte er Schritt vor Schritt, Stelle vor Stelle, Wakefields Gründe zu entkräften; doch fehlte ihm hierzu die Bekanntschaft mit ältern Hülfsmitteln der Kritik; oft führte er einzelne Stellen bloß aus dem Gedächtnisse an. Was würde Fox, der im Februar d. J. 1798 Wakefield zu widerlegen suchte, zu den Gründen gesagt haben, welche der berühmte deutsche Philolog Wolf für dieselbe Meinung so überzeugend aufgestellt hat? Bryants Zweifelsucht in Ansehung des trojanischen Kriegs fand er gar nicht beachtungswerth. Die Meinung Wakefields, welcher den Ovid für den ersten Dichter des Alterthums hielt, bestritt er lebhaft.. „Der großartige Styl der Iliade, die Natur und Einfalt der Odyssee, die dichterische Sprache in den Georgicis, welche die aller Dichter in der Welt weit übertreffe, und die Kraft der Leidenschaft in der Aeneide, welche vielleicht nur Shakespeare so darstelle, gäben Homer und Virgil den ersten Rang vor allen, aber ihnen zunächst setze er den Ovid." — „Ich habe", schreibt er an Wakefield, „die Stelle in den Metamorphosen über den Pythagoras wohl zum hundertsten Male gelesen, und glaube, Sie können dieselbe nicht genug loben. Stets hielt ich sie für die trefflichste in dem ganzen Gedicht; vielleicht kommt ihr die vom Tode des Hercules am nächsten!" Auch erklärt er sich gegen Quintilians Vergleichung des Demosthenes und Cicero. „Er hätte", fügt

*) S. Correspondence of the late Gilbert Wakefield with the late R. H. Ch. J. Fox, chiefly on subjects of classical Literature, London 1813. 232 S. 8. Wakefield hatte diesen Briefwechsel durch die Dedication seines Lucretius an Fox veranlaßt. Unter mehrern wichtigen kritischen, auch die Metrik der Alten betreffenden Bemerkungen findet man in diesen Briefen S. 27. eine Skizze von Wakefields Theorie über Homer. Wakefield schrieb die meisten Briefe aus dem Gefängnisse.

er hinzu, „richtiger von ihnen sagen sollen: magis pares quam similes; weniger ähnlich, als gleich groß.“ Das Urtheil Quintilians über den Apollonius Rhodius (aequalis mediocritas) findet er ungerecht. Doch gesteht er, daß er nicht alles gelesen habe. „Mein Gebrauch“, sind seine eigenen Worte, „war stets: multum potius quam multos legere.“ Für die italienische Poesie hatte er eine gewisse Vorliebe; daher las er die Feen-Königin von Spencer lieber, als Miltons verlornes Paradies. In der Aeneide las er das 4te und das 8te Buch vorzüglich gern; übrigens glaubte er, daß Ovid mehr vom Apollonius benutzt habe, als Virgil. So und durch mehrere Urtheile bewährt Fox in diesen Briefen, was er selbst von sich scherzend sagt: „Sie wissen, wir Etonianer trauen uns selbst (ich weiß freilich nicht, ob auch Andre uns dieß einräumen, oder nicht) einiges Gewicht zu, um in Dingen dieser Art ein Wort mit zu sprechen.“ —

Auch liebte Fox Romane, Novellen, die Mährchen des Orients, und, wie schon Gibbon andeutet, die Tausend und Eine Nacht. Das französische Schauspiel gefiel ihm, besonders las er gern Racine. So viel Geist und Sinn er übrigens für die bildende Kunst besaß, so machte ihm die Musik, mit Ausnahme der Harfe und des Piano-Forte in dem Abendzirkel seiner Familie, kein großes Vergnügen, weil ihm die Zartheit des Ohres fehlte. Seine Studien, zu denen ihn sein Durst nach Erkenntniß fortwährend hinzog, unterstützte ein außerordentlich kräftiges Gedächtniß, so daß er oft statt zu Büchern, nur zu dem reichen Quell der Erinnerung in seinem Innern sich wenden durfte.

Sein Charakter als Schriftsteller beruht auf dem seines öffentlichen Lebens. Was er in der Geschichte suchte, und wie er es suchte, ist schon klar aus der Gemüthsstimmung, in welcher er, von der Außenwelt unbefriedigt und getäuscht, zu den Studien sich flüchtete. Er hielt Hume für partheiisch, und war es selbst. Dieß hatte Einfluß auf seine Untersuchung und Darstellung. Es ist wahr, Fox widmete der Erforschung weniger Begebenheiten ganz ungemeinen Fleiß; er wollte keine Thatsache aufnehmen, von deren Wahrheit er sich nicht ganz überzeugt hatte; dadurch gelang es ihm, manche einzelne Angabe

Hume's, der eine Reihe von 18 Jahrhunderten beschreibt, zu berichtigen. Doch oft ging er dabei zu sehr in's Kleinliche, und schien, wie sein Beurtheiler gezeigt hat, Fehler aufzufinden, wo keine sind.*)

Das Werk, welches Fox's Andenken als Schriftsteller und Geschichtschreiber der Nachwelt überliefert, ist nicht vollendet. Fox wurde zu oft von seiner ländlichen Muße abgezogen, und starb zu früh. Sein Neffe, Lord Holland, gab es aus den Papieren seines Oheims heraus, und begleitete es mit einigen Nachrichten von seinem Leben. Indeß bleibt es für die Geschichte allezeit wichtig, da Fox seine Darstellung auf die in Paris von den Berichten des unter Jacob II. in London angestellten französischen Gesandten Barillon genommenen Abschriften gegründet hat. Die Britten nennen die historische Schreibart Fox's vernachlässigt (flattering). Dagegen versichert Lord Holland, daß sein Oheim auf die Ausarbeitung einen außerordentlichen Fleiß verwandt habe. „Ich glaube fast", sagt Fox selbst, „ich nehme es zu genau, sowohl mit der Sprache, als mit den Thatsachen, obgleich man es schwerlich mit den letztern zu genau nehmen kann." — Da nun ein großer Theil seines Manuscripts von seiner eignen Hand geschrieben ist, und nur wenig Verbesserungen enthält, so stellt dieses Bruchstück Fox auch als Schriftsteller in der Vollkommenheit dar, die er erstrebte. An den Styl des Red-

*) S. die treffliche Beurtheilung in der Allg. Lit. Zeit. 1811. Nro. 90—92. A History of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter. By the R. H. Charles James Fox. To which is added an appendix (der die Staatsbriefe Barillons und Ludwigs XIV. in französischer Sprache, und andere wichtige Actenstücke enthält, die in der Uebersetzung nicht fehlen sollten). London 1808. 293 S. u. 151 S. 4. mit einem Brustbilde des Verfassers nach einer Büste im Besitze des Lords Holland. Eine Prachtausgabe, die drittehalb Guineen kostet. Die sehr gelungene Uebersetzung ist erschienen unter dem Titel: Gesch. d. frühern Regierungszeit James II., nebst einem einleitenden Capitel von Ch. J. Fox, übers. von D. W. Soltau. Hamb. 1810. 262 S. 8. Trotter widerspricht in seinen Memoirs der Behauptung, daß Fox auf seinen historischen Styl eine fast ängstliche Sorgfalt gewandt habe, allein ohne Gründe dafür anzugeben.

Redners gewöhnt, vermied er desto sorgfältiger denselben in der Geschichte. „Der Historiker muß", wie er selbst es sich zum Gesetz machte, „durchaus nur schlicht und ausdrucksvoll die Dinge, die geschehen sind, erzählen, ohne alle Abschweifungen von anderer Natur. Alles, was er zu sagen hat, muß in einer fortgehenden Erzählung enthalten seyn." Er zog daher absichtlich die gesprächförmigen Ausdrücke den erhabenen vor. Anmerkungen gestattete er durchaus nicht. So sehr er Hume und Blackstone wegen ihres Styls oft lobte, und von Middleton stets mit Bewunderung sprach, so war ihm ihr Ansehn doch nicht zureichend, und er versicherte, daß er kein Wort in sein Werk aufnehmen würde, für das er nicht einen Dryden zum Gewährsmanne hätte. Allein so schlicht und treffend Fox's Ausdruck ist, so geben doch die öftern Nebenbestimmungen und Einschränkungen des Gesagten, welche seine große Sorgfalt für die Bestimmtheit der Begriffe und für die genaueste historische Wahrheit beweisen, seiner Schreibart eine gewisse Schwere, und machen sie verwickelt, so daß ihre Einfachheit als Nachlässigkeit erscheint.

Das Werk selbst ist reich an tief eindringenden Urtheilen. Man hat mit Beifall bemerkt, wie Fox dem falschen Cromwell den redlichen Washington gegenüber stellt. Wahr und kräftig sind die Charakter-Schilderungen Carls II. und Jacobs II.; gelungen ist die Darstellung des Unternehmens des Grafen Argyle, allein die Fehler des Herzogs von Montmouth, mit dessen Hinrichtung (den 15ten Juli 1685) das Werk schließt, entschuldigt Fox nicht ohne Einseitigkeit. In dem Urtheile über Monk weicht Fox gänzlich von Hume ab. Letzterer vertheidigt den Wiederhersteller des Königthums in Großbritannien gegen den ihm gemachten Vorwurf der Habsucht, und findet überhaupt sein Betragen tadelfrei; nach Fox war der General Monk ein Mensch, der an Niederträchtigkeit seines Gleichen nicht unter den gemeinsten Soldaten fand. Ueber die Hinrichtung von Russel und Sidney äußert sich Fox mit aller der Wärme, die ihm bei seinen Grundsätzen so natürlich war, tadelt aber Hume ohne hinreichenden Grund, als ob er das Strafbare in Sidney's Hinrichtung nicht bemerkbar gemacht habe. „Wenn einst", sagt er von Russel und Sidney, „ihr Andenken aufhört ein Gegenstand der Verehrung zu seyn, so kann man voraussagen, daß

englische Freiheit sich mit schnellen Schritten ihrem gänzlichen Untergange nähere." Seinen Unwillen über die ungerechten und willkührlichen Absichten der beiden letzten Stuarts, welche sich Ludwig XIV. förmlich verkauft hatten, äußert Fox viel lebhafter als Hume. „Ich kann", sagt Fox, „das Mißlingen ungerechter Entwürfe nicht ohne Frohlocken und triumphirende Verachtung, so wie den Sieg der Bosheit über Gerechtigkeit und Freiheit nicht ohne tiefen Schmerz erzählen." — Aber auch die Fehler und die Verblendung der brittischen Nation trifft sein Zorn. Er betrachtete Alles aus einem über irdische Ansichten erhabenen Gesichtspuncte. Unter mehrern Bemerkungen bezeichnet folgende seinen freien Blick: „Wie eitel, wie vermessen ist die Meinung, daß Gesetze Alles bewirken können, daß man nur auf Maaßregeln, nicht auf Menschen aufmerksam seyn müsse!"

Was Fox als Mensch war, drückt sein ganzes Leben aus. Wer die Natur liebt, wie er, wen das Wahre, Gute und Schöne begeistert, wie ihn, wer seine nächsten Umgebungen so glücklich macht, wie er: muß ein edler, trefflicher Mensch seyn. Er besaß alle die Eigenschaften in einem hohen Grade, welche dem Britten mehr, als vielen andern Nationen eigenthümlich sind: freien Sinn, großmüthiges Wohlwollen, herzliche Offenheit, Treue und Männermuth. In der letzten Hälfte seines Lebens zeigte er Selbstbeherrschung und Festigkeit, die seiner Jugend fremd waren. Rissen ihn auch heftige Leidenschaften hin, so haben sie doch nie seinem Charakter einen kleinen, niedrigen Anstrich gegeben. Nie hat der Verdacht des Eigennutzes seinen Ruhm befleckt, noch hat er je seinen politischen Gegnern in gleichgültigen Verhältnissen zu schaden gesucht. Redlich gegen seine Freunde, vergaß er sie in keiner Lage; niemand hatte aber auch so viel Freunde, als er. Ihr Enthusiasmus nannte ihn den ausgezeichnetsten Mann seines Zeitalters! Die Freunde der Freiheit zu Edinburg und mehrere Vereine feierten jährlich seinen Geburtstag. Der große Johnson gestand, trotz seines Jahrgeldes von dem Könige und der Verschiedenheit seiner Grundsätze, seine Liebe für Fox ein und bewunderte sein Genie. Der berühmte Wakefield widmete ihm seine schöne Ausgabe des Lucretius. Auch Dr. Parr, ein vorzüglicher Schriftsteller, huldigte seinem Verdienste; die Herzogin

von Devonshire, an Schönheit, Anmuth und Geist die erste Brittin ihrer Zeit, nannte sich öffentlich die Verehrerin des großen Fox, und schmückte sein Brustbild mit einigen Versen*); der Herzog von Bedford bestimmte seine Büste für einen Tempel der Freundschaft, der zu Woburn errichtet werden sollte.

Was ihn aber unter den Britten auszeichnete, war jene innere Liebenswürdigkeit seines Herzens, welche über sein Aeußeres eine Anmuth verbreitete, die jeden bezauberte, der in seiner Nähe lebte. Stets aufmerksam auf Andere, ohne selbst etwas für sich zu fordern, oder über Unangenehmes zu klagen, erlangte er, daß man ihm mit der zärtlichsten Sorgfalt entgegen kam. So dacht' er auf seiner Reise nie an sich und seine Bequemlichkeit, sondern nur auf seine Gefährten, und auf die Wünsche seiner Gemahlin. Nichts konnte ihn mürrisch machen. Nie äußerte er sich im Privatleben mit Bitterkeit über Pitt; kaum nannt' er ihn. Seine Heiterkeit erfreute Alle um ihn her. Zu diesem schönen, sittlichen Gleichmuth trug vorzüglich sein häusliches Glück, eine treffliche Gattin bei. Dabei fehlte ihm nichts, was Wohlstand und Zufriedenheit gewährt. Am liebenswürdigsten vereinigte er Größe mit kindlicher Einfalt, wenn er auf seinem Landsitze, mitten unter den Seinigen, und von Freunden, wie General Fitzpatrick und Lord Albemarle, umgeben, der Dichtkunst und Geschichte, der Natur und der Freundschaft lebte. Philosophische Ruhe und freundliche Behaglichkeit machten ihm das kleine Landgut und Holland-House über alles werth. Jedes Plätzchen war ihm theuer, und mit Wohlgefallen zeigte er seinen Freunden, was ihn freute, oder was seine Mutter angelegt hatte. Auch urtheilte er mit großer Feinheit über Landschaftsmalerei in der Gartenkunst. Seine Lieblingsblume war die Rose, und er zog bei seinem Hause mehr als dreißig Arten derselben. Dabei hatte er keinen Wunsch nach größerem Besitzthum. Was er noch begehrte, war ein kleines Gehölz mit einer Bauerhütte, nicht

*) Der Anfang heißt so:
Here, midst the friends he lov'd, the man behold.
In Truth unshaken and in virtue bold:
Whose patriot zeal and uncorrupted mind
Dar'd to assert the freedom of mankind, etc.

weit von St. Anne's Hill. Er wünschte es der Jagd wegen, die er sehr liebte, und gegen Wakefield, der ihn deshalb tadelte, mit großer Gutmüthigkeit vertheidigte; als jener aber Gründe gegen Gründe ihm entgegen stellte, wenigstens entschuldigte. Gewöhnlich bracht' er die Jagdzeit bei Herrn Coke in Norfolk zu. Auf seinem Landsitz trieb er Landwirthschaft und Gärtnerei, mit vorzüglicher Liebe aber Botanik, die er nach Linné studirt hatte.

Und dieser edle Mensch sollte kein religiöses Gemüth gehabt haben? Unmöglich! Eine öffentliche Schrift hat behauptet, Fox habe nicht an die Geheimnisse der Religion geglaubt; allein seine Freunde, unter denen mehrere, wie Trotter, ihn die letzten acht Jahre seines Lebens viel und täglich beobachtet haben, versichern, daß er über dogmatische Sätze nie entscheidend abgesprochen. Bei einer Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele, im Anfange seiner Krankheit, drückte er mit dem größten Ernst und in der Sprache der Ehrfurcht, die einem so erhabenen Gegenstand gebührt, seine Ueberzeugung davon aus. Ueber fremde Meinungen erlaubte er sich nie den geringsten Scherz. Er sah jede Art der Gottesverehrung mit Achtung an, und war duldsam im vollen Sinn des Worts. Völliges Vertrauen auf die Vorsehung war ein Hauptzug in Fox's Charakter; über die geheimnißvollen Lehren der Religion erklärte er sich nicht; alle Menschen, auch seine politischen Widersacher, umfaßte er mit echtchristlicher Liebe, aus welcher, was er nur dachte oder that, zuletzt hervorging; und diese Gesinnungen bewährte er auch im Tode.

Fox war also, wenn wir sein ganzes Leben zusammenfassen, einer von den seltenen Menschen, in welchen eine ungewöhnliche Geisteskraft, weniger mit Willensstärke als mit einem überaus reichen Gemüthe verbunden, sich in der größten Lebendigkeit darstellt. Diese Lebendigkeit lag in seinem vollen, feurigen Herzblute, dessen rascher Pulsschlag den Jüngling zu allen Verirrungen einer bis zum Uebermuth kraftvollen Jugend hinriß, den Mann aber auf den Adlerschwingen seines Geistes zu einer glänzenden Höhe erhob. Die Fehler seiner früheren Erziehung hatten die Entwickelung eines festen, auf sich ruhenden und seine Umgebungen beherrschenden Charakters in ihm ver-

hindert. Er erschien in den Augen Anderer nur groß und menschlich, nie durch Macht und Willen gebietend. Bewunderung flößte sein Verstand ein, Liebe sein Herz. Im Thun und Vollenden schwach, hat er dennoch nicht umsonst gelebt. Er war seinen Zeitgenossen ein Spiegel der edleren Begeisterung, und der Nachwelt ein erhabener Zeuge, wie die Freiheit der öffentlichen Meinung, auch wo sie irrt, der Gewalt und dem Willen mächtiger Menschen für das Ganze wohlthätig entgegentritt. Pitt erhielt sich auf der Höhe seiner großen Bestimmung vorwurfsfrei, weil Fox ihm gegenüber stand.

William Pitt.

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen (Earl of) Chatam, geb. den 28sten Mai 1759 zu Angers auf einer Reise seiner Aeltern, starb zu London in seinem 47sten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht den 23sten Januar 1806.

Pitt stand 17 Jahre und 3 Monate ununterbrochen, von 1784 bis 1801, an der Spitze des Staats. Drei Jahre, vom 14. März 1801 bis zum 10. Mai 1804, war er Privatmann; hierauf bis an seinen Tod, zwanzig Monate lang, wiederum brittischer Staatsminister; und fünf und zwanzig Jahre einer der ersten Redner seiner Nation im Parlament. Was er war, das war er ganz. In dieser scharf begrenzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt sein Verdienst und seine Größe. Der öffentliche Dank nannte ihn den Polarstern Englands. Hieß Fox der Mann des Volks, so war Pitt der Mann der Nation; durch Geist und Charakter stand er an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die seine großen Zeitgenossen, Burke und Fox, hervorhob, wenn man die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantasie, oder eines überströmenden Gefühls so nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verstandes, mehr als hinreichte, um den „good sense“ seiner Nation zu überzeugen und zu bestimmen; tiefe Einsicht in das politische Leben, und unverändert, wie auch das Zufällige erscheinen möchte; so viel Gemüth, als sein altbrittisches Herz erwärmen und begeistern konnte; eine Umsicht, die noch

heller und umfassender war, als die Höhe seines Standorts im Staate sie einem North, der vor ihm, oder einem Perceval, der nach ihm dem Nationalwillen vorstand, an sich schon gewährte; eine Erfahrung und Geschäfftsübung, wie wenig Staatsmänner von gleichen Talenten zu seiner Zeit besaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zusammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittischen Staatswohls und der brittischen Staatskunst, in der Nationalökonomie und im Finanzwesen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderungswürdig folgerecht und genau das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, dessen Kraft und Festigkeit den Grundzug des brittischen Nationalcharakters, Beharrlichkeit in großen, schwierigen Unternehmungen, in ihm vollendet darstellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die seine ministerielle Gewalt von jedem Vorwurf des Eigennutzes, der Selbstsucht und der engherzigen Willkühr rein erhielt: dieser seltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunct planmäßiger Thätigkeit versetzt, zu einer großen, gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schicksal Großbritanniens und Europa's in vollen Anspruch genommen, und durch unglückliche Erfolge mit tragischer Würde umgeben, diese Kraft und diese Wirksamkeit machen Pitt unsterblich. Nach seinem Tode hat er gesiegt; er starb zu früh fur sein Glück und seinen Triumph, aber nicht zu früh für sein Werk. Dieses hatte er so weit geführt, daß selbst Grenville und Fox, auch bei längerem Leben, die Idee desselben aufzugeben nicht vermocht haben würden, und daß seine Nachfolger nur in dem folgerechten Fortgehn nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterliegen, in jeder Entfernung von denselben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf und Schmach vor Augen sahen.

Pitt, sagen die Franzosen, hat Napoleons Größe herbeigeführt. Nein, antwortet die Geschichte. Dadurch, daß Napoleon nur Cabinette zu überlisten und Soldheere zu schlagen, keine Nation aber auf dem festen Lande gegen sich gerüstet fand, dadurch allein wurde er Herr des Continents. Als Spanien, als Oesterreich, als Rußland, als endlich Preußen und die Deutschen gegen ihn, als Nationen sich erhoben: da ging sein Stern unter.

Pitt wollte und that nichts, als was seine Nation wollte und that; er gab dem Willen und der That seines Volks nur Ueberzeugung und folgerechte Beharrlichkeit. An der Spitze jedes andern Cabinets würde Pitt so unglücklich gewesen seyn, wie Thugut, Cobenzl und Stadion. Hätte der brittische Minister die deutsche Nation bewaffnen können, wie das Cabinet von Wien, er würde schon 1805 gesiegt haben.

Andere klagen Pitt an, er habe nichts als brittischen Staatsvortheil vor Augen gehabt, und diesen dem Heile Europa's und der Menschheit selbst vorgezogen; allein liegt nicht das Heil der civilisirten Welt in der Kraft und Selbstständigkeit gebildeter Nationen? Wo diese zu einer bloßen Zahlengröße in der politischen Arithmetik sich herabwürdigen ließen, sollte da Pitt sie mit mehr Achtung behandeln, als sie bei ihren eigenen Regierungen fanden; oder sollte er das Daseyn der Nation, die eine Zeit lang die einzige in Europa war, aus Großmuth für andre Völker, die sich nur als Maschinen im Cabinet und Feld behandelt sahen, auf's Spiel setzen? Pitt kaufte also Soldaten, weil es käufliche Soldaten gab. Nun aber ist es endlich wohl klar, daß England für Europa's Völkerheil noch immer nicht mächtig genug ist, denn sonst würde Polen kein vierfach gespaltenes Daseyn, und Rußland kein solches Uebergewicht in Europa's Waagschale haben.

In England selbst gab die Whigparthei Pitt Schuld, er habe der Freiheit seiner Nation Schlingen gelegt, der Parlamentsreform sich widersetzt, das Grundgesetz der persönlichen Freiheit umgestoßen u. s. w.; aber für wen hat sich endlich der Sieg der öffentlichen Meinung in England deutlicher erklärt, für wen ist die Stimme der Achtung und Bewunderung so unverändert geblieben, als für Pitt? Noch besteht der Pittclub; Pitts Geburtstag ist noch jetzt ein Bürgerfest; und die Freiheit der Britten äußert sich, wie immer, männlich und stark. Pitt hat die Parlamentsreform aufgeschoben, für die er selbst einst stimmte, weil jeder besonnene Mann schwer sich entschließt, etwas Neues an die Stelle des unvollkommen vorhandenen Guten zu setzen, und weil man nicht eine richtigere Eintheilung der Zimmer vornimmt, wenn die Grundfesten des Gebäudes durch äußre Gefahr erschüttert werden. Ist aber eine

gleiche Repräsentation an sich allein schon das Palladium der Freiheit? Wir haben in Frankreich und mehrern andern Staaten gesehen, welche Bürgschaft die Ständeversammlungen, wenn keine Verantwortlichkeit der Minister, keine Preßfreiheit und kein Ansehn der öffentlichen Meinung vorhanden ist, dem Gemeinwohle gewähren. Daß endlich Pitt die Habeas-Corpus-Acte auf bestimmte Zeit außer Kraft setzen ließ, geschah gesetzlich; sahen auch einzelne Schwärmer oder Tadler, die größtentheils im Geiste der französischen Revolutionsmänner an dem Umsturze der englischen Verfassung arbeiteten, um glänzende Luftbilder an die Stelle der erprobten, obgleich mangelhaften, doch von allen, die Menschenwerk zu würdigen wissen, bewunderten altbrittischen Constitution zu setzen, in jener Verfügung ministeriellen Despotismus, so sahen dagegen eben so viel Tausende darin die Sicherheit ihres Daseyns.

Pitt war Minister im vollen Sinne dieses Worts, der Diener des Staats, und als solcher der Diener des Königs; er übte im Geiste der brittischen Constitution die volle Gewalt seiner Stelle aus; denn er war verantwortlich, der König aber in den letzten Jahren seiner Verwaltung von einem stillen Wahnsinn befallen. Ein Minister, der verantwortlich ist und die öffentliche Meinung über sich sieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Gesetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbstsucht, seiner besten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich ist, die Achtung der Nation behalten, selbst dann, wenn sie seinem Verwaltungssystem ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, sich gerettet. Er war nicht Weltbürger, so wenig als die großen Staatsmänner des Alterthums in Griechenland und Rom: er war Britte; aber schon als solcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr praktischen Weltbürgersinn anerkennt, als unter den handeltreibenden Völkern des Festlandes einzelne Prediger in der Wüste verkündigen. Darum war Pitt als Minister der Abschaffung des Sclavenhandels seit 1787, wo zuerst Wilberforce diese Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, stets förderlich; darum achtete auch er die französische Freiheit, so lange sie achtungswerth war. Die Pilnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil eben England in

einen See- und Handelskrieg verwickelt, er selbst aber ein Britte und überdieß brittischer Minister war. Sein Plan, Frankreichs Häfen sämmtlich zu bloliren, war eine Gegenmaaßregel, nachdem Frankreich, damals ein Heerlager, ein einziger Waffenplatz, durch ähnliche Beschlüsse, denen es nur keinen Nachdruck geben konnte, jenes Sperrsystem gegen sich selbst zuerst herausgefordert hatte. Mehrere militärische Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr, und der brittische Kriegsminister seiner Stelle nicht gewachsen war. Pitt führte den Krieg bloß als Staatsmann, und der Staatsmann steht der Natur der Sache nach über dem Feldherrn. In Ostindien endlich fallen große Vergehungen den Britten zur Last; aber noch bestand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als sie der Aufsicht des Staats unterwerfen, und Männer hinsenden, wie Wellesley und Cornwallis, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittischen Namen Ehre machten. Die Katholiken erlangten unter Pitts Verwaltung so wenig ihre Emancipation, als nachher: aber diese Foderung griff tief in die Verfassung ein; der Eid des Königs stand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anspruch nimmt, verpflichtet nicht den Minister, die Verfassung abzuändern, sondern die öffentliche Meinung; und dieser hat Pitt so wenig entgegengewirkt, als sie selbst im Parlamente obzusiegen stark genug war. Vielmehr erkannt' er jenes Recht als Minister an; allein er mußte zurücktreten, weil er dem Gewissen des Königs nicht widerstreben wollte.

Nach dieser allgemeinen Würdigung seines öffentlichen Lebens, wonach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber Alles durch ihn vermochte, läßt sich das, was Pitt that, und wie er es that, lichtvoller ordnen und darstellen. Die vollständigste Belehrung über ihn und sein Zeitalter findet der Geschichtsfreund in Giffords Werk: a History of the political Life of the Right Honourable William Pitt etc. London 1809, 6 Bände, 8., welches wir bei unsrer Darstellung außer dem einseitigen Belsham und andern Schriften verglichen haben. Man kann dagegen nichts Flacheres und Einseitigeres lesen, als was Gallet in seiner Galerie Politique II. 109 (Paris 1805) über Pitt sagt. Auch der Irländer Trotter in seinen

Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox (3. Ed. Lond. 1811.) erhebt den genialen Fox mit auffallender Vorliebe über Pitt, in dem er nichts sieht als den unglücklichen financial dictator of Downing-street!! Das treueste Bild seines Geistes und seiner Gesinnung sind the Speeches of the R. H. Will. Pitt, in the House of Commons. 2 Edit. 3 vol. 8. Lond. 1808. Ueber seine Jugendbildung findet man in den Public Characters 1799 eine ausführliche Schilderung.

William Pitt wurde bis in sein 14tes Jahr im väterlichen Hause erzogen. Sein Führer war Dr. Wilson, nachmals Canon von Windsor; doch leitete der Vater mit wachsamen Aug'- und zärtlicher Sorgfalt die Erziehung und den Unterricht, weil er früh schon die herrlichen Anlagen seines Sohnes und die schnelle Entwickelungsfähigkeit desselben wahrnahm. Der junge Pitt war 14 Jahr alt, als er zur Universität hinreichend vorbereitet, nach Cambridge, unter die Leitung des Dr. Prettyman, nachmals Bischof von Lincoln, kam. Er studirte mit eben so viel Anstrengung als Erfolg; dabei waren seine Sitten untadelhaft, und seine Lebensweise streng, der ernsten akademischen Zucht durchaus entsprechend. Seine Bestimmung war der Beruf eines Sachwalters oder Richters. Er machte sich daher mit der Geschichte und dem bürgerlichen Zustand seines Vaterlandes genau bekannt, und verband damit eine vollständige Kenntniß von dem Ursprung und den Schicksalen der alten, so wie von den Gesetzen und Einrichtungen der neuern Staaten. Bei der lebendigen und geistigen Theilnahme, die Pitt an allen Gegenständen des Staatenlebens zeigte, faßte er eben so schnell als tief das Wesentliche auf. Zugleich studirte er Philosophie, besonders Logik und Beredtsamkeit; sein Vater war für ihn Lehrer und Beispiel in der Kunst richtiger Vernunftschlüsse und einer eben so kräftigen als reinen und gefälligen Darstellung. Auch bereiteten ihn die dialektischen Kampfübungen, wo die Studirenden unter sich über Streitfragen aus dem Stegreif Reden hielten, auf das öffentliche Leben vor.

Nach vollendeten Universitätsstudien weilte Pitt eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne, dann trat er mit Beifall als Sachwalter auf, und ward, noch ehe er sein

22stes Jahr vollendet, den 23sten Januar 1781, vom Flecken Appleby zum Parlamentsgliede erwählt. Mit Aufmerksamkeit hörte das Haus den jungen Redner an, als er das erste Mal (his maiden speech) den 26sten Februar, bei Gelegenheit der von Burke vorgeschlagenen Ersparnisse in der Civilliste, öffentlich sprach. Die Unbefangenheit, mit der er sich eben so lichtvoll und verständig, als schön und geistreich für die Meinung der Opposition aus Gründen erklärte, ohne zu dieser Parthei zu gehören, erregte allgemeine Bewunderung. Auch sprach und stimmt' er, wie sein Vater, im Geiste der Opposition, gegen die Grundsätze und die Führung des amerikanischen Kriegs. Seitdem nahm er fünf und zwanzig Jahre hindurch, auch dann, wenn er nicht Minister war, an allen großen Verhandlungen im Haus der Gemeinen Theil; und von jener ersten Rede an, wo er unvorbereitet manche Aeußerungen, die im Verlauf der Verhandlungen vorkamen, treffend widerlegte, galt er, bei seiner reichen und wohlklingenden Stimme, bei seiner edeln und gefälligen Haltung, verbunden mit einem schönen und würdevollen Ausdruck, für einen vorzüglichen Redner, für den würdigen Sohn des unsterblichen Chatam.

Als im J. 1782 das Ministerium unter Lord Rockingham aus sehr widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzt wurde, schlug Pitt die ihm darin angebotene Stelle aus, weil er die kurze Dauer desselben voraussah. Nach vier Monaten starb Rockingham. Das Ministerium wurde neu gebildet; und jetzt nahm Pitt den 10ten Juli die Stelle eines Canzlers der Schatzkammer an, eine der höhern Stellen, weil er in keiner untern seine Kraft und seinen Willen durch beschränkende Verhältnisse gebunden wissen wollte. Lord Shelburne wurde erster Lord; Fox, Burke, Cavendish u. A. traten aus dem Ministerium. Der 23jährige Pitt benahm sich in seinem Amte mit dem Ernste eines gereiften Charakters, ohne andere Rücksicht als auf seine Pflicht und auf das Wohl des Ganzen. Die Lage des Reichs und die öffentliche Stimme verlangten damals den Frieden mit Amerika und Frankreich. Auch versprach dieß der König bei Eröffnung der Sitzungen, und zugleich jede nöthige Finanzverbesserung. Gleichwohl widersetzte sich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meisterhaften Rede der Dankadresse; allein seiner Schluß-

folge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlicher Festigkeit und siegender Beredtsamkeit. Der ruhige Ton der vollen Ueberzeugung, und der herzliche Ausdruck der Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes, welche Pitts Rede auszeichneten, machten auf das Haus einen tiefen Eindruck; und dieser Eindruck erneuerte sich, so oft auch spaterhin Pitt sich erhob, um die Angriffe der Opposition durch die Klarheit, Bündigkeit und Aufrichtigkeit seiner Darstellung zurückzuweisen. Er sprach, nach Giffords Ausdruck, wie ein Mann, in dessen Brust ein reines Herz schlägt: (mens conscia recti.)

Den 20sten Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Daß Lord North die Amerika zugestandne Unabhängigkeit den Ministern zum Vorwurf machte, war zu erwarten; aber nicht, daß Fox dieß thun würde. Pitt machte auf dessen sich widersprechende Ansichten aufmerksam, und nannte seine Verbindung mit North unnatürlich; „eine politische Apostasie, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er sey, in Erstaunen setze, sondern selbst die ältesten Beobachter des menschlichen Herzens überrasche." Was Pitt außerdem noch über den Charakter politischer Freundschaft sagte, war vortrefflich, und ganz im Geiste Cicero's de amicitia. Er selbst erklärte bei diesen stürmischen Verhandlungen laut, daß es ihm nicht um die Macht zu thun sey, er diene der Nation aus reiner Absicht, und ziehe sich ohne Reue zurück, wenn das Haus seine Grundsätze verwerfe. Pitt sprach dieß mit ruhiger Festigkeit. Doch hatte er damals es noch nicht über sich gewonnen, das Harte und Beleidigende, was ihm die Opposition sagte, allemal kaltblütig anzuhören. Einst brach seine Empfindlichkeit in offenbare Hitze aus. Man lachte ihn aus, und nannte ihn den hitzigen Knaben, angry boy. Als nun jene Coalition siegte, und die Opposition eine Mehrheit von 17 Stimmen gewann, schien die Bildung eines neuen Ministeriums nothwendig. Der Herzog von Portland wurde erster Lord der Schatzkammer. Lord North, Fox, Burke und ihre Freunde traten auf's Neue in das Ministerium. Pitt war wieder bloßes Parlamentsglied. Er machte jetzt eine Reise nach Italien und an einige deutsche Höfe, kehrte aber bald wieder nach England heim. Unabhängig von jeder Parthei als solcher, erneuerte er jetzt seine Vorschlage einer bessern Volksvertre-

tung im Unterhause; sie wurden zwar verworfen, allein seine Ansichten waren nichts weniger als unvereinbar mit dem Geiste der Constitution, gegen welche spätere Vorschläge einer Parlamentsreform eben so kühn als leichtsinnig unmittelbar gerichtet wurden. So war es z. B. nicht Pitts Meinung, das Wahlrecht der rotten boroughs abzuschaffen, weil es zu tief in die Fugen des Staatsgebäudes eingriff. Er änderte in der Folge bloß seine Ansicht von der Unzulänglichkeit der Zahl der Volksvertreter, und behauptete, was sich auch Scheinbares für ein nach der Volksmenge ausgedehnteres Repräsentationssystem theoretisch anführen lasse, so sey es doch nicht wahrscheinlich, daß das Parlament eine größere Zahl ausgezeichneter Männer, was Talent, Rechtschaffenheit und Landeskunde beträfe, in sich vereinigen würde, als gegenwärtig.

Ein heftiger Meinungskampf fand bald darauf über die indischen Angelegenheiten Statt. Pitt widersetzte sich der kühnen von Fox vorgeschlagenen India-Bill, weil sie der Regierung eine willkührliche Gewalt in den indischen Besitzungen einräume, das Privateigenthum in Gefahr setze, und die, der ostindischen Handelsgesellschaft rechtlich zugestandnen Befugnisse geradezu aufhebe; übrigens war er mit der Abstellung der in Ostindien eingerissenen Mißbräuche völlig einverstanden, und drang vorzüglich darauf, daß man dem verderblichen Einflusse, welchen die Directoren der ostindischen Compagnie in beiden Parlamentshäusern bisher ausgeübt hätten, Einhalt thun müsse. In der Rede, welche Pitt gegen Fox's Bill hielt, wollten zwar seine Gegner die Absicht entdecken, als ob er dadurch mit Hülfe der Hofgunst das Ministerium erstrebe. Allein Pitts Denkart war über jedes niedrige Mittel erhaben; er sprach aus der innigen Ueberzeugung, daß man keine zu großen und zu schnellen Abänderungen alles bisher Ueblichen machen dürfe; auch deutete er verständlich genug an, wie er verfassungsmäßig, wenn gleich langsamer, zu demselben Ziele hinwolle, und allerdings dafür halte, daß die oberste Aufsicht über die ostindischen Angelegenheiten den, dem Parlamente verantwortlichen Ministern anvertraut werden müsse. Er bewies in der Folge, daß seine indische Oberaufsicht (Board of Controul) diesen Zweck erreichte, ohne gesetzlich begründete Verhältnisse umzustoßen. Allerdings waren, der Verfassung nach, Fox's berühmte

Gesetzvorschläge nicht zu billigen; aber als eine durchgreifende Maaßregel waren sie staatsklug, und in wie fern sie die vorgefallenen Gräuel durch Entziehung der gemißbrauchten Gewalt bestraften, auch gerecht. Darum gingen sie im Unterhause durch; allein im Oberhause, wo die öffentliche Stimme, die unterdessen sich immer lauter für die Compagnie erklärt hatte, mehr Eingang fand, und wo der König selbst gegen die Bill, besonders durch Lord Temple's Einfluß, eingenommen worden war, wurde sie verworfen, und einige Londoner Kaufleute blieben nach wie vor die souveränen Eigenthümer und Regenten von mehr als 30 Millionen Menschen in Ostindien. Als die Minister diesen Ausgang voraussahen, suchten sie das Unterhaus zu einem constitutionswidrigen Beschlusse zu bewegen, durch welchen das Recht der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt ihren Rath zu ertheilen, beschränkt werden sollte; gegen diesen Vorschlag erhob sich Pitt, und entwickelte die gefährlichen Folgen desselben so scharfsinnig, daß er gänzlich durchfiel. Die Minister erhielten hierauf ihre Entlassung.

Jetzt wurde Pitt im Decbr. des Jahres 1783, noch nicht volle 25 Jahr alt, erster Staatsminister oder erster Lord der Schatzkammer und Canzler der Finanzverwaltung. Die Aufgabe, welche er lösen sollte, war groß; kaum wird die neuere Geschichte eine ähnliche in einem andern Staate zeigen. Pitt hatte eine kraftvolle Majorität im Unterhause gegen sich; die Opposition bestand aus erfahrnen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, aus den ersten Rednern und Staatsmännern der Nation. Vereinigt boten sie alle Kräfte auf, um das Ministerium zu stürzen. Pitt und Fox führten den Kampf. Aber gegen den Minister wandte Burke alle Waffen seiner classischen Beredtsamkeit, Sheridan jeden Stachel seines Witzes, und North alle Spitzen des schärfsten Tadels. Kein großer Redner stand auf Pitts Seite. Fox selbst war durch die erschütternde Kraft seines Worts und die Kühnheit seines Ideenschwunges ein furchtbarer Gegner des Ministers; doch dieser nicht weniger geistvoll, dabei klar und im Praktischen ohne allen Zweifel jenem überlegen, war in so fern ein größerer Staatsmann. Nur in diplomatischen Geschäfften besaß Fox mehr Gewandtheit und eine gefälligere Form. Pitt sprach nicht französisch;

auch war er gewöhnlich nicht glücklich in der Wahl der Personen, die er zu Staatssendungen ernannte.

Wichtige Streitfragen sollten jetzt entschieden werden, und noch waren die dringend nothwendigen Subsidien nicht bewilligt. Indeß hatte der Minister für sich die Mehrheit des Oberhauses, das volle Vertrauen des Königs und die Gunst der Nation. Alle Kaufleute und Capitalisten waren seine Freunde, weil er ihr Eigenthum und ihre urkundlichen Rechte (chartered rights) so männlich vertheidigt hatte. Der übrige Theil der Nation aber zweifelte nicht an der Reinheit seiner Absichten und an der Unabhängigkeit, mit welcher er seiner besten Ueberzeugung rücksichtslos folgen würde.

Da das Unterhaus seine Auflösung fürchtete, so wandte es sich mit einer nachdrücklichen, von Erskine vorgeschlagenen, Vorstellung an den König. Es galt nichts Geringeres, als einen Sieg der Gemeinen über die Lords, die Minister und den König. Aber das Unterhaus griff die Vorrechte der Krone und dadurch die Constitution selbst an. Es bestritt die Befugniß des Königs, sein Parlament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentschieden schwebten, aufzuheben. Dieser Kampf wurde von beiden Theilen mit der größten Heftigkeit, und nicht ohne persönliche Vorwürfe, geführt; vorzüglich ging die Opposition über die Schranken des Anstandes hinaus, und verlor dadurch in der öffentlichen Meinung, weil man hinter ihren, zum Theil sehr liberalen Vorschlägen Leidenschaftlichkeit und persönliche Zwecke zu erkennen glaubte.

Pitt trat jetzt selbst mit einer India-Bill auf, welche die Verantwortlichkeit der Compagnie genau bestimmte, und sie einer Staatsaufsicht, India Board of controul, unterwarf, ohne ihre Handelsfreiheit anzugreifen, noch ihre Verwaltungsbefugnisse aufzuheben; allein Fox griff sie mit so großer Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von acht Stimmen den Sieg davon trug (23sten Januar 1784). Nun wandte er sich drohend gegen den Minister: „wie er noch auf seiner Stelle zu bleiben den Muth haben könne, da er das Vertrauen des Volks verloren. Durch geheimen Einfluß und Ränke habe er sich in seinen Posten gestohlen. Ob er denn hier dem öffentlichen Vertrauen

trauen gegenüber das Banner des geheimen Einflusses aufpflanzen, ob er gegen die Stimme des Parlaments eine Puppe der Privatgunst, ein constitutionswidriger Minister der Krone seyn wolle?" — Mit ruhiger Fassung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, desto mehr sehe er das Vertrauen des Hauses und des Volks zu sich zunehmen; er wisse nicht, worin er von der Constitution abgewichen; der König habe ihn zum Minister ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Constitution sey Freiheit im Handeln und im Sprechen; das Parlament könne nicht das Recht antasten, nach freien Ansichten sich und sein Verfahren zu bestimmen; er handle mit reinem vaterländischen Sinn; Thatsachen, nicht Beschuldigungen solle man gegen ihn vorbringen; kein Geschrei werde ihn in seinem Entschlusse, Minister zu bleiben, je wankend machen; gäbe er seine Stelle auf, so würde er sie Männern einräumen, die, kürzlich erst entlassen, das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch sey er einer Vereinigung der Partheien nicht abgeneigt, nur müsse sie fest seyn."

Auf dieser Vereinigung bestand ein Theil des Unterhauses, vorzüglich vom Landadel; aber Pitt weigerte sich, was man als vorläufige Bedingung jeder Ausgleichung verlangte, seine Stelle niederzulegen. Fox stellte nun die Behauptung auf, das Unterhaus habe die wirkliche Negative bei Ernennung der Minister. Zwar erklärte sich die Stimme des Volks immer lauter für das Ministerium; allein die Opposition behielt die Mehrheit der Stimmen im Unterhause für sich, und schob dadurch die Bewilligung der Subsidien auf. Als aber endlich das Oberhaus eintrat, und daß die Gemeinen den Grundsätzen der Constitution entgegenhandelten, öffentlich aussprach, so gab das Unterhaus nach, und entschloß sich zu der Bewilligung.

Neue Kämpfe entstanden hierauf über zwei Vorstellungen an den König, welchen Pitt vergebens sich widersetzte. Das Unterhaus behauptete fortwährend, das Recht zu haben, die Entfernung der Minister zu fodern, ohne eine Thatsache ihnen zur Last zu legen, indem nach Fox's Meinung die Stimme des Volks allein im Hause der Gemeinen sich hören lasse. Da der König hierauf nicht ge-

nügend antwortete, so ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme eine nachdrückliche Vorstellung (remonstrance) an den König beschlossen, welche jenen Grundsatz geltend machte, und den König warnte, nicht durch eine Günstlingsregierung die Liebe des Volks zu verscherzen. Auch dieser Schritt bewirkte nichts. Vielmehr wurden die wichtigsten Angelegenheiten abgethan, und der König vertagte sein Parlament den 24sten März, wobei er in der Rede vom Throne erklärte, daß er der Constitution und dem Lande es schuldig sey, sobald als möglich die Gesinnung seines Volks zu vernehmen, weshalb er ein neues Parlament zusammenberufe, damit die Trennung ein Ende nähme und die Staatsgeschäffte glücklicher betrieben würden.

So ward nach dem merkwürdigsten Kampfe, der je über die ersten und wichtigsten Puncte des brittischen Staatsrechts im Unterhause Statt gefunden hatte, das Parlament (den 25sten März) aufgelöst, weil Pitt auf keine andre Weise die Mehrheit der Stimmen in demselben erlangen, noch die mächtige Whigparthei besiegen konnte. Das monarchische Princip der Verfassung hatte über das demokratische den Sieg davon getragen, Pitt aber persönlich eine Seelenstärke und eine Festigkeit gezeigt, welche gerade unter den Britten die höchste Bewunderung für diesen jungen Helden hervorbringen mußten. Zwar wußte man, daß er aus Grundsatz ein Freund der Volksrechte war; das Widersprechende seiner Vertheidigung der Vorrechte der Krone warf aber dennoch kein falsches Licht auf seinen Charakter, weil er als Minister verpflichtet war, streng in dem Gleise der Constitution zu bleiben; man fand sogar dies achtungswerth in seinem öffentlichen Charakter, den ihm sein Staatsamt zur Pflicht machte; „verläßt mein Bruder", sagte Graf Chatam, „in dieser hochwichtigen Sache den König, so könnte ich nimmer ihn als Staatsbeamten achten. (I should never more respect him as a public character.") — Dabei zeigte es sich immer klarer, daß er aus Ueberzeugung die Pflichten seines hohen Postens erfüllte, und sein Vaterland über Alles liebte; seine Gegner hingegen schienen nur um den Ministerposten zu kämpfen, indem sie die Vorrechte des Volks auszudehnen versuchten.

Als nun der König ein neues Parlament berief, so überließ er im eigentlichen Sinne dem Volke die letzte Entscheidung jenes staatsrechtlichen Kampfes; und dieses entschied durch die Wahl der Gemeinen für den Minister. Fast ein Drittel der alten Parlamentsglieder, das zur Opposition gehört hatte, ward nicht wieder erwählt. Das neue Parlament versammelte sich den 18ten Mai. Burke erneuerte den alten Kampf; allein der Minister hatte die Mehrheit in Allem, was er vorschlug, für sich; selbst neue Steuern wurden ihm bewilligt. Sein Vorschlag einer verbesserten Volksrepräsentation aber ging nicht durch. Die auswärtigen Verhältnisse beschäfftigten damals die brittische Regierung nur wenig. Josephs II. Aufhebung des Barriere-Tractats ward in England laut gemißbilligt; man legte indeß dem Tractate von Fontainebleau, welchen Oesterreich und Holland unter Frankreichs Vermittelung schlossen, kein Hinderniß in den Weg. Dagegen wandte Pitt seine ganze Thätigkeit auf das Innere. Die Vermehrung des brittischen Nationalreichthums und die Sicherstellung der Finanzen waren die Hauptgegenstände derselben. Er besaß in beiden Fächern mehr Kenntniß als irgend einer seiner Gegner; und die Opposition mußte endlich selbst seine Verdienste anerkennen. Der Wohlstand nahm mit jedem Jahre zu, indem der Ertrag der gewöhnlichen Taxen stieg, wie das Budget vom Jahr 1787 und die folgenden bewiesen. Im J. 1783 betrug nämlich das gewöhnliche Staatseinkommen 10—11 Millionen Pf. St., im J. 1793 war es auf 16 Mill., im J. 1800 auf 26 Mill., und so ist es jährlich bis auf 62 Millionen im J. 1810 gestiegen. Aber auch die Kriegstaxen beliefen sich schon am Ende der Pittischen Verwaltung auf 20 Millionen.

Pitts Finanzplan ist die Grundlage des neuern brittischen Finanzsystems geblieben; und der gegenwärtige Canzler der Schatzkammer, Hr. Vansittart, ein vortrefflicher Financier aus Pitts Schule, hat die Grundsätze seines Meisters, durch die Erfahrung geleitet, in der Anwendung nur noch mehr vervollkommnet. Man kann Pitt in dieser Hinsicht mit vollem Rechte, wie Colquhoun gezeigt hat, Englands Retter nennen. Er stellte durch trefflich berechnete, gesetzliche Anordnungen den Credit des Staats wieder her, welcher unter Norths Verwaltung

während des amerikanischen Kriegs sehr erschüttert worden war, und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalschuld. Seine Maaßregeln wirkten so kräftig, daß die consolidirten Annuitäten von 3 Procent, welche im August 1784 auf 54 herabgesunken, bereits im December 1786 auf 76, und im März 1792 auf 96, also binnen 8 Jahren um 42 Procent gestiegen waren. Im J. 1786 den 26sten Mai gründete er, nach der Berechnung von Price, den in sich wachsenden Schuldentilgungs-Fonds (sinking Fund) mit einer Million Pf. St. jährlich, und durch die Bill vom 17ten Februar 1792 einen eignen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Jener Fonds hat sich in 28 Jahren, vom 1sten August 1786 bis zum 5ten Januar 1814 im Ganzen für Großbritannien und Irland auf mehr als 268 Millionen Pf. St. gehoben, so daß durch die Anlegung desselben in Stocks die ganze Schuldenlast, die sich seit Wilhelm III. bis zu Ende des amerikanischen Kriegs auf 257 Millionen angehäuft, und außerdem noch 12 Millionen von der seit dem Anfange des Revolutionskriegs entstandenen Nationalschuld abgetragen worden sind.

Zu gleicher Zeit brachte er den wichtigen Handelsvertrag zwischen Großbritannien und Frankreich zu Stande; ein schwieriges Unternehmen, das bei der natürlichen Feindschaft beider Staaten, deren Handelszweck sich gegenseitig von einander abstieß, nur ein Mann von Pitts Einsicht und Festigkeit ausführen konnte. Nachdem er mit der größten Sorgfalt die genaueste Kunde der gegenseitigen Verhältnisse eingezogen, wobei ihn Lord Hawkesbury (jetzt Graf von Liverpool) und Hr. Eden (nachher Lord Auckland) unterstützten, ließ er durch letzteren den Handels- und Schiffahrtsvertrag den 29sten September 1786 zu Versailles mit dem französischen Minister abschließen. Dagegen erklärte Fox, seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben der entschiedenste Gegner Frankreichs, „daß die Feindschaft beider Staaten etwas Unvermeidliches sey, dem man durch keine politische Maaßregel entgegenwirken könne; selbst wenn dieß möglich wäre, so sey es in keinem Falle dem Besten Englands zuträglich. Uebrigens werde jeder, auch der weiseste Versuch dieser Art mißlingen. So veränderlich das französische Volk an sich sey, so gleichförmig bleibe die Politik des französischen

Cabinets, seit Jahrhunderten schon stets eine und dieselbe. Sie strebe unverrückt nach gränzenloser Macht. Sich mit Frankreich verbinden, heiße: die gesunkene Größe Englands noch tiefer herabsetzen." — Pitt bestritt diese leidenschaftliche Ansicht als Weltbürger: „Krieg sey das größte Uebel, Handel der größte Segen eines Landes. Werde jener unvermeidlich, so bereite letzterer die Mittel vor, ihn mit Nachdruck zu führen. Nur zu lange schon habe der Haß dieser beiden großen und achtungswerthen Nationen die Ruhe der Welt gestört!"

Unstreitig beurtheilte Fox als Staatsmann und Historiker das Verhältniß Frankreichs zu England richtiger; Pitt änderte daher in der Folge seine Ansicht, dann aber folgte er derselben um so standhafter. Der Handelsvertrag mißfiel den Franzosen zum Theil eben so sehr als den Britten; aber jeder urtheilte einseitig. Denn er begünstigte das Naturverhältniß beider Staaten, nach welchem Frankreich seinen Ueberfluß an Naturproducten gegen brittische Kunsterzeugnisse umsetzte. Und Pitt nannte mit Recht in seiner Rede, welche drei Stunden dauerte, den Nationalhaß lächerlich, welcher sich selbst die Vortheile eines Vertrags entziehen wolle, weil auch Frankreich daraus Vortheile zöge. Englands Vortheil aber sey der größere; denn der Vertrag eröffne für Frankreich einen Marktplatz von 8 (?) Millionen Menschen; für England hingegen ein Land von 24 Millionen u. s. f. Uebrigens war der Tractat ganz zum Vortheil der brittischen Fabriken, und in so fern dem französischen Kunstfleiße nicht günstig. Die Verhandlungen selbst sind noch jetzt für jeden, der die Staatswissenschaft studirt, höchst lehrreich; wir verweisen daher auf Giffords Werk (I. c. 8. p. 337 folg.) und auf Flassans Hist. de la diplomatie franc. (2. Edit. VII., 421), welcher den Vertrag in Hinsicht Frankreichs für überwiegend vortheilhaft hält. Nur die Opposition rief Pitt entgegen: „er solle der Grundsätze seines Vaters, Lord Chatam, gedenken; der erhabenste Zug in dem politischen Charakter dieses erlauchten Staatsmannes sey „antigallican" und sein größter Ruhm: der vereinigten Macht des Hauses Bourbon widerstanden zu haben!" — Zu der antigallicanischen Whigpartei, an deren Spitze Fox stand, gehörte damals auch Grey, welcher bei dieser Gelegenheit seine erste Rede hielt. Wir erwähnen dieß,

weil in der Folge diese Redner unter weit auffallendern Umständen zu den entgegengesetzten Grundsätzen sich bekannten.

Pitt legte hierauf einen großen Plan vor, die Erhebung der Zoll- und Accisegefälle zu vereinfachen. Er fand allgemeinen Beifall, und Burke dankte dem Minister dafür im Namen des Vaterlandes. Dieser Plan hatte einen so großen Umfang, daß dreitausend Beschlüsse erfoderlich waren, um ihn in Ausübung zu bringen.

Unter den wichtigern Gegenständen, welche außerdem noch vor dem franz. Revolutionskriege das Parlament beschäfftigten, und Pitts Grundsätze als Staatsmann in ihr wahres Licht stellten, muß hier des Vorschlags im J. 1787 gedacht werden, die Corporations- und Testacte aufzuheben, welchen Fox unterstützte, Pitt aber siegreich bestritt, indem er zeigte, daß die Dissenters einer so vollkommnen Duldung sich erfreuten, als die Sicherheit der Staatsverfassung es zulasse. Beide Gesetze wurden auch von Lord North vertheidigt, der vor Kurzem sein Gesicht verloren hatte, und jetzt ausdrücklich ins Parlament kam, um seine Ansichten dem Hause über einen so wichtigen Gegenstand mitzutheilen. Seine Rede ist wichtig zur Beurtheilung der brittischen Staatsverfassung, und die beste Rechtfertigung Pitts. Lord North nannte die Testacte (vom J. 1672) den Eckstein (the corner stone) der Constitution. Pitt aber unterschied zwischen Gewissensfreiheit und der Zulassung zu Staatsämtern. Letztere könne der Staat auf die Mitglieder der Staatskirche beschränken, weil jeder protestantische Staat das Recht habe, die äußre Form, mithin auch den politischen Einfluß jeder kirchlichen Gesellschaft festzustellen, sobald er nur nicht den Cultus andrer Religionspartheien verbiete. Diese Frage, oder die sogenannte Emancipation der Katholiken, wurde noch lebhafter angeregt, seit Irland mit Großbritannien zu einem Staate unter einem Parlamente verbunden war. Pitt blieb auch hier, obgleich den Katholiken persönlich nicht entgegen, als Minister seiner höchsten Verpflichtung treu, nichts gegen die Constitution zu unternehmen, diese vielmehr gegen Angriffe zu vertheidigen. Nur so konnte ihn keine Verantwortlichkeit treffen.

In dem Processe des Hrn. Hastings trat er aus Ueberzeugung auf die Seite derer, welche diesen allgewaltigen Statthalter in Indien schuldig fanden, um ein Impeachment gegen ihn zu verlangen. Pitt durfte als Richter die große Strafbarkeit in dem Verhalten dieses Staatsbeamten nicht leicht nehmen; gleichwohl ward er von der andern Parthei deswegen hart angegriffen: „er habe seinen Charakter als Minister verleugnet, und sein Benehmen in dieser Sache sey so auffallend, daß man in Versailles lange nicht habe daran glauben können." — Hastings wurde zwar freigesprochen; wir glauben aber dennoch, daß der Tadel, den Pitt in Versailles fand, gerade seine Rechtfertigung ist. Das ihm natürliche Gefühl für Recht und Menschlichkeit bewährte er auch hier; er konnte in der Sache fehlen, aber nie in seinen Grundsätzen.

Schon dämmerte jetzt am Horizonte die französische Revolution auf, als Hollands Angelegenheit die Mächte des festen Landes beschäfftigte. Da Frankreich die antioranische Parthei zu unterstützen schien, so nahmen die brittischen Minister Maaßregeln, um es daran zu hindern. Beide Häuser billigten ihr Verfahren, und Fox erklärte bei dieser Gelegenheit, daß Englands Staatswohl mit den Angelegenheiten des festen Landes im engsten Zusammenhange stehe; „es müsse, nöthigen Falls, thätig und kräftig mitwirken, um das Gleichgewicht der Macht in Europa aufrecht zu erhalten." Auch im Oberhause galt die Ansicht: „wenn Frankreich sich Hollands bemächtige, so sey es um England geschehn." Nach diesem System, zu dem sich Fox im J. 1787 bekannte, handelte Pitt stets mit folgerechter Strenge; und doch wurde er eben deßhalb in der Folge von der Opposition am heftigsten angegriffen. Fox warnte übrigens schon damals das Haus vor der Treulosigkeit und Arglist des französischen Cabinets. Auch billigte er die Subsidienverträge mit den Mächten des festen Landes bei Gelegenheit eines solchen mit Hessen-Cassel abgeschlossenen Tractats. Nur setzte er sich kräftig gegen die Einführung fremder Truppen in das Königreich, wogegen Pitt bewies, daß sie zur Verstärkung der Besatzung in den Colonien nöthig wären. Die Schutzbündnisse, welche Großbritannien in derselben Absicht, um das brittische und zugleich das Continentalinteresse sicher zu stellen, den 25sten April 1788 im Haag mit Holland,

und den 13ten August zu Berlin mit Preußen schloß, unter gegenseitiger Gewährleistung des gegenwärtigen Besitzstandes, erhielten den Beifall beider Häuser.

Während jetzt in Frankreich Alles eine tiefe Erschütterung des Staats ankündigte, kam auch England in Gefahr, ein Schauplatz des Partheienkampfes zu werden. Der König ward im November 1788 von einer Krankheit des Gehirns befallen, die ihn zur Regierung unfähig machte. Pitt zeigte dieß dem Parlamente an. Nun trat Fox mit der Behauptung auf, daß dem Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zu übertragen sey; allein Pitt widersprach, und entwickelte aus der Reichsverfassung, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentschaft habe, sondern daß das Parlament darüber bestimmen müsse. Dieser Streit regte alle Partheiwünsche auf; sah man aber zu irgend einer Zeit, daß die brittischen Staatsmänner in politischen Verhandlungen nicht so leicht von der Leidenschaft zu raschen und unüberlegten Beschlüssen hingerissen werden, sondern daß reife, umsichtige Prüfung den Vorsitz bei ihren Parlamentskämpfen führe, so war es bei dieser Gelegenheit der Fall. Vergebens warf Burke zürnend dem Staatsminister vor, er strebe selbst nach der Regentschaft; Pitt entwickelte darum nicht minder klar und ruhig die Gründe, warum das Parlament das Recht habe, den Regenten zu ernennen und seine Macht zu begränzen. Sein Regentschaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten einschränkte, ward von beiden Häusern angenommen, und von ihm dem Prinzen vorgelegt; doch blieb er ohne Folgen, weil des Königs Zustand sich besserte.

Pitts Charakter als brittischer Minister zeigte sich bei dieser wichtigen Verhandlung in seinem vollen Lichte. So fest und beharrlich er einst für die gesetzlichen Vorrechte der Krone gekämpft hatte, so entschieden behauptete er jetzt die Rechte des Volks, während Fox im entgegengesetzten Sinne handelte. Doch ist dieser Widerspruch nur scheinbar. Fox verlangte gleichsam einen neuen Herrscher, während der rechtmäßige König noch lebte. In so fern hatte Fox Unrecht. Dagegen hatte Pitt die richtige Ansicht, dem Könige sein Ansehn, auf den Fall seiner Wiederherstellung, zu sichern, und darauf zu den-

ken, daß durch die Unterbrechung seines Regierungssystems der Gang der Staatsverwaltung so wenig als möglich gestört würde. Er ließ sich durch keine Anschuldigung eigennütziger oder ehrsüchtiger Absichten in seinem geraden Verfahren irre machen, so wenig als das Volk, welches seine Grundsätze billigte, auf die Sophismen der Opposition achtete. Pitt handelte um so männlicher und edler, da er seine Entlassung vom Regenten erwarten konnte, zu einer Zeit, wo er selbst dem öffentlichen Berufe ganz hingegeben, seine eignen Angelegenheiten vernachlässigt hatte, und sein Vermögen zerrüttet sah. Der König ward zwar nicht vollkommen wiederhergestellt, doch blieb sein Zustand mehrere Jahre (bis 1810) so erträglich, daß der Gang der Regierung unter Pitts Leitung ungestört fortdauerte.

Jetzt beschäfftigten den brittischen Senat die Ereignisse in Frankreich. Abweichend in seiner Beurtheilung derselben von Sheridan und Fox, hielt Burke seine berühmte Rede über den Geist und die Grundsätze der französischen Revolution. Pitt äußerte sich mit schicklichem Ernst zurückhaltend, würdevoll und klug, wie es dem brittischen Minister ziemte; doch drückte er gegen Burke seinen wärmsten Dank aus für die Kraft, mit welcher er den Geist und die Vortrefflichkeit der brittischen Constitution in seiner Rede dargestellt habe; und im J. 1790 erklärte er bei Gelegenheit der Canada Bill, welche Fox nicht rein republikanisch genug fand, daß jene republikanischen Grundsätze, welche nach Fox's Meinung das Resultat höherer Aufklärung wären und den Verfassungen in Frankreich und Amerika solchen Glanz verliehen, die brittische Staatsform auf keine Weise besser machen würden. Ein aristokratisches Princip sey in einer gemischten Staatsform nothwendig. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode hatte Pitt einen doppelten Kampf zu bestehn: den mit der französischen revolutionären Politik, und den mit dem Neuerungsstolze der brittischen Republikaner. Denn in England, wie in Europa überhaupt, war ein großer Theil der Menschen, aus Wohlwollen, aus Mangel an Einsicht, aus kleinlichem Ehrgeize, der sich gedrückt fühlte, aus stolzem Selbstvertrauen, Alles leicht besser machen zu können, der neuen Freiheits- und Gleichheitslehre ergeben. Im Kampfe mit Frankreich war Pitt nicht glücklich, weil

er nicht als Feldherr und Staatsmann zugleich handelte, das Interesse Englands oft einseitig berücksichtigte, und in diplomatischer Gewandtheit oder List dem Franzosen Talleyrand nachstand; doch der Hauptgrund lag in den politischen und militärischen Fehlern der Mächte des Continents, welche nach dem treffenden Urtheile des Hrn. de la Maisonfort der Macht der Idee, welche Frankreichs Gewalthaber anfangs für sich erschlichen, nichts als die kalten Berechnungen der Cabinetsklugheit entgegenstellten. In dem Kampfe mit den brittischen Republikanern aber verlor Pitt seine Popularität, wozu natürlich auch die Vermehrung der öffentlichen Taxen und die theilweise Störung des Handels viel beitrug. Seine Gegner legten ihm allein jene unglücklichen Erfolge zur Last; er setzte ihnen nichts entgegen, als ein reines Bewußtseyn, dem er stolz und kalt mit eisernem Willen folgte. Indeß würde keiner, der solche Zwecke ernstlich wollte, sich so wie er behauptet haben. Ihm blieb daher in jedem Falle das unleugbar große Verdienst, in dem gefährlichsten Zeitpuncte sein Volk vor den Gräueln der Anarchie bewahrt zu haben. Freilich bediente er sich dazu nicht allemal der sanftesten Mittel. Würde er aber mit diesen viel erreicht haben? Auch er mußte, da ihm gegenüber alle Macht immer mehr in einen Brennpunct zusammenschmolz, die brittische Staatsgewalt mit immer strafferem Zügel leiten. Selbst seine Gegner erkannten in den Zeiten der Gefahr, daß nur er den erforderlichen Muth mit der Kraft verband, um solchen Stürmen, wie die Revolutionspolitik über England brachte, dreist entgegenzutreten. Er war (the pilot, who weathered the storm), der dem Orkane gebietende Steuermann. Da dünkte es ihn, wie jeder Unbefangene einsah, nicht Zeit und Stunde, die Parlamentsreform zu bewirken, wie er einst selbst gewollt; und er bekannte (im J. 1792) ohne Scheu, „daß er jetzt für das Sicherste halte, Volk und Unterhaus gingen einmüthig und eng verbunden in dem sichern Gleise der bestehenden erprobten Verfassung fort, um abzuwehren jede Gefahr von außen.“ Vorsichtsmaaßregeln schienen ihm unerläßlich; daher setzte er dem Einflusse französischer Jacobiner die Alien Bill entgegen. Trotz alles Widerspruchs der Opposition ging sie durch im December 1792. Zwar nannte sie der französische Minister völkerrechtswidrig, allein er vergaß, daß schon im Mai desselben Jahrs

die Nationalversammlung ein noch strengeres Gesetz gegen die Fremden erlassen hatte.

Englands Politik gegen Frankreich blieb seit der Pilnitzer Zusammenkunft bis zur Kriegserklärung des Convents gegen Georg III. in den Schranken einer strengen Neutralität; und wenn man in dieser Hinsicht Pitts diplomatische Rechtfertigung von Herbert Marsh (Leipzig 1799) nicht genügend fände, so gestand dies ein heftiger Feind der Britten, der französische Deputirte Kersaint selbst zu, als er den 18ten September in der Nationalversammlung über die feindselige Behandlung der Britten in Frankreich klagte, da „England die einzige Nation in Europa sey, welche in Ansehung der französischen Angelegenheit eine entschiedne Neutralität beobachtet habe." Auch Maret, der mit Pitt in London im J. 1792 eine Unterredung gehabt, und Talleyrand schrieben dem französischen Minister: „Pitt sey durchaus friedlich gegen Frankreich gesinnt; er fürchte den Krieg mehr als den Sieg der Opposition, und werde die strengste Neutralität beobachten." Erst nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. sprach Pitt öffentlich im Parlamente, indem er seinen ganzen Abscheu vor diesem Mord ausdrückte, über das von Seiten Frankreichs verletzte System der Neutralität gegen England. Er legte dem Hause die Beweise davon vor, und rechtfertigte dadurch, warum der Gesandte des unglücklichen Ludwigs nach einem solchen Ereigniß von der brittischen Regierung aufgefodert worden, binnen acht Tagen das Königreich zu verlassen. „Wir wollen keinen Krieg mit Frankreich, aber Frankreich trete zurück in die Schranken der Mäßigung, die es sich selbst durch die von ihm gegebnen Erklärungen gesetzt; beharrt es aber bei seinen Vergrößerungsentwürfen und bei seinem Meinungskriege mit allen monarchischen Verfassungen, so laßt uns gegen solche Angriffe auf unsre Sicherheit denken!" Nunmehr erklärte Frankreich den 1sten Febr. 1793 den Krieg an den Erbstatthalter und den König von Großbritannien. Der Minister konnte sich dagegen (den 12ten Februar) leicht rechtfertigen, daß die brittische Regierung diese Herausforderung nicht verschuldet. Als hierauf Fox den 17ten Juni im Parlamente vorschlug, mit Frankreich Frieden zu schließen, so widersetzten sich Windham, Burke und Pitt, unterstützt von einer großen Stimmenmehrheit. Seit-

dem beharrte der Minister fest auf dem Satze: mit den jacobinischen Machthabern Frankreichs sey an keinen Frieden zu denken. Dieß erbitterte jene, und der französische Convent erklärte feierlich, nach Garniers Vorschlag, Pitt sey der Feind des menschlichen Geschlechts.

Dagegen wurde im brittischen Senate mit großem Scharfsinn die Frage erörtert: in wie weit eine Regierung sich in die innern Angelegenheiten eines Nachbarstaates mischen dürfe. Pitt stellte den früher schon bei Hollands innern Spaltungen von Fox anerkannten Satz auf: wenn ein feindlicher Staat nach einem System regiert wird, das die Fortdauer des Kriegs unvermeidlich macht, so ist es Recht, dieses Regierungssystem zu vernichten; und ist der feindliche Staat in zwei Partheien getheilt, so ist es erlaubt, durch Mittel, die das Völkerrecht nicht verwirft, diese Spaltung zu unterhalten, um durch beide über beide obzusiegen. Alle seine Anstrengungen waren jedoch nur auf die Zerstörung des Jacobinismus gerichtet. Er erwartete von einer monarchischen Regierung allein in Frankreich das Heil des Friedens; daher er auch nach Robespierre's Sturz an keine Aussöhnung Englands mit Frankreich glauben wollte, sondern sich des furchtsamen Wilberforce's u. A. Friedensvorschlägen widersetzte. Frankreich beschuldigt ihn, daß er sich gegen die französische Regierung völkerrechtswidriger Mittel bedient habe; allein Pitt that nichts, als daß er Kundschafter bezahlte, und Mißvergnügte oder die Royalisten unterstützte, ohne um ihre Intriguen zu wissen, noch als Theilnehmer Plane dazu mit ihnen zu verabreden. Nur militärische Maaßregeln wurden von ihm gemeinschaftlich mit ihnen entworfen oder unmittelbar und wissendlich befördert. Seine ganze Thätigkeit war auf den entschlossensten Kampf berechnet. Darum schloß er mit allen Mächten des festen Landes, welche dazu geneigt waren, Subsidienverträge; darum bewaffnete er in England Schaaren von Freiwilligen; darum vermehrte er die Land- und Seemacht; darum erweiterte er zugleich die brittischen Hülfsquellen durch seine Handels- und Colonialpolitik; darum endlich vermehrte er mit den Kriegstaxen zugleich die Nationalschuld bis zu der ungeheuern Größe von 500 Millionen Pf. St. (im J. 1806).

Ein Triumph seiner Ministergewalt war die Einführung der Einkommentaxe; allein der steigende Wohlstand im Innern und der stets wachsende Umfang des Handels und der Macht in Indien rechtfertigten nicht nur seine Verwaltungsgrundsätze im Innern, sondern unterstützten auch seine kühnste Steigerung der brittischen Streitkraft. Er mußte dabei Schritt vor Schritt die Opposition bekämpfen, in welcher jetzt auch Whitbread, im J. 1794 gegen ihn auftrat. Grey trug sogar auf ein Impeachment gegen die Minister an, und Fox verlangte förmlich die Verurtheilung derselben als Feinde des Friedens. Indeß erklärte Pitt öffentlich, daß er die Wiederherstellung der alten Monarchie in Frankreich mit ihren Mißbräuchen auf keine Art beabsichtige, noch begünstige. Am schwersten war sein Stand, wenn man ihn mit Vorwürfen wegen mißlungener kostbarer und unglücklicher Unternehmungen, wie die Landung der französischen Emigranten bei Quiberon war, überschüttete; in dem genannten Falle wenigstens konnte nur französische Lüge ihn anschwärzen. Niemand widerstand länger den kühnen Behauptungen der Ausgewanderten, die alles für leicht und den Sieg für gewiß hielten, als Pitt. „Wartet", rief er dem Grafen Puysaye entgegen, „ihr seyd zu schwach. Ihr stürzt euch in's Verderben." Auch lag es nicht an den Britten, daß dieser Zug mißlang. Die Franzosen wurden durch Verräther aus ihrer Mitte um die Frucht ihrer Kühnheit betrogen.

Diese und ähnliche Vorwürfe beantwortete Pitt mit Verachtung. Ueber jeden Angriff der Leidenschaft siegte sein unerschütterlich fester Gleichmuth, zumal nachdem ihm gelungen war, die revolutionären Clubs, welche sich in London und im Reiche gebildet hatten, durch strenge Gesetze zu zerstören. Er bewirkte die Suspension der Habeas-Corpus-Acte, obgleich die, welche diese Maaßregel traf, laut schrieen: „ein solcher Beschluß, der den Minister mit lettres de cachet bewaffne, werde das Zeichen des allgemeinen Aufstandes seyn." Pitts Triumphe über seine Gegner, ungeachtet er um die Volksgunst auf keine Weise buhlte, lassen sich nur aus der besonnenen Urtheils- und Handelsweise des größern Theils der Nation erklären, aus der Mehrzahl bedachtsamer und rechtlicher Männer, welche die gesellschaftliche Ordnung in ihrem Vaterlande

höher schätzten, als das gefährliche Spiel mit neuen und glänzenden Theorien bei ungewissem Laufe des in hoher Fluth steuernden Staatsschiffs.

Pitt wurde daher in seinen Planen auf das Kräftigste von der öffentlichen Meinung unterstützt, so wenig er übrigens popular war. Ueberhaupt hat wohl kein brittischer Minister um die Liebe des großen Haufens weniger sich beworben, aber dagegen den Gang der öffentlichen Meinung verständiger beachtet, als Pitt. Es gelang seinen Feinden, ihn verhaßt zu machen; aber vergeblich suchten sie ihm die Gewalt zu entreißen, mit der er das öffentliche Urtheil für sich behauptete. Bei keiner Gelegenheit zeigte sich dieß auffallender, als bei der Bill gegen aufrührerische Zusammenkünfte, einem Gesetze, das nur auf drei Jahre gegeben wurde, und hierauf von selbst wiederum erlosch. Die Opposition bestritt es mit der größten Heftigkeit, weil es die Freiheit der Engländer bedrohe. Sie setzte in allen Theilen des Königreichs ihre Anhänger, selbst durch niedrige Kunstgriffe, in Bewegung, um eine laute Mißbilligung jener ministeriellen Maaßregel zu bewirken. Erskine hatte die Dreistigkeit, dem Parlament eine Bittschrift gegen die Bill im Namen des Londoner Handelsstandes zu übergeben, in der sich falsche Unterschriften befanden, und gegen welche der gesammte Verein der Londoner Banquiers feierlichst sich verwahrte. Es wurde bewiesen, daß mehrere ähnliche Vorstellungen entweder erschlichene Unterschriften enthielten, oder oft nur vom Pöbel, von Kindern von zehn und zwölf Jahren unterschrieben worden waren. Trotz aller von Fox, Sheridan, Bedfort, Lauderdale, Grey und andern Mitgliedern der Opposition, welche zu dem Volke in London auf öffentlichen Plätzen Reden hielten, angewandten Bemühungen, konnten des Ministers Gegner nicht mehr als 131,284 Unterschriften aus 62 Orten des Königreichs zu Bittschriften gegen die Bill zusammenbringen. Unter diesen aber verwahrte sich nachher die Hälfte, wegen der dabei verübten Betrügereien, gegen die übergebenen Vorstellungen, und alle in der gesetzlichen Form berufene Versammlungen der Wahlmänner in den Grafschaften bezeugten in ihren Zuschriften an den König ihre ausdrückliche Billigung des vorgeschlagenen Gesetzes. Doch nichts zeigte die herrschende Stimmung der Nation auffallender, als daß die

Bürgervereine von 236 Orten, unter denen sich alle englische und schottische Städte vom ersten, zweiten und dritten Range befanden, die Bill für eine den Zeitumständen angemessene Maaßregel anerkannten.*) Hier war an keine Bestechung zu denken, und selbst die erfindsamste Verleumdung mußte zugeben, daß die öffentliche Meinung sich frei und überwiegend für den Minister erklärt habe. Beschämt und widerlegt griff nun der Haß seinen Charakter an. Man schilderte ihn mit den schwärzesten Farben, und entstellte die unschuldigsten Handlungen. Aber nie antwortete Pitt solchen Feinden; doch übernahmen seine Freunde, ihn zu vertheidigen. Als aber ein erbitterter Zeitungsschreiber den Minister des geheimen Spiels in den Stocks beschuldigte, lehnte er die Verleumdung durch eine Injurienklage von sich ab.

Es blieb also der Opposition nichts übrig, als die Schuld des Kriegs auf Pitts Hartnäckigkeit zu wälzen. Denn so sehr es in die Augen fiel, daß der große Kampf, ohne die schwersten Lasten dem Volke aufzulegen, nimmer mit Glück geführt werden konnte, so behaupteten dennoch viele Schreier, alles dieß dem Volke abgepreßte Geld werde nur zur Befestigung der eigenen Sklaverei verwandt. Ueberdieß schien der Krieg kein Ende nehmen zu wollen, und der innere Zustand des Reichs war nichts weniger als beruhigend. Der Staatscredit wankte, die Stocks sanken zu einer unerhörten Tiefe herab, die Schuldenmasse nahm ins Unermeßliche zu, in Irland brach das Feuer der Empörung aus, und das Volk erlag fast unter dem Drucke der Abgaben: dessen ungeachtet war in der Hauptsache nichts gewonnen; vielmehr breitete sich die Herrschaft der Franken immer weiter über Europa aus.

---

*) Die Actenstücke, welche diese Thatsache ins Licht setzen, befinden sich in einer Schrift, welche ganz im Geiste der Opposition geschrieben, dennoch den scharfsichtigen Leser die Schwäche dieser Parthei erblicken lassen. The history of two acts entitled, an act for the safety and preservation of his majesty's person and government against treasonable seditious practices and attempts, and an act for the more effectually preventing seditious meetings and assemblees; including the proceedings of the british parliament. London 1796. 8.

Selbst das Ausland betrachtete die großen Opfer Englands als Anstrengungen, die nur scheinbar gegen die neuen Weltenstürmer gerichtet wären, in Wahrheit aber die eigene Tyrannei auf dem Meere um so fester gründen sollten. Ein Paar dem Feinde abgenommene Zucker- oder Gewürzinseln, die Entthronung eines Barbaren, wie Tippoo Saheb, die Beschränkungen der freien Schiffahrt der Neutralen, — in gewöhnlicher Zeit nicht zu vertheidigen, gegen Frankreich, das diese Gewaltmittel zuerst gegen sich herausgefodert, ein Nothrecht! — dieß alles galt in den Augen vieler Continentalen, welche französische Wortkunst täuschte, für eben so viel Schritte, welche England thue, um die Welt zu unterjochen. Schien es doch, als ob die brittischen Volksredner und die gallischen Diplomatiker sich verbunden hätten, den brittischen Minister als einen Raubherrscher darzustellen, damit der Geist einer sublimen Staatskunst, welcher sich in Napoleon Buonaparte immer mehr verkörperte, über das Festland, wie über die Meere ungehindert sich verbreitete! — Dennoch war Pitt selbst, seit dem J. 1796, einem Frieden mit Frankreich nicht abgeneigt; allein seine deshalb durch den dänischen Minister in Paris gemachten Anträge wurden zurückgewiesen.

Unterdessen hatte der Ausfluß des baaren Geldes ins Ausland die Bank von England außer Stand gesetzt, ihre Schuldzettel baar einzulösen. Ein königl. Rathsbeschluß (Order of Council) vom 26sten Februar 1797 setzte daher ihre Zahlungsverbindlichkeit in Metall aus. Ein geheimer Ausschuß untersuchte den Zustand der Bank, und man fand, daß die von ihr in Umlauf gesetzten Noten seit 1783, wo sie 6 Millionen betrugen, bis 1797 den Betrag von 9-10 Millionen erreicht hatten. Bei diesem Anlaß wurde die Wichtigkeit dieses Circulationsmittels für den Handel und den Credit von England genau geprüft und allgemein anerkannt. Bald darauf erregte im J. 1797 ein ernsthafter Aufstand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore viel Unruhe. Man stillte ihn jedoch durch Solderhöhung und Bestrafung der Schuldigen, namentlich durch des Anstifters Parker Hinrichtung. Pitt klagte bei diesem Anlaß laut, daß man absichtlich und planmäßig allgemeine Unzufriedenheit aufrege, wodurch nichts gebessert, der Stand der auswärti-

gen

gen Angelegenheiten aber verschlimmert würde. Aber auch hier sollte er an Allem Schuld seyn; ja Fox beschuldigte ihn, daß er Sinecurestellen für sich nehme, wovon Pitt das Gegentheil leicht darthun konnte. Denn nie hatte wohl ein Minister so wie er verschmäht, selbst erlaubter und üblicher Mittel zu seiner Bereicherung sich zu bedienen.

Die bald darauf erneuerten Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu Lisle waren ebenfalls fruchtlos, da die französischen Bevollmächtigten eben so stolz als anmaaßend übertriebene Foderungen machten, und zu gleicher Zeit mit den Rebellen in Irland in geheime Verbindung traten. Der Krieg mußte also fortgesetzt werden; die Nation fühlte die Nothwendigkeit; daher ward nicht nur die harte Einkommentaxe, eine der kühnsten und glücklichsten Finanzunternehmungen Pitts, mit einer Mehrheit von 196 Stimmen gegen 71, im J. 1798 genehmigt, sondern auch Alles gebilligt, was er veranstaltete, um der vom Feinde gedrohten Landung in England den kräftigsten Widerstand entgegenzusetzen. Zugleich mußten gegen innere Feinde, die aus falschem Freiheitseifer den Staat in Gefahr setzten, gegen Arthur und Roger O'Connor, Theobald Tone, Horne Tooke, M'Nevin, Lewins u. A., die an der Spitze der vereinigten Irländer mit dem französischen Directorium in einen Bund traten, der Hoche's Landung in Irland und einen Krieg mit den irländischen Rebellen zur Folge hatte, kräftige Maaßregeln genommen werden. Sie hatten Verbindungen und Freunde in London. War doch selbst Tierney im Parlamente Arthur O'Connors Lobredner! Derselbe Redner widersetzte sich der von Pitt zur stärkern Bemannung der Kriegsschiffe vorgeschlagenen strengen Matrosenwerbung, nach welcher, wie schon im J. 1779 geschehen war, mehrere persönliche Befreiungen wegfallen sollten. In der Hitze des Streits fragte Pitt seinen Gegner: wenn jene Maaßregel an sich nothwendig sey, die verlangte Mittheilung oder Bekanntmachung ihrer Ausführung aber dem Erfolge derselben im Wege stehe, ob dann sein Widerspruch einen andern Beweggrund haben könne, als die Absicht, die Vertheidigung des Vaterlandes zu hindern? Hr. Tierney widersprach den Vordersätzen nicht, beschwerte sich aber über den persönlichen Angriff, der in dem Schlußsatze lag, und verlangte, daß der Sprecher Pitt zur Ordnung verweisen sollte. Allein dieser wich der Erklärung, ob Pitts Ausdruck dem im Par-

lamente zu beobachtenden Anstand entgegen sey oder nicht, dadurch aus, daß er das Haus ersuchte, erst Pitts Erläuterung über den Sinn seines Wortes zu hören. Der Minister wiederholte hierauf, was er gesagt, und gestand ein, daß es parlamentswidrig sey, die Beweggründe der Meinung eines Mitgliedes aufzustellen; allein er könne, was er behauptet, weder zurücknehmen, noch mildern. Hierin fehlte Pitt, wie schon der Sprecher aus Unentschlossenheit gefehlt hatte. Die Folge war eine Ausfoderung, die Tierney an Pitt sandte, und ein Zweikampf. Ganz London bemerkte mit Mißfallen, daß vier Glieder des Hauses der Gemeinen, welche ganz vorzüglich das Beispiel einer strengen Beobachtung der Gesetze geben sollten, am nächstfolgenden 27sten Mai 1798, an einem Sonntage, den Tag des Herrn auf die gröbste Weise verletzten, indem sie um 3 Uhr (during the time of divine service) während des Gottesdienstes eine Handlung vornahmen, die eben so sehr gegen das göttliche als gegen das Landesgesetz war. Pitt von seinem Secundanten Dudley Rider, und Tierney vom General Walpole begleitet, schossen sich auf einer Wiese bei Wimbledon auf Pistolen; Tierney zuerst. Er fehlte seinen Gegner, worauf dieser sein Pistol in die Luft abschoß. Die Secundanten erklärten die gegebne Genugthuung für hinreichend. Pitts Freunde und A. Wilberforce bedauerten mit Recht, daß der große Mann nicht mit mehr Standhaftigkeit dem Vorurtheile sich widersetzt und ein seiner würdiges Beispiel von Seelenstärke gegeben habe; man tadelte aber auch das Unterhaus, wo die Opposition schon seit längerer Zeit sich nicht gescheut, die hämischsten und bittersten persönlichen Angriffe auf die Gesinnungen der Minister sich zu erlauben. Wie konnte also einer von ihnen im ähnlichen Falle sich für beleidigt halten? —

Pitt, der durch seine Siege selbst seine Feinde immer mehr gegen sich erbitterte, schlug jetzt im Januar 1799, damit die Quelle des Bürgerkriegs in Irland und dessen gefahrliche Plane, sich unter Frankreichs Schutz von England zu trennen, auf immer zerstört würden, dem Parlamente vor, Irland mit Großbritannien zu Einem Staate zu verbinden. Sheridan widersprach dem Unionsentwurfe am nachdrücklichsten; allein Pitt setzte ihn durch mit einer Stimmenmehrheit von 140 gegen 15. In Irland war Grattan der heftigste Gegner desselben. Mit wilder Beredtsamkeit donnerte er gegen den Urheber: „er

weihe den brittiſchen Miniſter der Unſterblichkeit ewiger Schande", und ſprach dieſen ſonderbaren Fluch auch über das irländiſche Parlament aus, im Fall es nachgäbe. Als nun daſſelbe die Union annahm, jedoch gewiſſe Bedingungen in Anſehung des Handels hinzufügte, ſo vertheidigte Pitt dieſe Puncte gegen Grey und andre Mitglieder der brittiſchen Oppoſition, „weil ſie auf den liberalen Grundſätzen gegenſeitiger Annäherung und Vortheile beruhten." Die erſte Verſammlung des imperial Parliament of the United Kingdom of Great-Britain and Ireland (wie der Staat nunmehr hieß) wurde aber erſt mit dem neuen Jahrhundert, im J. 1801 den 2ten Februar, eröffnet. So ward das große Werk der Union durch Pitts Klugheit, Beharrlichkeit und Mäßigung den 2ten Juli 1799 vollendet, und Lord Bacons Wort erfüllt: „England, Schottland und Irland zu einem Staate verbunden, würden ein Kleeblatt ſeyn, wie es kein König in ſeiner Krone trage."

Jetzt erwartete den Miniſter ein neuer Angriff im Parlamente. Bonaparte hatte am Ende des J. 1799 und 1800 friedliche Eröffnungen an England gemacht, die von des Königs Miniſtern zurückgewieſen worden waren. Die Oppoſition, beſonders Erſkine, klagte ſie daher an als die Urheber und Beförderer des Kriegs. Nun erfolgte eine wichtige ſtaatsrechtliche Unterſuchung über die Gründe des Kriegs, in wie fern England oder Frankreich ihn verſchuldet, und warum erſteres die Vorſchläge der letztern Macht verwerfen müſſe. Die ſtrengſte Neutralität Englands vor dem Kriege ward als erwieſen anerkannt; Frankreich trage allein die Schuld deſſelben, und dennoch wolle es Alles, was die Republik im Kriege erobert, als unzertrennlich anſehn, ſo daß davon bei den Unterhandlungen gar nicht die Rede ſeyn ſolle! Pitt ſetzte mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, und mit der größten Klarheit die Grundſätze der franzöſiſchen Revolutionspolitik auseinander. „Die Unſicherheit der franzöſiſchen Regierung ſey eine Urſache mehr geweſen, warum das brittiſche Cabinet die Anträge des erſten Conſuls abgewieſen." Er bezog ſich dabei auf Boulay de la Meurthe's merkwürdige Rede, der ſelbſt die Verbrechen und die Treuloſigkeit der bisherigen Gewalthaber in Frankreich geſchildert, wie ſie keinen Vertrag erfüllt, und wie das Directorium eigenmächtig, ohne den geſetzgebenden Rath, Alles entſchieden und Alles verwirrt habe; und deſſen ungeachtet behaupte derſelbe Redner: „die Revolution vom 18ten Brumaire

sey durch moralische und constitutionelle Mittel längst vorbereitet worden!" — Ueberhaupt konnte die geschminkte Logik der französischen Staatsredner wohl nirgends mehr in ihrer frechen Blöße erkannt und verachtet werden, als in England, wo gründliches Denken Charakterzug der Nation ist. Pitt entwarf damals in treuen Zügen den innern Zustand der französischen Republik; auch zergliederte er die Diplomatik des ersten Consuls. „Wie wenig es ihm Ernst seyn könne um einen allgemeinen Frieden, den England zugleich mit seinen Verbündeten abzuschließen sich geneigt erklärt, da er nun ein zweites Mal auf einen Separatfrieden mit Großbritannien angetragen. Wisse das Haus nicht, daß Napoleon Bonaparte nur darum den Separatvertrag mit Oesterreich zu Campo Formio abzuschließen geeilt, um sich an die Spitze der Armee von England zu stellen, und an den Ufern der Themse das Gesetz des Friedens vorzuschreiben; und doch habe man sich nicht entblödet, jenen Tractat dem Hause als einen Beweis der friedlichen Gesinnungen des feindlichen Generals vorzustellen! Ob sie denn Berthiers und Monges Wort, das sie vor dem Directorium ausgesprochen, vergessen hätten? jenes Wort: „das Königreich Großbritannien und die französische Republik können nicht neben einander bestehn!" Pitt ging hierauf das politische Betragen des ersten Consuls seit seinem Erscheinen auf der Bühne der Politik und des Kriegs bis jetzt durch. „Habe er nicht der Constitution vom dritten Jahre, welche er unter Barras durch sein Schwert gegründet, zwei Mal wenigstens Treue geschworen, und sie dennoch jetzt selbst umgestoßen?" Der Minister schloß endlich, daß der Mann, der so als Bürger gegen sein Vaterland, so als Feldherr und Staatsmann in Italien, Deutschland, Holland und in der Schweiz gehandelt, keine Sicherheit für die Beobachtung der Tractaten darbiete.

Allein auch Englands Zustand wurde immer beunruhigender. Die Getreidetheurung veranlaßte tumultuarische Auftritte; für den Minister, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, wahrlich ein bittrer Vorwurf! Doch Pitt schlug Prämien auf die Korneinfuhr vor, und dieses Uebel wurde bald entfernt. Er suchte hierauf die Emancipation der irländischen Katholiken, ob er gleich diese gewöhnliche Bezeichnung der großen Streitfrage nicht billigte, durch Aufhebung der alten Testacte und die Einführung eines neuen Testgesetzes zu befördern, so eif-

rig er übrigens selbst der anglicanischen Kirche aufrichtig ergeben war; allein der König beharrte dabei, daß sein Gewissen ihm nicht erlaube, von der beschwornen Verfassung der englischen Kirche abzuweichen, und verwarf die Vorschläge seiner Minister. Diese glaubten, unter diesen Umständen ihren Stellen schicklich entsagen zu müssen; doch erklärte sich Pitt, bis zur Zusammensetzung des neuen Ministeriums auf seinem Posten zu bleiben, und für die Wege und Mittel zu den Ausgaben des laufenden Jahrs Sorge zu tragen. Auch hatte er damals gegen die Absicht der nordischen bewaffneten Neutralität erklärt, daß England seinen Seerechten um so weniger entsagen könne, da jener Bund der nordischen Mächte ihren mit England bestehenden Verträgen nicht angemessen wäre. Bei der Stellung Frankreichs gegen England war es natürlich, daß letzteres sein Gegengewicht auf dem Meere nicht aufgeben wollte. Hierauf legte Pitt am Schlusse seines fast achtzehnjährigen Ministeriums das Budget vom J. 1801 vor. Er gestand, daß der Ertrag der Einkommentaxe seiner Erwartung nicht entsprochen, indem sie statt auf 10 Millionen nur zu 6 Millionen zu berechnen sey; doch schlug er ihre Beibehaltung vor. Sie ist seitdem jährlich im Ertrage gestiegen, und wurde ein Jahr nach Pitts Tode auf mehr als 11 Mill. Pf. St. berechnet. So ward auch hierin Pitts Plan gerechtfertigt. Uebrigens ergab sich aus den Angaben der Staatseinkünfte, daß die Hülfsquellen des Staats sich vermehrt hatten, und daß die gewöhnlichen Einkünfte gestiegen waren.

Nach diesen Verhandlungen, in welchen er die Stimmenmehrheit des Hauses bis zum letzten Augenblicke seiner Verwaltung behauptet hatte, legte Pitt sein Ministerium den 14ten März 1801 nieder, worauf Addington als erster Lord und Canzler der Schatzkammer an seine Stelle trat. Das neue Ministerium war, zum großen Verdrusse der Opposition, von Freunden des Pittischen Systems und zum Theil von Männern, die sich in Pitts Schule gebildet hatten, zusammengesetzt. Pitt selbst versprach Addingtons Verwaltung zu unterstützen. Grey trat indeß, um die Volksgunst desselben zu erschüttern, mit dem schon mehrmals von ihm vergebens gemachten Antrage auf, daß man den Zustand der Nation untersuchen solle. Er fand in Pitts bisheriger Verwaltung Alles verdammungswürdig, und klagte Pitt und seine Collegen als die Ursache des Unglücks von Europa an. Ihn unterstützte Whit-

Jahr. Friedrich Wilhelm hatte durch Sparsamkeit die Mittel zu den Kriegen Friedrichs des Großen vorbereitet. Als dieser 1740 in's Leben trat, war er die Hoffnung von Preußen, ja von ganz Deutschland. Er war ein Mann, der sich selbst und seinem Lande Ehre machen wollte. Er war ein Mann, der sich selbst und seinem Lande Ehre machen konnte, denn er war ein Regent, der Verstand hatte, der Geld und Soldaten hatte, der Ehrgeiz hatte, der Ruhm und Größe liebte, der Gelegenheit hatte, sich beides zu verschaffen durch Kriege. — Der Ehrgeiz ist eine Leidenschaft, die sich nicht tadeln läßt, wenn sie sich nur in den Schranken der Gerechtigkeit hält. Ehrgeiz ist es, der den Menschen zu großen Thaten treibt, Ehrgeiz war es, der Friedrich den Großen zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Napoleon zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Wellington zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Blücher zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Radetzky zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Wrangel zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Moltke zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Bismarck zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Roon zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Manteuffel zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Werder zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Goeben zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Steinmetz zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Alvensleben zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Kameke zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Hindersin zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Tümpling zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Bonin zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Stolberg zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schwerin zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Hiller zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Hartmann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Kummer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schmidt zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Müller zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Meyer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Lehmann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schulze zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schulz zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Krause zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schneider zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Fischer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Weber zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Meyer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Wagner zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Becker zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schulze zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Hoffmann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schäfer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Koch zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Bauer zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Richter zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Klein zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Wolf zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schröder zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Neumann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schwarz zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Zimmermann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Braun zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Hartmann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Krüger zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schmitt zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Werner zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schmitz zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Krause zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Meier zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Lehmann zu seinen Kriegen trieb. Ehrgeiz ist es, der Schmidt

aus seinen beiden Bestimmungsstücken besteht. Es kann nehmlich der Begriff von einem Ganzen, welches aus zwey Stücken besteht, auf zweyerley Art gedacht werden, nehmlich entweder durch Begriffe, oder aus Begriffen. Auf die letztere Art kann man sich ein Ganzes nur alsdann denken, wenn man sich die Stücke, aus welchen es besteht, vorher gedacht hat. Wenn man sich also ein Ganzes durch Begriffe denken will, so muß man sich die Stücke, aus welchen es besteht, vorher durch Begriffe denken. Ein Ganzes, welches aus zwey Stücken besteht, kann man sich durch Begriffe nur alsdann denken, wenn man sich die Stücke, aus welchen es besteht, durch Begriffe denken kann. Ein Ganzes, welches aus zwey Stücken besteht, kann man sich durch Begriffe nicht denken, wenn man sich die Stücke, aus welchen es besteht, durch Begriffe nicht

Ehe und Ehe.

Ehe und Ehe.

Ehe und Ehe.

auch Hahn die Lehren der Kirche, auf die Hilfe und die Fürbitte Mariä, Josephs und der Heiligen, auf den Besuch der Kirchen und Wallfahrtsorte und auf andere Dinge, welche die Katholiken glauben und thun, und er hat sich dadurch, wie er selbst sagt, „in den Augen der Protestanten lächerlich gemacht“. Er hat sich ferner, wie er selbst sagt, „in den Augen der Katholiken lächerlich gemacht“, da er seine Ueberzeugung bei Gelegenheit der Feier des Geburtsfestes des Königs Ludwig I. von Bayern, welches in Rom in der Kirche S. Maria in Aracoeli gefeiert wurde, in einer Predigt aussprach, welche er in Gegenwart des Königs und seiner Gemahlin, des Prinzen Luitpold und seiner Gemahlin, des Prinzen Adalbert, des Prinzen Otto, des Prinzen Karl, des Prinzen Heinrich, des Prinzen Leopold, des Prinzen Arnulf, des Prinzen Alfons, des Prinzen Ludwig, des Prinzen Franz, des Prinzen Georg, des Prinzen Rupprecht, des Prinzen Wilhelm, des Prinzen Heinrich, des Prinzen Ludwig Ferdinand, des Prinzen Adalbert, des Prinzen Karl Theodor, des Prinzen Max Emanuel, des Prinzen Karl Anton, des Prinzen Ludwig Wilhelm, des Prinzen Max Joseph

ren. Hierbei machte er haben den Wunsch zu äußern, daß die Gesetzgebung nicht zu viel Gesetze erlasse, sondern sich auf das Nothwendigste beschränke.

Auch sind Vorschläge zur Verbesserung der Gesetzgebung gemacht worden. Es ist z. B. vorgeschlagen worden, daß bei Erlaß eines Gesetzes, welches Strafen androht, die Höhe der Strafe bestimmt werden soll, und daß nicht, wie jetzt, dem Richter ein Spielraum gelassen werde, innerhalb dessen er die Strafe bestimmen könne. Ferner ist vorgeschlagen worden, daß bei Erlaß eines Gesetzes, welches Strafen androht, auch die Absicht, welche der Gesetzgeber bei Erlaß des Gesetzes gehabt habe, ausgesprochen werden solle

Bekanntschaft machen, kann man, wo nur sein Blick hin, nur auf sich selbst zurückkommen. Wenn man sich nun aber auf sich selbst zurückkommen sieht, so ist es nicht zu verwundern, daß man sich mit Wohlgefallen betrachtet, daß man sich selbst liebt, daß man sich selbst für das Höchste hält, was man kennt, und daß man sich selbst anbetet. Wo dieses sich anbeten nicht ist, da ist es nur, weil man sich selbst nicht kennt, weil man sich selbst nicht sieht, weil man sich selbst nicht findet, weil man sich selbst nicht hat. Wo dieses sich anbeten ist, da ist es, weil man sich selbst kennt, weil man sich selbst sieht, weil man sich selbst findet, weil man sich selbst

über die höchsten Staatsbeamten ausübt. Man kann hieraus auf das unantastbare Betragen Pitts schließen, da seine Gegner nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn bringen konnten. Pitt betrug sich auch bei dieser Gelegenheit männlich und fest. Hätte das Haus seinen Rath befolgt, und einem geheimen Ausschuß die Untersuchung jener Anzeige, die den Grund von Melville's Anklage enthielt, übertragen, so würde der Beschuldigte sich haben vertheidigen können; allein die Abstimmung über Pitts Antrag war für und wider gleich, und des Sprechers Stimme entschied in solchem Falle, nach einem merkwürdigen Herkommen, gegen den Minister*). Pitt achtete die auf solche Art erklärte Gesinnung des Hauses so sehr, daß er selbst dem König rieth, den Lord Melville, welcher bereits sein Amt als erster Lord der Admiralität niedergelegt hatte, aus der Liste seiner geheimen Räthe auszustreichen. Dieß war schicklich und recht; ein des Impeachment von der Nation schuldig befundener Staatsmann konnte nicht im geheimen Rathe des Monarchen sitzen. Pitt selbst bestand nun auf der Form eines Impeachment, um die Sache zu untersuchen. Dies war die letzte Streitfrage an der er Theil nahm, (den 25sten Juni 1805). Leider erlebte er die völlige Freisprechung seines Freundes nicht; sonst würde er eben so männlich für seine ehrenvolle Wiederherstellung gewirkt haben.

Bei dieser Gelegenheit stimmte die Addingtonsche Parthei gegen Pitt, und das Persönliche, was dabei im Spiele war, zeigt Pitts Charakter in seinem reineren Lichte, so daß wir es aufführen müssen. Addington, oder Viscount Sidmouth war Lord-Präsident des Staatsraths, an des Herzogs von Portland Stelle, geworden. Da nun Lord Melville seine Stelle als erster Lord der Admiralität aufgegeben hatte, so empfahl Lord Sidmouth seinen Freund Lord Buckinghamshire dem Minister Pitt zu jenem Posten; allein Pitt antwortete, daß er bereits einen Mann von Erfahrung und Kenntniß (wie sie der von

*) Gifford macht bei dieser Gelegenheit die gegründete Bemerkung, daß, so achtungswerth dieses Herkommen sey, es doch nicht in einer Criminal- oder Justizsache auf die Stimme des Sprechers Einfluß haben solle. — Wer übrigens noch zweifeln kann, daß in England wahre Freiheit zu finden sey, der wird selbst in diesem Acte der Ungerechtigkeit die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit erkennen.

Gewandt antworten soll oder nicht, entscheiden. Wenn Jemand Ihnen eine Frage vorlegt, so sagen Sie Ihre Meinung, aber bedenken Sie, daß Sie nicht immer Recht haben können, und daß Sie sich nicht ärgern dürfen, wenn Ihre Meinung nicht angenommen wird. Sie können sich nicht ärgern, wenn Sie nicht Recht haben, und Sie haben nicht Recht, wenn Sie sich ärgern. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie ruhig, ohne Heftigkeit, ohne Leidenschaft, ohne Eigensinn. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie bescheiden, ohne Anmaßung, ohne Selbstüberhebung, ohne Selbstgefälligkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie kurz, ohne Weitschweifigkeit, ohne Wiederholungen, ohne Abschweifungen, ohne Ausschmückungen. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie klar, ohne Dunkelheit, ohne Zweideutigkeit, ohne Verwirrung, ohne Verschleierung. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie wahr, ohne Lüge, ohne Verstellung, ohne Heuchelei, ohne Schmeichelei. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie gut, ohne Bosheit, ohne Neid, ohne Verleumdung, ohne Spott, ohne Hohn, ohne Schadenfreude. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie gerecht, ohne Parteilichkeit, ohne Vorurtheil, ohne Leidenschaft. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie liebevoll, ohne Härte, ohne Grausamkeit, ohne Unbarmherzigkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie weise, ohne Thorheit, ohne Unbesonnenheit, ohne Leichtsinn. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie vorsichtig, ohne Unklugheit, ohne Unvorsichtigkeit, ohne Unbedachtsamkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie ehrerbietig, ohne Unverschämtheit, ohne Frechheit, ohne Grobheit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie ehrlich, ohne Falschheit, ohne Hinterlist, ohne Tücke, ohne Arglist. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Ernst, ohne Leichtfertigkeit, ohne Frivolität, ohne Oberflächlichkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Würde, ohne Niedrigkeit, ohne Gemeinheit, ohne Pöbelhaftigkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Anstand, ohne Unanständigkeit, ohne Unschicklichkeit, ohne Ungeziemlichkeit. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Sanftmuth, ohne Wuth, ohne Zorn, ohne Rachsucht, ohne Grimm. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Geduld, ohne Ungeduld, ohne Hitze, ohne Heftigkeit, ohne Ungestüm. Wenn Sie Ihre Meinung sagen, so sagen Sie sie mit Mäßigung, ohne Uebertreibung,

möglich von der Politik des hannöverschen Cabinets sich erhalten müsse. Fox war indeß der entgegengesetzten Meinung. Allein der traurige Preßburger Friede schlug Pitts letzte Hoffnungen nieder. Kurz zuvor hatte er Lord Harrowby nach Berlin gesandt, um den König von Preußen zum Beitritt zu dem allgemeinen Bunde gegen den französischen Kaiser zu bewegen. Nur zur See gelang es brittischen Waffen, überall obzusiegen. Nelson besiegelte den Sieg von Trafalgar mit seinem Leben; die spanische und die französische Seemacht waren vernichtet. In Ostindien hatte Lord Wellesley das brittische Reich durch eine kühne und weise, mit Siegen gekrönte Politik binnen siebenjähriger Verwaltung dauerhaft befestigt und erweitert. Doch diese Triumphe vermochten nicht Pitt's Lebensflamme anzufachen.

Er hatte von seinem Vater einen podagrischen Körper geerbt. Der Genuß des Portweins, durch den er sich anspannte, und anhaltendes Arbeiten, vorzüglich die geistige Anstrengung aller Kräfte in dem hartnäckigen Kampfe mit der Opposition, hatten seine Gesundheit zerrüttet. Schon seit vier Jahren litt er an Magenschwäche, und an Mangel an Verdauung; hieraus entstand ein fortwährendes Uebelbefinden und eine Aengstlichkeit, welche das Uebel nur vermehrte. Man rieth ihm nach Bath zu gehn, dessen Heilquellen ihm früher schon gute Dienste geleistet hatten. Als er aber im December 1805 nach Bath gegangen war, bekam er, bei gänzlichem Mangel an Eßlust, Anfälle von Gicht. Er kehrte daher nach London zurück. Die Aerzte fanden nur Schwäche in seiner Krankheit, und glaubten, er könne durch Ruhe in wenig Wochen wieder hergestellt werden. Diese ward ihm aber nicht zu Theil. Lord Castlereagh und Lord Hawkesbury erhielten von den Aerzten die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Man unterhielt sich von Staatssachen, und wahrscheinlich von der Auflösung der Allianz in Folge des Friedens von Preßburg. Diese Unterredung griff Pitt sehr an, und von dem Tage an, den 13ten Januar, schwanden seine Kräfte immer mehr. Der Bischof von Lincoln, sein ehemaliger Lehrer zu Cambridge, verließ ihn nicht, und besorgte alle Geschäffte. Endlich erklärten die Aerzte den 20sten Januar seine Umstände für bedenklich, nachdem sie bis dahin schlechterdings verboten hatten, gegen Pitt von Gefahr zu sprechen. Nun wandte sich der Bischof zu Pitt, sagte ihm die Meinung der Aerzte, und fragte ihn, ob er mit ihm beten

und die Sacramente empfangen wolle? Pitt sah ihn einige Augenblicke sehr ernsthaft an, wandte sich darauf, vollkommen gefaßt, zum Arzte und sprach langsam: wie lange glauben Sie, daß ich noch leben kann? Der Arzt äußerte einige Hoffnung; aber ein fast unmerkliches Lächeln in Pitts Gesichtszügen verrieth, wie wenig er selbst daran glaube. Er wandte sich darauf zum Bischof: „ich fürchte, daß ich, wie nur zu viel andre Menschen, das Gebet zu sehr vernachlässigt habe, als daß ich hoffen dürfte, daß es auf dem Sterbebette von Wirkung seyn sollte; doch — und mit diesen Worten erhob er sich, seine Hände mit großer Inbrunst faltend: „ich begebe mich ganz — das letztere Wort sprach er mit großem Nachdruck aus — in die Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienst Christi!" Der Bischof las ihm hierauf Gebete vor, an welchen Pitt mit frommer Demuth Theil nahm. Er wiederholte ausdrücklich, daß er fühle, wie unwürdig er sey, vor Gott zu erscheinen; er lehnte jedes Verdienst von sich ab, doch sprach er mit einem ruhigen, vorwurfsfreien Bewußtseyn. Er bezeugte vor dem Bischof die Festigkeit seiner religiösen Grundsätze, und bekannte: „daß es stets sein Wunsch und sein Bestreben gewesen, rechtlich zu handeln, und seine Pflicht gegen Gott und die Welt zu erfüllen; doch fühle er wohl seine Irrthümer und Gebrechen; er erklare seine Ergebung in den Willen Gottes, und sterbe in Frieden mit allen Menschen!" — Dies alles sprach er in Gegenwart seiner Bedienten. In Ansehung seiner Familienangelegenheiten wünschte er, daß seinen Nichten ein Jahrgeld von 1000 bis 1500 Pfund Sterlinge gegeben werde, wenn die Nation glaube, daß man seiner langen Dienstzeit dieß bewilligen könne. Auch für Lady Hester und Mrs. Stanhope zeigte er viel Sorgfalt; doch beruhigte ihn die Vorstellung, daß sie einen Vater hätten. Da er nicht selbst leserlich schreiben konnte, so dictirte er dem Bischof, wie er es mit seinen Papieren gehalten wissen wollte, und unterzeichnete die Schrift. Dieß alles erschöpfte ihn sehr; er litt den folgenden Tag an Brustbeklemmung; behielt jedoch sein Bewußtseyn bis an seinen Tod, der am 23sten Januar des Morgens nach 4 Uhr, an demselben Tage, wo er vor 25 Jahren Mitglied des brittischen Senats geworden war, ohne Schmerz und Kampf erfolgte. Daß sein letztes Wort: o mein Vaterland, mein Vaterland! gewesen, wird von Gifford nicht bestätigt.

Am 27sten Januar beschloß das Haus der Gemeinen, den König zu ersuchen, die Veranstaltung zu treffen, daß William Pitt auf öffentliche Kosten beerdigt und daß diesem vortrefflichen Staatsmann auf Kosten des Hauses ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet werde, mit einer Inschrift, welche das Gefühl der Nation bei einem so großen und unersetzlichen Verlust bezeuge. Dieses feierliche Begräbniß erfolgte am 22sten Februar. Es war ein Trauerfest der Nation über einen Mann, welchen selbst Fox beweinte. Die ausgezeichnetsten Manner aus allen Ständen folgten dem Zuge: die Herzoge von York, Cumberland, Kent und Cambridge, die mehrsten in London anwesenden Glieder des Ober- und Unterhauses, und eine ungeheure Zahl der Verehrer des Verstorbenen. Die Achtung der Zeitgenossen, unter welchen fast nur der einzige Windham von dem Todten unwürdig zu sprechen sich erlaubte, ehrte sein Andenken durch eine Denkmünze, mit der aus Shakspeare entlehnten Inschrift: „Er war ein Mann, dessen Gleichen wir, Alles in Allem genommen, nicht wieder sehen werden." — Pitt liegt in der Westminsterabtei begraben. Auch beschloß das Haus am folgenden 3ten Februar, den König zu bitten, die Summe von 40,000 Pf. St. auf Rechnung des Hauses vorzuschießen, um davon die Schulden, welche William Pitt hinterlassen, und für welche sein Eigenthum nicht zureiche, zu bezahlen, indem das Haus wünsche, jeden Beweis von Achtung und Ehrfurcht dem Andenken William Pitts zu weihen.

Pitt hatte ein Vermögen von 13,000 Pf. St. gehabt. Ehe er in das öffentliche Leben eintrat, überstiegen seine Ausgaben seine Einnahme nicht. Aber die unverhältnißmäßig geringe Besoldung bei den großen mit seiner Lage verbundenen Ausgaben, und der Mangel an Aufmerksamkeit auf seine Privatangelegenheiten, was bei der Verwaltung eines großen Reichs sehr natürlich war, hatte ihn immer tiefer in Schulden gestürzt. Daher mußte er am Ende seiner langen Amtsverwaltung sein Landgut verkaufen. Das Amt eines Oberaufsehers der fünf Häfen, welches er um diese Zeit annahm, konnte nicht als eine Vergütung seiner Aufopferungen betrachtet werden. Er lebte nie verschwenderisch. Die einzige außerordentliche Ausgabe in seinem Haushalte betraf die Einrichtungen zu Walmer und Holwood, wo er allein Erholung fand, wenn er auf Stunden von seinen

Amts-

Amtsarbeiten ausruhen wollte. Dieses Vergnügen war eben so schicklich als edel für einen großen und tugendhaften Mann, der nie zerstreuenden Gewohnheiten sich hingab, noch in unerlaubten Genüssen ausschweifte. Sein Umgang beschränkte sich auf wenige Freunde, in deren Mitte er sehr liebenswürdig war. Oeffentlich erschien er kalt und feierlich. Stets gleichmüthig, gab er sich weder der Freude, noch dem Schmerze hin. Er wußte sich zu beherrschen; aber sein feuriges Auge sprach aus, was sein Inneres bewegte.

So lebte Pitt, höchst einfach in seinem Hause, wo der Biograph wenig über ihn sagen kann, ganz seinem Berufe und dem Staate treu. Bewiese auch nichts anderes seine Größe als Staatsmann, so wäre schon dieß ein gültiger Beweis, daß die Bewunderung seiner Nation, so lange er wirkte, zwischen ihm und Fox sich theilte, und daß sein großer Nebenbuhler, dem er auch seiner Seits Gerechtigkeit widerfahren ließ, zuletzt Pitts außerordentliche Eigenschaften und Verdienste selbst anerkannte. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen sein Vaterland, und die unabhangige Richtung einer rastlosen Thätigkeit auf ein großes, umfassendes, heilbringendes Ziel bezeichnen Pitts öffentlichen Charakter. „Begeisterte Liebe für sein Vaterland", urtheilt Bredow, „machte gewissermaaßen sein Genie. Sie gab ihm Plane ein, deren Umfang und Kühnheit wir nicht ohne Bewunderung betrachten können". — Sein Verdienst ist um so größer, je mehr sich ihm innere und äußere Feinde entgegenstellten, und je furchtbarer, größer und zahlreicher diese Feinde waren. In solch einer Lage war es natürlich, daß, wenn Pitt nicht unterliegen sollte, die Krone ein stets steigendes Uebergewicht im Parlamente behaupten mußte. Pitt war nach Walpole (von 1721 bis 1742) der zweite Minister, der sich so lange, fast 20 Jahre, auf seinem Posten durch Behauptung der Majoritat erhielt. Unvergeßlich bleibt, was er bewirkte, und was er vorbereitete. Daß er in den Zeiten der Gefahr einer Parlamentsreform sich widersetzte, war weise. Gesetzt, sie gelang ohne Umsturz des Ganzen; war man sicher, daß die Wahl auf Würdige fiel? In der Geschichte des brittischen Handels und der brittischen Seemacht ist sein Leben der wichtigste Zeitabschnitt. Er ersetzte den Verlust der amerikanischen Colonien durch vielfache Erweiterung aller Handelswege. Er knüpfte die

Verfassung immer fester an den National- und Staatscredit. Das Anleihesystem ward durch ihn der Cement der Staatsform, und zugleich der nothwendige Grund des Fortschreitens des Nationalwohlstandes. Nichts ist einfacher, als seine Finanzverwaltung, so einseitig auch Hamilton und Say sie bekritteln mögen; er brachte zuerst Klarheit in das Budget, so daß jeder das Ganze übersehen und beurtheilen konnte, wodurch er eben so viel Zutrauen erweckte, und den Credit des Staats auf eine ungewöhnliche Höhe erhob. Darum gelangen seine Entwürfe mit den Handels-Schatzkammerscheinen, mit dem Tilgungsfonds, mit der Unterbrechung der Geldzahlungen bei der Bank, und mit dem System der Kriegstaxen. Selbst seine Feinde, wie Grey, Sheridan, die ihm jedes andre Talent absprachen, gestanden ihm den Ruhm zu, Englands größter Finanzminister zu seyn; zugleich erkannten sie mit Hochachtung die uneigennützige Redlichkeit an, und die unwandelbare Unbestechlichkeit, mit der er das Vermögen des Staats verwaltet habe. Sein Grundsatz, nie Beschlag auf fremdes Eigenthum in öffentlichen Fonds zu legen, oder Einkünfte-Steuern von diesen Renten zu erheben, hat den Credit der Londoner Bank erhalten, die baaren Geldzuflüsse aus dem Auslande, selbst zuletzt noch aus Frankreich im J. 1815, vermehrt, und dadurch den Wechselcurs verbessert. Die Leichtigkeit, mit welcher Pitt die verwickelten Staatsgeschäffte des Innern verwaltete, setzte selbst die geübtesten Geschäfftsmänner in Erstaunen. Sein Kopf umfaßte jeden Zweig des Ganzen in allem Einzelnen mit solcher Sicherheit der Erfahrung, daß jeder, welcher ihm in irgend einem Theile folgen und die eindringende Gründlichkeit seiner Kenntnisse beurtheilen konnte, ihn bewundern mußte. Hr. Taylor von Manchester, bekannt als der größte Kenner des englischen Manufacturwesens, um welches Pitt sich die ausgezeichnetsten Verdienste erworben hatte, kam in wichtigen Angelegenheiten als Bevollmächtigter der Manufacturisten zu ihm, und erstaunte nicht wenig, als er ihn mit diesem Zweige der Nationalindustrie in einem Grade vertraut fand, den sich nur selten die, nigen erwerben, die daraus das Hauptgeschäfft ihres Lebens machen. — Die Schuldenlast, welche der Krieg auf die Nation wälzte, kann ihm kein Vorwurf seyn; denn er hatte durch weise Beförderung der Nationalökonomie den allgemeinen Wohlstand so sehr gehoben, daß die Nation die größten Lasten zu er-

tragen vermögend war, indem er alle Anleihen von dem Handelsüberflusse seiner Mitbürger verlangte. Nicht weniger groß war sein Verdienst um den Staat durch die von ihm eingeleitete Controle für die ostindischen Angelegenheiten und durch die Union Irlands mit Großbritannien. Aber mehr als Alles beurkundet seine Größe und seinen Anspruch auf Unsterblichkeit die Kraft, mit welcher er in das Rad der französischen Revolution eingriff. „Niemand wird", sagt der einsichtsvolle Beurtheiler seiner Reden in einer gelehrten Zeitschrift*), „diese Sammlung ohne die festeste Ueberzeugung aus der Hand legen, daß außer Pitt schwerlich Jemand den Britten diese Beharrlichkeit im Kampfe würde haben mittheilen können. Man wird auf's lebendigste davon überzeugt, daß nur ein so außerordentlicher Mensch, wie Pitt, es wagen, und daß nur ihm es gelingen konnte, in dem Hause, bei dem brittischen Volke und in Europa den Feinden aller bürgerlichen Ordnung sich zu widersetzen. Nur er hat mit sehr Wenigen vom Anfang an die große Gefahr übersehen und gehörig gewürdigt." — Als Minister war er nichts weniger als ein Feind besserer Einrichtungen. Nur, wo er keinen Nachtheil sah, wollt' er immer nur an das Bestehende und Herkömmliche das Neue und Zweckmäßigere anknüpfen; drohte aber der Verfassung, dem Ganzen Gefahr, da faßte er rasch die wirksamsten Entschlüsse; da wußt' er die kühnsten Abänderungen kräftig durchzusetzen. Als Mensch im Leben gut und mild, war er kalt und hart, wenn es große Maaßregeln galt. Darum wurde das aufrührerische, mit dem Feinde in Verbindung getretene Irland im J. 1798 mit solcher Strenge behandelt und unterworfen. — Den ersten aller politischen Grundsätze, das Neue, und sey es in der Idee auch noch so wahr, nicht plötzlich noch gewaltsam dem widerstrebenden, durch sein Privatinteresse gereizten Volksgeiste aufzudringen, hatte Pitt durch seinen praktischen Verstand, Burke durch seinen Tiefsinn erkannt; beide sahen aber auch die Fälle, wenn davon, aus höheren Rücksichten, abzuweichen sey. Darum erzwang er nicht die Abschaffung des Negerhandels und die Reform des Parlaments: dieß würde vielleicht die noch nicht hinreichend aufgeklärte öffentliche Meinung verwirrt, und ihn außer Stand gesetzt haben, zu

*) Gött. Gel. Anz. 1815, 4. Nov. St. 176.

den dringendsten Rettungsmitteln, wie die Einkommentaxe, die Unterbrechung der Metallzahlung, die Vertagung der Habeas-Corpus-Acte und zu ähnlichen strengen Maaßregeln die öffentliche Zustimmung zu gewinnen. Denn in allen Staatseinrichtungen ist es nicht die Sache allein, sondern auch die Zeit, worauf es ankommt. Man muß daher den Verstand bewundern, mit dem er die Vorschläge Anderer prüfte und die seinigen begründete, so wie die Klugheit und die Kraft des Charakters, mit welcher er handelte. Dieß nur erklärt, wie er allmählig von der ersten Erhöhung der üblichen Verbrauchssteuern bis zur Abgabe von 10 Procent vom Einkommen, und wie er von der ersten Aufhebung der Acte der persönlichen Freiheit bis zur Beschränkung geselliger Freuden fortschritt: furchtbare Mittel, ohne welche aber England und Europa nicht zu retten waren! Bei solchem Verfahren in solchen Zeiten konnte Pitt die Volksgunst nie so gewinnen, wie sein großer Vater. Er betrug sich gegen die Menge, welcher er die Verblendung nachsah, sehr schonend. Man erzählt, daß er einst vom Pöbel verfolgt und mißhandelt, in seiner Hausthüre sich gegen denselben umwandte und sich verbeugte. „Es ist wahr", sagte er beim Eintritt in das Haus, „das Volk muß ungeheure Lasten tragen." Auch war er von dem Hochmuthe frei, womit nicht selten mächtige Minister auf verdiente Männer und ihre Ideen herabsehen. In der Rede am 17. Febr. 1792 über die öffentlichen Ausgaben und Einkünfte sprach er mit der größten Achtung von Adam Smith. Hatte er doch, trotz seines gerechten Hasses gegen die metaphysischen Politiker seiner Zeit, die Idee zum Tilgungsfonds von einem der wildesten aus ihrer Mitte entlehnt! Doch ist es wahr, daß er gegen die Mitglieder der Opposition, besonders gegen Fox, gewöhnlich mit Spott und Bitterkeit sprach, so daß er oft zur Ordnung in der Versammlung zurückgerufen werden mußte; auch ist ein hochfahrendes, eigensinniges Wesen, wodurch er sich am meisten schadete, nicht zu verkennen. Er war unduldsam streng, selbst gegen seine Freunde, wenn sie milder, als Er, verfahren wollten. Aber mit diesen Fehlern des Willens und der Form hing seine Festigkeit zusammen, wodurch er Alles rettete. Er hätte nicht die Stimmen-Mehrheit so lange behauptet, wenn nicht die Glieder des Parlaments begriffen hätten, er sey bei aller Schroffheit und Härte der Einzige, welcher den Untergang abwehren konnte. Allerdings unterstützte sein

Ansehn der Einfluß, welchen die Krone durch Aemter-Verleihung auf Einzelne ausübte: allein Bestechungen, die Unkunde oder Leidenschaft ihm vorwarfen, konnten nicht vorkommen, wo die Glieder jedes Hauses ein von der Regierung unabhängiges Einkommen von jährlich 6—8 Mill. Pf. St. besaßen. Ihn erhob sein Bewußtseyn über jeden Angriff auf seinen Charakter: „daß er sich selbst nicht treu bleibe, und daß er, einst der Verehrer der Freiheit des Volks, auf seinem Ministerposten, nur aus kalter, wilder Herrschsucht, der Verbesserung der Parlamentswahlen sich widersetze, und die altgewohnte Freiheit des Britten beschränke!" Auf die Gefahr selbst, von der Nachwelt verkannt zu werden, auf die Gefahr des Mißlingens seiner Entwürfe, setzte Pitt solchen Vorwürfen, und einem so schnöden, unter den Menschen aber nur zu gewöhnlichen Undank, bei einer so falschen Beurtheilung der öffentlichen Lage, nichts entgegen, als seine feste Ueberzeugung, den rechtlichen Sinn des Königs, die Treue seiner Freunde, und ein reines Gewissen. Er stand unerschüttert. Endlich, als der dritte Bund des festen Landes, auf den er die größten Hoffnungen mit sichrem Vertrauen gesetzt, durch unerhörte Niederlagen zerstaubte, da unterlag solchem Sturme nicht sein Geist, sondern sein Körper. Andre sind mit geringern Talenten in seine Fußtapfen getreten, und haben, da sie mehr vom Glück und den Fehlern des Feindes begünstigt waren, die Frucht seines Lebens geärntet. Möge diese, im politischen Leben oft wiederkehrende Erscheinung, ruft ein der Geschichte wohl kundiger Mann aus, möge Pitts Beispiel in ähnlicher Lage Niemanden abschrecken, unerschüttert fest zu stehn! Möge es vielmehr Jeden antreiben, den Undank der größeren Menge nicht zu achten, sondern nur um den Beifall einer bessern Nachwelt und der kleinen Schaar der Lebenden, die solche Tugend begreifen, zu werben! *)

*) Man findet diese Bemerkungen in der oben angeführten Recension in den Gött. gel. Anz. Ueber Flugschriften, welche, von der Gegenparthei geschrieben, Pitts Verwaltung und öffentliches Leben mit dem Vorwurfe, daß er das allgemeine Elend verschuldet, angriffen, hat bereits die Zeit gerichtet. Der Argus ist vergessen, so wie die in der Minerva 1806, Nr. 9—12 aus dem Engl. übers. Schrift: Zustand der brittischen Nation in Hinsicht ihrer auswärtigen Verhältnisse zu Anfange der Grenvill'-Fox'schen Administration.

Als Redner wurde er allgemein bewundert. Es war ein anziehendes Schauspiel, den jungen Pitt kalt und ruhig an seinem Platze stehn zu sehn, während Fox ihm gegenüber mit der Stimme eines Stentors und der Kraft eines Herkules das Haus erschütterte. Pitt sprach leicht, gut und so gewählt, daß jedes andere Wort die Harmonie oder die Kraft des Ganzen geschwächt haben würde; klar und gedrängt, doch erschöpfend, wenn er etwas beweisen wollte; heftig und rasch, mit glühendem Feuer, wenn er zürnend sich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. Er sprach dann gewöhnlich aus dem Stegreife, und hier wirkte er durch den Glanz seiner Rede eben so sehr auf die Einbildungskraft, als er das Urtheil fesselte durch die Kraft und Stärke seiner Beweise. Wie ein Strom riß seine Rede die Ueberzeugung mit sich fort. Einige seiner Parlamentsreden sind von seinen Freunden herausgegeben worden, und davon einige unter seiner eignen Aufsicht; diese letztern haben aber sämmtlich durch die von ihm gemachten Verbesserungen an Kraft und Geist verloren, was sie an Genauigkeit und Schärfe gewannen.

Die (oben angeführte) Sammlung seiner sämmtlichen Reden, welche der Herausgeber Hathaway einem Freunde des Verstorbenen William Wyndham, Lord Grenville gewidmet hat, ist unvollständig. Der Herausgeber stand mit Pitt in keiner Verbindung, und entlehnte die Reden aus Debrets, Woodfalls u. a. Zeitschriften. Doch fehlen von den bedeutenderen nur wenige, wie die über die Rüstungen gegen Katharina II. wegen Oczakow, und die über die Einstellung der baaren Zahlungen der Bank von England.

Als Mensch stand Pitt, ungeachtet der steilen Höhe, zu der er wie ein Fels mitten in der wilden Brandung sich erhob, doch nicht so einsam da, als man nach seiner Kälte und der unbiegsamen, oft eigensinnigen Strenge seines Charakters wohl glauben möchte. Seine Feinde, wie seine Verehrer, konnten die Stärke ihres Hasses oder ihrer Bewunderung nicht lebhaft genug ausdrücken. Jene hätten gern ihn auf das Blutgerüst geführt, diese ihm bei seinem Leben schon Ehrensäulen errichtet. Sein Geburtstag wurde in allen Theilen von England, selbst in Dublin, mit einem Hochgefühl gefeiert, das in Gesängen der Vaterlandsliebe noch fortlebt.*) Ihn selbst erfüllte ganz der

*) Vorzüglich in dem Liede: If hush'd the loud whirlwind, that ruffled the deep etc.

Gedanke, daß er ein Britte sey. Seine Leidenschaft war der Ehrgeiz für das Wohl des Staats. Dieser hatte schon in einem Alter, wo sich das Gemüth des Menschen nur den zarten innigen Empfindungen zu öffnen pflegt, sein Herz erhoben, alle Kräfte seines Geistes angespannt, und die Gewalt jedes andern Triebes zurückgedrängt. Er liebte die Gesellschaft nicht, und vernachlässigte daher sein Aeußeres, was bei seiner langen, hagern Gestalt besonders auffiel. Arbeiten war ihm leben; oft saß er bei den Geschäfften bis tief in die Nacht; nur die seltenen Stunden seiner Muße verlebte er mit wenigen Vertrauten, oder er verwandte sie auf das Lesen alter Schriftsteller. Er besaß eine gründliche Kenntniß der griechischen und römischen Literatur. Einst war in einem kleinen Cirkel gelehrter Männer, den Pitt, als er in den Privatstand sich zurückgezogen, bei sich versammelt hatte, vom Wharton'schen Theokrit die Rede. Man sprach über mehrere vorgeschlagene Verbesserungen des Textes. Bei der einen, die wegen ihres Witzes allgemeinen Beifall fand, beschämte der Erminister die gelehrten Sprachkenner durch die gegründete Bemerkung, daß sie gegen die Regeln der Metrik verstoße. Dabei war der große Mann im Umgang mit Andern bescheiden und einnehmend; er hörte Jedes Meinung aufmerksam an. Wer ihn im kleinen Kreise seiner Freunde zu beobachten Gelegenheit hatte, sprach von ihm mit Entzücken. Hier überließ er sich gern, als ein geübter „Punster", dem Vergnügen, Wortspiele zu machen. Seine Vertrauten rühmten seine Herzlichkeit, seine heitre Laune, seinen überströmenden Witz, und behaupteten, daß der größte Mann ihres Landes auch der liebenswürdigste sey.*) Treu gegen seine Freunde, wovon sein Verhalten gegen Lord Melville zeigt, und doch nicht schwach oder kurzsichtig gegen ihre Fehler, ward Niemand von ihnen mehr geliebt, als Er. Vergeblich suchten seine Feinde eine lächerliche Seite an ihm zu entdecken; der Beschuldigung aber, daß er im Genusse des Weins ausgeschweift habe, wird von glaubwürdigen Männern widersprochen, welche versichern, daß Wenige so mäßig gewesen, wie er. Nach dem Urtheile der Unterrichteten war sein Leben streng sittlich; und so wie er größere Tugenden besaß, so waren auch seine

*) Man höre hierüber einen unbefangenen Beobachter des öffentlichen Urtheils der Britten, den verst. Prof. Gödе in seiner Reisebeschreibung: England, Wales, Irland und Schottland. 2te A. Dresden 1806. 2r Th. S. 123.

Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menschheit ist. Die Nachwelt hat seinen Namen empfangen von den dankbaren Zeitgenossen. Er hat sich selbst ein bleibendes Denkmal gestiftet in Europa, wo er sein Vaterland vor revolutionärer Zerrüttung bewahrte, und größerem Wohlstand entgegenführte; und an den entlegenen Küsten Australiens, wo er durch die Gründung einer Ackerbau-Colonie zu Sidney Cove in Neusüd-Wales (im Jan. 1788) Verbrechern und Barbaren die Mittel bereitete, Menschen und Bürger zu werden. Das Denkmal aber, welches die Nation dem großen Sohne des großen Chatams in der Westminsterabtei errichtet hat, ward aufgedeckt im August 1815. Wenn die Gemeinde aus dem Chor zurückkommt, so hat sie den vollen Anblick desselben. Die Statue ist von weißem Marmor, und bekleidet mit dem Gewande des Canzlers der Schatzkammer; sein rechter Arm ist ausgestreckt, als wenn Pitt im Hause der Gemeinen redete. Zur Rechten steht die Geschichte, mit einem Buche in der Hand, in welches sie seine Verdienste aufzeichnet, und zugleich auf Pitt hinsieht. An dem Fußgestelle findet man folgende Inschrift: „Dieses Monument ist errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William, Grafen von Chatam, zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die großen Dienste, die er dem Staate geleistet, und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47sten Jahre seines Alters."

Rudolstadt 1816,

gedruckt in Dr. Carl Poppo Fröbels Hofbuchdruckerei.

Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Zweite Abtheilung.

Carl Theodor Körner

von

Amadeus Wendt,

Professor in Leipzig.

Mit

einer Einleitung des Herausgebers

Digitized by Google

Carl Theodor Körner.

Nicht der Reichthum ungewöhnlicher Ereignisse ist es nur, was, in der Geschichte hervortretend, das Gemüth anzieht, und den Geist beschäfftigt. Auch die Wirksamkeit mannigfacher Kräfte, das innere Leben, das in den Erscheinungen der Zeit sich verkündet, erweckt die lebhafteste Theilnahme aller tiefern Beobachter. Die bunte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten selbst gewinnt Einheit und Klarheit und ihre rechte Beziehung erst dann, wenn die in ihr wirkenden Kräfte in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und gewürdigt, und sie selbst wieder auf die höchste Alles schaffende Kraft bezogen werden. Zeiten, die durch außerordentliche Thaten und Ereignisse besonders ausgezeichnet sind, leuchten auch vorzüglich durch größere Fülle ungemeiner, über das gewöhnliche Maaß des Lebensganges gesteigerter Kräfte hervor, und es gewährt eine höchst anziehende Betrachtung, wie ein gewaltigeres oder edleres Streben, das ein Volk oder ein ganzes Zeitalter ergreift, manches schlummernde Leben erweckt, dem schon wachen eine folgereichere und entschiednere Richtung giebt, es zu erhöhter Thätigkeit begeistigt.

Von solchen Zeiten ist nicht blos in den Büchern alter Geschichte geschrieben; wir selbst durchlebten eine, die nicht blos an Begebenheiten, den Wirkungen des uner-

forschlichen Verhängnisses, sondern auch an Thaten, den Wirkungen freier, als Werkzeug in die höhere Ordnung der Dinge eingreifender Menschenkraft, reich ist, wie irgend eine der vergangenen. Erst die Nachwelt wird das Leben dieser Zeit vollständiger, als ein Ganzes, überschauen; wir haben ihr die treuen Berichte von den offenbar gewordenen Triebwerken desselben, wie die Thatsachen selbst zu überliefern.

Zwar keine der größern, keine der besonders in die Augen fallend und weithin wirkenden, aber doch eine der erfreulichern, lebendig hervortretenden Kräfte wird in dem Leben Carl Theodor Körners abgebildet. Der Jüngling gewann die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Liebe vieler Zeitgenossen, die Achtung seiner Mitbürger. Noch im Frühling seines Lebens starb er den Tod für Vaterland und Freiheit, für die heiligen Ideen, die sein treues Gemüth erfüllten, und vollendete schon in dem Alter, da die Meisten das öffentliche Leben erst beginnen. Ausgezeichnet als Dichter, schon vor den Jahren der Reife männlicher Kraft, trat er, mit Leier und Schwerdt, in den großen und heiligen Kampf für des Lebens höchste Güter ein, sang die Begeisterung, die seine Seele bewegte, und nun, da sie eine bestimmtere und höhere Richtung gewonnen, in kräftigerer Klarheit sich aussprach, den freudigen Muth, das feurige Streben, das fromme Gottvertrauen, die ihn in den Kampf geführt, auch in die Herzen seiner Mitstreiter und Landesgenossen, und vollbrachte, für das Höchste, das in ihm lebte, den Tod nicht scheuend, den Kreislauf seines Lebens, das weniger nach den Jahren seiner Dauer, als nach den Stunden seiner edelsten und selbstaufopfernden Thätigkeit zu würdigen ist. Sein von ihm hochgeliebtes, und sein dankbares Vaterland, das, wie die höhere Gerechtigkeit, Verdienste nicht nach Jahren, nicht nach den Erfolgen nur anschlägt, sondern nach der Reinheit des Willens und der Tüchtigkeit des Strebens, gesellt sein jugendliches Daseyn zu der Reihe der Besten, die, ob sie länger oder kürzer hier wandelten, genug gelebt haben, wenn sie für das Edelste und Höchste nur lebten.

Das Werk, welches sich das Ziel gesetzt hat, das Leben ausgezeichneter Zeitgenossen zu beschreiben, stellt

auch Körners Bild mit Wohlgefallen auf. Den Preis hat der Jüngling errungen, daß er auch neben den Ausgezeichnetsten genannt werden darf, als der Trefflichen Einer, und viele werden mit freundlicherer Theilnahme, gewiß mit ungetrübterem Wohlwollen, seine einfache Geschichte aufnehmen, als die thatenreichere Anderer. Denn was hier zu schildern ist, kann zwar weder ein durch Verwickelungen und ungewöhnliche Schicksale, noch durch außerordentliche Thaten ausgezeichneter Lebenslauf, sondern nur eine sich schön entfaltende Menschlichkeit, in ihren liebenswürdigen Selbstäußerungen seyn; aber bei dieser verweilt ja der sinnige Beobachter vorzüglich gern.

Körners Leben, das an sich schon der Betrachtung werth ist, wird aber hier besonders auch als ein Zeugniß aus jener Zeit mitgetheilt, da Deutschland zu einem neuen Leben erwachte, ein Zeugniß von dem Geist, der damals die deutschen Jünglinge so kräftig erhob, daß das Gedächtniß der Schmach und Unterdrückung, in der das Vaterland allzulange darniedergelegen, fast vernichtet wurde. Eins der Denkmale aus dem glorreichen Jahr Achtzehnhundert und dreizehn wird hier aufgestellt, zur Erinnerung, wie Deutschland sich verjüngte in seinen Jünglingen, und wie der Geist der Väter, den wir lange halb erstorben wähnten, von neuem aufwachte in ungebrochner Kraft und in der alten Tiefe. Es schien plötzlich ein neues Geschlecht emporgereift zu seyn; Jünglinge thaten es selbst kräftigen Männern zuvor, strömten ihre Begeisterung auch in kältere Herzen, und Ein Feldgeschrei, Eine große Hoffnung, Ein herrlicher Entschluß drang, wie in der magnetischen Kette, plötzlich durch viele tausend Glieder. Viele sind gefallen, nicht ruhmlos, sondern des Heldenpreises würdig, aber außer ihren nächsten Kreisen unbekannt; andre kehrten, nach vollbrachtem Werk, zu friedlichem Beruf zurück, befriedigt durch das Bewußtseyn, daß sie, ohne als Einzelne gefeierter hervorzutreten, in der Reihe der deutschen Jünglinge den Ruhm Aller neubegründet und verherrlicht, das Vaterland befreit haben. Einen aus ihnen heben wir heraus, da wir Körners Leben hier anschließen, daß die ehrende Anerkennung seines Strebens und seiner Aufopferung auch ein Zeichen der Dankbarkeit sey, die allen gebührt, welche in den Kampf gezogen wie er, und in demselben ruhmwür-

dig gefallen sind, oder zu einem edelfreien Leben sich das heilige Recht errungen haben. Wie das Gedächtniß jenes wahrhaft einzigen Jahres, mit glänzenden Zügen, in das Buch der Vaterlandsgeschichte eingeschrieben ist, so soll auch an dem Leben Einzelner, die im höchsten Sinne jenem Jahr angehörten, untrüglich offenbar werden, was damals die jugendlichen Gemüther bewegte. So vergeßlich und so undankbar sind ja Viele, daß es jetzt schon Noth ist, daran zu erinnern, und es unbestreitbar zu bewähren, daß es nicht der Rausch einer neuen Kraftäußerung, sondern eine tiefe, wahre und umfassende Begeisterung war, nicht ein flüchtiger und unbesonnener Freiheitsschwindel, sondern ein kräftiges Sehnen und Ringen nach jener Freiheit, die allen edleren Gemüthern ein unveräußerliches Kleinod ist, was im Jahr 1813 die Schaaren deutscher Streiter, aus allen Ständen, von jeglichem Alter, von der verschiedenartigsten Bildung, zahlreich für Einen Zweck verband. Diese Erinnerung muß den deutschen Fürsten Vertrauen zu ihren Völkern einflößen, und die größere Geneigtheit, so freudige Anstrengung, so herrlichen Eifer, so willige Opfer anzuerkennen, und den gerechten Hoffnungen, die in der öffentlichen Meinung sich klar und unüberhörbar verkündigen, zu entsprechen; muß diese Hoffnungen selbst rechtfertigen, und Deutschlands schönere Zukunft verbürgen. Für das Vaterland, für seine Unabhangigkeit und Freiheit, seine Ehre und Eigenthümlichkeit; für die Fürsten, für die Festigkeit ihrer Throne, für die Gültigkeit ihrer Gesetze, für die Erhaltung ihrer Würde; für die Mitbürger, für ihre Befreiung aus unwürdigem Joch und schnöden Banden, aus unerträglich lastendem Druck, für ihre Errettung aus der so kränkenden, als den Schwachen gefährlichen Gegenwart der Fremden; — darum schärften unsre Jünglinge und Männer, selbst heldenmüthige Greise ihre Waffen und zogen in den heiligen Streit; darum unterwarfen auch die Ungeübtesten sich allem Ungemach, allen Entbehrungen, allen Beschwerden und Gefahren des Kriegs; darum, nicht irgend einen andern Gewinn oder Kampfpreis suchend, setzten sie selbst ihr Leben ein. Ein Volk, das so für das Vaterland, für die Fürsten, für die Brüder zu leben und zu sterben freudig bereit war, das hat seine Treue so untrüglich erhärtet, daß es des höchsten Vertrauens sich selber würdig gemacht hat. Und wie würdig und herrlich

das Ziel war, nach dem mit unbeschränkter Hingebung gerungen ward, so hat sich auch die Gesinnung gerechtfertigt, die in dem muthigen Streben waltete. Wiedergefunden ward die fast verlorene Demuth, die im kühnsten Streben nicht der eignen Kraft nur, sondern mehr noch der Hülfe aus der Höhe vertraut; der heilige Glaube gewann wieder sein heiliges Recht und seine lebendige Wirksamkeit; Vertrauen auf Gott, der auch in den Schwachen mächtig ist, durch den allein das Höchste vollendet wird, wurzelte von neuem in den Gemüthern, und stärkte die Arme, stählte die Brust der Streiter. Nicht bedeutungslos schmückte das Kreuz wieder die Rüstungen unserer Kämpfer; mit frommen Sinn rückten sie dem Feind entgegen, und priesen nach dem herrlichsten Sieg den, der die fromme Zuversicht mit den größten Erfolgen krönte.

Darum sollen sie fortleben in unserm Andenken, die frommen Vaterlandsvertheidiger, und die Achtung, mit der hier Einer aus ihnen in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenossen dargestellt wird, soll ihnen eine Bürgschaft seyn, daß das deutsche Vaterland ihr Verdienst nimmer vergißt.

Noch leben Körners trauernde Eltern; — die Liebe, mit der die Zeitgenossen ihres Sohnes gedenken, muß ihnen, wie den Vielen, die in demselben Kampf einen ihrer Geliebten verloren, als der köstliche Gewinn erscheinen, den, auch in einem längeren Leben, nur Wenige erringen.

In diesem Sinn übergeben wir hier Körners Lebensgeschichte. Sie würde vollendeter seyn, wenn tiefer eindringend gezeigt werden könnte, wie er das ward, was er war. Der Familienkreis, in dem er gebohren und erzogen ward, ist bei ihm besonders von einem mächtigen, den Befreundeten wohlerkennbaren, Einfluß gewesen. Gelingt es, so soll unser Werk auch diesen Familienkreis künftig abbilden, um in demselben zugleich das Bild eines deutschen Familienlebens aus unsrer Zeit, in möglichster Treue, mitzutheilen.

Carl Theodor Körner.

Das Dichten und der Glaube wurden That, und der Gesang Gefecht. Der Barde drang in's Schlachtgewühl nicht als Lobsänger, sondern als Theilhaber der Wunden.

Jean Paul Fr. Richter.

Wenn wir die seltene Erscheinung eines Jünglings, der in seinem 22sten Jahre, von dem größten Theile seiner Nation gefeiert, sein Leben beschließt, mit betrachtendem Ernst ins Auge fassen und uns fragen, was so allgemeine Aufmerksamkeit und Anerkennung, was so begeisterten Antheil erzeugen könne, so ist es, bald das Aufblühen eines großen Genius, welcher der Kunst und Wissenschaft oder dem politischen Leben eine neue Gestalt gibt, und noch Größeres verspricht, bald der aufopfernde Heldengeist, der durch ausgebreitete Thaten seinen Ruhm in's Buch der Weltgeschichte schreibt. In Körner finden wir Keines von beiden in dem eben ausgesprochenen Umfange. Keines seiner hinterlassenen poetischen Werke läßt sich an Originalität und Größe den Werken eines Göthe oder Schiller an die Seite stellen, deren Einfluß vielmehr an jenen leicht wahrzunehmen ist. Auch sind es nicht weithinwirkende Thaten, die ihn unsterblich machen; Körner fand nicht einmal Gelegenheit, an einer einzigen Schlacht

Theil zu nehmen, durch welche Deutschlands Befreiung von dem französischen Joche entschieden ward. Und doch war es von beiden ein großer Antheil, ja was noch schöner ist, als jene, so lange sie getrennt sind, eine innige, seltene Verbindung von hohem poetischen Sinn und edelm Heldengeist; der Drang des innern Schaffens, durch Aneignung des Herrlichsten geweckt, und rüstige Thatkraft, die das poetische Leben in That und Wandel umsetzt, hat diesem Jüngling einen so gefeierten Namen erworben, und ihm für immer die Unsterblichkeit gesichert. Daher gilt von ihm vorzüglich das obige Wort des geistreichen Richters, und die Verbindung von Leier und Schwert, die seinen Charakter symbolisch ausspricht, versetzt ihn in den Kreis der Barden, und ruft die Erinnerung an jene Dichter des Alterthums hervor, welche im muthigen Kampfe für's Vaterland das ausgesprochene Wort versiegelten.

Nicht anders konnte auch ein deutscher Jüngling so mächtig auf seine Nation, und namentlich auf seine Kampfgenossen wirken, als durch Vereinigung von hohem Dichtersinn und edelm Heldenmuth. Denn Deutschland ist reich an poetischen Talenten, die sich mit Körner messen durften, und Viele haben gesungen zu jenem großen Kampf; aber sie haben entweder den Muth nicht durch die That bewiesen und bewährt, oder sie sind, obwohl sie als würdige Kampfgenossen gestritten, ja vielleicht den Tod erkämpft haben, doch nur bei denen, die an ihrer Seite stritten, und bei den Ihrigen, für die sie lebten, unvergessen, da ihnen des Geistes Wort gemangelt, oder ein kräftigeres ihre Weisen übertönt hat. Körner aber hat sich zum Dichter gekämpft, so wie er sich zum Helden gedichtet hat. Darum ergriff nah und fern seine Begeisterung Aller Herzen, und pflanzte fort die Gluth des heiligen Vaterlandsgefühls; darum wirkte auch sein Tod, wie sein Leben, und wenn sein deutsches Lied erklingt, weckt auch sein Beispiel Heldenmuth in deutscher Jünglingsbrust.

Doch geht vor Vielen selbst die herrlichste Erscheinung, gleich einem bedeutungslosen Traum vorüber. Deshalb ist's der Besonnenen Pflicht, sie zu wecken, der Ueberlebenden Pflicht, durch belehrende Hinweisung auf des Geschiedenen Werth und Sinn sein Gedächtniß zu ei-

nem heilsam wirkenden Mittel geistiger Stärkung zu erheben, und ihm ein lebendiges Denkmal unsers Dankes in unsern Herzen zu errichten; denn des Vaterlandsvertheidigers köstliches Lebensblut ward auch für uns verspritzt. Der Verfasser dieser Schilderung glaubt diese Pflicht um so unpartheiischer erfüllen zu können, da er den Verstorbenen zwar persönlich kannte, aber nicht allzu nahe stand, und ihn auf seiner Laufbahn stets mit ernstem Antheil begleitete; im Uebrigen erlaubt er sich, die biographischen Notizen zu benutzen, die des Verewigten Vater dem Publikum kürzlich mitgetheilt hat.

Carl Theodor Körner stammte aus einer angesehenen und kunstsinnigen Familie. Er war den 31. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der Sohn des ehemaligen Superintendent D. Körner zu Leipzig, damals Churſächsischer Appellationsrath, hat sich als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaften und der Aesthetik, z. B. durch seine ästhetischen Ansichten, Leipzig 1808*), als Patriot durch seinen thätigen Eifer für die deutsche Sache ausgezeichnet, und ist im J. 1814 zum preußischen Staatsrath ernannt worden. In dem Kreise seiner Familie kehrten die ersten Künstler und Dichter Deutschlands ein; Schiller und Göthe nannte er seine Freunde, und sah sie oft in seinem Hause. Körners Mutter, deren Schwester die kürzlich verstorbene, als Pastellmalerin berühmte Fräulein Stock war, welche auch mit ihr im zweiten Theile von Göthes Leben erscheint, war die Tochter des bekannten Kupferstechers Stock in Leipzig. Sie und Körners Schwester, Emma, zeigten und übten in der Tonkunst und im Zeichnen ein schönes Talent. Heitre, gesellige Kunstliebe war die Seele der Familie, aus welcher Theodor Körner hervorging. Früherhin hinderte Schwächlichkeit die Ausbildung seines Geistes durch anhaltenden Unterricht; desto mehr fühlten sich seine Aeltern aufgefordert, ihn der Natur anzuvertrauen und für die Ausbildung seines Körpers vor Allem Sorge zu tragen. Und wie nun die Natur heilsam auf ihn einwirkte, und der Körper in angemessener Thätigkeit an Kraft gewann,

*) Ihm verdanken wir auch die neueste Ausgabe von Schillers Werken.

so wurde auch seine leicht aufzuregende Phantasie und sein warmes Gefühl, durch die schönsten und edelsten Gegenstande, die er in seiner Umgebung fand, fortdauernd beschäfftigt und angezogen. Die Gabe der schnellen und leichten Auffassung ersetzte den Mangel an Aufmerksamkeit, welcher aus der Lebhaftigkeit des Knaben entsprang. Im Unterricht verrieth sich seine Neigung zu dem Concreten durch Widerwillen gegen Sprachunterricht, und eine große Vorliebe für Geschichte und Naturkunde. Doch vor Allem liebte er die Kunst. Seine Versuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer musikalischer Instrumente, von denen er nur der Guitarre treu blieb, die er auch mit seltner Fertigkeit spielte, verriethen ein großes Talent dazu. Vor Allem aber zog ihn die Dichtkunst an, deren deutsche Meister und Meisterwerke sein Geist zuerst in freundlicher Nähe betrachtete. Vorzüglich wirkten Schillers Balladen auf Körner ein.

Seine ersten Versuche in der Dichtkunst bestanden in scherzhaften Versen, an denen sich sein Trieb zu reimen zur Fertigkeit erhob; bald wurden sie ernster, und seine Eltern wollten dem spielenden Triebe, der sich in seinen Productionen mit großer Leichtigkeit offenbarte, keinen Zwang anlegen, weil sie wünschten, es möge sich seine Bestimmung durch eigne Neigung entscheiden. Unterdessen unterließen sie auch nicht, seinem muntern, wißbegierigen Sinn alle diejenigen Kenntnisse anbieten zu lassen, welche das Leben des wahrhaft Gebildeten nähren und ausschmücken. Seinen Unterricht empfing er theils in der Kreuzschule, theils durch tüchtige Privatlehrer. Zu letzteren gehörte auch der treffliche, in seinen besten Hoffnungen gestorbene Prof. Dippoldt in Danzig, welcher ihn in das Heiligthum der Geschichte einführte, aus deren Quelle Körner manchen Stoff für seine poetischen Versuche schöpfte. Mehr als Unterricht aber wirkte bei ihm der Umgang mit Gebildeten, sowohl im engen Familienkreise, als in jenen berühmten Abendgesellschaften des väterlichen Hauses, welche von vielen angesehenen Fremden häufig besucht waren, und an welchen er bald den lebhaftesten Antheil nahm. In jenem entwickelten sich die natürliche Offenheit, die zwanglose Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, die ihm immer eigen blieb, und die treue Anhänglichkeit des Knaben an seine Geliebten; in diesen bildete sich durch

die Regel eines feinen Umgangs sein Geschmack so vielseitig, und zu einem so leichten Tact für das Rechte in den Künsten aus, daß Körner späterhin nicht leicht in die Verschrobenheit mancher manierirten Künstler, oder in die Rohheit vieler sonst origineller Köpfe verfallen konnte. Auch war er, zwar fest in dem, was er einmal als Muster anerkannt und gewählt hatte, doch gegen das Urtheil Anderer nicht unempfindlich, — und dieses trieb ihn zu größern Fortschritten in seinen dichterischen Versuchen an. Vorzüglich aber wirkten auf den Knaben, nach dem Berichte seines Vaters, der jetzt russische Oberst von Pfuel, und der genialische Däne Oelenschläger, welcher im J. 1804 einige Zeit in Dresden verweilte. Schillern sah der Knabe in seinem zehnten Jahre, als dieser zum letzten Male in Dresden war.

Indessen ward es nöthig, für den zum Jüngling aufblühenden Knaben zugleich eine Bahn zu wählen, durch welche ihm seine künftige sorgenfreie Lage gesichert werden konnte. Am meisten empfahl sich dazu seinen Aeltern das Studium des Bergbaues, weil dieses ein freies poetisches Leben zu begünstigen, ja zu versprechen schien, und mit der angegebenen Vorliebe für die Naturwissenschaften am meisten in Verbindung stand. Zudem befand sich die in ganz Europa berühmte Akademie des Bergbaues in der Nähe, deren Director, Werner, des Vaters Freund war. Körner wurde also bis in sein 17tes Jahr zu diesem Ziele in dem älterlichen Hause vorbereitet. Im J. 1808 betrat er diese, seiner Neigung am meisten angemessene Bahn, und bezog die Bergakademie zu Freiberg. Die Empfehlungen seines würdigen Vaters und seine geistvolle Munterkeit verschafften ihm in den angesehensten Häusern, so wie bei seinen Lehrern die freundlichste Aufnahme. Mit poetischem Eifer ergriff er das bergmännische Studium; doch auch hier zog ihn das Praktische und Concrete mehr, als die Theorie an. Hier scheute er kein Hinderniß und keine Beschwerde, bis er in dem Bergmannsleben so einheimisch war, daß ihn die einförmige und dürftige Wirklichkeit weiter trieb. Indessen ging er auch späterhin noch gern auf kleinen Reisen als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinstrumente bei sich, und viele seiner Gedichte zeigen, wie die Anschauung und Erfahrung jenes Lebens ihm vielfache Bilder und Symbole des Höhern darbot.

und von ihm poetisch gestaltet wurde. Nun zog ihn Chemie und Mineralogie näher an. Das Studium der letztern konnte er durch kleine Streifereien in Gebirgsgegenden fortsetzen und befördern, auf welchen er in Gesellschaft eines oder mehrerer Freunde sich vorzüglich wohl befand, und mit kühner Gewandtheit über steile Felsen kletterte, um merkwürdige Steine zu sammeln.

Hier lernte er auch die Freundschaft zum ersten Male kennen; unter den vielen Jünglingen, welche seine gutmüthige Lustigkeit an sich zog, schloß er sich vorzüglich einem edeln und gebildeten Jünglinge, Namens Schneider, an, dessen frühen Tod er in einem seiner Gedichte mit ergreifender Rührung feierte. So sehr ihm aber auch der freiere Umgang mit seinen Jugendgenossen gefiel, so gern kehrte er doch in die nahgelegene Heimath zu jedem häuslichen Fest zurück, genoß in vollen Zügen den erquickenden Anblick der seltnen Kunstschätze, welche jene in sich schließt, und labte sein Ohr an den meisterhaften Aufführungen der Kapelle, und der italienischen Oper. Von hier aus machte er auch einige größere Wanderungen und Reisen, z. B. zu dem reizenden Landsitze seiner Pathin, der Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg, welche seinen Aeltern große Aufmerksamkeit erzeigt hatte, und ihn sehr gütig aufnahm und entließ; im Sommer 1809 eine Fußreise in die Oberlausitz und in das schlesische Gebirge, auf welcher Reise sein poetischer Sinn die mächtigen Eindrücke einer erhabnen Natur empfing, die ihn für das Leben hoch begeisterten. Wahrscheinlich ist er in dieser Zeit auch durch Lectüre zur Poesie mannigfaltig angeregt worden. Gewiß ist es, daß sein poetisches Talent von dieser Zeit an immer fruchtbarer ward, und daß es sich damals vorzüglich auf Gegenstände der Religion richtete, wie man es aus seinen geistlichen Sonetten sehen kann.

Nach geendigtem Cursus in Freiberg wünschte er Tübingen, und dann Berlin besuchen zu können. Sein Vater hegte dagegen den Wunsch, daß er in Leipzig, wo ihn die freundliche Aufnahme mehrerer Verwandten erwartete, wenigstens für kurze Zeit sich aufhalten möchte, welchem Wunsch Körner auch nachgab. So verließ er Freiberg nach einem fast zweijährigen Aufenthalte und ging

nach Leipzig im J. 1810. Vorher machte er noch eine kleine Reise nach Carlsbad, und hielt sich dann wiederum einige Wochen in Löbigau auf, wo er in Verbindung mit mehrern geistreichen Personen, welche die liebenswürdige Herzogin von Curland umgaben, eine Art poetischer Zeitschrift, unter dem Namen Theeblätter schrieb, welche aber blos in der Handschrift cirkulirten und für die dortige Gesellschaft bestimmt waren.

In den angenehmsten und angesehensten Cirkeln Leipzigs war Körner schon durch seine Familie empfohlen; noch größere Empfehlung aber verschaffte ihm sein musikalisches und poetisches*) Talent, welches er gern zur Erhöhung des geselligen Vergnügens und zur Erheiterung und Unterhaltung freundschaftlicher Kreise anwendete und übte. Mit Vergnügen erinnert sich seiner geistvollen Lebhaftigkeit eine Verbindung junger Männer in Leipzig, die unter dem Namen Makaria den Zweck hat, die Uebung und Ausbildung edler geistiger Fähigkeit auf heitere, gesellige, unterhaltende Weise zu befördern, und mehrere poetische Jugend-Scherze Körners werden in dem Archive derselben aufbewahrt.

Was die Fortsetzung seiner angefangenen Studien anlangt, so glauben wir kaum, daß es ihm damit wahrhafter Ernst gewesen. Körner wählte sich zwar mehrere Collegien und Privatstunden aus, welche die Philosophie, Geschichte, Natur- und Sprachwissenschaften betrafen, besuchte sie auch anfangs mit Eifer; aber sey es nun, daß er für seinen Geist nicht hinlängliche Nahrung in denselben zu finden glaubte, oder dieser, dem Concreten zugeneigt, für abstracte Untersuchungen zu wenig Sinn haben konnte, und überhaupt zu bewegt und unruhig war, um den gemessenen Gang der Wissenschaft geduldig zu ertragen, oder daß endlich die Unterbrechung seiner Studien durch äußere Zerstreuungen, welche vorzüglich seine Familienverbindungen herbeiführten, so wie auch durch den öftern Drang, poetische Pläne und Entwürfe auszuführen, ihm

*) Um dieselbe Zeit erschien die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Knospen (Leipzig, bei Göschen. 1810. 8.)

ihm die Lust benahm, jene fortzusetzen; — kurz es ist gewiß, daß sich Körner, wenigstens am Ende seines Aufenthalts in Leipzig, von dem eigentlichen Zwecke desselben ganz entfernt hatte, wenn er auch, wie wir bezweifeln, in Hinsicht auf seinen eigentlichen innern Beruf etwas gewonnen haben sollte.

Der Verfasser dieser Schilderung will den Eindruck, welchen Körner als Studirender auf ihn machte, wie er ihn an einem andern Orte kurz nach des Dichters Tode unbefangen geschildert hat, unverändert mittheilen. Körners Aeußeres war nicht gerade einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schmächtiger Körper, aber frisch und beweglich, langbeinige Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst muntern Gesichts empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Naturſohne hin. In seinem Umgang zeigte sich ein deutscher gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußt' ihm der Umgang jugendlich-kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Rohheiten annahm und sich in den bizarresten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Cultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meistens zu stark ausgedrückte Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification mitzutheilen liebte. Dabei widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse seinem eignen Aeußern auf seltsame Art; sey es nun, daß er auch hier jugendlich renommirte, und in seinem Betragen für nachlässiger gelten wollte, als er eigentlich war, sey es, daß er die Beispiele großer Künstler und Virtuosen, die er im väterlichen Hause zu sehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinsicht der äußern Seiten und ihrer vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienste oft

auf gleiche Weise zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen strebte.

So anmaaßend und vernichtend oft seine Aussprüche über Literatur und Kunstproducte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung: ja wo er nur einem Kunstfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf.

Der Verfasser hatte früher einige seiner poetischen Versuche in der Jen. Lit. Zeit. beurtheilt, und ihm den Vorwurf gemacht, daß sein poetischer Ausdruck noch zu sehr „schillere"; er fand nicht nur das Wahre hierin, sondern bat den Verf. auch um die fernere Beurtheilung seiner poetischen Arbeiten. Dieser erkannte ihm die Fertigkeit einer leichten, wohlgefälligen Composition an, konnte aber doch nicht unterlassen, ihm zu bemerken, daß er in der Ballade und Romanze, welcher er sich damals vorzüglich widmete, auf romanhafte Situationen und Effecte ausgehe, mit fast kindischer Wohlgefälligkeit Romanzenstoffe (im Geist der vor Kurzem überall gesungenen und geleierten fantastisch dunkeln, unmotivirten und nothwendig schauerhaft endenden Romanze) aller Orten zusammentrage, und mit einem von dem Innern oft sehr abstechenden melodischen Gewande überkleide, für poetische Idee und Charakteristik aber dabei weniger besorgt sey. Der Verfasser suchte dieß insbesondere auf eine Ballade anzuwenden, die ihm Körner im ersten Entwurfe vorlas, und die er in dem poetischen Nachlaß Körners unter dem Titel Wallhaide wiedergefunden hat. Sie erinnert lebhaft an Bürgers Leonore.*)

---

*) Eben als der Verf. diese Schilderung vollendet, kommt ihm das Stück der Allg. Lit. Zeit. (Nro. 104. der Ergänzungsblätter z. J. 1815) in die Hände, in welchem ein einsichtsvoller Recensent den zweiten Theil von Körners poetischem Nachlaß beurtheilt. Der Verf. sieht hier nicht nur sein Urtheil bestätigt (Treuröschen und Wallhaide, heißt es, sind verunglückte Bürgerische Leonoren, gespenstische Nachahmungen, in welchen kein höherer Sinn liegt und die poetische Gerechtigkeit mangelt), sondern freut sich überhaupt, nach so vielerlei Lobreden, endlich auch ein Urtheil über Körners dichteri-

liches Lied, nach der Melodie: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. gedichtet hatte, rückte das Corps in Sachsen ein, (Anfang des April 1813). Körner, welcher kurz vorher die Stelle eines Oberjägers erhielt, begleitete den Major von Petersdorf, der die Infanterie des Lützowischen Corps kommandirte, auf einer Geschäfftsreise, und kam noch früher als das Corps in Dresden an, wo er seinen Aufruf an die Sachsen schrieb. Hier erhielt er die Segnungen seiner Familie, die ihn nicht wiedersah.

Von hier zog er mit seinem Corps nach Leipzig, ob sich ihm gleich eine vortheilhafte Gelegenheit anbot, unter andern militärischen Verhältnissen an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Allein die Freunde, die er unter jenem gefunden, die Aufmerksamkeit, mit welcher Vorgesetzte und Niedere einmüthig ihn beachteten, und selbst die Idee, welche bei Errichtung dieses Corps waltete, waren seinem Herzen zu theuer, als daß er dasselbe hätte verlassen sollen, wenn auch schon manches geschah, was sich mit jener Idee nicht wohl vereinigen ließ. Seine treue Anhänglichkeit für diesen Verein, die sich fast in allen seinen Liedern aus dieser Zeit zu Tage legt, wurde ihm dadurch belohnt, daß er noch in Leipzig durch die einstimmige Wahl seiner Kameraden zum Lieutenant erwählt wurde.

Hier sah ihn auch der Verfasser wieder. Ein männlicher Ernst gab seinem Wesen eine festere Haltung; er war noch immer jugendlich lebhaft, aber concentrirter sein Auge, klarer sein Blick. Vor ihm schien stets das hohe Gebild der deutschen Freiheit zu schweben, dem er unverrückt ins himmelsvolle Auge sah; hinter sich warf er einen tröstend milden Blick auf die verlassenen Lieben, deren Bild er lebendig im Herzen trug, und sein ganzes Wesen schloß sich auf, wo ihm auf seiner Bahn Freundschaft, Kunstsinn und Freiheitsbegeisterung sich nahte. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tiefergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingsgesang anstimmte. *) Aber eben so

*) Wir meinen das kräftige Kriegslied von Fr. Lange, in welchem es heißt: Es braust der Sturm, es wogt das Meer ꝛc. und welcher mit einer eben so erhebenden Melodie begleitet ist.

eifrig lernte er die Signale der Hörner, und besorgte mit pünctlichem Eifer den Kriegsdienst.

Die Bestimmung des Lützowschen Corps, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, und das Volk in Thüringen, Hessen und Westphalen in Aufstand zu bringen, wurde durch Schuld und Unglück vereitelt. Früher wurde vergebens ein anderes fliegendes Corps erwartet, welches mit dem Lützowischen vereint vordringen sollte. Als man dessen ungeachtet vordringen wollte, rückte schon die feindliche Uebermacht heran, welche die leichten Truppen der Verbündeten zurückdrängte. Späterhin war das Corps beständig getrennt, indem beim Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Großgörschen ein Theil der Fußjäger, welche vorher in Leipzig gestanden hatte, nach Schlesien zurückging, Lützow aber sich hierauf dem Wallmodenschen Corps zu nähern suchte, und mit diesem bei Lenzen über die Elbe ging, die Franzosen in einem kühnen Gefechte bei der Göhrde (12. Mai) zurückdrängte, aber schon am 13. Mai wieder über die Elbe zurückgehen mußte. Indessen so die Cavallerie allerhand Streifzüge machte, blieb ein Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe stehen, und erhielt, während der Landsturm im nördlichen Deutschland organisirt wurde, aus den Hülfsmitteln des linken Elbufers Verstärkung.

Diese quälende Unruhe ergriff auch den begeisterten Körner. Und da er als Mitglied einer Commission, welche von dem Major von Petersdorf beauftragt war, die westphälischen Civilbehörden zur thätigen Mitwirkung für eine raschere militärische Organisation anzuhalten, der Cavallerie nach Stendal folgte, und dort erfuhr, daß Lützow mit seiner Cavallerie und einigen Cosaken einen Streifzug nach Thüringen zu machen beschlossen, so ergriff er die Gelegenheit, sich der drückenden Ungeduld zu entziehen, welche bei seinem Thatendurst ihm täglich peinigender wurde, und erbot sich, den Major, der ihn sehr gern in seiner Nähe sah, auf diesem Zuge zu begleiten.

Als Lützows Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen Theil, durch welche sich die tapfre Schaar

dem

Ueberhaupt zeigte sich in den meisten seiner mir damals bekannt gewordenen Versuche nur das Talent, einzelne poetische Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge statt des poetischen Geistes. Auch dieses strenge und unbefangen ausgesprochene Urtheil nahm er auf die gleiche Weise auf; doch konnte damals eine Erinnerung dieser Art keine tiefe Wirkung auf ihn machen, da er in jenes poetische Scheinleben voll glänzender, doch unstäter Jünglingsträume und Schattenbilder noch selbst zu sehr versunken war, und, dem ungebunden fröhlichen Umgange seiner Jugendgenossen nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich des tiefern Studiums seiner Kunst entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, um sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, und dadurch sein bürgerliches Leben zu begründen. Aber zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt.

---

schen Charakter zu finden, welches mit seiner in dieser Darstellung herrschenden Ansicht von demselben so zusammenstimmt, daß er dasselbe vollkommen unterschreiben mag, und den Lesern mitzutheilen sich nicht enthalten kann: „ein gefühlvolles Herz, eine regsame Phantasie, eine innere wache Neigung, auszusinnen die Regungen des einen, und zu malen die Gebilde der andern: das ist die Ausstattung, die Körner von den Musen empfangen hatte. Keine neue, tiefe Einsicht in die Räthsel der Natur und des menschlichen Lebens und Seyns; kein üppiger Reichthum der Erfindung in Stoff und Form; kein rauschender Aufflug aus der Sinnlichkeit drückenden Fesseln in das freie Reich der Ideen, wie bei Schiller; wohl aber an den meisten Orten ein ungekünsteltes Wiedergeben der Eindrücke, die das edle Gemüth empfing; ein leichtes Aneignen von mancherlei fremden Formen zur Ausprägung eignen, müßigen Vorraths von Gedanken, und bisweilen ein zartes, ungemein ansprechendes Tonspiel, welches in sich selbst die Bürgschaft einer übersinnlichen Heimath trägt."

Inzwischen suchte er die vorräthige Zeit nach augenblicklicher Neigung auszufüllen. Seine akademischen Verbindungen aber rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre schwerer entgeht, und welche ihn nöthigten, die Universität zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höhern durch wüstes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerm Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poesie, welcher er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit angenommen.

Oeffentliche, die gesetzliche Ordnung und Ruhe störende Streitigkeiten und Kämpfe der Studirenden unter einander, zu denen sich Körner als Parteiführer gesellte, veranlaßten eine strenge Untersuchung, welche auf die Entdeckung von sogenannten Ordens-Verbindungen führte, die sich über mehrere deutsche Universitäten verbreitet hatten. Einige Hauptpersonen, Körner mit ihnen, wurden aus Leipzig verwiesen.

In Berlin, wo er nun (Ostern 1811) die naturwissenschaftlichen und andern Studien fortsetzen sollte, schienen sich diese Scenen wiederholen zu wollen. Allein ein Fieberanfall schwächte seinen Körper so, daß die Reise zu seinen Aeltern nach Karlsbad für heilsam gehalten wurde. Körner verließ daher schon im Sommer dieses Jahres Berlin wieder, und hielt sich einen Monat in jenem Bade mit seinen Aeltern auf.

Hierauf wünschte Körner nach Heidelberg zu gehen, um zugleich von da aus die Rheingegenden kennen zu lernen. Allein es lag dem Vater daran, den Sohn in eine Lage zu versetzen, wodurch auf einmal alle jene Verbindungen abgebrochen würden, die bei seinem feurigen Temperament einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten. *)

---

*) Wir wollen jene Verirrungen, wie viele, besonders vornehme Gegner der Universitäten gethan haben, nicht als Grundfehler jeder Universität ansehen, da die bessere Seite durch

So gährend aber in dieser Periode Körners Leben war, so gefiel er sich doch stets in den zarten Fesseln der Frauenzucht, und wie sein jugendlich frischer und kräftiger Geist ihn vor aller kränklichen Sentimentalität und bittersüßer Schwermuth im Leben, wie in der Kunst bewahrte, und die Freude sein Element war, in dem er sich voll Kraftgefühl bewegte: so schützte ihn die Verehrung edler Frauen, sein natürlicher Schönheitssinn und eine gewisse Selbstständigkeit des Willens, welche Dichtern nicht immer eigen ist, vor allen andern Ausschweifungen, welche die Unschuld des Jünglings rauben, und an denen Körner niemals Theil nahm.

Um den Jüngling nun in eine Lage zu versetzen, in welcher er frei von jenen gefährlichen Verbindungen sich der höhern Ausbildung seines Geistes und seines vorzüglichen Talentes widmen könnte, beschloß der Vater, ihn in die glänzende Kaiserstadt Wien einzuführen, wo eine neue Welt sich ihm eröffnete. Sehr verständig erklärt sich letzterer über diesen Entschluß also. „Es trat hier ein besonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht ausreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte auf einen höhern Standpunct gestellt, sein Gesichtskreis erweitert, und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dieß alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien, vorzüglich auch wegen mehrerer

---

den Mißbrauch edler Freiheit niemals aufgehoben werden kann. Jener unbeschränkte Blick über die Welt, welcher dem wahren Weisen und Gelehrten ziemt, jene Liebe zur Natur, und die durch keine Gewalt und Tyrannei gebeugte Liebe freier Sitten und der öffentlichen Gerechtigkeit, die dem Volkslehrer, dem Arzte und dem Rechtsgelehrten eignet, gründet und bildet sich nur in jugendlicher Freiheit am erfreulichsten: und darum eben zeigen sich unsere Universitäten als ein wahres Eigenthum und fortgepflanztes Vermächtniß des deutschen Volks, des freiheitliebendsten unter den Völkern. Nur der rohen Verletzung fremder Freiheit, der Störung nothwendiger Ordnung wirke der Staat mit Ernst und Weisheit entgegen. — Von Körner aber galt des Dichters Wort:

Gönne dem Jüngling zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

angenehmer Verbindungen, in welchen er mit bedeutenden und interessanten Männern daselbst stand. Mit dem August 1811, als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgang zu versäumen, oder sich die edleren Genüsse zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tages ernsten Studien, und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungestört und mit Einverständniß seines Vaters konnte er sich nunmehr dem innern Triebe zur Poesie überlassen, da ihm äußersten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäfft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen. Auch erkannte der Sohn besonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Geschichte, so wie in alten und neueren Sprachen. Bei dem historischen Studium war indessen oft eine poetische Nebenabsicht, indem zu irgend einem dramatischen Werke Materialien aufgesucht wurden."

So viel Schönes und Väterliches sich in dieser Denkweise offenbart, so wenig mochte Körner selbst bei seinem Leben in Wien noch einen andern Zweck verfolgen, als sein poetisches Talent in volle Thätigkeit zu setzen, und dieses um so mehr, da die mißlungenen Versuche, sich die ernstern Wissenschaften anzueignen, seinen Ehrgeiz, und dieser wiederum seine entschiedne Neigung für die Poesie kräftig anregen mußten.

Die Bühne versprach ihm jetzt den ausgebreitetsten Ruf. Von Wien aus hörte man bald mit rauschendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er dort schnell hintereinander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfahlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino und die Braut, welche auch in Hin-

sicht auf die Beschränkung des Personals als Seitenstücke angesehen werden können. Sie, und eine kleine Posse, der Nachtwächter, kamen im Januar 1812 auf die Bühne. Nachher dichtete er noch drei kleine komische Stücke, nämlich den Vetter aus Bremen, den Wachtmeister und die Gouvernante, von welchen das erstere, als das unterhaltendste, den meisten Beifall verdient. Indessen zeigt sich in allen diesen Lustspielen bei weitem mehr Laune als Witz, und bei der ernsten lyrischen Wendung, welche sein Gemüth in der Poesie vielleicht schon früher durch Schillers Einwirkung genommen hatte, fällt auch sein komischer Dialog oft etwas breit und gedehnt aus; seine Intriguen haben nicht die Feinheit und Nettigkeit der dramatischen Spiele von Stoll und Conteßa, die Charaktere sind etwas flach, und seine Scherze tragen noch den Stempel eintöniger Lustigkeit.

Mehr aber strebte sein Sinn zu dem heroischen Trauerspiel hin, da er der lyrischen Kraftsprache mächtiger war, und sein Gemüth im Leben nach Heldengröße suchte und dürstete. Einen früheren Plan zu einem Trauerspiele, Conradin, gab er, wie uns sein Vater erzählte, selbst wieder auf. Manches, setzt dieser hinzu, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß geben, und ihm war gleichwohl darum zu thun, seine Werke auf das Theater zu bringen. Nicht undeutlich leuchtet daraus hervor, wie Körners Streben damals auf äußern Effect gerichtet war, und sich bei seinen Hervorbringungen durch Rücksichten bestimmen ließ, von welchen die geniale Begeisterung nichts weiß. Nach diesen gab ihm eine originelle Erzählung Heinrichs von Kleist, die Verlobung in Domingo, zu seinem Drama Toni (in 3 Acten) Veranlassung. — Es ist zu bezweifeln, daß jener Stoff durch eine solche Bearbeitung gewinnen konnte; auch ist der hinzugefügte Schluß dem Geist jener Erzählung ganz widersprechend. Diesem Drama, welches, wie die meisten dramatischen Werke Körners, erst nach dessen Tode bekannter geworden ist, folgte die Sühne (in einem Acte), durch Werners furchtbaren 24sten Februar veranlaßt. Was ihm aber hauptsächlich einen theatralischen Ruf erwarb, war die Bearbeitung eines vielgepriesenen ungarischen Nationalstoffs, der die bewundernswürdigen Thaten des Patriotismus in der alten Welt in die Erin-

nerung zurückruft, ja fast verdunkelt; wir meinen die Geschichte des sogenannten ungarischen Leonidas, Zriny, der im sechszehnten Jahrhundert sich und die Seinen samt der ihm von seinem Kaiser anvertrauten Festung in die Luft sprengte. Es war dieser Stoff, selbst in Hinsicht seines Publikums, eben so glücklich gewählt, und an seltenen und auffallenden Situationen reich, als er ihn, vorzüglich im Einzelnen, kräftig auszuführen wußte. Besonderes Lob verdienen die Partien, in denen Heldensinn und Liebe im Kampfe erscheinen; beiden hat der Dichter eine kräftige Stimme verliehen. Gewiß ist es auch, daß er in der poetischen Bearbeitung dieses Stoffs seine Vorgänger*) weit übertroffen. Die Aufnahme dieses Stücks, welches auf dem Wiener Theater mit allem möglichen Glanz gegeben wurde, und durch das Auffsprengen der Festung ein auf der Bühne noch nie gesehenes Schauspiel darbot, war ungewöhnlich. Der Dichter selbst wurde bei der ersten Darstellung desselben hervorgerufen, in größere Cirkel zugezogen, und verdankte diesem Beifall die Stelle eines Hofdichters**) in Wien.

Zu diesen Aufmunterungen seines Talents kam noch die edle Gluth des Jünglings für ein liebenswürdiges

---

*) Man vergleiche nur Pyerkers Zriny in dessen historischen Schauspielen. Wien 1810. Wir möchten wissen, ob Körner diesen Vorgänger gekannt hat.

**) Körners Vater äußert sich hierüber also: In Deutschland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zu Theil. Durch die mit dieser Anstellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlängliches Einkommen gesichert. Körner galt unter seinen Bekannten damals für einen Günstling des Glücks, und gleichwohl hatte er nie über Neid und Kabale in seinen theatralischen Verhältnissen zu klagen. Durch anspruchslosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten stand er fast mit allen Kunstgenossen (hierunter sind wahrscheinlich die übrigen in Wien angestellten Hoftheaterdichter gemeint) im besten Vernehmen. Bei der Aufführung seiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichsten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darstellung aufboten.

weibliches Wesen,*) Diese Liebe, der reiche Genuß der Kunst und des höhern geselligen Lebens in jener Kaiserstadt, endlich auch die Reize ihrer Naturumgebungen, die er durch einen Sommeraufenthalt in Döblingen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, so wie durch eine Reise nach Regensburg, wohin er einen Freund begleitet hatte, näher kennen lernte: alles dieses berauschte sein Gemüth mit hohen Gefühlen, und brachte manches poetische Erzeugniß an das Licht.

Außer den schon oben angeführten theatralischen Stücken schrieb er noch das ernste Drama, Hedwig, welches zwar ebenfalls nicht ohne kraftige Situationen ist, aber bei weitem weniger ein dramatisch zusammenhängendes Ganzes bildet, als das eben genannte, und durch das zu sehr hervorstechende Streben zu erschüttern und zu überraschen mehr abstößt, als es gefallen hat, ferner das Trauerspiel Rosamunde, dessen Stoff aus der englischen Geschichte des 12ten Jahrhunderts genommen ist. Das letztere Stück hat ohnstreitig mehr poetischen Werth, und zieht durch die Mannigfaltigkeit pathetischer Situationen, so wie durch die sanft hervorstechenden Charaktere Rosamundens und Richards an. Ferner vollendete er eine fruher angefangene Oper, die Bergknappen, schrieb noch zwei Opern, das Fischermädchen oder Haß und Liebe und den vierjährigen Posten, und begann eine andre, die Rückkehr des Ulysses, welche er für Beethoven bestimmte. Sein letztes theatralisches Werk von der ernstern Gattung war, wie wir von seinem Vater erfahren, Joseph Heidrich, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven österreichischen Unterofficiers für seinen Lieutenant — zum Grunde lag.

---

*) Daß die ungeschwächte Jugendkraft, fährt Körners Vater fort, mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele. Körners Eltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines begeisterten Gefühls, und sahen einer schönen Zukunft entgegen, als jenes glückliche Ereigniß den Zeitpunct zu beschleunigen schien, der das liebende Paar vereinigen sollte.

Alle diese Erzeugnisse*) und viele lyrische Gedichte wurden in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Wien hervorgebracht. „Er würde dieß, wie jener Berichterstatter bemerkt, nicht haben leisten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Versification zu statten gekommen wäre, die er sich durch die häufigen frühern Uebungen erworben hatte. Die Aufsuchung historischer Materialien und die Entwerfung des Planes zu theatralischen Werken kostete ihm allemal die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anstrengung, wobei ihm jener Sommeraufenthalt auf dem Lande vorzüglich günstig war."

Im Ganzen aber glauben wir zu bemerken, daß es Körners theatralischen Stücken gerade an dem fehlt, was man die dramatische Entwickelung nennt, und ohne welche poetische Situationen, so auffallend und anziehend sie seyn mögen, und die kräftigsten lyrischen Ergießungen nur einzeln stehen, und nimmermehr ein die Aufmerksamkeit lange fesselndes Ganzes bilden. Auch war Körner gewiß zu leidenschaftlich, und das lyrische Bestreben in ihm zu vorherrschend, als daß er wenigstens damals dieselbe hätte gewinnen können, da sie nicht ohne Ruhe und Selbstbeherrschung möglich ist. Nicht minder mangelt seinen Charakteren Originalität und Tiefe. Was aber alle seine Dramen vor den seiner jüngern Zeitgenossen vortheilhaft auszeichnet, ist eine kräftige Diction ohne Verkünstelung und Manier, melodischer Wohllaut seiner Verse ohne leeres Reimgeklingel, Sentenzenfülle und Energie des Ausdrucks ohne Schwulst und andere Verschrobenheit.

Indessen glaubten manche Kritiker seiner ernsten Dramen, er suche Schillers hohes Pathos mit Kotzebue's

*) Von seinen dramatischen Werken erschienen zuerst die von ihm selbst im Anfange des J. 1815 (Wien, bei Wallishausser) herausgegebenen dramatischen Beiträge, erster Band, in welchem Toni, die Braut, der grüne Domino und der Nachtwächter enthalten ist. Ein zweiter ist dem Verf. dieser Schilderung nicht zu Gesicht gekommen. Ein dritter, Zriny und Rosamunde enthaltend (Wien 1815), scheint dem ersten Theile des poetischen Nachlasses nachgedruckt zu seyn.

beliebter Theaterpraxis zu verbinden. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, nach materiellem Theatereffect so sehr begierigen Publicum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit etwas Neues für dessen Bühne zu liefern, — da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung, ohne den scharfbeobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen und in den weiten Umkreis der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung so gern fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere schafft: — Alles schien für einen wahren Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Gefährlicher noch schienen die starken Räucherungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talent von niedrigen Schmeichlern gewöhnlich gespendet zu werden pflegen; um so mehr, je jugendlicher Körners Gemüth, und je freier es von aller Verstellungskunst war. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem, das meiste Aufsehen erregenden Werke Körners nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem äußern Schmucke des theatralischen Cothurns, in dem brillanten Feuer der Wiener Theaterkunst aufsliegen sahen.*) Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußte den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterli-

*) Eben so urtheilte später der oben angeführte Kunstrichter: „In Wien kann man eigentlich sehen, was Theatereffect ist; ein empfänglicheres, von den Bretern herab ergötzbareres und rührbareres Publikum gibt es nicht. Körner mußte sich bei seinem Talent für die Poesie, das mit Leichtigkeit in allen Richtungen auslief, bald versucht fühlen, dergleichen Effect hervorzubringen. — Der Weg, auf welchem wir Körnern hier antreffen, führt offenbar zur Vielschreiberei für die Bühne, die ewig Neuigkeiten verlangt. Das rührende Drama ist ihre fruchtbarste Quelle, wie wir an den bekannten Vielschreibern sehen. Ob die literarische Kritik ihm diesen Weg verleidet haben würde, ist ungewiß; die Erfahrung lehrt, daß sie wenig über die vermag, denen der Haufe zuklatscht."

chen Ideale aufregen. Ob also gleich diese Periode die glänzendste in Körners äußerm Leben zu seyn schien, so konnte doch der in sich selbst noch schwankende, nach außen vielfach getriebene Geist in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den festen Zielpunct seines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in welchem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publicums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Zudem war Körners Geist nicht für ein müßig beschauendes Leben, sondern für eine männlich rüstige Thatigkeit geboren, in welcher er ein hohes Ideal verwirklichen sollte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten.

Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die sich für Freiheit und Vaterlandsruhm dem Tode weihten. Mächtig drang auch in Körners Brust der Ruf, und der hochgesinnte Jüngling, der schon längst die Schmach seines Vaterlands mit bitterm Weh empfunden, säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und Mann verabscheute, das sprechen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch beseelte (z. B. das kräftige Lied: Männer und Buben). Vorzüglich rührend drückt diese Gesinnung auch die Stelle eines Briefs an seinen Vater aus, welcher zugleich unsere früheren Aeußerungen bestätigt: „Deutschland steht auf; der Preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen, durch seine kühnen Flügelschläge, die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger seyn. — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und

fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe seyn zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dieß Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf." Wem sollten nicht bei diesen Aeußerungen des Heldenjünglings, der ohne äußere Aufforderung, und lediglich dem innern Triebe folgend, diesen ernsten Entschluß faßte, die Worte seines Juranitsch (in Zriny) einfallen, die er so schön verwirklichte:

Ich möchte untergehen wie ein Held
im frischen Kranze meiner kühnsten Liebe!"

Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog den Rüstungen in Schlesien entgegen.

Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poesie sich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäfftigung, hier den Stoff lebendiger Gesange, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte: und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, tönte kräftig zu dem männlichen Liede. Die besten, kräftigsten und wahresten seiner Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht.

Als er im März 1813, mit guten Empfehlungen versehen, in Breslau ankam, sah er mit Wonne, wie von allen Seiten und von den verschiedensten Provinzen her so viele gebildete, für Deutschlands Freiheit glühende Jünglinge der deutschen Freischaar zueilten, die der Ma-

jor von Lützow unter preußischem Schutze errichtete; und da er für den Dienst zu Fuß sowohl durch seine frühern mineralogischen Wanderungen, als durch öftere Uebungen im Schießen vorbereitet schien, so entschloß er sich am 19. März 1813 in das Corps der Lützowschen Büchsenjäger einzutreten, und wurde mit denselben einige Tage darauf in der Kirche von Rochau, einem Dorfe nicht weit von Zobten, feierlich eingesegnet. Hier fand er mehrere seiner früheren Freunde wieder, und erwarb sich durch seinen glühenden Eifer für die deutsche Sache, der keine Anstrengung scheute, und allen Gefahren mit jugendlich fröhlichem Muth entgegen sah, durch die Würde seines Betragens, durch die treue Anhänglichkeit an seine Freunde, die Achtung und Liebe seiner Waffenbrüder. Am meisten aber wirkte er auf sie, und von hier aus auf alle deutsche Kämpfer durch die kriegerischen Gesänge, welche seiner Brust entströmten. Durch sie ward jener patriotische Enthusiasmus befördert und weit verbreitet, der selbst die Söhne der Musen in Söhne des Mars verwandelte, und durch welchen der deutschen Nation Vieles und Großes gelang. Gewiß hat Körner durch dieselben, namentlich auf die höhern Classen, welche sich zu diesem Kriege ermannten, eben so sehr gewirkt, als im siebenjährigen Kriege der preußische Grenadier. Was sie vorzüglich empfahl, und aus der Menge der in und durch diesen Krieg erzeugten Gedichte hervorhob*), war nicht allein die natürliche Kraft der Gedanken und das glühende patriotische Gefühl, sondern auch die damit verbundene und in dieser Verbindung noch tiefer eindringende musikalische Kraft seiner Kriegslieder, vermöge deren sie gleichsam die Melodie schon in sich enthalten, oder sich doch den schönsten und reichsten Melodieen glücklich und leicht anschließen.

Nicht lange nach jener feierlichen Einsegnung, zu welcher Körner selbst, wenn wir nicht irren, ein geistli-

*) Daß wir von dieser Menge namentlich die originell kräftigen Gedichte eines Freimund Raimar, Max von Schenkendorf ꝛc. ausschließen, versteht sich von selbst. Auch gehören dieselben ganz verschiedenen Gattungen an, und sind größtentheils für den Gesang nicht bestimmt.

dem Feinde im Rücken so gefürchtet machte, daß er mit innerm Grimm ihren Untergang beschloß.

Der Waffenstillstand rettete das Corps des Herzogs von Padua, welches von einem russischen unter dem General Woronzow, und einem Theile der Lützowischen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war; aber den kühnen Begleitern Lützows, der sich auf die erhaltene Nachricht von demselben mit seinen Reitern aus dem sächsischen Voigtlande zurückzog, um sich wieder mit seiner Infanterie zu vereinigen, brachte er, trotz der Versicherungen, die man ihnen gab, verrätherischer Weise das Verderben. Die Würtembergischen Truppen unter Normann wurden zu diesem Unternehmen benutzt. Bei Kitzen, einem Leipzig nahe gelegenen Dorfe, stellte sich der Feind mit Uebermacht entgegen.

Hier lassen wir den Vater Körners seines Sohnes Unfall selbst erzählen. Theodor Körner wurde als Parlamentär abgeschickt, um eine Erklärung darüber zu verlangen; aber statt aller Antwort hieb der feindliche Anführer (?) auf ihn ein, und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützowschen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen.*) Ein

*) Zur Ergänzung des Obigen theilen wir die von einem Augenzeugen und zuverlässigen Berichterstatter uns freundlichst mitgetheilte einfache Nachricht von dem Ueberfall bei Kitzen mit. —

„Die erste Nachricht vom Waffenstillstand erfuhr der Major v. Lützow bei dem Angriff auf Hoff durch den Oberstlieutenant v. Vincenti, der die baierische Besatzung befehligte. —

Der vom König von Preußen abgeschickte Officier, der dem Major die officielle Anzeige von dem Waffenstillstand machen, und ihm den Befehl zum Rückzug über die Elbe bringen sollte, wurde auf Befehl Napoleons durch Berthier mehrere Tage in Dresden aufgehalten, und nicht eher entlassen — als bis das Bubenstück ausgeführt war.

Um nicht im Geringsten etwas zu versehen, und vielleicht durch kleine Handlungen der großen Sache zu schaden, zog

Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerstreut; Lützow selbst rettete sich mit dem Vortrab. Unsern Körner hatte der erste Hieb in den Kopf verwundet, ein zweiter leicht verletzt. Er sank zurück, raffte sich aber sogleich wieder auf, und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäfftigt, mit Hülfe eines Cameraden sich seine Wunden für den ersten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, und in den Wald hinein rief er mit lau-

---

sich demohnerachtet der Major Lützow, auch ohne vorläufige Anzeige des Waffenstillstandes, nach den vom Major v. Vincenti ihm mitgetheilten und durch sein Ehrenwort bekräftigten Bedingungen zurück. Und zum Beweis, daß die kleinen Neckereien alle blos geschehen, weil man nichts vom Waffenstillstand gewußt, schlug er den Weg wieder ein, den er gekommen war, sonst hätte er leicht durch Böhmen sich sicher zurückziehen können. Von Sachsen aus ward ein Marschcommissär mitgegeben, der das Corps führen sollte; — um seiner Ehre willen wollen wir glauben, daß er nichts von dem Bubenplan wußte. —

Als sich französische und würtembergische Cavallerie, unter Fournier und Normann, mit Infanterie näherte, das Ganze von (Ferret oder Ferrier) commandirt, gab letzterer General sein Ehrenwort, daß sie in keiner feindseligen Absicht kämen, sondern ihr Marsch führe sie an uns vorbei, um nach Leipzig zu marschiren. — Hierauf ward bei Todesstrafe befohlen, weder eine Waffe zu ziehen, noch ein böses Wort gegen den Feind auszustoßen, der ohngefähr sieben mal stärker war. Dieserhalb ward auch zu zweien abgebrochen, und singend zog die kleine Anzahl ihren Weg. — Als die Truppen dennoch in Kitzen aufmarschirten, und sich durch das hohe Getraide in die Ebene zogen, und uns so in ein Defilee einzuschließen gedachten, ward Körner vorgeschickt, um zu fragen, was diese Bewegung bedeute. Als er sich dem ersten Zuge näherte, hieb der Officier, der ihn commandirte, Körnern über den Kopf; — eine ehrenvolle That, da letzterer ohne Waffen war, und gleich durch den ersten Hieb (er trug eine Mütze) besinnungslos ward."

So weit unser Gewährsmann. Das Uebrige ist durch die Erzählung des Vaters Körners hinlänglich beglaubigt.

Anm. des Herausg.

ter Stimme; „die vierte Escadron soll vorrücken!“ Die Feinde stutzten, zogen sich zurück, und ließen ihm Zeit, sich im Dunkel tiefer in das Gehölz zu verbergen. Der Schmerz der tiefern Wunde war heftig, die Kräfte schwanden, und die letzte Hoffnung erlosch. Für diese Situation dichtete er sein bekanntes Sterbe-Sonett.

In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Beistand anboten. Sie waren durch einige seiner treuen Cameraden aufgefordert worden, ihn im Walde aufzusuchen, fanden ihn durch starken Blutverlust sehr entkräftet, verschafften ihm stärkende Lebensmittel, und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Leipzig näher liegenden Dorfe Großzschocher, ohngeachtet sich ein feindliches Commando daselbst aufhielt. — Hier wurde er, wiewohl die feindlichen Reiter ihm scharf nachspürten, (besonders da er eine nicht unbedeutende Casse seines Corps bei sich hatte), glücklich verborgen, und ein geschickter Landwundarzt verband ihm seine Wunden. Von da schrieb er an einen Freund in Leipzig, welcher, trotz des strengen Verbots gegen alle Verheimlichung feindlicher Personen und Effecten, ihn verkleidet in die Vorstadt brachte.

Und wie damals in der hülfreichen Stadt Alles sich beeiferte, das Entkommen der gefangenen und versteckten Jünglinge dieses unglücklichen und durch schändlichen Verrath zerstreuten Corps zu befördern, (was den Bewohnern derselben nicht hoch genug angerechnet werden kann, aber auch nicht immer nach Verdienst vergolten worden ist;) — so fand sich auch Körner, dem das Wohl seiner Retter und Freunde in dieser Stadt sehr am Herzen lag, nach einer fünftägigen Pflege und Anwendung chirurgischer Hülfe, schon wieder auf dem Wege nach Carlsbad, welchen Zufluchtsort er am schnellsten und sichersten zu erreichen hoffte, obgleich diese Reise nicht ohne Gefahr, von den Feinden entdeckt zu werden und seine Wunde wieder

zu verschlimmern, gemacht werden konnte. Indessen genoß er auf derselben mehrere Ruhepuncte und freundschaftliche Unterstützung; in Carlsbad, wo er seine edle Gönnerin, die Frau von der Reck, fand, die wohlthätigste Pflege und Heilung.

Nach ohngefähr vierzehn Tagen konnte er letztern Ort wieder verlassen. Er wählte den Weg über Schlesien nach Berlin, um zu seinem wieder gesammelten Corps zurückzugehen, und genoß auf dieser Reise noch manche glückliche Stunde, durch das Gefühl der Sicherheit und der wiedergegebenen Körperkraft, so wie durch schätzbare Beweise der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens edler und würdiger Personen erhöht.

Vom 17ten August an erneuerten sich die Feindseligkeiten. Das Lützowsche Corps, jetzt fast stärker als vorher, stand unter General Wallmoden dem Marschall Davoust gegenüber, welcher mit Uebermacht ins nördliche Deutschland einzufallen drohte, und war fast täglich im Gefecht, wobei sich Körner stets durch seine Kühnheit auszeichnete. Ja einige seiner Freunde warnten ihn oft, da er sich zu wenig auf kunstfertige Behandlung seines Rosses verstand, nicht zu viel zu wagen, und sein hoffnungsvolles Leben fruchtlos auszusetzen. Körner aber konnte ihnen nur hierin nicht folgen. Unaufhörlich feuerte er seine Gefährten durch Wort und That an; auch dichtete er damals, wie uns sein Vater berichtet, in der Biwachthütte bei Büchen, an der Steckenitz, das erwähnte Kriegslied: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" ꝛc.

Am 25. August 1813 ordnete der Major von Lützow einen Streifzug im Rücken des Feindes an. Man kam noch denselben Tag bis zu einem Gehölz ohnweit Rosenberg, wo man im Versteck auf den Kundschafter lauerte. In diesem Gehölz dichtete er voll Todesahnung das bekannte Schwertlied, welches zuerst im Anhange zu den von einigen seiner Freunde herausgegebenen 12 freien deut-

schen Gedichten (1813. 8.) erschien.*) Am dämmernden Morgen des 26. Aug. schrieb er es in sein Taschenbuch nieder; er las es eben einigen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Um 7 Uhr nämlich bemerkten die Cosaken, welche die Vorposten hatten, in der Ferne einen Transport feindlicher Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Diesen aufzuheben ward sogleich beschlossen, und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Cosaken, (100 Pferde) den Angriff an der Spitze zu machen, und nahm eine halbe Schwadron, um dem Feind in die Flanke zu fallen; die andre ließ er den Rücken decken. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Körner griff an Lützows Seite in der Flanke an. Der Feind, welcher zahlreicher war, als man geglaubt hatte, floh nach einem kurzen Widerstande, durch die Cosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene, und warf sich in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz.

Körner war einer der Ersten unter den Verfolgenden. Mit kühnem, nur allzustürmischen Muthe setzte er dem Feinde nach, der aus seinem Hinterhalte ein heftiges Feuer auf die Verfolgenden gab. Von wenigstens sechzig Schüssen trafen nur drei. Körner sank zuerst, — nicht weit von ihm der Graf Hardenberg, ein liebenswürdiger junger Mann, der als Freiwilliger unter der russischen Armee diente und eine Abtheilung Cosaken führte, und noch ein Lützowscher Jäger.

Die Flintenkugel, welche Körners jugendliches Leben und seine schöne Begeisterung endete, war durch den Hals

*) Er übergab dieselben im April 1813 einigen Freunden in Leipzig, mit der Bitte, sie, wenn es Zeit sey, herauszugeben und zu verbreiten, was auch, — leider nach seinem Tode, geschah. Die beigefügte Nachricht von demselben rührt von einem seiner Freunde und Kampfgenossen, dem Grafen von Dohna, her. Wir haben sie hier benutzt.

seines Schimmels ihm in den Unterleib gedrungen, und hatte ihm Leber und Rückgrad verletzt. Die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm sogleich die Sprache, und — wahrscheinlich auch das Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert, und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Einer der Ersten, welche, während des fortdauernden Feuerns auf diesen Punct, ihm zu Hülfe eilten, war der herrliche Friesen, der ein halbes Jahr darauf bei Vercül von französischen Bauern getödtet wurde. Sanft wurde Körner von dem Felde, wo er gefallen, aufgehoben, in den nahen Hochwald getragen, und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, der zwar sogleich die Wunde verband, aber das schon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte. Das schnell verbreitete Gefühl dieses großen Verlustes trug gewiß zur rascheren Beendigung des Gefechtes bei. „Wie gereizte Löwen", erzählt uns des Verblichenen Vater, „drangen die Lützowschen Reiter in das niedrige Gebüsch auf die Feinde ein, und was nicht entrann, ward erschossen, niedergehauen oder gefangen. Mit allgemeiner Rührung wurde dann den drei Gefallenen von ihren Waffenbrüdern die letzte traurige Pflicht erwiesen. Ihre Hüllen wurden auf Wagen gelegt und mit den Gefangenen und der genommenen Transportcolonne fortgeführt."

Die Beerdigung war ganz im Sinn des Vollendeten und seines trauernden Vaters. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, und unter einer alten, aber kräftigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, einige Stunden von Ludwigslust, auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen, und allen Zeichen tiefgefühlter Achtung und Bruderliebe eingesenkt. Sein Name wurde dem Stamm derselben eingeschnitten.

Einer der innigsten Freunde, die seinen Grabhügel mit Rasen bedeckten, ein edler, vielseitig gebildeter Jüngling, von Bärenhorst, soll sich wenige Tage darauf in

dem Gefecht an der Göhrde mit den Worten: „Körner, ich folge dir!“ den Feinden entgegengestürzt haben, von deren Kugeln er bald durchbohrt zur Erde sank.

Wie allgemein die deutsche Dichtkunst Körners Tod gefeiert habe, ist uns durch viele Zeitschriften bekannt; gesammelt lesen wir mehrere dieser Gedichte in dem von seinem Vater herausgegebenen, aber wahrscheinlich nicht ins größere Publikum gekommenen Werkchen: Für Theodor Körners Freunde (Dresden, gedruckt bei Gärtner. 4.)

Eben daselbst erfahren wir über seine Grabstätte Folgendes. Für die künftige Sicherheit der Grabstätte blieb eine Besorgniß übrig; dieß vermochte einen edelmüthigen Fürsten, den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, dafür eine ehrenvolle Stelle auf dem Kirchhofe zu Ludwigslust anzubieten; aber der Vater bat um die Eiche, die von den tapfern Freunden seines Sohnes geweiht war, und um einen kleinen, sie zunächst umgebenden Raum. Seine Bitte wurde auf eine Art gewährt, die das fürstliche Wohlwollen deutlich zu erkennen gab. Das Grundstück nämlich gehörte zu einem herzoglichen Kammergute, und ein Theil der Benutzung war der Gemeinde zu Wöbbelin überlassen worden. Von dem regierenden Herzog zu Mecklenburg-Schwerin wurden jetzt die Eiche und ein Flächenraum von 48 Quadrat-Ruthen dem Vater Theod. Körners geschenkt, und ihm zur Aufführung einer Mauer um die Grabstätte die Materialien unentgeltlich überlassen, auch der Einwohner von Wöbbelin entschädigt, der einen zeither benutzten Platz durch diese Veräußerung einbüßte.

Der Vater wünschte nun dem Sohn ein festes Denkmal errichten zu lassen, und ließ daher ein solches nach einer Zeichnung des Hofbaumeisters Thormeyer in Dresden, in der berühmten königl. Eisengießerei in Berlin, ganz aus Eisen arbeiten. Es war mehrere Wochen in Berlin zur Schau ausgestellt, und ist von Hunderten beschaut und gebilligt worden. Leier und Schwert, die bezeichnendsten Symbole für des Sängers Tod, sind, von

einem Eichenkranz umwunden, auf einen vierseitigen Altar gestellt. Die Inschrift der Vorderseite des Altars ist:

Hier wurde
Carl Theodor Körner,
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.

Auf der Rückseite stehen folgende Worte:

Carl Theodor Körner
geboren zu Dresden am 25. September 1791
widmete sich zuerst dem Bergbau,
dann der Dichtkunst
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.
Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützowischen Freischaar
wurde er bei einem Gefecht
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getödtet.

Die Inschriften der beiden übrigen Seiten sind Stellen aus den Gedichten des Verstorbenen. Für die eine Seite:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

Und für die entgegengesetzte Seite:

Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut.
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen.

Dieß schöne Denkmal steht vor dem Grabe in der Mitte eines länglichten Vierecks, das von einer Mauer umgeben, und theils von der Eiche beschattet wird, theils mit Gesträuchen und Blumen bepflanzt ist. Durch eine eiserne Gatterthüre, zu welcher von der Straße eine Pappelallee führt, kann es gesehen, und die Schrift der Vorderseite gelesen werden.

Rührend war die Feierlichkeit, welche bei Errichtung dieses Denkmals unter den Augen der Aeltern und Körners liebender Schwester, welche dazu von Dresden aus eine Reise nach Mecklenburg machten, und in diesem Lande überall den herzlichsten Antheil fanden, auf der Grabstätte selbst veranstaltet wurde. Vor einer zahlreichen Versammlung aus allen Ständen wurde daselbst von der herzogl. Capelle eine ausdrucksvolle Trauermusik aufgeführt, auf welche eine herzerhebende Rede des Oberhofpredigers Studemund folgte. Den Beschluß dieser Feier machte ein frommer Gesang aus Körners Gedichten. Die Eiche war mit frischen Kränzen geschmückt. Jetzt sind an ihr mehrere Gedichte auf Körner zu lesen. Auch wurde der erste Jahrestag seines Todes durch eine ernste, dramatische Phantasie des beliebten und seinen Aeltern befreundeten Dichters Friedrich Kind gefeiert, welche unter dem Namen Körnerseiche, durch Schnorrs Griffel schön verziert, aus Göschens geschmackvoller Druckerei hervorging.

Ein anderes Denkmal stiftete der Vater dem geliebten und gefeierten Sohne durch die Herausgabe der poetischen Sammlung, welche dieser selbst nicht lange vor

seinem Heldentode veranstaltet hatte. Sie führt den Titel: Leier und Schwert*), und enthält 32 seiner ausgewähltesten Gesänge, durch welche er seine feurige Begeisterung für die Freiheit des deutschen Vaterlandes nicht blos mit hoher Kraft ausgesprochen, sondern auch unzähligen Gemüthern mitgetheilt hatte. Dieser Sammlung folgte Körners poetischer Nachlaß, dessen erster Theil (Leipzig, b. Hartknoch 1814. 8., in der zweiten Auflage 1815) die zwei größern dramatischen Werke Körners Zriny und Rosamunde, dessen zweiter aber vermischte Gedichte**) und Erzählungen, nebst einer Charakteristik des Dichters von C. A. Tiedge, und die oben erwähnten biographischen Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten enthält. Der letzte Rest seines Nachlasses, aus einigen epischen Fragmenten, einigen Charaden, Räthseln und vermischten Gedichten bestehend, ist in dem vorhin angeführten Werkchen für Körners Freunde befindlich.

Nicht lange überlebte Körners einzige Schwester den geliebten Bruder. Ein stiller Gram über seinen Verlust, genährt und immer neu erweckt dadurch, daß sie sein

---

*) Sie ist schon 1814 in der dritten Auflage (Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 8.) mit einer Vignette von Gubitz geziert, erschienen.

**) Außer den meisten und vorzüglichsten Stücken der oben angeführten Knospen werden hier noch eine große Anzahl ungedruckter Gedichte mitgetheilt.

Bildniß *) durch Griffel und Farben für seine Freunde vervielfachte, verzehrte ihre Lebenskraft. Nach einer kurzen Krankheit, deren Anfang unbedeutend schien, starb sie in ihrer Aeltern Armen am 15. März 1815 im 27sten Jahre ihres Alters. Ihre entseelte Hülle wurde von Dresden nach Wöbbelin abgeführt, wo sie nun sanft an ihres Bruders Seite ruht. Sie selbst hatte von der Grabstätte, die nun auch sie umschließt, eine geistreiche, von Dennstädt in Dresden in Kupfer gestochene Zeichnung entworfen, als sie mit den von ihr zärtlich verehrten Aeltern nicht ohne Ahnungen schneller Wiedervereinigung, dahin wallfahrtete. „Zarte Weiblichkeit", sagt uns ein Mann, der oft in ihrer Nähe war, „mit häuslich schaffender Thätigkeit im harmonischen Verein, vollendete die Hochachtung, die ihren ungemeinen Talenten jeder zollte, der sie in engern, häuslichen Kreisen genauer kennen zu lernen Gelegenheit fand. Denn sie war als Künstlerin bei Saitenspiel und Gesang, am Stickrahmen und an der Staffelei, was der geliebte Bruder als Heersänger, Lieder- und Schauspieldichter auch war, Schöpferin lieblicher Töne und belebter Gestalten. Ihr ganzes Leben war eine liebliche Erscheinung, ein Wohllaut, der durch keinen Mißton gestört wurde. Was, als die Trauerkunde erscholl, jeder, dem noch ein menschliches Mitgefühl im Busen wohnt, mit den Tiefgebeugten empfand, denen in ihr die einzige, das Leben verschönernde Blüthe welkte, ergriff auch einige Freunde des Schönen und Guten, und veranlaßte am Abend des 17ten März, bei der nächsten Zusammenkunft eines Vereines für Kunst, eine absichtlose Trauerbezeugung, die von einer gefühlvollen Künstlerin durch wehmüthige Harfentöne eingeleitet wurde. Die bei dieser unverabredeten Todtenfeier vorgelesenen Gedichte hat man mit einigen, in demselben Kreise später erschienenen, verwandten Inhalts, in einen Kranz zusammengewunden. Männer, deren Namen die Muse kennt, haben ihn aus zarten Blumen geflochten, und mit

*) Nach diesem Bildniß ist der Kupferstich von Buchhorn gearbeitet, welcher dem zweiten Theile von Körners poetischem Nachlaß beigelegt ist. Der Verf. muß unbefangen gestehen, daß er in letzterem keine Aehnlichkeit findet.

einigen passenden Vignetten begleitet, unter der Aufschrift: Das Geschwistergrab zu Wöbbelin (Leipzig bei Tauchnitz 1815. 8.) den Freunden der Gefeierten zum Geschenk gemacht.

Schöne und heilige Erinnerungen weihen die Stätte, welche die Hüllen des edeln Geschwisterpaars vereint, und dem deutschen Volke ein theures Denkmal bleiben wird.

Carl Wilhelm Ferdinand

und

Friedrich Wilhelm

Herzöge von Braunschweig.

Dargestellt

von ***

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Carl Wilhelm Ferdinand
und
Friedrich Wilhelm
Herzöge von Braunschweig.

Einleitung.

Unter Deutschlands Fürstengeschlechtern, reich an vielen frommen und weisen Herrschern und glorreichen Helden, ragt seit Jahrhunderten, nach Verdienst gefeiert, der erlauchte Stamm der Herzöge von Braunschweig hervor. Unsrer Zeit gehören deren zwei an, die Achtung und Ruhm bei der Mitwelt errungen haben, und geehrt fortleben werden auch im Andenken der Nachwelt. Ihrer Lebensgeschichte, die mit Treue und Gerechtigkeit ihre Gesinnung und ihre Thaten würdigt, sind diese Blatter gewidmet. Das irdische Tagewerk beider ist vollbracht; der Gang ihres Geistes und ihrer Schicksale liegt schon klarer enthüllt, und durch unverdachtige Zeugnisse bewahrt, vor den Augen hellsehender Beobachter und erfahrner Forscher. Die alte, und in unsern Tagen neubegründete, freier und inniger wiedererstandene Liebe zu unsern vaterlandischen Fürsten, vereint mit deutscher unverwelklicher Treue und unbestechlicher Gerechtigkeit, stellt nun die hohen Bil-

der der geschiedenen Fürsten in den mit keinem unächten Glanz verzierten, nur mit dem bedeutungsvollen Eichenlaub geschmückten Hallen der Vaterlandsgeschichte auf. Es ist von Alters her recht deutscher Art, das Würdige und Löbliche überall, und mit besonderer Geneigtheit, auch an den heimischen Herrschern anzuerkennen, den Schatten aber, der das Licht nur mildert, nicht verdunkelt, weder grell hervorzuheben, noch durch falschen Schein zu verwischen. So werden auch hier die letzten Herzöge von Braunschweig abgebildet.

Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, in angebohrnem und durch Ehrgefühl erhöhtem Heldenmuth und Fürstensinn einander gleich, in Feldherrntalent, Unternehmungsgeist, Raschheit und Gewandtheit sich ähnlich, gleichwohl in ihrer Bildung, Neigung und Gesinnung, ihrem Geist und ihren Schicksalen von einander sehr verschieden, haben, jeder auf seine Weise, beide aber wohl verdient, ihre Namen verewigt. Sie gehören Einer, und doch sehr verschiedenartigen Zeiten an, weil die Gegenwart, die nächste und die entferntere Vergangenheit einander so gar unähnlich wurden, daß einige Jahrzehende mehrere Jahrhunderte, von dem ungleichartigsten Geist, in sich zu vereinigen scheinen. Ihr Leben ist streng nach dieser Verwandlung des Zeitgeistes aufzufassen, damit Jeder in seinem wahren Verhältniß zu demselben und in seiner Eigenthümlichkeit sowohl, als nach der Einwirkung des Zeitraums seiner Entwickelung, Bildung und Wirksamkeit, recht erkannt werde. Jede in das Besondere eingehende Vergleichung beider dürfte am wenigsten unerwogen lassen, wie Jeder von ihnen durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen er lebte, auch eine eigene Richtung gewann, und selbst das Verwandte in ihnen verschieden sich gestaltete. Will man sie als Feldherren neben einander stellen, so ist der ungleichartige Geist und Zweck der Kriege, in denen sie hervorleuchten, besonders scharf aufzufassen; will man sie als Fürsten neben einander würdigen, so ist nirgend aus den Augen zu verlieren, daß der Vater zum regierenden Herrn, der Sohn als ein nachgebohrner Prinz, ohne alle frühere Aussicht auf die Thronfolge, mit Vernachlässigung aller Vorbereitung auf diese, nur für untergeordnete Verhältnisse erzogen ward;

daß

daß jener in eine festbegründete und unangefochtene Herrschaft ruhig eintrat, und auf gebahnten Wegen, nach schon anerkannten Grundsätzen, die Regierung verwalten durfte, für diesen aber der umgestürzte Thron erst wieder errichtet, die Herrschaft neu hergestellt werden, er selbst auf neuen, unbetretenen Pfaden, nach den Forderungen und gebieterischen Nöthigungen einer völlig neuen Zeit, das Steuerruder eines auf wilden Wogen schwankenden Staatsschiffes führen mußte; daß endlich jener den Kreislauf eines langen Daseyns vollbrachte, und bis in's Greisenalter fortwirkend, sein Leben gleichsam naturgemäß abschloß am fernen Ziel; dieser, nachdem sein früheres Leben kaum eine Vorbereitung auf die Bestimmung seiner reifern Jahre gewesen, nicht so viele Monate, als jener Jahre, regierte, und in einem frühen Tod endend, sein Regentenleben eigentlich unvollendet, unabgeschlossen ließ. Sollten sie endlich als Menschen mit einander verglichen werden, so bedürft' es nicht nur der sorgfältigsten Berücksichtigung aller dieser Umstände und Verhältnisse, sondern auch eines tiefern Blicks in alle ihre Umgebungen und in ihr eignes inneres Leben, das bei dem Sohne noch offener vor Augen liegt, als bei dem durch höfische Sitte und frühe Gewöhnung verschlossenern Vater.

Ihre Geschichte ist vorzüglich auch eine kräftige Mahnung an eine vernunftmäßigere und weisere Fürstenerziehung. Man kann mit Recht sagen, daß sie untadelhafter und ausgezeichneter hervortreten würden, wenn sie eine ächtere, von edleren und festeren, auch durch alle Erfahrung gerechtfertigten Grundsätzen, streng geleitete Erziehung genossen hätten. Schien es doch bei beiden, von früher Kindheit an, mehr darauf angelegt, ihnen eine schiefe und verkehrte Richtung zu geben, und das Aechtmenschliche durch vermeintliche Fürstlichkeit zu unterdrücken, als eine freie, übereinstimmende Entwickelung klarer Einsichten und geläuterter Gesinnungen, der edlen Anlagen ihrer Natur, ernstlich zu befördern. Gerade das Höchste in aller wahren Erziehung, die religiöse Bildung des Geistes und Gemüths, das, was die einzigfeste und die reichste Grundlage eines edlen Characters, eines ächtmenschlichen Lebens ist, sie ward auf eine Weise vernachlässigt, welche die schmerzlichsten Folgen gehabt hat. Zwar war der gepriesene und in vieler Hinsicht ehrenwerthe Jeru-

salem der Lehrer Carl Wilhelm Ferdinands; aber der Geist einer verwegenen und in den höchsten Lebensangelegenheiten durch eine falsche Weisheit bethörten Zeit, riß auch jenen frommen Mann mit fort, und sein schwankendes, unsicher vermittelndes System mußte, wie der Biograph richtig bemerkt, auf seinen fürstlichen Schüler um so mehr den ungünstigsten Einfluß haben, als dessen übrige Umgebungen ganz dazu bestimmt schienen, auch die zarten Keime sittlicher Gesinnung, welche der wohlgesinnte Lehrer, freilich die religiöse Wurzel derselben zu wenig pflegend, zu entwickeln bemüht war. So trat der Prinz ohne einen festen und heiligen Lebensgrund in die öffentlichen Verhältnisse ein, und sein Dienst im preußischen Heer, seine nahe Berührung mit dem damaligen Berliner Hofe, die Zeit der Herrschaft französischer Weltweisheit und frechen Witzes, erschütterte in ihm noch tiefer jeden frommen Sinn, die religiöse Weihe des Lebens. Je mehr es gleich Anfangs bei ihm nur auf das Scheinen, weniger auf das ächte Seyn angelegt schien, desto unmöglicher ward ihm, die einzig wahre Richtung zu gewinnen, zu der in seinem Gemüth die schöne Anlage sich fand. Es ist darum für ein Glück zu achten, daß unter seiner Regierung jene beabsichtigte vermeinte Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes nicht zu Stande kam, weil diejenigen, die er dazu geeignet glaubte und damit beauftragte, großentheils dem wichtigen Unternehmen nicht gewachsen, und selbst von durchaus falschen Ansichten verblendet waren. Es war nicht, wie der Biograph ausspricht, der Streit zwischen den Verfechtern des sogenannten alten Schlendrians und den Beförderern der angeblichen wahren Religionsaufklärung, was das unzeitige Unternehmen in sich selbst vernichtete; sondern der Sieg einer höhern Gewalt, die das, was aus einseitigen und verderblichen Zeitansichten hervorgehend, doch bemüht war, für lange Zeiten sich festzustellen, in der Nichtigkeit seiner Grundansichten, zur Auflösung brachte. Das Beste war unter diesen Umständen, daß der Herzog weder entscheiden noch durchgreifen wollte, wie er denn auch fühlen mußte, daß Er zur Schlichtung des tiefbegründeten Streits und zur Entscheidung der hochwichtigen Angelegenheit keinen Beruf hatte. Der Mangel an ächtreligiöser Lebensweisheit hat sich denn auch in seinem übrigen Leben, darinnen vorzuglich kund gegeben, daß er nie zu jener Ein-

heit mit sich selbst, und zu jenem Frieden gelangte, die nur durch frommen Glauben versichert werden, und daß seine vielen, von dem dankbaren Vaterlande anerkannten, glänzenden Eigenschaften durch manche unleugbare Flecken verdunkelt wurden. Sein Heldentod, das trübe Schicksal seiner letzten Tage, hat ihm neue, ehrende Theilnahme gewonnen, und er wird als ein Fürst genannt, der, in Vielem ausgezeichnet, Gutes wollte, und dessen mehr vollbracht hätte, wenn er durch seine Erzieher anders geleitet worden wäre.

Herzog Friedrich Wilhelm, ausgestattet mit reicher Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne, und mit einem wohlwollenden Herzen, ward früh der tyrannischen und unweisen Gewalt eines Oberaufsehers untergeben, der völlig unfähig, des warmfühlenden und regsamen Prinzen freundliche Neigung zu gewinnen, durch verhaßte Härte ihn verbitterte, und den zarten Keim der Liebe, aus der im jugendlichen Gemüth sich alles Schöne entfaltet, so gewaltsam knickte, daß das unzerstörte Wohlwollen, welches auch im reifern Leben Friedrich Wilhelms so unverkennbar hervorleuchtete, um so gewisser sein wahres Eigenthum zu nennen ist. Ueberhaupt ist alles Gute, das wir an ihm preisen, recht eigentlich Zeugniß einer höhern Naturanlage in ihm, die selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht völlig zerstört werden konnte. Freilich vermocht' auch er zu einer klaren und tiefern Lebensansicht, zu einem festern und freiern religiösen Daseyn sich nicht durchzubilden; aber, in der Schule großer Leiden allmählig erzogen, hatte er doch eine Richtung auf das Ewige und ein Gottvertrauen gewonnen, die seinem Leben eine höhere Weihe ertheilen. Zu eignem Forschen und besonnenem Prüfen früher nie angeleitet, im spätern Leben vielfältig davon abgezogen, erhielt sein Gefühl eine religiösere Stimmung, ohne daß sein Geist zu einer festen und hellen Ueberzeugung von den heiligen Angelegenheiten gelangen konnte. Darum blieb auch ein Zwiespalt in seiner Seele, der ihn als Menschen und Fürsten leicht unstät und schwankend erscheinen ließ, obwohl er ernstlich und nicht ohne Kraft das Gute wollte. Ein reges Gefühl für Ehre, auch für die wahrste und ächteste, und eine innige, würdige Liebe zu seinem Vaterland, läuterten mehr und mehr seine Gesinnung, und der feste Wille, mit dem er sich

sind auf einen Blick dem Gedächtniß. Der Kopf, mit dem Gedächtniß, ist ein Magazin, worin alle Waaren, die man in Vorrath haben will, aufgehäuft werden. Die Beurtheilungskraft, welche Verhältnisse der Dinge gegen einander erkennet, findet, aufdeckt, ist wie ein Kaufgewölbe, worin die Waaren ausgepackt, gemessen, gewogen, ihre Qualität, Güte, und ihr Verhältniß gegen einander geprüft werden. Der Witz, der Scharfsinn, der Verstand, sind wie Kaufleute, die Waaren, die sie haben, in Vorrath halten, sie kaufen, sie verkaufen, sie tauschen, sie handeln damit. Wenn nun alles dieß, was ich vorgetragen und gelehret habe, seine Richtigkeit hat, so ist es auch richtig, daß ich in meinem Vortrage, wie ich schon vorher gesagt habe, die Ordnung der Vermögen, an die sich der Kopf so ordnet und die Ordnung der Geschäfte, die derselbe den Vermögen anweiset, beobachtet habe. Ich habe also, wie ich es für gut befunden habe, meine Materialien, meine Waaren, meine Kenntnisse, meine Beurtheilungskraft, meine Vernunft, meine Einbildungskraft, meinen Witz, meinen Scharfsinn, meinen Verstand, und meine Sprache, wie ich sie für zweckmäßig befand, gebraucht, und ich kannte keine andere Art, sie zweckmäßig anzuwenden.

Carl Wilhelm Ferdinand

Herzog von Braunschweig.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, ältester Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel und Philippinens Charlottens, Schwester Friedrichs II., wurde am 9ten Octbr. 1735 zu Wolfenbüttel geboren. Vom siebenten Jahre an war der Hofprediger, nachmaliger Abt und Vice-Consistorialpräsident Jerusalem, sein Lehrer. Jerusalem stand damals selbst in seinem theologischen Wissen auf dem Scheidewege zwischen Licht und Finsterniß. — Das schwankende System des Lehrers ging auf den Zögling über — und der Prinz wußte daher bis in sein spätestes Lebensalter in Ansehung der theologischen Aufklärung eigentlich nicht, was er wollte. Der Hof seines Vaters war in jener Zeit einer der üppigsten und glanzvollsten deutschen Fürstenhöfe. Die Souveränitäts-Ideen und das Soldatenspielen waren an der Tagesordnung, und das Maitressenwesen trat allnachgerade ungescheuet an's Tageslicht. Trotz Jerusalems Aufmerksamkeit bekam der Prinz eine ziemlich verkehrte Erziehung. Neben der Unterweisung in fremden Sprachen, der Geschichte, der Mathematik, den schönen Künsten und der Kriegs-Wissenschaft, erhielt nämlich der achtjährige Knabe auch von einem französischen Comödianten Unterricht in der Mimik, wozu eigends ein

großer Spiegel verfertigt ward, vor welchem der Lehrer seinem Zögling die Stellungen und das Minenspiel des Staatsmanns, des Helden, des zärtlichen Landesvaters, des feurigen Liebhabers u. s. f. einstudirte. Diese Comödiantenkunst hat der Herzog in seinem ganzen Leben nicht verlernt, und sie ist ihm weit mehr schädlich als nützlich geworden; denn sein rein menschlicher, trefflich gebildeter und durch Erfahrungen aller Art geläuterter Geist, hätte derselben gar nicht bedurft. Durch jene Kunst imponirte und täuschte er nur auf Augenblicke, da er sich doch durch sein natürliches Wesen daurende Verehrung und wahres Vertrauen so leicht erwerben konnte.

Sein Gouverneur, der Kammerherr von Wittorf, war ein feiner und gebildeter Hofmann, aber ein unsittlicher Mensch, der oft mit seinem jungen Zögling einerlei Liebschaften hatte. Der Zögling verachtete also den Menschen, welchen er äußerlich ehren mußte, — und so schrieb sich aus seiner frühesten Jugend schon der unselige Unglaube an wahren Menschenwerth her. Selbst Jerusalem hatte nicht Charakterstärke genug, solchen unglücklichen Einwirkungen entgegen zu arbeiten; denn auch er war geschmeidiger Hofmann, und ließ sich mehr als einmal durch unwürdige Menschen täuschen. Der Prinz übersahe ihn bald, und merkte ihm selbst sein, mit zunehmender Erleuchtung immer mehr schwankendes System ab. Auch dieß hatte keine gute Wirkung auf des Jünglings Charakter.

Wer diese Züge aus C. W. F. Jugendgeschichte kennt, und weiß, zu welchen Ausschweifungen, nächtlichen Liebesabentheuern und leichtfertigen Streichen seine damalige Dienerschaft behülflich war, wird in ihm um so mehr den nachher festen, trefflichen Mann und Fürsten, welcher unermüdet thätig für des Landes Wohl wirkte, ehren. Eitelkeit und Ruhmsucht waren zwar unstreitig des Jünglings prädominirende Leidenschaften, und — blieben es auch durch des Mannes und Greises ganzes Leben; jeder unbefangene Richter muß jedoch gestehen, daß wohl nicht leicht die Schmeichelei einem Fürsten unter so mannigfaltig verführerischen Gestalten nahte, als diesem.

Der Sturm des siebenjährigen Kriegs warf den zwanzigjährigen Jüngling in ein gewaltiges Gewühl kriegerischer Scenen, entwickelte die heftigsten Leidenschaften in seiner Brust, und ließ ihn zugleich oft genug die kleinliche Menschlichkeit derjenigen bemerken, denen er äußerlich Ehrerbietung und Gehorsam schuldig war. Wir wollen hier nur andeuten, daß dergleichen Bemerkungen selbst in Ansehung seines sehr leidenschaftlichen Vaters und seines hochgepriesenen, doch oft charakterschwachen Oheims Ferdinand statt fanden! Der Verf. dieser Darstellung weiß, daß sich C. W. F. in späteren Jahren gegen Vertraute über diese Dinge so äußerte, daß deutlich hervorging: er finde darin hinlängliche Rechtfertigung seiner eignen jugendlichen Fehler und Schwächen. — Wirklich hatte der Prinz im Laufe des siebenjährigen Kriegs hohen Heldenruhm erkämpft, und selbst sein großer Oheim, Friedrich II., hatte ihn lobpreisend besungen. Den ersten Beweis persönlichen Muths und kriegerischer Tapferkeit gab der Prinz in der Schlacht bei Hastenbeck am 26. Jul. 1757, da er, in Verbindung mit dem tapfern Oberst Mar von Breitenbach, eine schon von den Franzosen eroberte Batterie wieder erstürmte, und gewiß den Sieg gefesselt haben würde, hätte der ängstliche Cumberland sich nur zum neuen Angriff entschließen wollen.

Nach der Convention von Kloster Zeven, sollte scheinbar der Prinz eine Reise nach Holland unternehmen; aber sein Oheim Ferdinand, welchen Friedrich II. zum Commando des alliirten Heeres abgesandt, nahm ihn von Hamburg mit nach Stade, und der Prinz trat freudig den Dienst der Waffen wieder an. Er begann glänzend seine neue Laufbahn durch den eben so gefährlichen als glücklich ausgeführten Ueberfall von Hoya am 23sten Febr. 1758. In dem blutigen Treffen bei Crefelt am 23. Jun. d. J. befehligte der Prinz die alliirte Infanterie, und warf damit 15 Bat. französischer Infanterie, unter dem Grafen von St. Germain, über den Haufen, trieb die französischen Gensdarmen in die Flucht, und entschied dadurch das Treffen. Groß als Feldherr, zeigte er sich hier auch mild als Mensch; denn in seinen Armen und von ihm getröstet, starb der edle Graf von Gisors, welcher die französischen Karabiniers befehligt hatte. Nach dem Treffen streifte der Prinz bis vor Brüs-

sel, nahm Rüremonde und am 7ten Juli auch Düsseldorf. Als bald nachher der geschickte Contades den Herzog Ferdinand stark drängte, deckte der Prinz den Rückzug des Hauptheers, jagte die Franzosen aus Wachtendonk, zog ohne Verlust die Besatzung von Rüremonde wieder an sich, und gab der großen Armee Zeit, am 4ten August, ohne Verlust eines Artilleriestücks, über den Rhein zurückzukehren.

Im Feldzuge von 1759 begann schon am Ende März der Prinz die Operationen mit der Avantgarde so glücklich, daß die Reichstruppen in mehreren kleinen Gefechten nachdrücklich geschlagen, in Meiningen und Wasungen ein ganzes Regiment Kürassiere nebst 3 Bat. Fußvolk gefangen genommen, und jene Gegenden so völlig vom Feinde gereinigt wurden, daß Ferdinand ungehindert mit der Hauptarmee nach Frankfurt vordringen konnte.

Während Ferdinand, um das rückgängig gewordene Kriegsglück gegen Contades und Broglio wieder herzustellen, Vorbereitungen zu einer entscheidenden Hauptschlacht traf, mußte der Prinz mit einem abgesonderten Corps die feindlichen Magazine bei Herford bedrohen; und gerade an dem Tage, wo Ferdinand die große Schlacht bei Minden gewann (1. Aug.), erfocht der Prinz mit 10,000 Mann einen entscheidenden Vortheil bei Gohfeld über den franz. General Brissac, wodurch der Mindener Sieg vervollständigt wurde.

Inzwischen war bald nachher auch der Herzog von Wirtemberg mit 12,000 Mann, die er selbst befehligte, auf dem Kampfplatze erschienen, und Broglio hatte ihm als Probestück aufgegeben, Ferdinands Verbindung mit Cassel abzuschneiden. Gegen diesen neuen Feind ward der Prinz mit 8 Bat. und 12 Esq. gesandt. Er überfiel ihn in Fulda, jagte die geschmückten Herren von dem eben veranstalteten Balle, hieb einen großen Theil des Fußvolks nieder, und machte 1200 Gefangene. Gleich nach diesem Meisterstreiche mußte der Prinz mit 13 Bat. und 19 Esq. nach Sachsen, zur Unterstützung seines Oheims (des großen Königs), den der Verlust der Kunnersdorfer Schlacht, und die Gefangennehmung des

Finkschen Corps bei Maren sehr geschwächt hatten, abgehen. — Er entledigte sich seines Auftrags vortrefflich, und kehrte erst im Februar 1760 nach Westphalen zurück.

In dem Feldzuge vom J. 1760, welchen Broglio und St. Germain mit 130,000 Mann eröffneten, erfuhr der Prinz am 10ten Juli den ersten schmerzlichen Wechsel des Kriegsglücks. St. Germain hatte sich nämlich bei Korbach mit Broglio vereinigt, und als der Prinz mit seinem gewöhnlichen Ungestüm von Sachsenhausen her in die Korbacher Ebene vorbrach, wurde er dergestalt von der Uebermacht gedrängt, daß die englische Infanterie in die größte Unordnung gerieth. Der Prinz, welcher bereits eine Contusion erhalten hatte, rettete sich nur durch den mit zwei englischen Dragoner-Regimentern entschlossen ausgeführten Angriff so lange, bis sein Oheim Ferdinand mit dem Hauptheere zu Hülfe kommen konnte. Es waren zwar bei diesem jugendlich übereilten Angriffe 15 Kanonen und 800 Mann verloren gegangen, allein der junge Held machte die empfangene Schlappe gar bald wieder wett, indem er am 16. Juli ein französisches Corps von 5 Bat. und 400 Husaren, welches unter dem General Glaubitz bei Emsdorf zur Erhaltung der Communication mit Marburg und Giessen postirt war, so geschickt überfiel, daß das ganze Corps auseinander gesprengt, der Anführer selbst, der Oberst, Prinz von Anhalt, 170 Officiere, 2482 Soldaten, 8 Kanonen, 7 Fahnen und 400 Pferde gefangen genommen und erbeutet wurden. — Noch in demselben Monate (31. Jul.) stürmte der Prinz an der Spitze seiner Truppen die feindliche Position auf den Höhen an der Dimel, und brachte mit Hülfe der brittischen Reuterei, unter Lord Granby, dem französischen General, Ritter du Muy, eine entscheidende Niederlage bei. Der französische Verlust belief sich in diesem Gefecht auf 5000 Mann, und schwächte den Feind dergestalt, daß Ferdinand die Stellung bei Warburg an der Dimel behaupten, und Broglio abhalten konnte, in's Innere der hannöverschen Lande zu dringen.

Während der französische Marschall noch immer seinen Plan gegen das Hannöversche auszuführen trachtete, erfuhr Ferdinand, daß Wesel schwach besetzt sey. Er

sandte daher seinen Neffen am 22sten Septbr. von Warburg mit 15,000 Mann zur schnellen Eroberung der wichtigen Festung ab. Der Prinz zog die Besatzungen von Lippstadt und Münster an sich, setzte am 30. Septbr. über den Rhein, bemächtigte sich der Stadt Cleve, ließ seine leichten Truppen in die Niederlande streifen, und belagerte Wesel. Ihm entgegen rückte mit 30 Bat. und eben so vielen Schwadronen der Marschall von Castries, und stand bereits am 15. Octbr. hinter dem Canal von Rheinbergen, unweit Kloster Kampen. Der Prinz legte es darauf an, den Gegner in der Nacht zu überfallen; aber die heldenmüthige Entschlossenheit des Ritters d'Assas, welcher das im Walde bei Rungenbroeck stehende franz. Piquet befehligte, und hier wie ein zweiter Codrus sich opferte, vereitelte das ganze Unternehmen. Die Franzosen erhielten Zeit in's Gewehr zu kommen, und schlugen den Angriff ab. Um das Unglück zu vergrößern, zerriß des Stromes Gewalt die über den Rhein geschlagene Brücke, der Prinz ward verwundet, und den Truppen gebrach es an Munition. Dennoch hielt der verwundete Feldherr den überlegenen Feind drei Tage im Zaum, stellte die zersprengte Brücke wieder her, und ging in der Nacht vom 18ten auf den 19ten Octbr. über den Strom, ohne bedeutenden Verlust, zurück. Er blieb darauf noch eine Zeit lang in Westphalen stehen, um Castries zu beobachten und ihm die Belagerung von Lippstadt und Münster zu erschweren.

Im Feldzuge von 1761 war Ferdinands erster Entwurf: die französischen Quartiere zu überfallen. Dazu setzten sich um die Mitte Februars vier Kolonnen in Bewegung. Die des Erbprinzen kam am 12ten Februar vor Fritzlar an, konnte den Ort aber wegen Mangel an schwerem Geschütz, erst am 16. d. M. zur Uebergabe zwingen. Diese Verzögerung vereitelte den Hauptanschlag; Broglio eilte dem Erbprinzen entgegen, und dieser war nicht stark genug eine Schlacht zu wagen. Er ging also auf die Hauptarmee zurück, und wurde nach einem unglücklichen Gefecht mit dem Stainvillschen Corps, am 21sten März von den Franzosen jenseits der Ohm überfallen; — eine Verlegenheit, aus welcher ihn allein Luckner rettete. Die Folgen waren schlimm; der Graf von Bückeburg mußte die Belagerung von Kassel

aufheben; und die Franzosen blieben Meister von Hessen. Doch stellte die Schlacht bei Wellinghausen die Sachen zu Gunsten der Alliirten einigermaaßen wieder her, und Broglio's Plan auf Braunschweig mißlang durch Ferdinands kluge Vorkehrungen, welche von dem Prinzen Friedrich von Braunschweig und von dem General Luckner trefflich ausgeführt wurden. Der Erbprinz erschien selbst am 15ten Octbr. in Braunschweig, und wurde dort mit allgemeinem Jubel empfangen.

Im Feldzuge 1762 war seine erste Kriegsthat: das Bombardement und die Einäscherung des Schlosses zu Arensberg im Herzogthum Westphalen, wodurch dem Corps des Prinzen Condé die Verbindung mit der Hauptarmee erschwert, und Ferdinands Marsch an die Diemel erleichtert ward. Während der Frühlings-Monate hatte der Erbprinz stets mit dem Condéschen Corps zu thun. Am Johannisberge lieferte er das letzte unglückliche Treffen am 31. Juli. Luckner nämlich war mit dem Condéschen und Stainvillschen Corps handgemein geworden, und der Erbprinz ließ seine Truppen den Berg hinauf eilen, um Lucknern zu helfen; allein die weit stärkeren Franzosen fielen mit solcher Wuth auf die braunschweigischen Truppen, daß diese in völliger Unordnung den Berg hinabstürzten. An den Ufern des Usbachs ward nun das Fußvolk nur durch die Tapferkeit der Lucknerschen sich vorwerfenden Schwadronen gerettet. Der Erbprinz, welcher vom Pferde gesprungen, um die verwirrten Haufen wieder zu ordnen, fühlte sich in demselben Augenblicke durch eine Musketenkugel gefährlich im Unterleibe verwundet. Man trug ihn vom Schlachtfeld, und die Flucht, bei welcher 347 Verwundete, 926 Gefangene, 72 Todte, 10 Kanonen und eine Standarte eingebüßt wurden, war allgemein. Ehe der Prinz genas, ward am 14. November der Friede verkündigt. Friedrich II., Ferdinand Heinrich und Carl Wilhelm Ferdinand gelten als die ersten Helden der Zeit.

Zwei Jahre nachher (1764) vermählte sich Carl Wilhelm Ferdinand mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, Schwester Georgs III., die ihm einen sehr beträchtlichen Brautschatz mitbrachte, aber keineswegs die Eigenschaften besaß, den feurigen, auge-

priesenen Gemahl durch ihre Liebe zu fesseln. Nie ist ein deutscher Prinz im Auslande mehr geehrt worden, als Carl Wilhelm Ferdinand im Jahre 1766 auf seiner Reise durch Frankreich und Italien von Fürsten, Staatsmännern, Feldherrn und Gelehrten geehrt, bewundert und gefeiert wurde. Er entzückte Jedermann durch sein Betragen, und kehrte von dieser Reise mit vermehrtem Hang zur Eitelkeit und mit einer neuen (in Bologna oder Venedig erworbenen) Geliebten, der nachmaligen Gräfin Branconi, welcher auch sein Vater nicht abhold war, zurück. Vorherrschende Familien-Verhältnisse bestimmten ihn im J. 1773, in preußische Kriegsdienste zu treten. Er ward zum General der Infanterie und Inhaber des zu Halberstadt garnisonirenden Regiments erhoben, und widmete sich dem neuen Geschäfftskreise mit großer Thätigkeit. Dabei machte er sich, weil er die traurige Finanz-Verlegenheit seines Erblandes kennen gelernt hatte, die größte Sparsamkeit zur Pflicht; doch bewirkten einige Versuche, den Finanz-Mißbräuchen in Braunschweig damals schon zu steuern, eine unnatürliche Spannung zwischen Vater und Sohn, die mit den Jahren noch zunahm.

Im kurzen bairischen Erbfolge-Kriege spielte der Erbprinz nur eine untergeordnete Rolle, und hatte dabei auch keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen auszubilden. Ungleich größer, rühmlicher und wohlthätiger aber war der Wirkungskreis, in den er nach seines Vaters Tode, im J. 1780, als Regent seiner Erbstaaten trat. Er fand das Land in traurigen Umständen. Die Schuldenlast belief sich über sechs Millionen Thaler; die Stände konnten und wollten nicht helfen; alle Gläubiger des Staats waren dringende Mahner geworden; den Fürstl. Cassen wollte Niemand Geld zu 5 pr. C. leihen, und die englischen Subsidien reichten nicht einmal zur Abtragung der Zinsen hin. Dabei herrschten in den meisten Cassen-Verwaltungen Unordnungen, zum Theil auch Unredlichkeiten, — und der Herzog fühlte tief, daß der strengste Ernst, die unermüdetste Thätigkeit und durchgreifendste Sparsamkeit erfordert würden, um dem nahen Abgrunde auszuweichen. Die erste Beschränkung trat ein bei der Fürstl. Hofhaltung, obgleich dabei Niemand außer Brod gesetzt wurde. Gegen Unordnungen und Unredlichkeiten bei'm Rechnungs- und Cassen-Wesen wurden die strengsten Verord-

nungen gegeben. Viele, die von der vormaligen Unordnung und von dem luxuriösen Aufwande große Vortheile gezogen, schrieen den Herzog für geizig, wenigstens seine Sparsamkeit als unfürstlich aus. Aber wirklich war damals der Herzog nicht geizig, obwohl unleugbar die Art seines Verfahrens eine kleinliche Plusmacherei in Gang brachte, und manchem engherzigen Menschen die fixe Idee einprägte: sie könnten sich um den Fürsten nicht verdienter machen, als wenn sie durch allerlei Knausereien seiner Casse baaren Gewinn zuspielten. Diese unglückliche Idee griff immer weiter um sich, rückte oft elende Zahlen-Menschen an des Staats erste Stellen, und hat in der That manche widrige Erscheinung zu Tage gefördert, manchen Finanz-Mißgriff veranlaßt.

Dahin gehörte vorzüglich, daß man, um die Bezahlung der Landesschulden zu beschleunigen, die Zinsen der im Lande selbst erborgten Capitalien, von fünf, zuletzt auf zwei und ein halb pro Cent herabdrückte. Hierdurch verminderte sich die Einnahme der Capitalisten, der Erwerb der Gewerbe treibenden Stände der Hauptstadt, und zuletzt die im Lande cursirende Geldmasse selbst. Denn die Capitalisten zogen größtentheils ihre Gelder aus den Landescassen, und verborgten sie nach Mecklenburg, Baden, Darmstadt u. s. f.; überhaupt, wo höhere Zinsen zu erhalten waren. Viele Tausend Thaler sind dadurch in der Folge für das Land verloren gegangen.

Zum Ersatz für den geringen Zinsfuß, suchte der Herzog reiche Edelleute an den Hof und in seine Dienste zu ziehen, damit sie ihre Einkünfte in Braunschweig verzehren sollten. Allein daraus entstand zum Theil durch Nachahmungssucht ein Luxus, der bei vielen minder Begüterten Schulden und Banquerote nach sich zog. Weit zweckmäßiger waren also die Aufmunterungen, welche der Herzog dem Ackerbau, dem bisher ziemlich bedrückten Stande des Landmanns, der Freiheit des Handels und der Anlage neuer Fabriken gewährte, und wobei er sich keinesweges geizig bezeigte. Zugleich unterstützte er ansehnliche Baue, führte deren selbst mehrere, die zur wahren Verschönerung der Hauptstadt dienten, aus, sorgte sogar mit wahrer Freigebigkeit für das öffentliche Vergnügen, indem er unentgeldliche italienische Opern, (die wirklich den

musicalischen Geschmack veredelten), und alljährlich mehrere Frei-Redouten veranstaltete.

Außer der allgemeinen Aufsicht auf seinen Staat und dessen Wohl, nahm er Theil an den Arbeiten seiner Kammer, und wohnte unausgesetzt ihren und den Sitzungen des geheimen Rathscollegiums bei, gewährte jedermann freien Zutritt, ließ sich alle wichtige Verhandlungen genau vortragen und die Acten darüber vorlegen, prüfte und entschied selbst, und führte dabei noch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Kurz, sein Leben war das thätigste, welches nur ein Fürst führen kann. Bald sah er auch in dem steigenden Wohlstande seiner Unterthanen, wozu jedoch die Zeitumstände sehr behülflich waren, den schönsten Lohn seiner unermüdeten Arbeit. Nicht minder lag ihm die veredelte Geistes-Bildung und Erziehung seiner Unterthanen am Herzen. Den Plan zur Verlegung und Vervollkommnung der Landes-Universität, die von Helmstädt nach Braunschweig versetzt werden sollte, hatte man mit Eifer debattirt. Die Ausführung gerieth aber in's Stocken, und wurde selbst, als der Plan nach dem französischen Feldzuge wieder mit größerm Ernst, von einer eigends dazu niedergesetzten Commission vorgenommen worden war, durch den nahenden Kriegssturm vereitelt. Ein, besonders vom Schulrath Campe in Anregung gebrachter Entwurf zur Verbesserung des Landschulwesens, scheiterte gleichfalls, weil die neuen Pädagogen mehrere steifsinnige Mitglieder der Landstände durch ihr anmaaßendes Wesen indignirt, und selbst die höhere Geistlichkeit, als deren Wortführer der Abt Velthusen auftrat, nicht genug geschont hatten. So erzeugte die beabsichtigte Vereinfachung und den Zeitbedürfnissen entsprechendere Einrichtung der kirchlichen Liturgie, einen ärgerlichen Streit zwischen den Verfechtern des alten Schlendrians, deren Wortführer der Hofrath Hurlebusch, — und den Beförderern der wahren Religionsaufklärung, deren Vorsprecher der Abt Henke wurde. Der Herzog wollte weder entscheiden noch durchgreifen, und es blieb bei'm Alten.

Rein finanzielle Verfügungen gediehen besser, wie z. B. der Austausch der Hüttenwerke auf dem Oberharz, gegen die Harzforsten, und der Subsidientractat mit Holland, über das zur Garnison von Mastricht bestimmte braun-

braunschweigische Truppen-Corps. Die nächste Veranlassung zu diesem Subsidien-Tractat war der damals hochgerühmte Siegeszug nach Holland (im Herbst 1787). Der Herzog rückte nämlich, nachdem er sich persönlicher Lebensgefahr beim Sturm auf Amstelveen ausgesetzt, am 10. Octbr. in Amsterdam ein, stellte die alte Verfassung her, setzte den Erbstatthalter in seine Rechte wieder ein, hatte der Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. hinlängliche Genugthuung verschafft, und wurde wegen des Krieges schneller Beendigung, als Europens erster Feldherr allgemein gepriesen.

Um diese Zeit hatte der Herzog in dem Fräulein von Hartefeld eine edlere Geliebte und eine wahrhaft uneigennützige Freundin gefunden, die ihm selbst als kluge Rathgeberin, wenn der Leidenschaft wildes Feuer das ruhige Urtheil trübte, zur Seite stand. Aber der Geliebten Einfluß vermochte doch nicht, den Herzog vom Verfolgen des vorherrschenden Phantoms kriegerischer Ruhmsucht abzuhalten. Der Sturm der französischen Revolution war losgebrochen, und der schwache Ludwig XVI. hatte dem Herzog den Oberbefehl über die französischen Heere antragen lassen. Der Herzog wies zwar den Antrag höflich zurück, übernahm aber den Oberbefehl über das Preußisch-Oesterreichische Heer. Wider seinen Willen, vielleicht nur durch unzeitige höfische Nachgiebigkeit verleitet, und zugleich durch die lügenhaften Vorspiegelungen der Emigranten mit bethört, — ließ er es, leider! geschehen, daß das berüchtigte, am 25sten Juli 1792 von Coblenz aus erlassene Manifest gegen Frankreich, mit seinem Namen gestempelt wurde. Ein Machwerk der tollsten Art, welches der verrückteste geistliche französische Emigranten-Kopf ausgebrütet hatte! Der Erfolg war — wie alle unbefangene Beurtheiler der Zeitereignisse ihn gefürchtet hatten; denn es vereinigte, erbitterte und enthusiasmirte jenes unselige Manifest die Masse des französischen Volks zum heldenmüthigsten Widerstande!

Freilich rückten, dem entworfenen Plane gemäß, sämmtliche deutsche Heere im August gegen Lothringen vor, und der Herzog zog mit der Hauptmacht von Trier aus, eroberte am 23sten August die berühmte Festung Longwy, und nahm am 2ten Septbr. sogar Verdun.

Allein beim Einmarsch in die, durch steile Gebirge, Engpässe und Wälder geschützte unfruchtbare Champagne, veränderte sich sogleich die Scene auf die traurigste Art. Dumouriez stand im Lager bei St. Menehould unbeweglich, und vermied die Schlacht, weil er voraussah, daß die Deutschen durch Mangel und Krankheiten bald zum Rückzug gezwungen werden würden. Indessen suchte der Herzog, Dumouriez zu einer Schlacht zu zwingen, indem er am 20sten September das Kellermannsche Corps bei Valmy angriff. Da aber Dumouriez seinem Kollegen zu Hülfe kam, behauptete solcher seine Stellung. So sahe zwei Tage nachher der Herzog sich zu einem Waffenstillstand genöthigt, und mußte sieben Tage nach diesem den Rückzug aus Champagne antreten. Unterdessen war durch Verrath Mainz in Custine's Hände gekommen; hätte Custine sich nun schnell nach Coblenz gewendet, und dort die preußischen Magazine genommen, statt daß seine Horden planlos in der Wetterau umherstreiften, so würden für das alliirte Heer die Folgen noch schrecklicher geworden seyn! So aber kamen Preußen und Hessen ungeneckt bei Coblenz über den Rhein zurück, und der Herzog eröffnete im März des folgenden Jahres, am Oberrheine den Feldzug mit neuer Kraft, doch ohne rechtes Einverständniß mit den Oesterreichern. Sein nächster Zweck war: die Eroberung der französischen Festung Landau vorzubereiten, wozu man sich nur durch Eroverung der Weissenburger Linien den Weg bahnen konnte. Die Franzosen hingegen unternahmen zur Entsetzung von Landau, am 14ten Septbr. einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück auf Wurmser und den Herzog, welcher letztere darauf gegen Moreau, bei Pirmasens, jene blutige Schlacht lieferte, deren Resultat war, daß die Franzosen aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt wurden, sich an die Saar zurückzuziehen. Vier Wochen spater (am 13. Oct.) eroberte der Herzog, vereinigt mit Wurmser, wirklich die berühmten Linien, aber der in der Nacht vom 16. zum 17. Novbr. auf das feste Bergschloß Bitsch, (den Schlüssel des Vogesischen Gebirgs) unternommene Sturm mißlang völlig. Dagegen besiegte zwar der Herzog die französische Mosel-Armee, welche unter Hoche, um Landau zu entsetzen, aus dem Gebirge hervorbrach, am 28. und 30. Novbr. bei Kaiserslautern; allein die unaufhörlichen

chen Angriffe welche Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, fast täglich unternahmen, und wodurch ihnen endlich am 22. Decbr. die Durchbrechung der österreichischen Linien an der Motter gelang, nöthigte die Oesterreicher zum Rückzug über den Rhein. Ein Unglück, welches zugleich den Rückzug des Herzogs bewirkte. — Nun schien dem gekränkten Helden das Maaß der Intriguen und Kabalen, welche seine trefflichsten Plane vereitelten, voll zu seyn; er legte die Oberbefehlshaberstelle nieder, und widmete sich dem Wohl seiner nach ihm seufzenden Unterthanen.

Als der geliebte Fürst am 6ten Febr. 1794 in seine Residenz zurückkehrte, empfing ihn der erfreuten Unterthanen allgemeiner Jubel, und die Freude äußerte sich auf die humanste Art, indem zum Denkmal des frohen Tages, von den wohlhabenden Einwohnern der Residenz, durch freiwillige Beiträge ein Capital von 10,000 Thlr. zusammengebracht wurde, dessen Zinsen zum Unterhalt verarmter Bürger verwandt werden sollten. Der Herzog erließ am 1. Mai d. J. jenes treffliche, die künftigen Cammerschulden betreffende Edict, wodurch er (nach seinem eignen Ausdruck) nicht nur seinen Nachfolgern, sondern sich selbst die Hände binden wollte, um des Landes daurenden Wohlstand zu sichern. Wahrlich eine unverwelkliche Blume in dem Kranze seines wohlthätigen Regenten-Lebens! Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er den vom edlen Leisewitz entworfnen Plan zur zweckmäßigern Einrichtung der braunschweigischen Armen-Anstalten, und gewiß waren es nicht blos finanzielle, sondern auch ächt landesväterliche Rücksichten, die ihn bestimmten, die Zerstörung der braunschweigischen und wolfenbüttelschen Festungs-Werke mit so raschem Eifer zu betreiben. Die Ereignisse der furchtbaren Jahre 1806 und 1813 haben bewiesen, welche Wohlthat dadurch dem ganzen Lande, und besonders den Bewohnern der beiden Hauptstädte bereitet wurde.

Indessen darf der Dankbarkeit Gefühl die ernste Wahrheitsliebe der Geschichte nicht bestechen. Sie darf nicht verschweigen, daß C. W. F. in seines ruhmwürdigen Lebens letzten Jahren, leider! in jene Charakterschwäche verfiel, die er selbst oft an seinen Vorfahren ge-

rügt hatte. Der edle, unglückliche Greis ward leider das Spiel der verworfensten französischen Intrigue; durch Höllenkünste drang man ihm eine neue französische Geliebte auf; — seine edle Freundin tödtete der Gram; seine treusten Diener jammerten, und der treuste derselben endete, in Verzweiflung über des geliebten Fürsten Verblendung, durch Selbstmord sein Leben. Carl Wilhelm Ferdinand stand allein; er hatte keinen wahren Freund mehr. Ohne Vorwurf hätte er im Greisenalter vom öffentlichen Schauplatz abtreten können; aber man weckte noch einmal das Phantom seiner jugendlichen Ruhmsucht, und er übernahm Lasten, die jetzt seine Kräfte weit überstiegen. Schon seine Reise nach St. Petersburg bewies, daß er, seine Kräfte mißkennend, aus dem von der Natur selbst ihm gezeichneten Gleise schritt. — Noch mehr, da er als Oberbefehlshaber jetzt an die Spitze des entarteten preußischen Heeres trat, und damit den Kampf für Deutschlands Ehre und Selbstständigkeit gegen den furchtbarsten, jedes Mittel benutzenden Gegner zu bestehen wagte. — Die Schlacht bei Auerstädt entschied über sein und seines Landes Schicksal. Verwundet und gleichsam vom stolzen Sieger geächtet, mußt' er selbst sein Vaterland verlassen und im Dorfe Ottensen (bei Altona) am 10ten Novbr. 1806 sein edles Leben jammervoll beschließen. Als ruhmvoll für die heilige Sache der Menschheit gefallenem Helden, als wahrhaftem Vater seiner Unterthanen, flicht ihm die Geschichte den unverwelklichen Kranz des ewigen Nachruhms. Segen, heiliger Segen über seine Asche!

Friedrich Wilhelm

Herzog von Braunschweig-Oels und Bernstadt.

Des Menschen hohe Schule sind seine Schicksale, seine Leiden, seine individuellen Erfahrungen. Des Gemüths vorherrschende Meinungen werden dadurch entwickelt, und die Ansichten von des Lebens höchsten Zwecken danach meistens gemodelt. Sogar dem Charakter wird oft durch ihre Gewalt ein daurender Stempel aufgedrückt. Dennoch kann niemand in Abrede stellen, daß auch die erste Richtung, welche durch zweckmäßige oder verkehrte Jugend-Erziehung den Keimen der aus dem Innersten sich hervordrängenden Begierden gegeben wird, ihre fast allmächtige Wirksamkeit durch's ganze Leben beweise. Um wahr und gerecht das Bild eines auf der Weltbühne ausgezeichneten Menschen, den Zeitgenossen sowohl als den Nachkommen, zum vollgültigen Urtheil über Verdienst und Werth seiner Thaten darzustellen, — bedarf es also gewiß genügender Umrisse von des vorgeführten Helden eigenthümlichen Jugend-Verhältnissen, von der Erziehung, die er erhielt, und von den Schicksalen, die sowohl den Gang seiner Charakter-Entwicklung, als seiner Lebensansichten u. s. f. bestimmten. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels war weder, wie die Vossischen Zeiten ihn schildern, ein inconsistenter, — noch, wie sein vormaliger Cabinetsrath ihn zeichnet, ein fast unbegreiflich launenhafter Mensch.

Wer von Jugend auf ihn zu beobachten Gelegenheit fand, und die eigenthümliche Art der Entwickelung seines Charakters zu verfolgen, Unbefangenheit genug bewahrte, wird sich daher kaum des Unwillens über so unwürdige und seichte Schilderungen erwehren können. Einer künstlichen Rechtfertigung des verewigten Fürsten bedarf es auch in der That weniger, als einer getreuen Darstellung nicht nur dessen, was er war, sondern auch dessen, wodurch er so und nicht anders wurde. Der angeregten Leidenschaft wird zwar eine den Gesetzen der historischen Wahrheit rücksichtslos huldigende Darstellung keineswegs erfreulich seyn; allein es kommt hier nur darauf an, im Tempel der Geschichte ein treues und wahres Bild des Fürsten aufzuhängen, der seiner hohen Ahnherrn würdig, den Heldentod für des Vaterlandes Ehre und Freiheit starb. Dieser schöne Tod sollte billig — so will es das unverdorbene Menschengefühl — eine versöhnende, und feindselige Leidenschaften beruhigende, Kraft gehabt haben. Auch würde das höchst wahrscheinlich der Fall gewesen seyn, wenn nicht überschrobene Apologien und Panegyriken so vorschnell als unüberlegt geliefert worden wären; oder wenn wenigstens die nagelneue Censur, ihrer Pflicht eingedenk, den verewigten Fürsten gegen seine unberufenen Freunde im Tode zu schützen gesucht hätte, da der Held im Leben immer Manns genug gewesen war, sich selbst gegen seine Feinde zu vertheidigen.

Darum steht nun, leider! die Sache also, daß die in tausend Gemüthern brennende Wunde weder durch die gutmüthigen Recepte der Hallischen Salina, noch durch die Unparteilichkeit des hamburgischen Correspondenten gründlich geheilt werden mag. Nur die Wahrheit darf hier entscheiden, und obgleich es dabei auf keine Heiligsprechung, nach Art der römischen Curie, abgesehen ist, so wird man doch jezuweilen auf die in den Zeiten erhobene Stimme einige Rücksicht nehmen müssen.

Friedrich Wilhelm, der vierte und jüngste Sohn des um sein Erbland hochverdienten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, ward zu Braunschweig am 9. Octbr. 1771 geboren. Seine ältern Brüder wurden, der Vorschrift des D. Wageler zufolge, bald nach ihrer Geburt in kaltem Wasser gebadet, und überhaupt, der da-

mals vorherrschenden Mode zu gefallen, so unklug behandelt, daß unheilbare körperliche Gebrechen davon die traurigen Folgen waren. Prinz Wilhelm entging durch kräftige Vorstellungen des Leibarztes Dr. Brückmann jener heillosen Behandlung — und behielt seine Gesundheit. Die drei jüngsten Prinzen: Georg, August und Wilhelm, im Alter nur durch wenige Jahre unterschieden, bekamen einen eigenen Hofmeister in der Person des Hrn. v. Ditfurth. Ihr Vater — welcher sich mancher Mißgriffe in seiner eigenen Erziehung, die wirklich mehr als liberal gewesen — erinnerte, glaubte seine Söhne durch pünctliche Ordnung und unnachsichtige Strenge gegen Verirrungen der Jugend sichern zu können. In alle Staats- und Militärangelegenheiten des preußischen Hofes verwickelt, und dazu noch mit der Regierung seines eignen Landes unablässig beschäfftigt, blieb ihm durchaus weder Zeit noch Muße übrig, die Erzieher und Lehrer seiner Söhne nach eigner Prüfung zu wählen. Ditfurth, ein allerdings gewandter Hofmann, dem es nicht an Kenntnissen fehlte, ließ gegen die fürstlichen Knaben seinen, an barbarische Wildheit gränzenden Jähzorn oft durch die empörendste Behandlung aus. Besonders mußte der lebhafte Wilhelm die rohen Ausbrüche des pädagogischen Jähzorns empfinden. Eine kindische Unachtsamkeit an der Tafel zog ihm sogar einmal einen so derben Faustschlag (des Hrn. v. D.) in's Gesicht zu, daß Ströme von Blut dem unglücklichen Knaben aus Nase und Mund flossen. Dennoch durfte er (zur strengsten Subordination gegen den Vorgesetzten gewöhnt) es nie wagen, das von innerm Grimm zerrissene Herz, der zärtlich gutmüthigen Mutter, oder gar dem strengen Vater zu öffnen. War sein tyrannischer Oberaufseher der Gegenstand eines tiefen Hasses, der fest in dem jungen Herzen wurzelte und alle sanften Gefühle kindlicher Hingebung schon in der Geburt erstickte, — so mußte sein erster Lehrer Jokardi, der dem Herzog vom Abt Resewitz empfohlen worden, gar bald für ihn ein Gegenstand der Verachtung werden. Denn dieser sonst mit herrlichen Talenten ausgerüstete Mensch ergab sich dem Laster der Trunkenheit und anderen niedrigen Ausschweifungen in solchem Grade, daß oftmals die empörendsten Scenen im Schlafzimmer der Prinzen selbst erfolgten. Endlich erfuhr der Herzog jene Schändlichkeiten; Jokardi mußte bei Nacht und Nebel

fliehen, ließ sich bei einem nach Ostindien bestimmten hannöverschen Bataillon anwerben, und hat seine Laufbahn in fernen Weltgegenden beschlossen.

Seine Nachfolger, Pockels und Berkhan, waren Männer von unbescholtnem Ruf und untadelhaftem Wandel. Jener wurde von einem berühmten Professor, dieser durch einflußreiche Verwandten dem Herzoge zum Lehrer seiner drei jüngsten Söhne empfohlen. Aber der Ditfurthschen Despotie vermochten diese — in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Männer — keinesweges mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Der Gang der Erziehung blieb sich daher in der Hauptsache gleich, — und das periodische Eingreifen des Herzogs verdarb viel mehr, als es gut machte. Der Herzog erschien nämlich immer nur zufällig, oft sogar in der finstersten Laune, wenn er von Halberstadt oder Berlin u. s. f. zu Hause kam, und etwa noch Licht in der Prinzen Zimmer sah. Bei'm Unterricht hörte er dann mißmuthig zu, examinirte auch wohl selbst, und ließ nicht selten seine bittre Stimmung durch harte Worte gegen die schüchternen, schon durch des strengen Vaters Gegenwart bei ihren Antworten verlegenen Knaben aus. — Der feurige, vom brennendsten Ehrtriebe begeisterte Wilhelm empfand doppelt tief jedes harte Wort, jede unwürdige Behandlung. Die Auszeichnung, deren er zuweilen vor seinen Brüdern genoß, thaute darum auch die harte Rinde, welche sich um sein tieffühlendes Herz gezogen hatte, nicht auf; denn dieses Herz verlangte Liebe, Theilnahme, Hingebung. Das alles fand er ja nur bei den Bedienten, die ihn bedauerten; bei Menschen geringen Standes, die oft im Stillen seine kleinen Wünsche erfüllten; bei einem seiner Lehrer, der ihm jezuweilen behülflich war, der barbarischen Strafe des Obervorgesetzten zu entrinnen. Sein Innerstes blutete, wenn er im Hinterhofe des Schlosses, wo des Vaters erster Kammerdiener Laun wohnte, dessen Söhne mit ihren Gespielen fröhlich umherspringen sah, sich selbst aber im engen Zimmer gefesselt fühlte. Erhaschte er nur einen glücklichen Augenblick, um bei'm Soldatenspiel der Knaben das Amt des Tambours zu verwalten, o wie selig, wie hingebend, wie kindlich froh war er dann! Sein Flug ging in's frische, freie Leben hinaus; der Zwang, der unnatürliche, dessen Zweck und Ziel man ihm nicht

einmal zeigte, empörte sein innerstes Selbst. Man nannte das Caprice, — und wenn es einmal so heißen soll, dann mag's wahr seyn, daß er aus Caprice wenig lernte. Aber er würde bei seiner rastlosen, angebornen Thätigkeit und bei seinem brennenden Ehrtriebe recht viel und gern gelernt haben, wäre ihm das Warum und Wozu nur einigermaaßen klar geworden. An der Geschichte seiner großen Ahnherrn hätte sein Geist sich erstarken, sein Gemüth sich fröhlich ergetzen können; aber er wußte und hörte von jenen Geschichten so wenig, daß er seinem nachmaligen Cabinetsrathe fast mit Unwillen die Frage vorlegte: ob es denn wahr sey, daß die Familie der Herzöge von Braunschweig eigentlich aus Italien abstamme?

Man überschaue noch einmal die traurige Wüste der ersten Jugendbildung des verewigten Fürsten! Voran steht der strenge, gleich einer strafenden Gottheit stets gefürchtete Vater, und neben ihm ein verhaßter, mit barbarischer Rohheit jeden fröhlichen Jugendkeim niederdrückender Erzieher. Diesem zur Seite erblickt man einen verächtlichen, lasterhaften Lehrer, und im Hintergrunde dienstfertige Knechte, die den erwachten wilden Gefühlen des Knaben schmeicheln, während die bessern Menschen (eingeklemmt in enge Hof-Verhältnisse), weder Kraft noch Muth haben, dem heillosen Unwesen entgegenzuwirken.

Als der jüngste Prinz hatte Friedrich Wilhelm, bis in die Jahre des männlichen Alters, durchaus keine Aussicht, zur Regierung des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel zu gelangen. Sein höchstes Ziel war die Erringung einer Oberbefehlshaberstelle im preußischen Heer. Wissenschaften, Beobachtungen und Erfahrungen, die dem künftigen Regenten ersprießlich und unentbehrlich sind, lagen daher ganz außerhalb des Unterrichts-Kreises, worin er geistlos genug herumgetummelt wurde. Fechten, Tanzen, Reiten und Exerciren, lernte er vortrefflich, — seicht und oberflächlich aber selbst die Wissenschaften, welche den Krieger zieren. Man hatte ihn nie gewöhnt, seine Aufmerksamkeit dauernd und fest auf einen Punct zu richten. Wäre er nur bei der Mathematik festgehalten worden, so würde sich das von selbst gefunden haben. Aber in seiner ganzen Erziehung war weder Ein-

heit des Zwecks, noch Einheit der Mittel. Ueberall fühlte er nur die angelegten Feſſeln, und ſeine innre Kraft, die man wohlthätig zu beſchäfftigen faſt ganz vergaß, ſtrebte nun unwillkührlich, jene Feſſeln zu ſprengen.

Im funfzehnten oder ſechszehnten Jahre trat der Prinz als Staabs-Capitän in's Riedeſelſche Infanterie-Regiment zu Braunſchweig. Die gewöhnliche Soldaten-Laufbahn ward ihm dadurch eröffnet. Am Hof ſeines Vaters ſpielte er eine ſehr eingezwängte, faſt drückende Rolle. Das Bild eines vollkommnen und unübertrefflichen Fürſten hielt man ihm dabei ſtets in der Perſon und in der ganzen Handlungsweiſe des regierenden Herrn vor. Und wirklich war das Benehmen dieſes ſeltenen Fürſten einzig, wenn es darauf ankam, im erſten Anlauf Menſchen für ſich zu gewinnen. Indeſſen verſtand C. W. F. auch die Kunſt, ſeine Diener und ſogar ſeine erſten Geſchäfftsmänner in einer ſo ſchüchternen Unterwürfigkeit zu erhalten, daß energiſcher Widerſpruch gegen ſeine, nur als höfliche Wünſche ausgeſprochnen Befehle bei jenen Menſchen faſt in das Reich der Unmöglichkeiten gehörte. Durch eine lange und für des Landes Wohlſtand ſegensreiche Regierung, war jener Geiſt der Schüchternheit bei dem braunſchweigiſchen Hof- und Geſchäffts-Perſonal einheimiſch geworden. Friedrich Wilhelm fand ihn noch vorherrſchend, als er nach mancherlei ſeltſamen Schickſalen die Regierung des väterlichen Erblandes übernahm; — und auch in ſeiner Erinnerung war das Bild des hochverehrten Vaters noch lebendig geblieben. Er ſuchte es alſo auf ſeine Weiſe zu copiren, und es war leider niemand vorhanden, der Muth und Kraft genug gehabt hätte, ihn auf die Mißgriffe in dieſer Nachahmung aufmerkſam zu machen.

Schon als Jüngling war ihm die ängſtliche Circumſpection am Hofe, wodurch er ſich auf allen Seiten befangen und eingeſchüchtert fühlte, höchſt widrig geweſen. Seine fröhlichſten Stunden hatte er verlebt im Cirkel einiger angeſehenen bürgerlichen Familien, mit welchen ihn ſeine Lehrer bekannt machten. Man darf behaupten: daß damals in ſeinem Gemüthe die reine Flamme der erſten anſpruchloſen Liebe aufloderte, abgefeimte, nichtbürgerliche Coquetterie aber nur zu bald dafür ſorgte, daß jene

heiligen Gefühle ihre bestimmtere Richtung auf sinnlichen Genuß erhielten. Friedrich Wilhelm war ein schöner Jüngling; — er ist auch ein schöner Mann geblieben. Aus seinen Augen strahlte Muth und ungedämpftes Jugendfeuer. Seine Gesichtsbildung und seine Mine war sanft; seine Haltung, bei mittlerer Körpergröße, edel. Kraft und Gewandtheit sprachen aus allen Bewegungen des wohlgebauten Leibes. Zu Pferde erschien er jedem weiblichen Auge als ein ausgezeichnet herrlicher Mann.

Diesen feurigen Jüngling, in dessen Gemüth die volle Lebenskraft gohr, sandte man unter Aufsicht eines sehr gelehrten, aber durch die seltsamsten Eigenheiten ausgezeichneten Mannes, von dem es in dieser Hinsicht genug ist, zu sagen: daß er nie Gatte und Vater hat werden, nie die Freuden des häuslichen Glücks hat genießen wollen, — auf Reisen! Was konnte der gelehrte, nachmalige Bibliothekar Langer dem Prinzen seyn? Väterlicher Freund doch nimmermehr! Und — wußte der Prinz, daß er in den Berichten seines Mentors an den Durchlauchtigsten Vater fast immer als ein petit ignorant figurirte, woher sollte dann Vertrauen und kindlichfrohe Hingebung, ohne welche doch durchaus keine wohlthätige Einwirkung des ernsten erfahrnen Mannes auf die Charakter-Entwicklung des sprudelnden Jünglings gedacht werden mag, entstehen? Wie schien doch Alles gleichsam absichtlich darauf angelegt, das herrlich kräftige Gemüth des jungen Fürsten zu verstimmen, und seinen ersten Ausbrüchen eine so schiefe Richtung zu geben, daß nur die angeborne eigene Kraft, in der Schule der bittersten Leiden und Erfahrungen geübt, nach unzähligen verfehlten Versuchen und harten Mißgriffen sich auf den rechten Weg zurück arbeiten konnte! — Wie, hat jene empfangene schiefe Richtung der verewigte Held, oder haben sie Andre zu verantworten?

Als der Prinz, aus dem väterlichen Haus entlassen, in preußische Kriegsdienste trat, suchte der regierende Herzog ihn fortwährend in dem alten Zwang zu erhalten. Er ward daher in Magdeburg mit strengen Aufsehern und verhaßten Aufpassern umgeben. Dieser unnatürliche Zwang dauerte sogar fort, als der Prinz in den Feldzügen von 1792 und 1793 schon Beweise hoher Ta-

pferkeit und eines brennenden Ehrtriebes gegeben hatte, da er den schwarzen Adler-Orden trug, und als Obrister das in Halle garnisonirende Thaddensche Infanterie-Regiment befehligte. Er fühlte sich auch da mehr beschränkt als der jüngste Fahnrich. Er durfte ohne besondere Erlaubniß keine Nacht abwesend seyn, und wußte, daß die älteren Officiere fast ohne Ausnahme den Auftrag hatten, ihn scharf zu beobachten und seinem Vater fleißig über sein Betragen Bericht zu erstatten.

Um so lieber hing er sich an junge, leichtfertige Officiere, von denen er überzeugt zu seyn glaubte, daß sie mit ihm gleiche Gefühle hätten, daß sie ihn nicht anschwärzen würden. Ihm ward kein erfahrener, ernster Freund gegönnt; darum gewannen junge Brausköpfe seine Freundschaft, und sein Vertrauen schenkte er, wie in der Kindheit, Menschen aus der niedrigen, dienenden Classe, weil er nur bei ihnen die Anhänglichkeit, die Treue und Hingebung zu finden vermeinte, welche sein Herz zur Befriedigung eines mächtig gefühlten Bedürfnisses erheischte. Unter solchen Umgebungen konnt' es freilich an mancherlei jugendlichen Ausschweifungen nicht fehlen. Sie würden aber in jeder anderen Garnison ungleich weniger zur Publicität gelangt seyn, als sie in Halle, vermöge des Zusammenstoßes mit dem Freiheitsgeiste der dortigen Studenten, dazu gelangten. Wilde Jugendkräfte wirkten dort unmittelbar gegen einander, und rieben sich bald so heftig, daß die ärgerlichsten Scenen daraus erfolgten. Der Prinz mußte, um seine fürstliche militärische Ehre zu retten, zu dem in Prenzlau garnisonnirenden Regiment des General Kleist versetzt werden.

Eine wild verlebte Jugend ist jedoch nicht immer eine schlecht verlebte zu nennen. Heinrich V. von England war ein wilder Prinz, und wurde ein großer König. So hatte auch Friedrich Wilhelm die angeborne Kraft eines hochaufstrebenden Geistes im Taumel stürmischer Jugendfreuden nicht vergeudet. Ein Fürstenherz, und was fast mehr noch sagen will, eines deutschen Mannes Herz war ihm geblieben. Er fühlte sich unwürdig behandelt bis zur Reife des männlichen Alters. Dieses Gefühl, verbunden mit dem des Zwanges in Verhältnissen, die ihm verschroben, zwecklos und fast kleinlich erschienen,

äußerte sich zuweilen durch rohe Ausbrüche, welche Verleumder für Hang zur Gemeinheit, wohl gar für Anzeigen eines schlechten Charakters ausgaben. Sein kluger Vater hatte während einer langen Reihe von Jahren, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, in den Cirkeln der großen Welt die ausgebreitetste Menschenkunde erworben; aber den wahren Menschen in seinen innersten Tiefen zu erkennen und richtig zu beurtheilen, das hatte er nicht gelernt. Davon zeugten wiederholte Mißgriffe bei der Wahl seiner Günstlinge. Sein freier, gewandter Blick schöpfte gewöhnlich nur die Oberfläche ab, — und leider drang er auch bei seinem Wilhelm nicht in das innere Heiligthum der stürmischen Gefühle, welche diesen seltenen jungen Mann rastlos hin und her warfen. So blieb stets eine Kluft zwischen Vater und Sohn. Die Erfahrungen und die eingelernte Lebensklugheit des Ersteren fanden keine Empfänglichkeit im Gemüth des Letzteren. Carl Wilhelm Ferdinand wollte den auflodernden Revolutionsgeist der Zeit durch nachgiebige Geschmeidigkeit dämpfen. Friedrich Wilhelm fühlte sich durch jenen Geist selbst eraltirt; aber er fühlte, wie ein ächt deutscher Fürst, zugleich brennenden Haß gegen das leichtsinnige fremde Volk, dessen Auswurf am Hofe seines Vaters Auszeichnung, Geld und mehr als humane Gastfreundschaft empfing, doch gewöhnlich dafür mit schnödem Undank, wohl gar mit schändlichem Verrath lohnte. Aus eben diesem Gesichtspunct betrachtete er die damalige Politik des preußischen Cabinets. Sein Urtheil war ungeläutert, aber im Grunde richtig, wahr und fest: auf solchem Wege müsse Preußen, müsse Deutschland untergehen und die Beute fremder Raubsucht werden; auch sey der Zeitpunct nicht fern, wo das gefürchtete allgemeine Nationalunglück eintreten, wo kein deutscher Fürst seines alten, heiligen Erbes mehr sicher seyn werde. So hat er sich mehreremal gegen seinen alten Lehrer B., so gegen Menschen geäußert, die sein Vertrauen besaßen. Ueber den damals vorherrschenden Geist im preußischen Heere, wie über dessen inn're Verfassung und Organisation, konnt' er gegen Vertraute nie ohne Bitterkeit sprechen. Ein Theil solcher Bitterkeit mochte freilich auf Rechnung des Zwanges und der scharfen Verhältnisse kommen, wodurch er sich selbst bei'm preußischen Heere befangen fühlte; sein patriotischer Unwille, der sich dabei gleichfalls

äußerte, entsprang aber gewiß aus edlern Quellen. Wohl fehlte es dem Prinzen an hinlänglicher Geistesbildung, um die großen drohenden Erscheinungen der Zeit völlig zu begreifen, und ihren furchtbaren Gang nach Ursache, Folge und Zusammenhang richtig zu erfassen; allein sein gesunder Verstand sah dennoch in manchen Stücken ungleich richtiger die Zukunft voraus, als viele überfeine Politiker, welche sich unendlich über ihn erhaben dünkten.

In dieser Stimmung und bei diesen Ansichten, erfuhr er die Absicht seines Vaters, ihn zu verheirathen, weil die Ehe des Erbprinzen kinderlos blieb, auch ein provisorisches Experiment andrer Art im fürstlichen Hause nicht die gewünschten Erfolge gehabt hatte. Wenn der Prinz jenes Experiment, wie wohl nicht zu bezweifeln steht, kannte, so muß jeder redliche Mann, so muß vor Allem die erwiesener Wahrheit rücksichtslos huldigende Geschichte Fr. Wilhelms Charakter und Selbstgefühl darum edel und achtungswürdig finden, daß er sich weigerte, eine Verbindung einzugehen. bei welcher hauptsächlich nur seine Procreations-Fähigkeit in Anspruch genommen zu werden schien. Hier kam es nicht an auf romanhafte Begriffe von Liebe und Ehe, nicht an auf rohe oder feine Meinungen über das weibliche Geschlecht, sondern auf das ewig heilige Bewußtseyn von der Würde des Menschen, der nicht, wie ein Thier, Mittel zu fremden Zwecken seyn will. Ein Bewußtseyn, welches doch wohl mehr werth ist, als die mechanische Fähigkeit, seinen Stamm fortzupflanzen.

Ueberdem mußte der Prinz fürchten, unter den Augen seines Vaters als Ehemann noch viel ärgerlicher beschränkt und beobachtet zu werden, als es in seinen bisherigen Verhältnissen der Fall gewesen war. Er kannte ja die schimpflichen Scenen, welche in Braunschweig die seynsollende Verschwendung des Erbprinzen herbeigeführt hatte. Ihm konnte ja nicht unbekannt seyn, wie die kleinlichste Plusmacherei damals zur Tagesordnung gehörte, und wie viele geschäfftige Aufpasser und Angeber auf der Lauer stehen würden, um selbst seine häuslichen Verhältnisse zu belauschen, und ihren Bericht darüber zu erstatten. Dazu kam noch die beängstigende und wohlgegründete Furcht vor dem Ausbruche eines Orkans in der

politischen Welt, der alle Berechnungen über Erbfolge im väterlichen Lande u. s. f. plötzlich zu Schanden machen konnte.

Nur seiner sanften, guten Mutter liebevolles Zureden bewog ihn also zur Nachgiebigkeit, und er vermählte sich am 1sten November 1802 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Es würde lächerlich seyn, eine unter so widerwärtigen Auspicien und mit so widerstrebenden Empfindungen geschlossene Verbindung als Muster glücklicher Ehen darzustellen. Wer zu viel beweisen will, beweist am Ende gar nichts. So mag denn auch nicht geleugnet werden, daß diese Ehe, so lange sie kinderlos blieb, zuweilen durch stürmische Scenen getrübt wurde. Die Geburt des ältesten Prinzen, (des jetzt unter brittischer Vormundschaft regierenden Herzogs) Carl Friedrich August Wilhelm, war jedoch für die Braunschweiger ein wahres Volksfest. Die neuen Freuden und das heilige Vatergefühl entwickelten erst die schönen Empfindungen ehelicher Zärtlichkeit und Liebe in Friedrich Wilhelms Herzen. Er selbst trug den Erstgebornen den glückwünschenden Abgeordneten mit sichtbarem Entzücken entgegen. Er verkannte den glücklichen Eindruck nicht, welchen diese ungekünstelten Aeußerungen heiliger Naturempfindungen auf Braunschweigs Bewohner machten. Er konnte darauf rechnen, daß dadurch die widrigen Erinnerungen seines frühern Jugendlebens bei einem Volke, das mit so ausgezeichneter Vorliebe an dem hochverehrten Fürstenstamme hing, völlig ausgelöscht werden würden. Er gelobte sich's also selbst, ein sanfter Gatte, ein guter Vater zu seyn, und von nun an gewann die anspruchlose Tugend, erhielt die sanfte Herzensgüte einer liebenswürdigen Gattin den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Charakter. Es gab Rückfälle, aber nie Scenen von so stürmischer Art, als früherhin vorgefallen waren. Zu Prenzlau und Braunschweig lebte vielmehr Friedrich Wilhelm von nun an in selten getrübtem häuslichen Frieden. Die Verleumdung schwieg, und doch gab es der Beobachter noch immer genug. Wer die Verhältnisse an Carl Wilhelm Ferdinands Hofe durchschaute, konnte jenes Schweigen nicht für ein gebotenes halten. Dem braunschweigischen Publicum ließ sich so etwas gar nicht gebie-

ten. Darum darf man aus jenem Verſtummen wirklich mit gutem Recht den Schluß ziehen: Friedrich Wilhelm führte damals mit ſeiner Marie, der er äußerlich die zarteſte Aufmerkſamkeit widmete, eine zufriedne, ſein reiferes Mannsalter ſanft beglückende Ehe. Da der Prinz durch den Tod ſeines Oheims, des Herzogs Friedrich Auguſt, am 8ten October 1805 zum Beſitz des Herzogthums Oels und Bernſtadt gelangte, wurden auch ſeine finanziellen Verhältniſſe bedeutend verbeſſert, und er konnte unabhängiger von dem Zwange verhaßter Aufpaſſerei fortan zu leben hoffen. Daß er ſelbſt zur Regierung der väterlichen Staaten gelangen würde, dazu war auch damals noch ſehr geringe Ausſicht vorhanden. Der Erbprinz, von Anſehn ein rüſtiger Mann ohne heftige Leidenſchaften, hatte kaum das 40ſte Jahr erreicht. Noch war kein entſcheidender Schritt gethan, um die beiden Prinzen Georg und Auguſt auf das Recht der Erbfolge oder Primogenitur (eines Grundgeſetzes im fürſtlichen Hauſe) Verzicht leiſten zu laſſen. Noch traf der regierende Herzog durchaus keine Vorkehrungen, ſeinen jüngſten Sohn in die Cammer, in das Geheimeraths-Collegium u. ſ. f. einzuführen, um ihm zur praktiſchen Kenntniß der Regierungs-Geſchäffte Anleitung zu geben, wie es doch mit dem Erbprinzen ſchon vor Jahren geſchehen war. Vielleicht würde man es dem jüngſten Prinzen ſehr übel ausgelegt haben, wenn er ſich dazu gedrängt, oder durch eigene Beobachtungen und Nachfragen genaue Einſicht in den Geſchäfftsgang u. ſ. f. zu erlangen geſtrebt hätte. Der Reiz von außen her zu dergleichen Beſchäfftigungen fehlte ihm gänzlich, und da er ſelbſt nicht hoffen mochte, jemals den Fürſtenſtuhl ſeines Vaters zu beſteigen, ſo fehlte bei einer vernachläſſigten und beinahe verkehrten Erziehung auch der Reiz von innen. Eben ſo beſchränkt waren ſeine Verhältniſſe in dem faſt abſichtlich mit Schulden überhäuften Fürſtenthum Oels, wo es einzig auf cameraliſtiſche Sparſamkeit ankam, um dem Nachfolger des Herzogs Friedrich Auguſt ein jährliches Einkommen von etwa 10,000 Thlr. zu ſichern. Unter ſolchen Umſtänden hatt' es alſo wohl eines Wunders, einer Art von Inſpiration bedurft, um ſelbſt im gewöhnlichen Gang der Dinge den Herzog Friedrich Wilhelm urplötzlich zu einem geſchickten Regenten zu bilden. Nur der gewaltige Andrang des furchtbaren Orkans, wel-

cher bereits im Jahre 1805 Norddeutschland zu verheeren drohte, kann als zureichender Rechtfertigungs-Grund für den staatsklugen Carl Wilhelm Ferdinand angeführt werden, warum er es vernachlässigte, seinen jüngsten Sohn auf den Stand- und Gesichtspunct zu heben, von welchem aus der junge Mann mit freiem Blick den Umfang seiner künftigen Regenten-Pflichten überschauen, und zugleich seine Schultern allmählig an die Last gewöhnen konnte, welche sie dereinst tragen sollten.

In eben dem Jahre, welches unsern Friedrich Wilhelm zum zweiten Male (durch die Geburt des Prinzen August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich) mit Vaterfreuden beseligte, brach jener furchtbare Orkan los. Wie mit einem Gewaltschlage wurden plötzlich alle bisherigen Verhältnisse nicht nur verändert, sondern völlig über den Haufen geworfen. Ein schneller, höchst unerwarteter Tod endigte das Leben des Erbprinzen. Die Acte, vermöge welcher die Prinzen Georg und August auf des väterlichen Erblandes Regierung verzichteten, war noch nicht einmal nach herkömmlichen Formen ausgefertigt, als der unglückliche 14te October die jammervollste aller Katastrophen herbeiführte. Friedrich Wilhelm, dessen Regiment bei dem Corps des Herzogs von Weimar (welches an der Schlacht keinen Theil genommen) stand, sah auf der Flucht durch Braunschweig seinen unglücklichen, tödtlich verwundeten, von den bittersten Seelen-Schmerzen gefolterten Vater, — unsern ewig unvergeßlichen Carl Wilhelm Ferdinand!

Bei dieser traurigen Zusammenkunft muß die Urkunde unterzeichnet worden seyn, wodurch Friedrich Wilhelm (vermöge der Verzichtleistung seiner Brüder Georg und August) zum Nachfolger in der Landes-Regierung feierlich erklärt wurde; wenn es anders mit der Angabe des 21sten Octbrs. 1806, an welchem Tage sie ausgestellt seyn soll, seine Richtigkeit hat. Irren wir nicht, so kam erst am folgenden Tage (es war ein Mittwoch) der tödtlich verwundete Herzog C. W. F. nach Braunschweig, und verließ die Stadt, begleitet von den Thränen und Seufzern ihrer Bewohner, wieder am Sonnabend, den 25sten October!?

Gibt es noch ein herberes Schmerzens-Gefühl, als flüchtig sein rechtmäßiges väterliches Erbe verlassen, es Räuber-Händen preis geben und sogar das Auffangen der letzten Seufzer eines verehrten Vaters der kalten Pflicht bezahlter Diener anheim stellen zu müssen, so kann es nur das brennende Gefühl gekränkter Ehre, jenes höchsten Kleinods eines Militärs von ausgezeichnetem Rang, seyn. Und auch dieses grausame Gefühl sollte der unglückliche Fürst kennen lernen, da sein Herz schon gebrochen, seine innerste Empfindung schon auf die entsetzlichste Folter gespannt war!

General Blücher, zu dessen Truppen das Armeecorps des Herzogs von Weimar (nachdem derselbe das Commando niedergelegt) gestoßen war, zog sich unter beständigen Gefechten mit einer dreimal überlegenen Macht nach Lübeck, und suchte sich daselbst zu befestigen. Die nacheilenden Franzosen ließen dazu keine Zeit. Am 5ten November war Blücher nach Lübeck gekommen, am 6ten November Vormittags erschien bereits die Avantgarde des Marschalls Bernadotte. Die Brigaden der Generale Frere, Drouet, Leopold Berthier und Pactod drangen, unterstützt durch das Feuer von 16 Kanonen, gegen das Burgthor, dessen Vertheidigung mit drei Bataillonen dem Herzog Friedrich Wilhelm anvertraut war. Fürchterlich wüthete das preußische Kartätschenfeuer unter den andringenden Franzosen. Allein ihre dicht zusammengeschobenen Schlachthaufen, immer vorwärts durch der Führer Zuruf und Strafe getrieben, ließen sich dennoch nicht aufhalten. Viele französische Sappeurs setzten mit wilder Wuth über den Graben, stürzten auf die vordersten preußischen Kanonen, und streckten mehrere Artilleristen zu Boden. Verwirrung entstand, und der Herzog glaubte nun die Kanonen einige Schritte zurückziehen zu müssen, um für ihr Feuer wieder freien Strich zu erhalten. Aber die rasenden Franzosen stürzten wie ein Strom nach, und zu gleicher Zeit drangen unter Legrand die korsischen Schützen durch das Mühlenthor. — Lübeck wurde also unter fürchterlichem Gemetzel mit Sturm erobert, und Blücher mußte jene berühmte Capitulation abschließen, wodurch er selbst mit 11 Generalen, 518 Officiers und 9500 Gemeinen in französische Gefangenschaft gerieth. Sein Bericht an den König gab als

Grund

Grund der Erstürmung Lübecks und der daraus erfolgten Capitulation die Nichtbefolgung seiner Befehle bei Vertheidigung des Burgthors an. Tausend und aber tausend Zungen nannten daher den Herzog von Braunschweig-Oels als den Unglücksstifter. Vertheidigung, klare Darstellung des Hergangs der Sache und daraus geschöpfte vollständige Rechtfertigung, ließ die unglücksvolle Zeit nicht zu. Friedrich Wilhelm trug die brennende Wunde gekränkter Ehre im Herzen, und verstärkte Abneigung gegen Preußen war davon die Folge. — Bittre Empfindungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüths, bestimmen gewöhnlich auch die Ansichten des nicht vorurtheilfreien Geistes. Daraus mag man es sich erklären, wie in Friedrich Wilhelms Seele der Gedanke: die eigenthümliche Verbindung seines Hauses mit der preußischen Monarchie habe größtentheils über seinen Stamm und dessen Erblande das Unglück gebracht, immer fester wurzelte.

Der Herzog ging von Altona, von dem Grabe seines unvergeßlichen Vaters in Ottensen, nach Karlsruhe, bald darauf nach Schweden, wohin vorerst ein großer Theil des väterlichen baaren Vermögens in Sicherheit gebracht worden war. Bei'm Frieden von Tilsit schwand für ihn die letzte Hoffnung, durch Protektion des Kaisers von Rußland, oder durch Verwendung des ehrwürdigen Großherzogs von Baden, das väterliche Erbe wieder zu erhalten. Sein deutscher Fürstenstolz verschmähte es, demüthig von dem großen Räuber zu erbetteln, was nur heiliges Recht forderte. Förmliche Verzichtleistung verlangte man von ihm nicht. Auch hat er, eine solche auszustellen, nie den Willen gehabt.

Im Friedens-Tractat geschah weder seiner, noch des Kurfürsten von Hessen Erwähnung. So schien denn sein gutes Recht durch nichts, als durch die zermalmende Gewalt Napoleons gefährdet zu seyn. Niemanden hatte er Vollmacht gegeben, für ihn zu entsagen dem vollgültigsten Anspruch auf die braunschweigischen Lande. Er blieb im Kriegsstande gegen Napoleon und dessen raubsüchtige Rotte.

Der Tod einer theuren Gemahlin (am 21sten April 1808) traf fast zerschmetternd sein Gemüth. Alles war nun dahin, was sein Leben versüßen, die im Innersten kochende Rache dämpfen, Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung seiner jetzt unausstehlich drückenden Verhältnisse gewähren konnte. Kein Trost, keine Ruhe mehr für ihn, als in der Ausführung des großen, kühnen Gedankens, der seine Seele schon damals stürmisch bewegte. Oesterreich rüstete sich, und seine Entwürfe: die schimpflichen Ketten fremder Gewalt zu sprengen, lagen klar am Tage. In Preußen glühete ein kaum verdecktes Feuer in tausend und aber tausend Gemüthern. Der Tugendbund regte die Geister auf. In Hessen war die Flamme der Insurrection dem Ausbruche nahe. In Tyrol gohr der wüthendste Ingrimm. Brandstoffe waren in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Hannover hatte seine geheimen Werbungen für England. In Braunschweig war der heilige Glaube an baldige Erlösung aus den Banden der Knechtschaft, war die Sehnsucht nach der Erscheinung des rechtmäßigen Fürsten, wenigstens in den unverdorbenen Gemüthern der Volksmasse unzerstörbar. In gefährlicher Verkleidung hatte Friedrich Wilhelm diese und andere Gegenden des nördlichen Deutschlands durchstrichen. Biedere Männer hatten ihn aufgenommen, verborgen, und mit Gefahr für die eigene Freiheit weiter geschafft. Ein stets fortgesetzter, nicht minder gefährlicher Briefwechsel mit einigen altbraunschweigischen Offizieren und Geschäftsleuten nährte die Hoffnung allgemeiner Gährung und kraftvollen Aufstandes, sobald nur die Erlösung nahe. Der mächtige Reiz von außen her wurde verstärkt durch die noch ungleich mächtigere Stimme von innen. Nun galt es, die kühne Rolle eines zweiten Christian von Braunschweig zu übernehmen. — Aber es galt für mehr als das Gelübde: die Rechte einer schönen Frau*) bis in den Tod zu verfechten. Ehre, Rache, Vaterland, Freiheit erklangen jetzt als hochbegeisternde Losungs-Worte.

Friedrich Wilhelm, mit seinem Entschlusse im Klaren, sandte unter Aufsicht des Major Fleischer seine

*) Der verjagten Kurfürstin von der Pfalz im Anfange des 30jährigen Krieges.

Albrecht Achilles, dessen Bruder Johann Cicero, Markgraf Friedrich der Aeltere, Herzog Ludwig der Reiche von Landshut, Herzog Albrecht von Baiern-München, Herzog Wilhelm von Sachsen, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Graf Ulrich von Württemberg, Graf Eberhard im Bart, Graf Heinrich von Schwarzburg, Graf Wilhelm von Henneberg, Graf Ludwig von Leiningen, Graf Johann von Nassau, Graf Philipp von Katzenellenbogen, Graf Philipp von Hanau, Graf Ulrich von Eberstein, Graf Wilhelm von Fürstenberg, Graf Heinrich von Lupfen, Graf Johann von Sulz, Graf Hugo von Werdenberg, Graf Wilhelm von Montfort, Graf Ulrich von Helfenstein, Graf Ludwig von Oettingen, Graf Ludwig von Löwenstein, Graf Albrecht von Hohenlohe, Graf Eberhard von Königstein, Graf Johann von Solms, Graf Philipp von Falkenstein, Graf Johann von Sponheim, Graf Johann von Eberstein, Graf Ulrich von Rechberg, Graf Ludwig von Helfenstein, Graf Ulrich von Lupfen, Graf Ludwig von Sulz, Graf Ulrich von Werdenberg, Graf Wilhelm von Montfort

länger ruhig zuschaue. Nun mußten, wie ungern sie auch befohlen wurden, schärfere Maaßregeln gegen die Werbungen auf der Gränze Schlesiens genommen werden. Unter so kritischen Verhältnissen fand ein Mann, der als Sachwalter dem Herzog schon zu Prenzlau nützliche Dienste geleistet, und den er deswegen zu einem bedeutenden Posten in Oels befördert hatte, Gelegenheit, sich bei ihm nicht nur im Lichte des treusten Dieners, sondern auch als ein Genie erster Größe geltend zu machen. Bei dem in der That außerordentlichen Unternehmen mochte der Herzog zu seiner Unterstützung solche Geister für unentbehrlich halten. Er konnte damals noch nicht nach Wunsch belohnen; aber er versprach thätige und ausgezeichnete Dankbarkeit für Aufopferungen, die vielleicht zum Theil mehr in großen Worten, als in wesentlichen, auch der ruhig prüfenden Vernunft ausgezeichneter Belohnung würdig erscheinenden, Diensten bestanden. Die Hindernisse, welche man von Seiten der preußischen Regierung dem Unternehmen des Herzogs in den Weg legen mußte, vermehrten, unter mancherlei Zuhetzungen kleinlicher, gegen das preußische Gouvernement erbitterter Leidenschaften, seinen alten Groll. Oesterreich, das hohe Kaiserhaus, anerkannte ja Friedrich Wilhelm als selbstständigen souveränen Reichsfürsten, trat mit ihm gewissermaaßen in Allianz, und verhieß sogar, daß er mit seinen, auf eigene Kosten geworbenen und ausgerüsteten Schaaren, keinem österreichischen Feldherrn untergeordnet seyn solle! Man muß alle diese seltsamen Umstände wohl beherzigen, um die auffallende Animosität des Herzogs, als er nachmals zur braunschweigischen Landesregierung gelangte, nach ihren wahren Quellen zu beurtheilen und zu würdigen.

Das Corps, welches aus Husaren, Uhlanen, Jägern und leichter Infanterie bestand, wuchs schnell an. Die Reiterei war gut beritten. Zur Uniform wurde die Farbe der Nacht, zum Erinnerungs-Zeichen: es gelte Sieg oder Tod, der am Tschako befestigte Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Todtenbeinen gewählt. Und in der That, das Urim Thumim der schwarzen Schaar blitzte schreckensvoll ihren Feinden entgegen. Verachtung des Todes, ausharrender Muth, unbegrenztes Vertrauen auf des heldenmüthigen Führers Leitung, charak-

terisirten diese Schaar. Aber es lag auch in ihrer Organisation, daß strenge Disciplin und milde Schonung feindlicher Länder bei ihr nicht zu den hervorstechenden Tugenden gehörten.

Die Vortrupps, von Katt und Dörenberg geführt, rückten am 14. Mai über Böhmens Grenze in die Lausitz. Die ersten Scharmützel mit den Sachsen, unter Oberst Thielemann, fielen vor bei Peterswalde und bei Nollendorf. Friedrich Wilhelm erließ aus seinem Hauptquartier Zittau begeisternde Proclamationen. Mehrere Exemplare derselben kamen sogar auf der Post nach Braunschweig und in dessen Umgebungen, — denn auf treu ergebene Freunde rechnete man dort. Einigen brach jedoch der Angstschweiß aus, als sie in dem unverdächtigen Couvert die gefährlichen Briefschaften entdeckten! Die Kraft, der Muth, das Vertrauen zur guten Sache, waren nur in der Masse des Volks noch wirksam, weil da der Glaube an einen gerechten Gott und an ein strafendes Weltgericht noch lebendig glühte. Und, laßt es uns demüthig bekennen: dieser Glaube, nicht der Klugen Verstand, nicht der schlauen Politik künstliche Berechnung, hat uns errettet aus der schmählichsten Sklaverei. Ein Held, ein Feuergeist, ein glaubensvoller Mensch, wie der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm wahrhaftig war, mußte und konnte auf diesen Talisman rechnen; sonst wäre freilich sein kühner Heldenzug nur Tollkühnheit gewesen, wofür ihn so Viele damals hielten.

„Denn was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein gläubig Gemüth!“

Der Uebermacht, womit Thielemann die schwarze, kaum 1200 Mann starke Schaar am 30. Mai bei Zittau anfiel, mußte sie freilich weichen und sich auf ihren Rückhalt nach Krottau zurückziehen. Aber das Blatt wandte sich geschwind. Der Held kehrte zurück, und Zittau mußte aus Gründen, die das Kriegsrecht allerdings zuließ, eine Contribution von 6000 Thlr. erlegen. Nun erhoben die Sachsen in dem böhmischen Grenzstädtchen Rumburg eine gleich starke Summe, und dadurch hauptsächlich ward das

Signal zur österreichischen Invasion, worauf der Herzog lange geharrt hatte, gegeben.

Dem österreichischen Corps, welches unter General Am Ende vordrang, vermochte Thielemann nicht zu widerstehen. Die schwarze Schaar erschien am 11ten Junius vor Dresdens Thoren, und rückte ohne Widerstand ein. Am Ende folgte mit 10,000 Mann und 13 Stücken Geschütz. Der Herzog ließ sich verleiten, während eines achttägigen Aufenthalts in Sachsens Hauptstadt sein Corps durch etwa 300 Mann, die ihm aus der rohesten Pöbelmasse zuströmten, zu verstärken. Solche Menschen, deren Hauptabsicht Raub und Plünderung war, die in Wilsdruf beträchtliche Summen erpreßten, und sich mehrerer Excesse schuldig machten, befleckten den Heldenruhm der schwarzen Schaar. Der wilden Banden erstes Aufbrausen vermochte selbst der Herzog nicht gleich zu zügeln. Wie schmerzlich mußt' es ihm seyn, aus Deutsch-Wagram, dem Hauptquartiere des österreichischen Ober-Feldherrn, folgendes Schreiben zu erhalten: „Mit Leidwesen, welches Ew. Liebden gewiß mit mir theilen werden, habe ich erfahren, daß die Truppen Ew. Liebden im Königreich Sachsen sich Ausschweifungen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten erlaubt haben, welche den Ruf der Armee entehren, die Plackereien des Feindes vergessen machen, und der guten Sache, durch die Erbitterung des Volks, höchstgefährlich werden. Ich habe dem Feldmarschall-Lieutenant Kienmayr, dem ich das Commando der Kaiserl. Königl. Truppen in Sachsen übertragen, befohlen, kund zu machen, daß er jeden Excess, gleichviel ob er von Kaiserl. Königl., oder hessischen, oder braunschweigischen Truppen begangen würde, nach der ganzen Strenge militärischer Gesetze ahnden soll. Dieses Mittel ist, so lange die Truppen Ew. Liebden einen Theil des Armee-Corps in Sachsen ausmachen, unerläßlich. Eine Schaar von Leuten, die vor der Hand noch kein Vaterland haben, kann nur durch die Furcht vor dem gemeinschaftlichen Commando im Zaum gehalten werden. Ich muß Ew. Liebden ersuchen, diese Maaßregel in Ihrer Truppe gleichfalls bekannt zu machen."

Carl, Erzherzog.

Dieses zur öffentlichen Kunde gelangte Document, gab den Zeitungsschreibern und Journalisten, unter Oberaufsicht der hohen westphälischen Polizei, erwünschte Veranlassung, die schwarze Schaar und ihren heldenmüthigen Anführer mit den schimpflichsten Namen zu belegen. Schüchtern verschwiegen auch nachher die Meisten, wie bald jener Excesse Fortsetzung durch die strengsten Verfügungen des Herzogs abgeschnitten wurde, und wie das Corps, bei dem nachmaligen Durchbruche zur Nordsee hin sich in Feindes Lande mit einer Mäßigung betrug, wogegen die losgelassene Wuth der holländischen Division Gratien, und leider auch das zügellose Betragen der westphälischen Truppen unter Reubels Befehlen, gewaltig abstach.

Als der Herzog nach Leipzig vorrückte, erließ er von Hubertsburg aus (25sten Junius) einen Aufruf an die ihm entgegen getriebenen westphälischen Krieger. Ihnen rief er zu: „Ihr, Deutsche! wollt gegen Deutsche fechten! Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, wollt eben diese Fremdlinge mit eurem Blute schützen! — Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner und ihr alle, die ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schnöden Joche zu befreien, unter dem es schon lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen; kein günstigerer erscheint wieder ꝛc.

Obgleich Dörenberg diesen Aufruf mit einem ähnlichen begleitete, so blieb doch die Wirkung beider sehr gering, und nur zufällig kamen aus der westphälischen Armee, deren Avantgarde damals der berüchtigte d'Albignac führte, einige Jünglinge zum Corps des Herzogs von Braunschweig. Die Vorkehrungen des österreichischen Befehlshabers aber waren so getroffen, daß Dresden am 29sten Junius wieder verlassen werden mußte, also auch der Herzog gezwungen wurde, mit seinem fast zu 2000 Mann angewachsenen Corps bis Chemnitz zurückzuweichen, wohin ihn der bald nachher als Obervorsteher der geheimen Polizei gebrandmarkte General Bongars mit zwei Reiter-Regimentern und einem Ba-

taillon Fußvolk verfolgte, ohne den geringsten Vortheil über die Schwarzen erringen zu können.

Die im westphälischen Moniteur mit den pomphaftesten Worten verkündigte Befreiung Sachsens durch Hieronymus Heer war jedoch von sehr kurzer Dauer; denn schon am 14ten Julius wurde Dresden zum zweitenmal von den Oesterreichern besetzt. Allein nun machte auch der unerwartete Waffenstillstand von Znaim der ganzen Episode des österreichischen Krieges in Sachsen ein plötzliches Ende. Feldmarschall-Lieutenant Kienmayr setzte den Herzog Friedrich Wilhelm von jenem Waffenstillstande in Kunde, und fügte die Versicherung hinzu: der Herzog solle mit in die ferneren Unterhandlungen aufgenommen werden, sobald er Verzicht darauf leiste, als selbstständiger deutscher Reichsfürst behandelt zu seyn.

Friedrich Wilhelms innerstes Gefühl empörte sich gegen das Ansinnen. Nachdem er mit seinen Vertrauten sich berathen, versammelte er die Offiziere des Corps, und legte ihnen den gefaßten Entschluß vor, sich bis zur Weser-Mündung durchzuschlagen, um von da auf bereit liegenden englischen Schiffen nach den Küsten des freien Albion zu steuern, wo freundliche Aufnahme, Gelegenheit zur fortgesetzten Rache gegen den verhaßten Feind und reichlicher Lohn der Tapferkeit ihrer harre. Indessen stellte er Jedem frei, zu bleiben, oder ihm zu folgen. Mehrere vormalige preußische Offiziere benutzten (von einem gewissen Otte aufgehetzt) diese Gelegenheit, den Herzog zu verlassen und in ihr Vaterland zurückzukehren. Der bei weitem größere Theil aber, welcher kein anderes Loos, als das damals schon bekannt gewordne der mit Schill ausgezognen und in französische Kriegsgefangenschaft gerathnen Offiziere erwarten durfte, verband sich auf Leben und Tod mit dem Helden, dessen Begeisterung auch die Soldaten für das seltne Wagstück exaltirte. Die Umstände wirkten allerdings günstig mit, um das heroische Unternehmen durch glücklichen Erfolg zu krönen. Oeffentliche Nachrichten erklärten die schwarze Schaar für aufgelöst und fast verlaufen; Thielemann dachte daher an keinen Angriff. Die holländische Division Gratien befand sich in Franken. Die Garden des Königs von Westphalen hatten wieder Kassel besetzt. Reubel zog mit

etwa 6000 Mann zwischen Bremen, Zelle und Lüneburg herum, weil die dortige Gegend durch die Landung der Engländer bei Kurhaven in Unruhe versetzt war. Zwischen Leipzig und Braunschweig gab es gegen Ende des Julius, wenn nur die Nähe Magdeburgs vermieden wurde, kein bedeutendes Truppen-Corps, welches entscheidend den schnellen Marsch der schwarzen Schaar aufzuhalten vermochte.

Friedrich Wilhelm war bereits den 25sten Julius vor Leipzig. Einige hundert sächsische Reiter, die in der Stadt lagen, wagten es, ihm entgegen zu rücken. Die Vortrupps der Schwarzen stießen auf sie bei Konnewitz, und jagten sie nach kurzem Scharmützel durch die Stadt. Der Herzog selbst erschien folgenden Tages, und nun mußte die Stadt eine, in Rücksicht ihres Reichthums sehr unbedeutende Contribution erlegen. Die Rachsucht der Soldaten führte einige Excesse herbei. Der Herzog verwarf alle Denunciationen gegen Personen, die ihn und seine Braven öffentlich verleumdet und mit den gehässigsten Schimpfnamen belegt hatten. Verräther, die nicht mit Worten allein, sondern mit der That zu seinem Verderben wirkten, ließ er jedoch nicht ohne Züchtigung entrinnen. Nach französischer Sitte würde die Kugel ihr Lohn gewesen seyn; der deutsche Held beschränkte ihre Strafe auf eine tüchtige Tracht Schläge, und man hat ihm dieß als unumstößlichen Beweis eines bösen Herzens angerechnet! Möge darüber jeder Unbefangne sein Urtheil fällen!

Nachdem aus den königlichen Cassen in Leipzig das vorräthige Geld erhoben war, begab sich aus seinem Freilager zwischen dem Hallischen und Grimmaischen Thore der Herzog am 26sten Julius Abends auf den Marsch nach Halle. Dort dachte niemand an Vertheidigung. Auch die Veteranen-Compagnie war von Halle abgezogen. In einem gewöhnlichen Gasthaus nahm der Herzog Quartier. Seine Schaar zerstreute sich durch die Gassen, und an den öffentlichen Gebäuden wurde nun der preußische Adler wieder aufgehangen. Für die Jäger-Compagnie ließen einige junge Leute sich anwerben, dann ging Nachmittags (den 27sten) der Marsch über die hohe Brücke beim Nicolaus-Thore ins Mansfeldsche.

Schon hatten Eilboten die westphälischen Militär-Behörden in der Nähe und Ferne von dem, was vorgefallen, benachrichtigt. Von Erfurt aus setzte sich Gratien in Bewegung. Von Bremen her zog Reubel mit seiner, durch ein Bergsches Regiment verstärkten Division heran. Von Magdeburg aus rückte das fünfte westphälische Linien-Infanterie-Regiment unter Meyronnet nach Halberstadt, um die nach Braunschweig führende Straße zu sperren. Unter so drohenden Umständen bedurfte es wirklich keiner gemeinen strategischen Klugheit, um den Feind über des Herzogs wahre Absicht und über die eigentliche Richtung des Marsches zu täuschen. Also wurden starke Trupps in die Gegend von Magdeburg gesandt, um dort den Anmarsch der schwarzen Schaar zu verkündigen. Andere Haufen allarmirten die Umgebungen von Merseburg. Doch stießen alle unweit Quedlinburg wieder zum Hauptcorps, und der Herzog erfuhr mit Gewißheit, daß er auf seinen Flanken kein bedeutendes feindliches Corps zu fürchten habe. Unterdessen war doch das fünfte westphälische Infanterie-Regiment mit kriegerischer Musik zu Halberstadt eingezogen, und Obrist Meyronnet hatte dort der ängstlichen Municipalität die Versicherung ertheilt: er erwarte nur noch Geschütz und Reiterei, dann werde er ausrücken, um die schwarze Bande zu vernichten. Diese Bande ließ nicht lange auf sich warten. Schon um 6 Uhr Abends (30. Juli) erschien ihr Vortrab. Eilig rückten ihm einige Compagnien entgegen; alle übrigen besetzten die Mauern und innern Stadtthore.

Das blutige Gefecht, welches nun die schwarze Schaar zu bestehen hatte, war keineswegs ein freiwilliges. Ein ganzes Regiment, welches ihm auf den Fersen gefolgt seyn würde, durfte der Herzog durchaus nicht im Rücken lassen. Sein Angriffsplan war klug und einfach. Der Hauptsturm ging auf das Nasleber Thor; die nach Magdeburg, Blankenburg und Braunschweig führenden Thore wurden nur beobachtet. Die Westphalen fochten mit Erbitterung. In die Stadt wurden sie zwar schnell zurückgeworfen, aber von den Mauerthürmen und aus den hart an der Mauer liegenden Häusern unterhielten sie ein mörderisches Feuer. Die Stadt konnte also nicht länger geschont werden! Das Nasleber Thor wurde gesprengt.

Braunschweigischen Hause beschäftigt war, als es sich für gut fand, seine Augen darüber zu den Gefahren zu verschließen, die ihm von Seiten Frankreichs drohten. Es ist nicht zu leugnen, daß Napoleon, wenn er auch nicht gerade Absichten auf Braunschweig hatte, doch sehr gern Hannover und Braunschweig in seine Hände bekommen hätte. Aber Braunschweig hatte sich durch die Ehe seiner Prinzessin Auguste mit dem Prinzen von Cumberland, dem jetzigen König von Hannover, so innig mit diesem Hause verbunden, daß es sich nicht leicht von demselben trennen konnte, und Napoleon wußte wohl, daß er Hannover nicht bekommen konnte, ohne Braunschweig zu haben. Deshalb suchte er auf alle Weise Preußen zu bewegen, Hannover zu besetzen, und dann Braunschweig zu nehmen. Preußen hat sich dazu nicht verstehen wollen, und Napoleon hat Hannover in Besitz genommen, ohne Preußen Braunschweig zu geben.

Der damalige Herzog von Braunschweig, Herzog Friedrich Wilhelm, war ein sehr tapferer Soldat, er war in vielen Kriegen Preußischer General gewesen, aber er war schon 1806 ein alter Mann, und hatte sich in seinem Lande nicht beliebt gemacht. Er hatte sich nämlich, als er 1805 in Preußischen Diensten gegen Napoleon kämpfte, seine Länder verpfändet, und da diese Pfandsumme, die ihm Preußen, um sie zu haben, gegeben hatte, nicht hinreichte, um die Kriegskosten zu bestreiten, so mußte er noch Geld von seinen Unterthanen erpressen. Dadurch hatte er sich sehr verhaßt gemacht, und seine Unterthanen wünschten sehr, daß er nicht wieder zurückkommen möchte. Als er nun 1806 nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt sein Land verlassen mußte, und seine Unterthanen sich ihrer Freiheit freuten, da wollten sie ihn nicht wieder haben, und sie haben ihn auch nicht wieder gehabt.

Herzog Friedrich Wilhelm starb 1815 in Genf, wohin er sich begeben hatte, um sich dort zu erholen. Seine Leiche wurde

alten Bekannten wieder. Ein starker brauner Knebelbart und ein noch stärkerer Backenbart überschatteten das von der Sonne verbrannte Gesicht, und standen im grellsten Contrast mit den weißen Augenbraunen. Die Miene blieb ernsthaft, der Blick finster; keine Spur mehr von der alten Jovialität, von dem jugendlichen Leichtsinn. Die Kleidung war ein einfacher, schwarzer Polrock; den kleinen Stern des schwarzen Adler-Ordens sah man kaum unter dem Bandelier, woran der Säbel hing, hervorschimmern. Eine ganz unverzierte Mütze bedeckte das von schweren Sorgen belastete Haupt. Ruhe gab's nicht in der Vaterstadt; jeder Augenblick war kostbar, die Gefahr auf allen Seiten dringend. Gratiens Vortrab näherte sich schon Wolfenbüttel; Reubel kam von Zelle in Eilmärschen heran. Man durft' es nicht wagen, die ermüdeten Truppen bei den Bürgern einzuquartieren. Das Corps, seinen heldenmüthigen Führer in der Mitte, blieb also im Freilager am Petri-Thore. Ein kleiner, aus Fußjägern bestehender Nachtrab, beobachtete die Straße nach Wolfenbüttel. Husaren-Pikets waren über Delger hinaus auf die Straße nach Zelle gesandt, um von Reubels Annäherung schnelle Kunde zu erhalten. Die Blutarbeit für den folgenden Tag war gewiß. Erwartung, und bange Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, beschäftigten alle Gemüther. In der beängstigendsten Spannung befanden sich besonders die westphälischen Stadt- und Departements-Behörden; vormalige braunschweigische Staatsdiener, dem alten Fürstenhause mit herzlicher Zuneigung ergeben, aber doch unwillkührlich empor blickend nach dem Schwerdt, welches, wenn das Spiel schlecht endete, am seidnen Faden über ihrem Haupte schwebte. Die Bürger, für ihr Eigenthum besorgt, wagten auch keine entschiedne Parthei zu nehmen. Der Ausgang sollte erst lehren, was ferner zu thun sey. Nur an Speise und Trank ließ man es der Schaar nicht fehlen.

Die stürmische Jugend allein erhob sich über alle jene ängstlichen Rücksichten. Lehrjungen entliefen den Meistern, Schüler den beklommenen Lehrern; Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um Blut und Leben zu weihen dem Kampfe für Vaterland und Freiheit. Der Herzog mochte mehr erwartet haben in seiner Vaterstadt.

Was er sah und fand, mußte ihn auf's bündigste überzeugen, daß Glaube, Kraft und Vertrauen auf höhern Beistand nicht in den aufgeklarten, sondern nur in den niedrigen Ständen noch lebendig wirkten. Man darf dieses Umstands nicht vergessen, um Friedrich Wilhelms seltsame Popularität bei seiner nachmaligen Rückkehr gerecht zu würdigen!

Rührend legte er selbst das Gefühl der mächtig drängenden Gefahr, aber auch zugleich ein ächt religiöses, hoch begeisterndes Vertrauen auf der Allmacht Beistand für die gerechte Sache zu Tage, indem, bevor der Kampf begann, seine Getreuen mit ihm das schöne Lied anstimmten: „Dir trau ich Gott und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht, der letzte Funke schwindet ꝛc.“*) — Sieg oder Tod war nun die Losung; doch wurden Vorkehrungen, welche den glücklichen Ausgang des Gefechts sicherten, mit vieler Umsicht genommen. Es kam nämlich besonders darauf an, ein Terrain zu wählen, auf welchem der Herzog seine kleine, höchstens 1500 Mann starke Macht, dem Ueberblick des in ungleich größerer Zahl heranrückenden Feindes entziehen, und seinem Gegner zugleich die Furcht einflößen könnte: daß der größte Theil der männlichen Bevölkerung Braunschweigs zur kraftvollsten Reserve der schwarzen Schaar dienen werde.

Die Hauptmacht des Herzogs wurde also zwischen Braunschweig und dem kaum eine Viertel-Meile entfernten Dorfe Oelger aufgestellt. Gegen die Ausgänge des Dorfs, durch welches die Angriffs-Colonne der Westphalen nothwendig vorbrechen mußte, hatte Korfes vier Kanonen gerichtet. Hinter den Hecken des Bielschen Gartens und in den Gräben waren Jäger versteckt. Die übrige Infanterie blieb mehr rückwärts in Reserve. Die Husaren und Uhlanen deckten die linke Flanke nach dem Pawelschen Holze hin, und beobachteten zugleich die Straße nach Hannover. Die rechte Flanke lehnte sich dagegen an die bruchigen Niederungen des Oder-Thals. Die Brücke bei Veltenhof war abgebrochen, und so der rechte Flügel gegen Umgehung völlig geschützt.

*) Braunschw. Gesangbuch. Nro. 348.

Reubel begann den Angriff gegen fünf Uhr Nachmittags. Korfes, welcher das Geschütz der Schwarzen befehligte, begrüßte aber die aus Oelger vorbrechenden Haufen mit einem so mörderischen Kartätschenfeuer, und die hinter den Hecken vortheilhaft postirten Jäger tiraillirten so nachdrücklich, daß jeder Versuch des westphälischen Heerführers, freies Feld vor dem Dorfe zu gewinnen, um dann in Massen formirt über das kleine Häuflein herzustürzen, vereitelt wurde. In der Hitze des Gefechts schonte sich der Herzog so wenig, daß ihm sein Pferd unter'm Leibe getödtet ward. Reubel versuchte nun den linken Flügel des Gegners vom Pawelschen Holze her mit Erfolg anzugreifen, und ließ deswegen das erste westphälische Cüraſſier-Regiment vorsprengen. Allein die schwarzen Husaren stürzten den wenig kampflustigen Reitern mit lautem Hurrah entgegen, und zu gleicher Zeit gaben zwei neben dem weißen Rosse aufgeführte Kanonen einige so nachdrückliche Salven gegen das Holz hin, daß die ganze westphälische Reiterei Reißaus nahm, und sich im freien Feld gegen die furchtbaren Schwarzen nicht weiter zu zeigen wagte. — Die einbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht ein Ende; 1500 kühne, hochbegeisterte Krieger hatten über 5000 westphälische Knechte den rühmlichsten Sieg erfochten. Es war nicht einmal nöthig, Oelger, wie der Herzog gewollt, durch Ueberfall während der Nacht zu nehmen, denn die ausgesandten Husaren brachten sichere Nachricht von Reubels völligem Rückzuge.

Demohngeachtet war diese Nacht (vom 1sten auf den 2ten August) eine der schrecklichsten für den bekümmerten Helden. Viele Offiziere, besonders Compagnie-Chefs seines Corps, welche das Wunder des Reubelschen Rückzugs nicht zu begreifen vermochten, vielmehr heimliche Tücke zur gänzlichen Einschließung und Gefangennehmung der schwarzen Schaar dahinter vermutheten, drangen in den Herzog mit Ungestüm: er möge jetzt noch eine Capitulation abschließen, die ihnen Leben und Freiheit sichere. Strenge von Seiten Friedrich Wilhelms würde in diesem gefährlichen Augenblick Auflösung aller Bande der Subordination zur Folge gehabt haben. Er vertröstete also die Unruhigen, und wies ihr Begehren nicht ganz von der Hand. Sechszehn Offiziere forderten nun den

Abschied, und gegen Morgen lief Nachricht ein, Gratiens Avantgarde habe bereits Wolfenbüttel hinter sich. Blieb also Reubel vor oder in dem Pawelschen Holze stehen, und sperrte die Straße nach Hannover; so war der Herzog, von vorn und hinten zu gleicher Zeit angegriffen, ohne Rettung verloren, oder die Bürger Braunschweigs hätten den heroischen Entschluß fassen müssen, in Masse an dem Kampf Theil zu nehmen, und Leben und Eigenthum für ihren rechtmäßigen Fürsten auf's Spiel zu setzen.

So wenig zu solch einem verzweifelten Unternehmen in Braunschweig Willen und Kraft vorhanden waren, so unleugbar bleibt es doch, daß Reubel dergleichen fürchten mochte, da er mit bewaffneten Augen, vom Oelger Thurme her, eine zahllose Menschenmenge, welche die noch nicht abgetragenen Bastionen des braunschweigischen Walls beim Petri- und Wenden-Thore bedeckte, gar wohl bemerken konnte; auch unter der schwarzen Schaar, sogar zwischen den am weitesten vorgeschobenen Jägern sich mehrere Personen in bürgerlicher Kleidung sehen ließen, die am Gefechte thätigen Antheil nahmen. Die Furcht, mit jener wild begeisterten Volksmasse in einen Kampf zu gerathen, welcher, bei der widrigen Stimmung der westphälischen Soldaten, schlechterdings keinen günstigen Erfolg versprach, darf man daher als Hauptursache des sonst unbegreiflichen Rückzugs gelten lassen. Reubel zog sich bei Schwülger über die Oker, und kam in weitem Bogen (den 2ten August) auf der andern Seite gegen Braunschweig heran, nicht sowohl um die Schwarzen mit größerm Erfolge vor dem Stein- oder August-Thore von den muthlosen Westphalen angreifen zu lassen, als vielmehr sich mit der holländischen Division, deren Anmarsch ihm kein Geheimniß seyn konnte, in unmittelbare Verbindung zu setzen, und so verstärkt die schwatze Schaar, selbst wenn sie von den Bewohnern Braunschweigs im Kampf unterstützt würde, zu vernichten. In dieser Voraussetzung hatte der strategische Mann seinen Truppen Braunschweigs Plünderung verheißen, und, wie es sich leider nachher zeigte, war diese teufliſche Lockspeise nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Welch ein unauslöschlicher Schandfleck für den deutschen, für den braunschweigischen Namen, wenn die Entschlossenheit des Prä-

fekten Henkeberg das heillose Plünderungs-Verſprechen nicht zu Schanden gemacht hätte! *)

Während Reubels und Gratiens Truppen ohne den geringſten Widerſtand durch's Auguſt-Thor, denn vor den übrigen hatte der Herzog die Brücken abwerfen laſſen, einzogen, eilten die Schwarzen auf der Straße nach Hannover, wo ihnen nichts entgegen ſtand, fort. Aus Hannover floh der franzöſiſche Gouverneur, der Intendant, die fremden Behörden. Der Herzog hielt den 3ten Auguſt in der London-Schenke offene Tafel, während ſeine Huſaren aus dem Gießhauſe vier neue Kanonen abführten, und noch mancherlei Effecten erbeuteten, deren Werth auf 7000 Thlr. geſchätzt wurde. Doch durfte man auch in Hannover nicht lange verweilen. Den 4ten Auguſt marſchirte alſo das Corps über Nienburg nach Hoya, und kaum war dort die Abbrechung der Weſerbrücke zu Stande gebracht, als Reubels Vortrab erſchien. Glücklicher Weiſe hatte die engliſche Expedition gegen Holland den Herzog von der Diviſion Gratien, welche gerade jetzt zur Vertheidigung der holländiſchen Küſten abgerufen wurde, befreit. **) Den Weſtphalen aber ſchien es mit ernſtiger Verfolgung der Schwarzen kein rechter Ernſt zu ſeyn. Dieſe richteten ihren Marſch am 5ten Auguſt nach Syke, von wo aus Korfes mit 40 Huſaren, 150 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen detaſchirt wurde, um die verfolgenden Weſtphalen irre zu leiten, während des Herzogs Hauptcolonne nach Elsfleth ging, und in der Nacht über Delmenhorſt fortzog. Am 6ten Auguſt ſetzte das Corps über die Hude. Korfes kam von ſeinem Seitenzuge auch wieder heran, hielt durch einige trefflich gerichtete Kanonenſchüſſe die weſtphäliſchen Vortrupps von ſich ab, paſſirte glücklich den kleinen Fluß Orte, und ſchiffte ſich ein. Bei Helgoland kam er wieder zum Haupt-Corps.

Unter-

*) Es waren viele geborne Braunſchweiger, beſonders unter dem 1ſten Cüraſſier-Regiment; auch unter der Infanterie.

**) Die Engländer waren am 30ſten Julius auf Walchern, Schouwen und Südbeveland zugleich gelandet.

Unterdessen hatte der Herzog, den bösen Willen mancher bremischen und oldenburgischen Behörde mit Gewalt brechend, auf der Weser alle zur Einschiffung taugliche Fahrzeuge in Requisition gesetzt. Die Infanterie wurde bei Elsfleth, die Cavallerie — nachdem die Pferde um jeden Preis verschleudert waren — bei Brake eingeschifft. Friedrich Wilhelm war der allerletzte. Erst um 6 Uhr Abends den 7ten August begab er sich an Bord der amerikanischen Brigg the Shepherdels; 22 Offiziere begleiteten ihn. Inzwischen hatte man noch nicht alle Gefahr überwunden. Von Bremerlehe aus geschahen über 40 Schüsse auf die Brigg, welche den Helden trug. Am Strande verfolgte dänisches Geschütz die Fahrzeuge, und zwei derselben wurden wirklich von den Dänen, in Verbindung mit französischen Douaniers, genommen. Endlich erwartete Lord George Stuart mit seiner Flotille die Heldenschaar am Ausflusse des Stroms. Alle englische Schiffe salutirten und flaggten. Friedrich Wilhelm bestieg mit seinem Generalstabe die königl. Brigg Mosquido, und den 14ten August traf die Flotille im Hummerflusse ein. Das kühnste, seltsamste, für die Nachwelt, ohne Enthüllung der mitwirkenden Umstände unbegreiflichste Abentheuer war glücklich bestanden. Wenn wir die nackte Thatsache: daß 1500 Krieger von der böhmischen Gränze bis zu den Küsten des deutschen Meeres, durch wenigstens eben so viele tausend, in allen Kriegskünsten wohlgeübte Feinde auf mehreren Seiten verfolgt, und mit gewaltiger Uebermacht oftmals von ihnen angegriffen, sich dennoch glücklich Bahn gemacht, und ohne bedeutenden Verlust ihr Ziel erreicht hätten, in den Geschichtsbüchern des Livius, Curtius u. s. f. läsen, so würde freilich die strenge Kritik nicht unterlassen, solche Erzählung wo nicht für fabelhaft, doch für höchst übertrieben zu erklären. Und gleichwohl hat eben dieses Wunder sich vor unsern Augen zugetragen; und wenn ein Xenophon den Heldenzug der schwarzen Schaar, wie den der 10,000 Griechen beschriebe, so würde er ja nach seiner einfach erhabenen Darstellungskunst durch den Wonneruf: das Meer! das Meer!*) unser theilnehmendes Gefühl eben so gut für jene wie für diese in Anspruch nehmen kön-

*) θαλαττα! θαλαττα!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nen. Aber das Unerhörte, das Große und wahrhaft Heroische ist uns eine Thorheit geworden, weil wir's nicht begreifen. Damit wir's also begreifen, nehmen wir lieber zu dem Kleinlichen, Elenden, Verächtlichen unsre Zuflucht: Reubel war bestochen, den Herzog mit seiner Schaar entwischen zu lassen! Wie, diesen Reubel, den Günstling des Königs von Westphalen, den reichen Donatair, den ersten Divisionsgeneral des westphälischen Heeres, hätte der arme, von Land und Leuten verjagte, nur durch den Glauben an höhern Schutz des Himmels noch gegen Verzweiflung gesicherte Herzog von Braunschweig bestechen, oder ihm für alles, was aufgeopfert werden mußte, hinreichenden Ersatz bieten können? Eine solche Erklärung des Wunderbaren ist lächerlich und hämisch zugleich, — und dennoch war sie leider sehr allgemein. Aber einer langweiligen Widerlegung bedarf sie für den unbefangenen Beobachter jener Zeit durchaus nicht!

Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Böhmen bis zur Nordsee bleibt in den Annalen der vaterländischen Geschichte unvergeßlich. Des deutschen Helden hoher Kriegsruhm ist dadurch für immer bewährt, und der kleine Flecken von Lübeck rein ausgetilgt. In allen Gemüthern, die des Enthusiasmus für große Thaten noch fähig waren, stand Friedrich Wilhelm nun hoch als kühner Held, und hoch als edler Mensch, dem nicht das Leben das höchste der Güter, sondern dem unbefleckte Fürstenehre ein noch viel köstlicheres Kleinod dünkte. Selbst in dem Benehmen der Feinde sah man Spuren von Ehrfurcht gegen den Mann, welchen früherhin ihre besoldeten Schreiber so niedrig geschmäht hatten. Die mit Schrecken gemischte Achtung der Bösen zeigte sich durch kleinliche Furcht vor der Anhänglichkeit des Volks an seinen Liebling. Sie bewies sich durch die ängstliche Geschäftigkeit, womit man Dosen und Pfeifenköpfen, die mit dem Bildnisse Friedrich Wilhelms geziert waren, nachspürte und solche konfiscirte. Sie war endlich unverkennbar in jenen barbarischen Befehlen: durch Peitschen-Hiebe und Ruthen-Streiche selbst den Mund der Unmündigen zu verschließen, damit ihm keine Strophe des beliebten Volksliedes: Hoch lebe Friedrich Wilhelm hoch ꝛc. entschlüpfe. Nichts ist jedoch wirksamer gewe-

sen, das Andenken Friedrich Wilhelms und zugleich die Sehnsucht nach seiner Rückkehr und den Glauben: daß Gottes Macht ihn einstens wirklich zurückführen werde, im Volke unerschütterlich zu erhalten, als jene Erbärmlichkeiten der hohen Polizei. Wie wenig kannten seile Tyrannen-Knechte die unbesiegbare Gewalt eines, dem Menschen durch Verfolgung theuer und heilig gewordenen Glaubens! Dieser Glaube stand selbst als ein Schreckbild vor der Phantasie der sogenannten Aufgeklärten, obgleich sie sich ein eigenes Geschäfft daraus machten, ihn in ihren Cirkeln zu bespötteln, oder gar für ein Product des Unsinns zu erklären. Ohne dieses Schreckbild würden wir in den Gerichtshöfen, und besonders bei den administrativen Behörden u. s. f. noch viel empörendere Erscheinungen von niedrigem Knechtssinn erblickt haben. Es ist aber hier nicht der Ort weiter davon zu reden!

Friedrich Wilhelm und seine Helden-Schaar wurden in England mit hoher Achtung aufgenommen. Denn wie einseitig und verkehrt der nach Landessitte gebildete Engländer*) auch über fremde, nicht englische Verhältnisse urtheilen mag, so hat er, im Besitze des hohen Guts persönlicher Freiheit, und bei einer an den großen Vorbildern des classischen Alterthums für das wahrhaft Erhabene begeisterten Einbildungskraft, doch unendlich mehr Empfänglichkeit für kühne, selbstständige Heldenthaten, als unsere seichten Vielwisser.

Der Herzog erhielt in der brittischen Armee den Grad eines General-Lieutenants, und das Parlament sicherte ihm eine jährliche Pension von 10,000 Pf. Sterl. zu. Dort sah er zum ersten Mal in seinem stürmischen Leben das Treiben und Wirken eines freien Volks, welches für seine geliebte Schwester selbst gegen den mächtigen Staats-Chef Parthei nahm. Dort fand er ein edles, brittisches Herz, das ihm Liebe gab, nicht weil er ein Fürst war. Große, mächtige Hebel, die ihn immer wieder emporhoben aus dem Schlamm künstlicher Betäubung über sein eignes, seiner Familie und seines geliebten Volks Unglück. Die heimtückisch lauernde franzö-

*) Vom englischen Pöbel ist hier die Rede nicht.

ſiſch-weſtphäliſche Politik ermangelte zwar nicht, giftige Verleumdungen von des Herzogs ausſchweifendem Leben in England auf dem feſten Lande, und beſonders unter den Bewohnern der braunſchweigiſchen Erbſtaaten, in Umlauf zu ſetzen. Selbſt unter dem biedern Landvolk ſtreute man Gerüchte von der Neigung des geliebten Fürſten zum Trunk aus. Und wer vermochte damals die Wahrheit der hämiſchen Sagen zu prüfen? Manches, was man von der Lebensweiſe hoher Perſonen in England mit Beſtimmtheit zu wiſſen vorgab, ſchien ja ſogar der Gerüchte Glaubwürdigkeit zu erhärten, weil die Verleumder jene Perſonen als des Herzogs natürlichſte Geſellſchafter charakteriſirten. Aber dennoch war das Vertrauen im Volke mächtiger, als die tückiſche Verleumdung. Die Sehnſucht flog darum doch über's weite Meer nach Albions Küſten zu dem geliebten Helden hin; — und hätte er ſelbſt wie Malcolm zu Macduff bei'm Shakſpeare*) geredet, die Liebe würde gerufen haben: ſey nur du unſer Fürſt, und wir werden glücklich ſeyn!! Da richtete der Herr Heere auf den Eisfeldern Rußlands, und Preußens Heldenvolk erhob ſich, und ein ſtarker Glaube, — kein mit engliſchen Guineen erkaufter — flog durch die Welt, und das Todte ward lebendig, und des Allgerechten Zorn blitzte aus den Feuerflammen Moskaus, und ſeine Donnerſtimme rief in alle vier Winde: Du ſollſt gerettet werden, deutſches Volk, und baar ſeyn der langen Knechtſchaft, ſo du vertraueſt dem Herrn deinem Gott, und Muth haſt zu wagen das elende Knechtsleben für das heilige Kleinod der Freiheit!

Sobald die Elbe frei und Hamburg der Franzoſen quitt war, entſchloß ſich Friedrich Wilhelm, an dem großen Kampfe für Deutſchlands Rettung wieder Theil zu nehmen. Doch konnte er erſt den 17ten Mai, als Hamburg bereits von der Wilhelmsburg her bombardirt wurde, in der beängſtigten Stadt erſcheinen, und ſeine Freude über die ſeltne Begeiſterung der muthigen Bürger wurde nun ſehr durch ihre höchſt mißliche Lage, welche ſeinen geübten Augen nicht entgehen mochte, getrübt. Viele hatten gehofft, der deutſche Held werde ſich den-

*) Macbeth. 4r Aufz. 3r Auftr. Malcolm und Macduff.

noch an die Spitze der Vertheidigung stellen, allein er flüsterte vor der Front sämmtlicher Bürgergarden, die sich am Bauhofe ihm zu Ehren versammelt hatten, dem Hrn. v. Heß zu: „es thut mir herzlich leid, die Bekanntschaft so bräver Männer im Augenblick der drohendsten Gefahr zu machen; zur Hülfe bin ich hier zu schwach." Am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, um im Hauptquartier der verbündeten Monarchen seine Dienste anzubieten und seine Rechte in Erinnerung zu bringen.

Mit Rücksicht auf manche in diesen Blättern mehreremal berührte Verhältnisse des Herzogs zu einigen der obersten preußischen Behörden läßt sich allenfalls der Grund errathen, warum der Zweck jener Reise nicht erreicht wurde; um so mehr, da die brittisch-hannöversche Politik eine Exemtion der braunschweigisch-wolfenbüttelschen Staaten von der Central-Verwaltung der Verbündeten ausdrücklich stipulirt hatte! Es gibt noch dunkle Partieen in der Geschichte jener höchst merkwürdigen Epoche, deren Aufklärung der Folgezeit aufgespart bleiben mag; denn obwohl der beobachtende Geschichtsforscher den Schleier auch jetzt schon zu lüften im Stande wäre, so scheint es doch gerathner, kleinliche Leidenschaften verlöschen, als durch erneuerte Anregung sie wieder auflodern zu lassen. Im preußischen Heer gab es kein Commando für den Herzog, — auch nicht im russischen. Ein englisches bildete sich erst aus den heterogensten Stoffen unter General Wallmoden im Mecklenburgischen; und dabei eine untergeordnete Rolle, etwa in gleicher Reihe mit Tettenborn, Dörenberg, Aventschild, Vegesack, Lyon u. s. f. zu übernehmen, konnte dem Herzog nicht wohl zugemuthet werden. Er ging also wieder nach England, und ließ in Wallmodens General-Stabe den Major Olfermann, einen Mann von erprobter Geistes-Gegenwart und nicht gemeinen Fähigkeiten, auf alle Fälle zurück! Ueber die außerordentliche Rolle, welche dieser Officier zu spielen nach kurzer Frist aufgefordert wurde, mochte er sich wohl selbst am meisten wundern.

* * *

Alle Berichte, welche der Herzog von dem Gang der Sachen, von der Stimmung der Staats-Diener und von

den Erwartungen des Volks aus Braunschweig erhielt, darf man mit gutem Grunde einseitig nennen, weil sie sämmtlich leidenschaftlich waren. Von dieser natürlichen Leidenschaftlichkeit mag selbst der beste, redlichste und einsichtsvollste Bericht-Erstatter, der nun verewigte D. Volkmar, nicht freigesprochen werden. Wie aber waren die andern beschaffen? Woher wäre ihnen der Geist gekommen, ruhig zu beobachten, redlich den äußern Schein von der innern Wahrheit zu trennen, den Nothdrang der Zeit bei dem Betragen so mancher verschwärzter Personen von deren inneren widerstrebenden Gefühlen zu unterscheiden, und richtig abzuwägen, wie vielen Antheil die bleierne Furcht vor der höllischen geheimen Polizei, wie vielen die eigne Verderbtheit an ihren öffentlichen Aeußerungen und an ihrer vielleicht nur zum Scheine angenommenen Handlungsweise hatte? Menschen aus dem Pöbel kennen gewöhnlich nur ihre Kaste, die leider zu oft mit der Gesammtheit des Volks verwechselt wird. So wenig nun unter solchen schmutzig-leidenschaftlichen Umtrieben der wahre Geist eines Volks erkannt wird, eben so wenig läßt er sich in abgesonderten, wenn auch vornehmen, Familien-Cirkeln, oder bei schüchterner Zurückgezogenheit nach rhapsodisch aufgegriffnen Aeußerungen, Stadt-Geschwätzen u. s. f. zwischen vier engen Wänden des Studierzimmers erfassen. Es ist also während der westphälischen Usurpation Niemand da gewesen, der dem Herzog genügende Anleitung zur Kenntniß seines Volks geben konnte, und der unglückliche Fürst hat darum erst wenige Monate vor seinem Tode Volk und Pöbel richtig von einander unterscheiden gelernt. So hart das klingt, so wahrhaftig trägt der Verewigte die kleinste Schuld der Mißgriffe, welche aus jener unglücklichen Verwechslung hervorgingen!

Die Idee von einer volksthümlichen Regierung schwebte früh schon seiner Seele vor, und durch einen ziemlich langen Aufenthalt in England war sie ihm sogar klarer geworden. Fürst und oberster Handhaber der Gesetze wollte er seyn für alle, ohne Kasten- und Privilegien-Unterschied. Rasch und entfesselt von einzwängenden Formen und dadurch einfach, sollte der Geschäffte Gang werden. Den Freund und den redlichen Rathgeber wollt' er aufsuchen unter den Männern des Volks, wie unter den Vornehmen. Daß solche Wünsche und Vor-

stellungen dem durch mannigfaltige Schicksale geläuterten, und durch Deutschlands kühnes Erwachen von Neuem begeisterten Fürsten lieblich vorschwebten, wissen diejenigen, denen er in Stunden sanfter Vertraulichkeit sein Innerstes enthüllte. Ob sie in einem Ländchen von 72 Quadrat-Meilen, bewohnt von dem lenkbarsten und gutmüthigsten Menschenschlag, nicht einigermaaßen zur Wirklichkeit gebracht werden konnten? mag dahingestellt bleiben; daß sie sich meistens in Dunst und Nebel auflösten, ist leider gewiß! Wie das so kommen mußte, wird einzig durch unbefangene Betrachtung der seltsamen Ereignisse am Schluß des Jahres 1813 und im Laufe des Jahres 1814 zu erklären seyn.

Der völlige Umsturz des ephemeren Königreichs Westphalen, welches seit der Zeit des Gottes-Gerichts an der Berezina einer umgekehrten Pyramide gleich auf der Spitze stand, konnte nach den Schlachten bei Dennewitz und Culm Niemandem, der den Lauf des Krieges mit freiem Geist beobachtete, zweifelhaft bleiben. Daß Marwitz mit 500 preußischen Landwehr-Reitern Braunschweig, und Czernitscheff mit Cosaken, Dragonern und Husaren, ohne Geschütz von Bedeutung, auch Cassel nach eben so kurzem als schwachem Widerstand eroberte, bewies klar, wie sehr das westphälische Staatsgebäude schon vorher aus allen Fugen gewichen seyn mußte. Das halb vermoderte Aas warf die Völkerschlacht bei Leipzig nur in ein längstens offenes Grab. In Cassel erschien der Kurprinz bereits am 30sten October; sein Vater folgte ihm am 21sten November. In Hannover zeigte sich der Herzog von Cumberland bereits am 4ten November. Auch traf der Herzog von Oldenburg am 27sten Novbr. in seiner Residenz ein. Man kann zugeben, daß in diesen von der französischen Gewalt-Herrschaft befreiten Staaten die alten rechtmäßigen Landstände und Corporationen, theils nicht Zeit genug hatten sich zu besinnen, theils durch die Gegenwart der Fürsten zu sehr eingeschüchtert wurden, um ihre alten, durch fremde Usurpation doch nimmermehr rechtlich aufgehobnen Ansprüche geltend zu machen. Aber in Braunschweig erschien der Fall ganz anders. Der Herzog befand sich, als das Joch abgeworfen war, in England; kein General oder Gouverneur meldete sich, um die braunschweigischen Lande unter die

Central-Verwaltung der Verbündeten zu zwingen; es verliefen bis zur Ankunft des Herzogs zwei volle Monate, und sein Abgeordneter hatte durchaus keine Vollmacht, sich dem Zusammentreten der alten Stände zu widersetzen. Die adlichen Land- und Schatzräthe lebten noch; von der geistlichen Curie waren wenigstens noch der Abt von Ridagshausen und der Dechant des kleinen Stifts vorhanden; auch die Städte-Deputirten zum engern Ausschuß ließen sich leicht zusammenbringen. Man wußte mit Gewißheit, daß der entfernte, sehnlichst zurückgewünschte Fürst durchaus keine zureichende Kenntniß von Regierungsgeschäfften, keine genügende Einsicht von der Lage des Landes, und keine richtigen Vorstellungen von den Mitteln, um die neuen Kriegslasten zu tragen, haben konnte. Das wirklich brauchbare Personal der Staats-Dienerschaft kannte er eben so wenig. Den gefährlichen Umschwung kleinlicher Leidenschaften der Angeberei, Aufhetzerei und Verschwärzung konnte man schon in den ersten Tagen nach des Major Olfermanns Ankunft deutlich bemerken. Und ohne große Klugheit ließ sich also vorhersehen, was erfolgen würde, wenn der Fürst selbst erschien, und dann seine bisherigen Berichterstatter, denen er Dankbarkeit und Vertrauen schuldig zu seyn glauben mußte, sich an ihn drängten.

Keine größere Wohlthat konnte also dem Lande, und wahrhaftig dem Fürsten selbst erwiesen werden, als wenn die verfassungsmäßigen, nur durch usurpirte fremde Gewalt verdrängten Beistände und Rathgeber des Regenten in der Zwischenzeit — wo man doch wohl zum Besinnen gelangen konnte — zusammentraten, wenn dadurch der Herzog bei seiner Rückkehr jene Verfassung, die sein verehrter Vater stets in Ehren gehalten, und Männer aus dem Volke von Einsicht, Vaterlandsliebe und umfassender Kenntniß sowohl der Kräfte des Staats, als der Mittel diese Kräfte zu nutzen, vorfand. Dann wäre doch ein Grund und ein Sparrwerk des Gebäudes vorhanden gewesen, welches freilich den Bedürfnissen der Zeit angemessener ausgebaut werden mußte! Dann gab es doch ein Gegengewicht gegen blinde Willkühr und Laune aberwitziger Projecten-Macher! Dann fand doch der redliche, patriotische Staatsdiener einen Rückhalt in der Verfassung selbst gegen bösliche Angeberei und Zuträgerei! Dann

brauchte doch derjenige, der das Bessere erkannte, wenn er es sagen wollte, nicht erst den Heldenmuth zu erkünsteln, Brod und Unterhalt seiner Familie, und vielleicht noch mehr dabei auf's Spiel zu setzen!

Wer hätte denn wohl ein solches Hinstellen der alten Landes-Verfassung als Schema und Anlage einer den Zeitbedürfnissen angemessenern stören mögen und können? Wer würde dem alten ehrwürdigen Magistrat der Hauptstadt Hindernisse in den Weg gelegt haben, sich zum Vorbilde für's ganze Land wieder nach alter Form zu constituiren, oder gleichsam nur aufzuwachen aus dem siebenjährigen Knechtes-Schlafe? — Sprachen nicht alle Proclamationen der verbündeten Monarchen und ihrer Heerführer von Rückkehr der zerschlagenen Freiheit, von Wiederherstellung der alten Rechte, und der durch Jahrhunderte geheiligten deutschen Verfassung? Hatte Tettenborn nicht auf Befehl seines erhabnen Kaisers, jede Unterhandlung mit Hamburg so lange zurückweisen müssen, bis der Magistrat und die Verfassung in alter Form hergestellt worden? Ward nicht erst kürzlich, am 4ten November, unter russischem Schirm Bremen in seine vormaligen Rechte zurückgeführt und die alte Ordnung hergestellt? Warum denn nicht auch Braunschweig, dessen Fürst durch das stürmische Meer vom festen Lande noch geschieden war? — Oder wollte und konnte der Abgeordnete des Herzogs solche rechtmäßige, durch das Wort der hohen Befreier Deutschlands geheiligte Maaßregel verhindern? Aber der Herzog selbst, wenn er zurückkehrte, würde der nicht die Anmaaßung geahndet, das alte Werk nicht schnell über den Haufen geworfen haben? — Der Herzog, der so bescheiden, ja man möchte sagen so demüthig wenige Tage vor seinem Einzuge an Braunschweigs Bürger schrieb; — der Herzog, der mit so ehrenwerther kindlicher Resignation erklärte: er verstehe vom Regieren wenig oder gar nichts, und man möge doch in ihm keinen Carl Wilhelm Ferdinand suchen; — der Herzog, dem jetzt alles daran gelegen seyn mußte, sein ganzes Volk in Liebe und Vertrauen ohne Zwiespalt um sich zu versammeln, um alle Kräfte für den großen, noch lange nicht beendigten Kampf dem Fürsten und dem Vaterland zu weihen?

Dem Herzog konnte so etwas gar nicht einfallen, und hätten heimtückische Rathgeber ihn ja auf solche Despoten-Ideen geleitet, so durft' er es doch nicht wagen, sie auszusprechen, wenn das durch Alter und Schwur der Ahnherrn, wie durch lange Gewohnheit geheiligte Staats-Gebäude, gereinigt von fremdem Unrath, wieder da stand und ihn unter sein schützendes Dach aufnahm; und wenn Männer voll wahren Patriotismus, voll redlichen Willens und deutscher Kraft sich ihm gleich bei'm Eintritte zur Seite stellten. Es brauchte dann die heilige Verpflichtung für alte Landesschulden nicht erst anerkannt zu werden; — sie war schon anerkannt, oder verstand sich unter solchen Umgebungen wirklich von selbst. Man brauchte dann die allgemein verhaßten westphälischen Finanz-Maaßregeln nicht wieder aufzufrischen, um der außerordentlichen Rüstungen Kosten zu bestreiten. Eine Kriegssteuer, (wie groß sie auch seyn mochte) mit Offenheit, Wahrheit und redlichem Versprechen: künftighin Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen, — von allen Ständen und Volksklassen ohne Ausnahme nach billiger Vertheilung gefordert, würde mit Freude und Lust doppelt so viel geliefert haben, als die westphälischen Steuern unter tausendfältigen Verwünschungen und Betrügereien einbrachten. Auch der undeutsche Egoist hätte zahlen müssen, und es dabei nicht einmal wagen dürfen, gegen die gerechte vaterländische Maaßregel zur Abhülfe des dringenden Bedürfnisses seine Stimme zu erheben; denn eine schnelle Volks-Justiz würde ihm bald Schweigen geboten haben. — Ja, hätten der allgemeinverehrte Graf v. d. Schulenburg, und der eisenfest-redliche Reimann, und der biedere Plessen in der Verfassung nur einen festen Boden, worauf sie fußen konnten, gefunden, so würden sie bei der dann wohlgegründeten Hoffnung, das wahrhaft Ersprießliche endlich durchzusetzen, bei dem Herzog, dessen guter Wille unverkennbar war, ausgehalten, und weder der westphälischen Schwänzelei, noch dem luftigen Aberwitz überschwenglicher Projectenmacherei das Feld geräumt haben. Als diese ehrenwerthen Männer keinen Boden unter sich fühlten, zogen sie sich klüglich zurück. Am verlassensten aber war der Herzog selbst; denn man ließ ihn blind hin in ein dunkeles Chaos tappen; und als da nun Mißgriffe über Mißgriffe erfolgten, schrieen hundert kluge Leute,

von denen wohl kein einziger es besser zu machen gewußt hätte, Ach und Weh!

Die Schuld indessen, daß vor des Herzogs Ankunft nicht geschahe, was geschehen mußte, um ihn vor leicht vorauszusehenden Fehltritten zu bewahren, mag man ja keinem Einzelnen aufbürden. Denn sie lag in der allgemeinen Erschlaffung jener edleren Kräfte, deren Thätigkeit zur Wiedergeburt eines volksthümlichen Regiments unerläßlich ist. Dazu kam besonders in den stimmgebenden oder sogenannt aufgeklärten Ständen eine siebenjährige Gewohnheit der Sklaverei, und bei den ehemaligen Staatsdienern die ihnen durch die vorigen Regierungen eingeimpfte Schüchternheit: dem allergnädigsten Herrn, wie herablassend und human er sich auch geberdete, das Wahre und Rechte freimüthig vorzustellen. Daß überhaupt Deutschland zum Theil für die Freiheit, deren Erwerb die hohen Monacchen und ihre Heerführer: Kutusow, Wittgenstein, Blücher und Schwarzenberg so preißlich verhießen, noch nicht reif war, hat wohl die Geschichte der beiden letzten Jahre mit ihren verhängnißvollen Resultaten jedem ruhigen Beobachter unwidersprechlich bewiesen. Der Verstand des deutschen Volks scheint mit dem Gemüthe desselben noch lange nicht genug in's nothwendige Gleichgewicht und Einverständniß gebracht zu seyn. Das Gemüth — die Volks-Masse — ist roh, ungelenk und blind zurennend, sobald man es aufregt; — der Verstand (man verzeihe, daß ich ihn nicht näher bezeichne) — schlaff, kalt, selbstsüchtig, zuweilen kriechend, zuweilen hochfahrend, plump und dabei doch immer noch ein Knecht von Autoritäten und einzwängenden Formen. Bringt durch Ideen und durch des Glaubens heilige Kraft den Verstand mit dem Gemüth in Eintracht, — und ihr habt das Räthsel der Zeit gelöst!

Der verewigte Friedrich Wilhelm mochte von diesem Räthsel eine Art Ahnung haben, und griff es daher bei'm Gemüth an; doch das bekam ihm schlecht! Er wurde zwar mit unbeschreiblichem Jubel empfangen; aber ein großer Theil der Empfänger hatte auch jeder seine besondern Wünsche, Berechnungen u. s. f., deren Erfüllungen insgesamt von dem selbst bedrängten Fürsten erwartet wurden. Eine Art Verblendung schien dabei sogar die Verstän-

digern zu benebeln, indem sie sich (wie durch ein Wunder der Allmacht) den Herzog zu einem vollkommenen Regenten umgebildet vorstellten, da sie doch wußten, daß es ihm dazu an den meisten nothwendigen Vorerkenntnissen mangelte. Die eiserne Zeit hatte alle bisher bestandnen Verhältnisse über den Haufen geworfen; unzählige Ungerechtigkeiten waren wieder gut zu machen; wohlgegründete und phantastische Ansprüche drängten sich um die Wette zum Ohr des Fürsten; der wahre Patriotismus trat schüchtern zurück, und nur der erkünstelte, selbstsüchtige, schlau calculirende schob sich keck vor. Ein durch die alte Landes-Verfassung selbst geheiligtes, rathgebendes und mit der wahren Lage des Landes bekanntes Collegium fand der Herzog nicht, — und doch war jetzt Rath nöthiger, als jemals unter der gepriesenen Regierung Carl Wilhelm Ferdinands. Wozu nun greifen? Nach welchen Grundsätzen eine zweckmäßige Auswahl unter den vielen Rathgebern, die sich anboten, treffen? Der eine hatte durch begeisternde Gedichte auf's Volk gewirkt; ein zweiter seinen Patriotismus bewährt, indem er von der usurpirten Gewalt keine Ehrenstellen und Gehalte angenommen. Ein dritter, schon als Gelehrter berühmt, war durch seine Freimüthigkeit, welche ihm sogar Napoleons Verfolgung, Inquisition und Gefängniß zugezogen, noch berühmter geworden, und schien das Verständniß zu haben, wie der Herzog sich in seinen großen Verhältnissen zu den verbündeten Monarchen benehmen müsse. Ein vierter, fünfter, sechster u. s. f. hatte genaue Kunde von dem Betragen der Staatsdiener unter westphälischer Herrschaft, und wuste auf's Haar nachzuweisen, wie weit einem jeden zu trauen sey. Der Herzog versuchte es mit allen. Zur ruhigen Prüfung war sein Gemüth weder gestimmt, noch gewöhnt; auch in der That dazu jetzt, wo unerhörte, des Landes Kräfte auf die Dauer weit übersteigende Rüstungen nothwendig zu seyn schienen, — keine Zeit.

Oft hatte zwar der durch so manche Leiden und Schicksale geprüfte Fürst freimüthig genug erklärt: die Regierungskunst verstehe er nicht, und die Verhältnisse des väterlichen Erblandes kenne er nicht hinlänglich, und auf den guten Willen und die Einsichten seiner treuen Diener müsse er sich am meisten verlassen. Aber der gute Wille

ging langsam, und die Einsichten reichten nicht zu, um bei einer in's Stocken gerathnen Staats-Maschine die unverhältnißmäßig großen Summen herbei zu schaffen, deren es jetzt bedurfte. Eine patriotische allgemeine Kriegssteuer hätte wahrscheinlich alle diese Bedürfnisse schnell befriedigt; doch dazu hatte man die rechte Anlage versäumt. Also warf sich mit einer Art von Extase der Herzog selbst in den Strudel von Geschäfften, die er nicht verstand! Sein rascher Geist wollte vorwärts, und allenthalben stieß er auf Hindernisse. Jedermann arbeitete ihm zu langsam. Er trieb zu größerem Eifer und ward ungeduldig, wenn auch das nicht half. Der Verstand wollte nirgends mit dem Gemüth gleichen Schritt halten, denn es war nirgends fester Boden. Bei drei Schritten vorwärts mußte also immer einer wieder rückwärts gethan werden. Die freiwilligen Gaben befriedigten das Bedürfniß nicht halb. Zwang war verhaßt, drohte auch des Volkes Zuneigung zu lähmen; und doch sollte das Regiment populär und väterlich bleiben. Der unglückliche Mann verfiel nun in einen traurigen Mißmuth, den er wortreich fast jedem klagte, der sich ihm nahte. Und um nur die Last vom Herzen los zu werden, oder auch zu entschuldigen die Langsamkeit, wodurch so Vieler Wünsche und gerechte Erwartungen unbefriedigt blieben, ließ er sich oft in harten Worten über Männer aus, die er selbst an die Spitze der Geschäffte gestellt hatte. Sein kluger Vater wuste das anders zu machen. Mit innigster Theilnahme verhieß er gewöhnlich den kräftigsten Beistand, und wies die dadurch mit enthusiastischen Hoffnungen erfüllten Bittenden an Mahner oder Henneberg, die das Weitere schon besorgen würden. Und wenn diese Männer — wohl wissend, wie weit sie gehen sollten und durften, dann jene Hoffnungen sehr herabstimmten, oder gar völlig vereitelten, so waren sie die Sündenböcke, und der Glaube an des Fürsten huldvolle Menschenfreundlichkeit blieb im Volke fest. Friedrich Wilhelm hatte aber die Kunst noch nicht erlernt, phantastische Ansprüche von sich abzulehnen. Sein Mißmuth nahm immer mehr überhand. Je zahlloser das Heer der Supplicanten und die Menge der Stockungen in den Geschäfften wurde, desto rastloser trieb er. Der Minister bat um Entlassung. Ihm folgte der erste geheime Regierungs-Rath. Selbst einige der Subalternen fanden bei dem steten Treiben und

Ueberjagen die bisher gespielte Rolle so lästig und ihren unwürdig, daß sie darauf antrugen, in andre Stellen versetzt zu werden.

Nun war also der rechte Zeitpunct für das Kraftgenie eingetreten, dessen mächtige Hülfe der Herzog schon einmal hinlänglich erprobt zu haben wähnte. Der Geheime-Rath Mens ergriff das Staatsruder, und der Compaß seiner Steuermannskunst war: der Herzog habe als unumschränkter Souverän die vollkommenste, ja sogar rechtmäßigste Gewalt in Händen, jedes Mittel zur Erreichung seines großen Zwecks zu benutzen. Daß der Mann eine solche Lehre, die vielleicht noch nie einem Fürsten ganz mißfallen, predigen konnte, daran war eben die traurige Vernachlässigung Schuld, worauf wir bereits aufmerksam gemacht haben. Zwar nicht mit klaren Worten ausgesprochen, doch deutlich genug gedacht, kam somit Napoleons Grundsatz: nos besoins sont nos ressources, wieder an die Tagsordnung, und der Talisman zur Mobilmachung von 10,000 Mann, die aus einer Bevölkerung, welche kaum 200,000 Seelen erreichte, kein Staatsvertrag forderte, und zur unendlichen Vervielfältigung des Staats-Einkommens, und zur Einschüchterung unberufener Remonstratoren schien gefunden zu seyn. Noch war aber nöthig, daß sich zum Vorbilde für alle braunschweigischen Geschäfftsleute ein Mann von rastloser Thätigkeit, wie von seltener Arbeitslust und Arbeitsgeschicklichkeit mit an die Spitze stellte, um jedem sein reichliches Theil von dem, was schnell und provisorisch oberflächlich etwa geschehen konnte, zuzumessen. Ein solcher fand sich in der Person des geheimen Regierungsraths v. Schmidt-Phiseldeck. Er war vielleicht der Einzige, der des Herzogs rasches Vorwärtsstreben ganz befriedigte. Aber die Natur hat auch solche Gaben, und solchen leichten Ueberblick der Geschäffte, und solche Stetigkeit am Arbeitstische, verbunden mit seltener Resignation auf reichlichen Lohn, nur wenigen Sterblichen verliehen. Wenn ein Schiller oder Göthe den angebornen Dichtergeist zum Maaßstabe dessen, was jeder leisten solle, der Verse zu machen sich erkühne, nehmen wollte, so möchte man das billig unnatürlich finden. Wer zu viel fordert, erhält am Ende nichts; und man macht es nicht immer gut, wenn man es gut meint. Das hat sich in der anderthalbjähri-

gen Regierung des verewigten Friedrich Wilhelm so ziemlich klar für alle Augen, die sehen wollen, bewiesen. Es war gut gemeint, daß der Herzog mit Energie und rascher Thätigkeit den Gang der Geschäffte zu vereinfachen strebte; aber nun blieben auch Lücken über Lücken, deren Nachtheil nur gar zu bald fühlbar wurde. Es war gut und edel gemeint, daß er jedem aus dem Volke sein Ohr lieh, und jede Noth gern mildern, und jede früher begangene Ungerechtigkeit gern gut machen wollte; aber nun drängte sich die niedrige Verleumdung, die hämische Schadenfreude, die ungesättigte Rachgier gleichfalls zu ihm, und es lag nicht in seiner Macht, stets das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Es war gut gemeint, daß er im hohen Grade populär zu seyn, und sich dadurch die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben strebte. Aber der gemeine Haufe verstand die Absicht jener Popularität nicht, und mißbrauchte sie daher sehr häufig. Darum fand auch Friedrich Wilhelm fast immer leidenschaftlich niedrige Selbstsucht, wenn er Wahrheit im Volke suchte. Er ahnete was die Zeit von einem deutschen Fürsten forderte; aber er hatte sich den Umfang dieser Forderung nie deutlich gedacht, und leider trat ihm Niemand zur Seite, der jene Ahnung in klare Vorstellungen übergehen ließ.

Man darf daher den Grund so mancher schwankenden Regierungs-Maximen Friedrich Wilhelms weit weniger in der Inconsistenz seines Characters, als in der steten Reibung seiner Gefühle gegen die Anforderungen des kalt besonnenen Verstandes suchen. Aus dieser Reibung entsprangen bei einem höchst lebhaften Temperamente zwei bedauernswürdige Anomalien, deren verderblicher Einfluß unbefangnen Beobachtern leicht sichtbar wurde: 1) daß der Herzog fast alle Regierungs-Geschäffte, als wären sie blos persönliche Angelegenheiten, mit heftiger Leidenschaftlichkeit betrieb, — und 2) daß er den ruhigen Gang der Natur nicht nur selbst überjagte, sondern gewöhnlich auch die Staatsdiener antrieb, ihm in dem unnatürlichen Laufe stolpernd zu folgen. Kurz, so wie er es nicht über sich vermochte, ein belehrendes Buch ruhig vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, so schien es ihm auch unmöglich abzuwarten, daß aus der mühsamen Saat-Zeit sich allmählig die belohnende Ernte entwickele.

Wird eine solche Gemüths-Stimmung des Regenten nicht durch constitutionelle Formen in Schranken gehalten, so pflegen windige Projectenmacher, besonders wenn sie die Larve patriotischer Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit vornehmen, stets freien Spielraum zu erhalten. Um die bemerkten Anomalien in ihren Wirkungen auf die Landes- und Regierungs-Verhältnisse anschaulich zu machen, bedarf es nur der Anführung einiger unleugbaren Thatsachen! Der Herzog brachte — weit über die Kräfte des Landes, und weit über die an ihn ergangene Forderung hinaus — mit rastloser Thätigkeit 10,000 Mann trefflich ausgerüsteter Truppen auf die Beine, ließ aber keinen Mann eher marschiren, als bis fast die ganze Masse zusammen ausrücken konnte, weil er damit imponiren und sich gegen Preußen ein Ansehn geben wollte. Zungenhelden priesen diese Handlungsweise, deren Grund doch hauptsächlich in des Herzogs persönlicher Stimmung lag, als den erhabensten deutschen Patriotismus, und vermehrten dadurch noch die schiefe Richtung, welche Friedrich Wilhelms Ansichten seiner politischen Verhältnisse schon genommen hatten. Auf eben die Weise kam die lächerliche Thorheit in Gang, daß man sich im Anfang des Jahres 1815 zu einem Kriege gegen Preußen in Braunschweig rüstete, auch allerlei diplomatische Agenten herumsandte, welche Preußens Bewegungen beobachten sollten. Hätte aber mit ächt-deutscher Freimüthigkeit ein angesehener Staats-Diener das Unstatthafte und Gefährliche solcher Maaßregeln dem Herzog klar gemacht, so würde Friedrich Wilhelm sie gar nicht ergriffen haben. Besann er sich doch von selbst und fand das richtige Maaß seiner Kräfte wieder, sobald man ihm nur Zeit zum Besinnen ließ.

Der Herzog kannte aus eigner Erfahrung die altpreußische, den Menschen entehrende Kriegszucht, und verachtete sie mit Recht. Aber es konnte ihm ja auch die bessere neue, der Würde des Menschen mehr huldigende, und durch den Nothdrang der Zeiten selbst herbeigeführte Kriegszucht des preußischen Heeres nicht unbekannt geblieben seyn. Warum ließ er denn zu, daß die englische, vermöge welcher die Soldaten, meistens freie Landeskinder, gleich Neger-Sklaven mit Peitschenhieben in Zucht und Ordnung erhalten werden sollten, bei seinen Truppen

pen eingeführt wurde, und wahrhaft gräßliche Mordscenen daraus hervorgingen? — Der Grund lag in seiner persönlich-leidenschaftlichen Stimmung. Sein Herz blutete bei jenen unmenschlichen Strafen; aber er wollte nichts Preußisches. Die nächsten Umgebungen erhielten diese Stimmung, aber dennoch siegte endlich sein Herz, und jene Greuel wurden gemildert.

Friedrich Wilhelm hatte sich schon als Jüngling mit bitterm Unwillen gegen Freunde und Vertraute über jede Art von Cabinets-Justiz und allerhöchste Machtgebote geäußert, und doch ließ er sich verleiten, eine Art von Cabinets-Justiz nicht sowohl selbst zu üben, als seinen nächsten Umgebungen dazu freien Spielraum zu gestatten. Warum das? — Weil jene Umgebungen größtentheils aus gemüthlichen, raschen, jungen Männern bestanden, denen er nur Gutes zutraute, denen er seine eigne Persönlichkeit, sein brennendes Gefühl für anerkanntes Recht und seinen raschen Eifer für Menschenglück gleichsam unterschob, ohne ruhig zu erwägen, daß weit mehr als jugendliche Gemüthlichkeit dazu gehört, um über verwickelte Rechtsfälle ein competentes Urtheil zu fällen. Solche Mißgriffe würden aber nie geschehen seyn, wenn ein durch die Landesverfassung geschätzter hoher Staatsdiener von hellem Geiste und festem Willen für Recht und Wahrheit dem Fürsten zur Seite geblieben wäre.

Aus diesen und ähnlichen, durch das vage Gerücht sehr entstellten Thatsachen, hat man die Anklage: „Friedrich Wilhelm habe sein ganzes Land wie ein Regiment Soldaten regieren wollen", zusammengestoppelt. Das ist eine Lüge und boshafte Entstellung der Wahrheit. Der bedauernswürdige Fürst wollte vielmehr sein Völkchen mit dem Herzen regieren, und dadurch verdarb er es fast auf allen Puncten mit jenen kalten Formeln-Menschen, die ihre eingelernte Gewohnheits-Weisheit gleich wieder auf die höchste Stufe der Ehre und des Ansehens erhoben sehen wollten, obgleich sie während der verflossenen sieben Knechtes-Jahre nicht ein einziges mal den Muth gehabt hatten, einer blind-gesetzlosen Despoten-Willkühr festen Sinnes zu widerstreben. Dieser kleinliche Egoismus erbitterte den Herzog um so mehr,

da auch seine Cabinets-Freunde ihm nicht auf die mildeste Art den Grund des Widerstandes, welcher sich in fast allen Landes-Collegien gegen Verfügungen aus dem Cabinet spüren ließ, anschaulich zu machen suchten. Friedrich Wilhelm glaubte nun oft bösen Willen, oder Eigensinn, oder wohl gar Anhänglichkeit an verhaßte westphälische Regierungs-Maaßregeln zu entdecken. So stiegen dann zuweilen schwarze Gewitter-Wolken aus dem Cabinet auf, und fulminante Rescripte fuhren in das Cammer-Collegium, in die Gerichtshöfe, und sogar in's Consistorium. Allein es waren stets kalte Schläge; die nicht zündeten. Auch fand sich der Wetter-Ableiter dadurch von selbst, daß die gemüthlichen Cabinets-Herrn ohne Beihülfe des kaltbesonnenen Geschäffts-Verstandes durchaus nicht vorwärts kommen konnten. Der alten Collegien-Weisheit blieb also auf jeden Fall ihr Sieg gewiß.

Weit mehr Unfug, als in Justiz- und Kirchensachen, stiftete jedoch das Uebertreiben des ruhigen Naturgangs bei den administrativen und cameralistischen Geschäffts-Zweigen. Die Cammer schien nämlich durchaus das Kunststückchen erfinden zu sollen, wie Saat und Ernte zu gleicher Zeit gehalten werden könnten, und der neue Cammer-Präsident ließ dem in diesem Fache ganz unbewanderten Fürsten eine Menge neuer Goldquellen vorsprudeln, die zwar für die Phantasie recht lieblich rauschten, aber leider in der Wirklichkeit nur Schaum statt Gold lieferten. Man wollte die Einkünfte von Domänen, Forsten, Hütten- und Salzwerken, von Transit- und Eingangs-Zöllen u. s. f., wie mit einem Zauberschlag wenigstens um's Doppelte vermehren. Ueberdem sollten durch eine freiwillige Anleihe im Lande 600,000 Thlr. herbeigeschafft werden, ohne die alten Landesschulden förmlich anzuerkennen, oder auch nur bestimmte Hoffnung zu deren baldiger Zinszahlung zu geben. Die Bitten und Vorstellungen um Abstellung der eben so ungerechten als drückenden Grundsteuer von geistlichen Gütern, welche den Nutznießern doch an Besoldungsstatt dienen mußten, wurden anfänglich durch fulminante Rescripte zurückgewiesen; — und das Alles sollte unter der Firma unumschränkter Souveränität geschehen, vermöge welcher der neue Cammer-Präsident sogar das Privat-Vermögen

der Staatsbürger als Eigenthum des Fürsten in Anspruch nehmen zu können sich äußerte.

Der Herzog hatte in der Zeit hauptsächlich seine großen Rüstungen, bei der gewissen Voraussicht eines bald wieder ausbrechenden Krieges, in Gedanken, und ließ sich also, da Niemand durch die Landes-Verfassung geschützt, mit Kraft und Ernst widersprach, die neue Lehre wohl gefallen. Auch predigte man ihm nun täglich den Glauben: als rechtmäßiger Souverän im angestammten Erblande seiner Väter könne er mit gutem Gewissen wohl die Hälfte dessen nehmen und fordern, was der unrechtmäßig eingedrungene Fremdling ohne alle Rechtsformen ganz genommen habe. Diese Melodie setzte man in allerlei Variationen, und es wurden die schüchternen Remonstrationen der Behörden dadurch leicht übertäubt. Auch war ja alles was man forderte und wollte, nur Bedürfniß des deutschen Vaterlandes, und der Fürst selbst entzog sich ja jedem Luxus, und lebte bürgerlich einfach, in grellem Abstich gegen den vormaligen sardanapalischen Hof zu Kassel u. s. f. Also erklang, bald sanft, bald im Allegro furioso die Zauber-Zither, und wer weiß, wie weit es damit gekommen, hätte nicht das große Schreckbild: Publicität, unter dem Schutze des furchtbaren Accords: Stimme des Volks, drohend den Finger erhoben! Zwar ward, um unberufene Schreier sämmtlich einzuschüchtern, ein neues Censur-Edict — nachdem lange genug ohne Censur pöbelhaft geschimpft und geschrieen worden — erlassen. Aber leider! bekümmerte man sich schon in Goslar und Halberstadt wenig, noch weniger in Leipzig, Berlin, Hamburg ꝛc. um die braunschweigischen Censur-Gesetze und Ansichten! Der Widerspruch gegen die neuen Projecten-Schmiede fand also zwar keinen Schutz in der zertrümmerten Landes-Verfassung; allein er fand ihn doch in der öffentlichen Meinung, die laut durch die Druckpresse zur Sprache gebracht werden konnte, und die man nicht geradezu anzutasten wagte.

Einige Monate hindurch kämpfte Friedrich Wilhelm gegen jene mächtige Stimme für den Mann, dem er volles Vertrauen geschenkt hatte, und dem er auch Dankbarkeit schuldig zu seyn glaubte. Erst als die Ueberzeugung ihm zukam: jener hochgepries'ne Staatskünstler

habe ihm nur Wind für Wahrheit gegeben, beharrte er nicht länger darauf, den Unfähigen und mit dem Widerwillen aller Behörden Beladenen an der Spitze der Geschäffte zu lassen. Die Art und Weise aber, wie der geh. Rath Menz verabschiedet wurde, macht Friedrich Wilhelms Herzen Ehre. Und, wer mag es tadeln, daß eine alte Schuld der Dankbarkeit, deren Gehalt F. W. allein richtig zu schätzen wuste, mit fürstl. Großmuth abgetragen ward? Wenn jene 20,000 Thlr., die Hr. M. erhielt, wirklich eine Ehren-Schuld betrafen, so kann nur ein Niederträchtiger dem verewigten Fürsten daraus einen Vorwurf machen: daß er lieber ein ehrlicher Mann bleiben, als zum hochgepriesenen Landes-Besten den Schandfleck der Wortbrüchigkeit mit in's Grab nehmen wollte. O du vergötterte Finanz-Kunst! schmähliches Geschenk jener Politik, die zuerst den Zahlen-Preis für Menschenleben, wie für Ehre, Tugend und Verbrechen erfunden! Du nimmersatter Gold-Hunger, der selbst der Staaten moralisches Mark ausfrißt, und aus verdorrten Eingeweiden doch nur kaltes todtes Metall wieder von sich gibt, wenn werden wir Unglücklichen das Ende deiner verächtlichen Herrschaft erleben!

Der verewigte Friedrich Wilhelm huldigte keineswegs der schmutzigen Goldgier; denn er wollte das Gold nur für höhere Zwecke. Bei gutem Willen und rastloser Thätigkeit fehlte ihm, (als Regent eines Landes, dessen alte Verhältnisse völlig zertrümmert waren, ohne durch feste constitutionelle Formen ersetzt zu seyn,) nur Zeit, zur Besinnung zu gelangen, um das leidenschaftliche Treiben dann zu mäßigen, und Schein von Wahrheit, durch Beihülfe redlicher, wohlunterrichteter Personen, unterscheiden zu lernen. Auch ist es eine unleugbare Thatsache zur Bewahrheitung dieser Behauptung: daß, obgleich bei'm Regierungs-Antritte des Herzogs fast Alles vernachlässigt worden war, um ihn gegen Despoten-Launen und die daraus nothwendig hervorgehenden Mißgriffe zu sichern, er sich dennoch in Jahresfrist durch eignen Verstand und Umsicht so weit zurecht gefunden hatte, dem ersten Eindruck, welchen die Dinge auf sein lebhaftes Temperament machten, nicht mehr zu folgen, sondern umsichtig die Meinung und den Rath erfahrner Männer darüber zu erforschen. Wer aber Friedrich Wil-

helms Regenten-Fähigkeiten mit demselben Maaßstab messen will, der etwa in staatsrechtlicher Hinsicht für Carl Wilhelm Ferdinands Regierungs-Maximen gelten mag; oder wer die Regierungs-Periode dieses hochgebildeten Fürsten mit der stürmisch-eisernen Zeit, worin jener ohne Rath und sich selbst überlassen die Zügel des Regiments ergreifen muste, unter eine Kategorie zu zwingen gemeint ist, der hat weder jene noch diese Zeit begriffen. Darum ist auch sein Urtheil nichtig vor dem Richterstuhle der Zeitgenossen, wie vor dem der noch unbefangnern Nachkommen.

* * *

Der vormalige Cabinetsrath Römer hat uns durch eine rhapsodisch-fragmentarische Anekdoten-Sammlung den verewigten Friedrich Wilhelm hauptsächlich als Mensch zu schildern versucht. Giebt jene Broschüre überhaupt einen Total-Eindruck, so kann es, obwohl Römers Absicht rein und untadelhaft war, nur ein widriger und für den Verewigten ungünstiger seyn. Dieses Urtheil wird jeder unbefangne Leser unterschreiben. Der Biograph soll kein höfischer Schwätzer und Anekdoten-Jäger werden; aber charakteristische Anekdoten, die den innern Menschen aussprechen, oder dem Forscher einen Blick in des vorgeführten Helden Gemüth, und gleichsam in seines Herzens Tiefen thun lassen, die mag, die soll er aufnehmen und der Vergessenheit entreißen, wenn er sich ihrer Wahrheit gewiß hält. Ob in Hrn. R. Broschüre solche Anekdoten zu finden sind, überlasse ich dem Urtheile verständiger Leser. Hier mögen aber noch einige Züge ihren Platz finden, die viel eher zu dem vorgesteckten Ziele richtiger Beurtheilung hinleiten können.

Friedrich Wilhelm konnte, weder als Jüngling noch als Mann, dem Schauspiele, in welcher Form es auch gegeben wurde, Geschmack abgewinnen. Einen ganzen Abend im Theater zuzubringen, war ihm daher der lästigste Zwang, den er kannte. Während seines Regenten-Lebens hat er sich wenigstens in Braunschweig diesen verhaßten Zwang nie aufgelegt. Hierin wich er also ganz ab von seinem Vater, zu dessen Lieblings-Be-

lustigungen das Theater so sehr gehörte, daß er ihm, seinem Regierungs-Princip: der vorherrschenden Sparsamkeit, zum Trotz, noch in den letzten Lebensjahren bedeutende Summen opferte, und sich dabei sogar von dem verächtlichsten französischen Comödianten-Volke brüskiren ließ. Ja es gab Männer, die Carl Wilhelm Ferdinand zur Beschwichtigung jener Menschen, und zur Regulirung ihres Schuldenwesens eigens besoldete; doch war ihnen dabei strenge Verschwiegenheit, wie bei einem Staats-Geheimniß, empfohlen.

Friedrich Wilhelms Vergnügungen waren einfacher. Vor allen liebte er ländliche Freuden ohne Kunst und Pracht, und den fröhlichsten Tag während seines Regenten-Lebens hat er vielleicht zu Lehre, einem Dorfe zwei Stunden von Braunschweig, gehabt. Dort lebte sein Lehrer Berkhan als Prediger, in patriarchalischer Ruhe. Friedrich Wilhelm wohnte der Taufe des jüngsten Kindes seines alten Freundes bei. Auch des Herzogs Bruder war dort. Das Gespräch drehte sich meistens um Erinnerungen früherer Jahre. Des Ditfurthschen Despotismus, der sanften Liebe einer guten Mutter, der alten Verhältnisse im Fürstenhause, der jugendlich-leichtsinnigen Thaten und der ersten Verirrungen; aber auch der ausgestandnen Noth und des durchlebten Jammers und Elends gedachte man bei froher Becher Klang. Die Kinder des Hauses spielten furchtlos-zutraulich um den geliebten Landes-Vater. Die Knaben liehen ihm seine Reitpeitsche ab und fragten: warum er denn keinen Stern an der Brust trage, der doch so schön flimmere? Die Mädchen stopften ihm die Pfeife und brachten hüpfend den Fidibus. Nach der Mahlzeit faßte der Fürst den ehrwürdigen Pfarrer unter'm Arm, und wanderte mit ihm durch's Dorf. Alt und jung, Mädchen und Jünglinge vernahmen da des guten Fürsten sanften Zuspruch. Er scherzte mit dem jungen Volke, den Alten aber gab er Trost und fröhliche Hoffnungen auf eine segensreiche Zukunft. Keine Verstellung, kein Zwang, keine eingelernte Popularität herrschten bei diesem Feste, das der Herzog fröhlich, mit innig dankbarer Umarmung seines verehrten Lehrers, verließ. Frohes Jauchzen scholl hinter ihm her, als er im fliegenden Galopp den einfachen Pfarrhof und das stille Dorf bei einbrechender Dunkelheit verließ. Ich meine,

da erschien Friedrich Wilhelm wirklich als Mensch, und es war unmöglich, den guten Menschen dort in ihm zu verkennen.

Ein anderer Zug, der den guten Menschen charakterisirt, ist jene ungeheuchelte, herzliche und zuvorkommende Liebe, welche Friedrich Wilhelm gegen seinen ältern Bruder, den Herzog August, hegte. Nicht nur war die Rückkehr dieses Fürsten nach Braunschweig für den Herzog ein wahres Jubelfest, wobei sich seine lebhafte Theilnahme auf's herzlichste aussprach, sondern man konnte dieselben Empfindungen in dem Benehmen und in der Handlungsweise des Herzogs bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wo er mit dem Bruder zusammentraf. Jeden seiner Wünsche suchte er zu errathen, und, noch ehe der Wunsch ausgesprochen wurde, ihn zu befriedigen. Auch behielt der Herzog August die uneingeschränkteste Freiheit, von allem höfischen Zwange entfesselt, ganz nach seiner Neigung zu leben. Friedrich Wilhelm selbst hielt diese Freiheit für des Lebens höchstes Gut. Er hatte sich einen angenehm gelegenen, doch durchaus nicht kostbaren Garten, der von dem fürstl. Garten nur durch einen schmalen Arm des Ockerflusses getrennt war, angekauft, und war Willens die Anlage noch zu erweitern, um sie zu einem der schönsten Lustörter in Braunschweigs Nähe umzuwandeln. In jenem Garten, wohin er sich oft allein in einem kleinen Kahne überschiffte, lebte er sich selbst und seinen stillen Freuden. Wer ihm dort zusprach fand nicht den Fürsten, sondern den anspruchlosen Privat-Mann. Der Ostentation und Pracht gab er sich nur hin, wenn höhere Staats-Zwecke es erheischten. Aber auch in diesen glänzenden Zirkeln war er der angenehmste, liberalste Wirth, der unterhaltendste Gesellschafter, der humanste Familien-Vater. Sein ganzes Volk hielt er für seine Familie, doch leider verstand nur der kleinste Theil desselben eine solche Humanität recht zu würdigen, und verleidete nur zu oft dem guten Vater die liberale Entäußerung seiner Fürsten- und Herrscher-Würde!

Ich habe Züge des guten Menschen gezeichnet, welche auch die giftigste Verleumdung nicht wagen wird auszulöschen. Ich will einen Zug des kräftigen, edlen

Menschen, worauf sich wahrhaft große Hoffnungen gründen ließen, hinzufügen. Lange vor seiner Rückkehr in die väterliche Heimath, ging Friedrich Wilhelm, besonders durch Veranstaltung der nichtswürdigen westphälischen Despoten-Knechte, das Gerücht vorauf: daß er in England ein höchst dissolutes Leben führe, und dem Trunke sehr ergeben sey. Er kam; man beobachtete ihn im Stillen, und mußte gestehen: daß er höchst mäßig lebe, und besonders in Ansehung starker Getränke die strengste Aufmerksamkeit beobachte. So weit ging diese Aufmerksamkeit, daß er bei'm fröhlichsten Gelage nie über vier bis fünf Gläser trank. Auf dem ersten Zuge nach Brabant, im Anfange des Jahres 1814, wagte es ein alter Offizier, der ihn schon als Knaben gekannt und mit ihm in vertrauten Verhältnissen gelebt hatte, jene auffallende Enthaltsamkeit zur Sprache zu bringen. — „Sie haben Recht, lieber * *, erwiederte der Herzog. Ich achte streng auf mich selbst. In England that ich es nicht, und ich kenne das Gerücht. Auch ist es nicht ganz ohne Grund. Aber einen festen Eid habe ich mir selbst von dem Augenblick an, wo ich mein Erbland wieder erhielt, geschworen: fortan nie die Schranken der Mäßigkeit zu überschreiten; und ich werd' ihn halten, den heiligen, festen Schwur."

Und er hat ihn gehalten! Er ist Herr geworden über eine Leidenschaft, deren Besiegung zu den schwersten Aufgaben der moralischen Diätetik gehört. Man könnte sagen: nicht hat die Sünde ihn, sondern er hat die Sünde verlassen. Er hat sie besiegt, und ist Herr worden über sich selbst. Das kann nur ein fester, starker Charakter! Ein solcher Zug ist mehr werth als tausend Anekdötchen, für den Psychologen, für den ernsten, Wahrheit liebenden Menschen-Beobachter. Und wenn irgend etwas den Glauben verbürgt: Friedrich Wilhelm wäre für die Folge ein trefflicher, ganz für seine Zeit passender Regent geworden, so ist es jene Thatsache.

* * *

Daß er ein Held im wahren Sinne des Worts gewesen; daß seine und des Vaterlandes Ehre ihm als das

höchste Gut erschienen, und daß er Alles daran gesetzt, dieses heilige Kleinod unbefleckt zu bewahren, wird wohl der schändlichste Neid nicht zu bestreiten unternehmen. Er war kein großer Feldherr in dem Sinne des Worts, welchen die neuere Kriegskunst erfunden hat. Das Umfassende großer combinirter Operations-Plane, wobei man sich mit Hunderttausenden auf Hunderten von Quadrat-Meilen herumtummelt, war nicht sein Fach. Aber er war ein trefflicher General in Ziethens, und selbst in Blüchers Geist. Als solcher hat er sich in der furchtbaren Schlacht am 16ten Junius 1815 bewiesen. Was Ziethen bei Hochkirchen war, das war er dort bei Quatre Bras. Man muß den Bericht des Marschall Ney mit Bedacht lesen, um völlig überzeugt zu werden, daß nur die aufopfernde Tapferkeit, womit Friedrich Wilhelms heroisches Vorbild seine jungen Truppen begeisterte, den Durchbruch der Franzosen nach Brüssel vereitelte, und eine solche Schlacht, als die entscheidende am 18ten Junius wurde, möglich machte. Der Glaube begeisterte ihn. Für deutsche Freiheit und Vaterland verachtete er darum den Tod, der aus hundert Mord-Schlünden ihm entgegen brüllte, und er fiel in dem schönsten, heiligsten Beruf, worin je ein deutscher Fürst, ein deutscher Held fallen kann. Würde nicht, ohne sein Vorbild in Anschlag zu bringen, eine solche ausharrende Tapferkeit, als die braven Braunschweiger in jener Schlacht bewiesen, ein unerklärbares Wunderwerk seyn? Focht nicht der Feind mit ausgesuchten, krieggeübten und der Zahl nach weit überlegenen Schaaren gegen jene jungen, größtentheils zum ersten mal in's Feuer geführten Truppen! Möchten sie ohne Friedrich Wilhelm wohl dem ersten furchtbaren Andrange der geharnischten Reiter des Welttyrannen widerstanden haben, da es ihnen sogar an Geschütz fehlte?

Ehre und Dank also dem Helden des Vaterlandes! Wenn des Spartaners Leonidas, wenn des Römers Curtius, wenn des Schweizers Arnold Winkelried Thaten unvergänglich prangen im Buche der Menschen-Geschichte, so wird auch dein Name, und was du thatst nicht verhallen: o Friedrich Wilhelm von Braunschweig! Und wenn die hochgepriesene

Finanz-Kunst nicht so viel herauszurechnen vermag, daß dein dankbares Volk dir ein würdiges Denkmal errichte, so wird dennoch im hehren Tempel der Geschichte zu deiner Ehre stets das heilige Wort erschallen:

Exegit monumentum aere perennius!

Carl Ludwig von Woltmann.

Selbstbiographie.

Digitized by Google

Carl Ludwig von Woltmann

ward gebohren am neunten Hornung 1770 zu Oldenburg im ehemaligen westphälischen Kreise. Seine Mutter liebte ihn vorzüglich unter sechs lebenden ältern und jüngern Brüdern und Schwestern. Allein er verlor sie im sechsten Jahr seines Alters. Sie starb an der Auszehrung; eine überaus lebenslustige Frau, einige dreißig Jahr alt. An ihrem Sterbetage ließ sie die Kinder in ihrem Zimmer zum Mittag essen, war da noch ganz die sorgsame Hausmutter, und spähte mit ihrem todtenbleichen Gesicht, den noch nicht erloschenen feurigen schwarzen Augen besonders hervor, ob ihr Lieblingskind hinlänglich versorgt sey.

Sie war aus Hildburghausen gebürtig und hieß Armbrust, und sein Vater hatte sie zu Jena kennen lernen, wo derselbe eigentlich nicht studierte, sondern nur mit einem jungen Grafen Lynar anwesend war, zu dessen Vater, dem bekannten Staatsmann und Diplomatiker, ihn der eigene rege Trieb gebracht hatte. Er war ein Bauerknabe aus dem Bremischen, hart an der Weser, kam durch Verbindungen eines dortigen Edelmanns zu der dänischen Post in Hamburg, und von da zu dem königl. dänischen Statthalter in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Lynar, der in den wichtigsten Staatshändeln gebraucht war, scheint jenen Posten nur als einen Beweis von Ungnade erhalten zu haben. Er war rüstig auf demselben, in seinem Hause noch vielseitiger und mit

überwiegender Persönlichkeit. Die bittersten Satyren auf die lebenden gekrönten Häupter und Staatsmänner theilte er daselbst eben so mit, wie erbauliche Predigten, deren Abfassung ihn viel beschäfftigte. Der Vater Woltmanns, welcher sich durch Naturanlage und unveranlaßten Fleiß einen ausgebildeten Vortrag und eine schöne Declamation erworben hatte, mußte die Predigten seines Gebieters in erlesenen Privatgesellschaften halten.

Das Verhältniß desselben zu einem so geistvollen Weltmann, Gelehrten und Diplomatiker, ist für den Sohn und seine erste Bildung nicht unergiebig geblieben. Wie erfüllt war dieser als Knabe von der Geschichte, dem Bilde der Höfe, an welchen der Statthalter Gesandte gewesen, der Universitäten Halle und Jena, die der Vater im Gefolge eines der jungen Grafen besuchte, des siebenjährigen Krieges, durch dessen Streifpartheien er einen andern nach Berlin führte, und dieser Stadt Friedrichs des Großen! Die Phantasie des Knaben wurde dort schon einheimisch, wo der Jüngling und Mann nachher viele Jahre verlebt hat.

Sein Vater hatte Alles mit Geist, und noch mehr mit Gemüth aufgenommen, was die Erzählung bewies, die in ihrer Anspruchslosigkeit voll von Leben der Personen, der Gegend, der Eigenthümlichkeit der Geschichte war. Die Art des Vortrags mancher berühmter Professoren zur Zeit des siebenjährigen Krieges, aus Halle, Jena und auch Leipzig, ward dem jungen Woltmann anschaulich. Vorzüglich hatte sich der Vater für die Theologen interessirt, und Struensee, von dessen genialen Söhnen der eine Dänemark so sehr erschütterte, als der andere Preußens Wohlstand kaum vor dem Einsturze desselben befestigte, war mit der gewaltigen Figur, der ungemein starken Stimme für ihn gleichsam ein Donnergott der Beredtsamkeit.

Jenes theologische Interesse hing damit zusammen, daß die Lynarsche Familie, in Verwandtschaft und Verein mit der reichsgräflichen Reußischen, in den religiösen Ton der Herrnhuter stimmte. Von ihm und dem frömmsten Sinn durchaus erfüllt, von eignem dichterischen Geist in Schwung gehalten, hatte der Vater mit einer unbeschreib-

lich anmuthigen Erinnerung alle Personen umfaßt, welche irgend bei ausgezeichneten Gaben das Colorit der Frömmigkeit annehmen wollten. Wenn er Gellert beschrieb, welchen er am Hofe einer Gräfin von Reuß sah, und zugleich, wie in jenen Tagen die Gewitter unter ihnen an der Höhe, auf der sie lebten, wegzogen, war sein Mund so beredt und seine Sprache so schön, daß zu bedauern ist, sie durch keine Schrift mehr festhalten zu können.

Durch solche und andere Schilderungen des Vaters, durch seine Erzählungen aus Lynars Leben, den seine Bewunderung und Verehrung unter die größten Staatsmänner zählte, ward der Knabe inniger angezogen als seine Geschwister, und gewann so die erste dunkle Vorstellung von einem gelehrten und schriftstellerischen Leben, von diplomatischem Treiben, politischen Handlungen. Noch ward seine Phantasie ganz in dem Norden gefesselt, und Kopenhagen wurde für ihn der bestimmteste Schauplatz der großen Welt. Aber nicht Katharina die zweite, deren Persönlichkeit von Lynar stets mit den bittersten Bemerkungen geschildert war, nicht Friedrich von Preußen, dessen Siege, vorzüglich den bei Roßbach, der Erzähler mit immer neuem Feuer beschrieb, öfter mit dem behaglichen Zusatz, daß der große Held den frommen Gellert vor allen geehrt habe, auch nicht Ferdinand von Braunschweig, der sich besonders dadurch anempfahl, daß Friedrich ihn beneidet haben sollte, wurden Helden des unermüdet horchenden Sohnes: auf ihn machte der unglückliche Struensee den größten Eindruck, welchen der Vater als einen der Medicin Beflissenen zu Halle gekannt und unerträglich gefunden hatte; der lange, schlaffe Jüngling habe nur an unnütze Streiche gedacht. Sein Aufsteigen zu solcher Macht, die Erschütterung des dänischen Reiches durch ihn, seine Verbindung mit der Königin, und besonders sein tragisches Ende, erweckten die ganze Theilnahme des Knaben; der Ausgang, welcher ihn hätte schrecken sollen, reizte noch mehr zu der Vorstellung, daß er dänischer Staatsminister werden müsse, welcher Wunsch indeß durch einen andern hart bedrängt wurde. Wenn ein Mann wie Graf Lynar, meinte er, Predigten abfaßte, die gepriesen wurden, ein Mann wie sein Vater sie mit Beifall vortrug: so ließe sich dieser Ruhm vereinigen, und es müsse nichts Geringes seyn, heilige Reden selbst zu verfertigen und

mit feuriger Würde vorzutragen. Er wollte ein berühmter geistlicher Redner werden, und diesen Wunsch, den er nicht verschwieg, indem er von Kopenhagen, dem Staatsministerium nichts verlauten ließ, genehmigte sein Vater mit Freude.

Unvergeßlich, für seine ganze künftige Richtung entscheidend, stellen sich ihm die einsamen Abendstunden dar, welche er vier oder fünf Winter hindurch nach dem Tode seiner Mutter mit einem solchen Vater zubrachte. Dieser hatte, obgleich in der Blüthe der männlichen Jahre, aus Liebe für seine Kinder nicht wieder geheurathet, und widmete ihnen alle Zeit, die ihm von Geschäfften übrig blieb, verwendete nur auf ihre Ernährung und Erziehung die geringen Einkünfte seines kleinen Amtes bei dem oldenburgischen Landgericht. Vor sieben Uhr der Winterabende ward kein Licht angezündet, und gern sah der Knabe seine Geschwister zu Nachbarn ausfliegen, wenn die Dämmerung einbrach. Er saß in einem Winkel der finstern Stube, wo der Vater auf und ab ging, seine Erzählungen begann, ein schönes geistliches Lied hersagte, mitunter leise und innig voll Wohllaut sang, auch wohl von seinen eigenen Gedichten einige Strophen sprach, besonders gern solche, worin er das Andenken seiner seligen Frau gefeiert. Es verging kein Jahr, daß er nicht ein Trauerlied auf ihren Sterbetag gedichtet hätte. Durch den Schmerz um sie veredelte sich seine poetische Gabe, die ihm zuerst durch begeisterte Frömmigkeit verliehen war. Kein anderer Stoff als Liebe und Religion war in diesen Gedichten, die im eigentlichsten Sinn nur um ihrer selbst, nur des Dichters willen gesungen wurden, denn Niemand hat sie gelesen oder gehört, als nur der einzige Sohn, welcher sich des lyrischen Schwunges in manchen, vor allen in den Gesängen am Pfingstfeste, noch wohl erinnert. In seiner Abwesenheit sind sie späterhin mit andern Papieren an einen Krämer verkauft; selbst ein Paar Gesänge, worin der 81jährige Greis die Fügung der Vorsehung mit seinem Leben dankbar pries, sind durch ein Versehen mit andern Papieren verbrannt.

Die Grundlage seiner Bildung erhielt Woltmann so durch seinen Vater; am meisten verdankt er demnächst einem Mann, welcher durch eine glückliche Fügung zweimal

mal sein Lehrer am oldenburgischen Gymnasium ward. Kruse, als Professor der historischen Hülfswissenschaften, und vorzüglich durch seinen historischen Atlas berühmt, aus dem Oldenburgischen gebürtig, und auf dem Waisenhause zu Halle gebildet, begann seine Laufbahn als unterster Lehrer der lateinischen Sprache am Gymnasium seines Vaterlandes. Seine Gabe zur Erziehung war außerordentlich, und wie tief sein Beispiel und seine Lehre bei den Knaben fruchteten, zeigte sich am besten, als dieselben zwei Classen höher, wohin er inzwischen als Lehrer vorgerückt war, wieder zu seiner Unterweisung kamen. Die vierte Classe, in welcher sie unterdeß ein Paar Jahre zugebracht hatten, war durch die schlechteste Methode, die im Allgemeinen auf dem Gymnasium herrschte, durch Schwäche und das fast erloschne Wissen eines alten Lehrers ganz geeignet, die Sitten und Kenntnisse der trefflichsten Jugend verwildern zu lassen; und dennoch, als jene zu dem Subrector Kruse kamen, waren sie an guter Art und Kenntniß in der Richtung gewachsen, die er ihnen gegeben hatte. Mit einem pragmatischen, und doch so zarter Jugend, wegen seiner Einfachheit, verständlichen Geiste trug er die Geschichte vor, und die ärgste Strafe womit er eine Unart seiner Schüler ahnden konnte, bestand darin, daß er den Vortrag einer historischen Stunde in eine Reihe von trockenen Notizen, in jene den Deutschen nur zu wohlbekannte historische Nüchternheit verwandelte. Hier faßte Woltmann zuerst Liebe für die Historie, aber auch den größten Abscheu gegen eine geistlose Behandlung derselben.

Er hatte das Glück lange in dieser Classe zu verweilen, und wie er sie verließ, ward Kruse zum Erzieher der Söhne des Herzogs von Oldenburg berufen. Auch in den alten Sprachen hatte dieser vortreffliche Mann gründlich unterwiesen; aber es war nicht möglich, durch den öffentlichen Unterricht auf dem Gymnasium zu einer festen, wohlgeordneten Kenntniß in irgend einer Wissenschaft und Sprache zu gelangen, weil dem Classengebäude kein durchgreifender Lehrplan zum Grunde lag. Selbst das Studium der alten Litteratur war in den beiden höchsten Classen auf das cursorische Lesen einiger Autoren und unbedeutende lateinische Ausarbeitungen beschränkt. Kein griechischer Dichter ward auf dem Gymnasium gelesen, in

einer langen Reihe von Jahren kam man nicht über das griechische neue Testament und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates hinaus. Die Geschichte ward in der ersten Classe so vorgetragen, daß selbst der Enthusiasmus, welchen Kruse für sie geweckt hatte, nicht vorhalten wollte.

Durch das Beispiel seines Vaters früh gewöhnt, aus eignem Trieb zu lernen, und das Gedachte, Empfundne in einer eigenthümlichen Gestalt darzustellen, durch den genannten trefflichen Lehrer wegen solcher Weise gelobt und in ihr ermuntert, wandte der Jüngling seinen Fleiß von dem Gang des öffentlichen Unterrichts so viel wie möglich ab, übte sich in den alten Sprachen mit großer Privatanstrengung, doch leider stets mit Ueberspringung des Leichten und des früher zu Erlernenden.

Tacitus, Homer und Sophokles wurden zu früh seine Lieblings-Autoren, und er verfaßte mit Leichtigkeit lateinische und griechische Gedichte über wichtige Gegenstände und Figuren der alten Welt, ohne wenigstens in der griechischen Sprache der Grammatik mächtig zu seyn, und auch nur eine dürftige allgemeine Kenntniß von dem Alterthum zu besitzen. Dies hat den großen Nachtheil gehabt, daß er sich überhaupt gewöhnte, das menschliche Wissen zu verwegen zu handhaben.

Zum Glück widerfuhr ihm noch in den ersten Jünglingsjahren die Demüthigung, daß er sich die klägliche Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse nicht verbergen konnte. Ein Schüler von Heyne, durch gefühlvolle Gedichte bekannt, Uelzen, war als Hofmeister des unglücklichen, bei Beginn der deutschen Freiheit als Märtyrer gefallenen v. Berger nach Oldenburg gekommen, und hatte den Cyclus philologischer und historischer Studien von einer Universität wie Göttingen mitgebracht. Durch Privatstunden und die Freundschaft dieses lebhaften jungen Gelehrten ward Woltmann mit jenem Reichthum von Wissen bekannt, eben so sehr staunend und erfreut, als beschämt.

Dieser Zeitpunct fiel in den Winter und Sommer von 1787 und 1788, das letzte Jahr, welches er in Ol-

denburg vor seinem Abgang auf die Universität zubrachte. Das Gymnasium besuchte er nicht mehr, immer in dem besten Vernehmen mit dem biedern Rector Manso, dessen Wohlwollen, Geradheit, mannigfaltiges Wissen, den Mangel an Geschmack und Wissenschaftlichkeit nicht ersetzen konnten. Allein die glückliche Veränderung, welche zu jener Zeit in ihm vorging oder gewissermaaßen vollendet wurde, war durch Fügungen vorbereitet, deren Erinnerung ihn so mit Dank, als der angenehmsten Freude erfüllt.

Bei einer öffentlichen Prüfung, wo er eine Ode von Horaz übersetzte, hatte er die Aufmerksamkeit des Regierungsraths von Halem auf sich gerichtet, ebendesselben, der als vielseitiger Schriftsteller, Dichter und Historiker geachtet ist, als Mensch und oldenburgischer Patriot, der sich um sein kleines Vaterland jedes mögliche Verdienst erwarb, bei weitem nicht genug belohnt. Dieser Mann, der unter vielen Berufsgeschäfften selbst noch für das Studium des Alterthums nachholte, was seine Erziehung versäumt hatte, pflegte von da an jedes Keimen von Talent in dem Jüngling, und gestattete ihm den Gebrauch seiner Bibliothek, die an schöner Litteratur reich war. Zu ihm faßte derselbe bald Vertrauen genug, um seine poetischen und prosaischen Versuche, die bisher nur sein Vater und einer seiner Mitschüler, Anton Gramberg, kannten, einer schärfern Kritik zu unterwerfen. Diese unschätzbare Verbindung ward insonderheit Anlaß, daß Gedichte des funfzehn- und sechszehnjährigen Jünglings in dem deutschen Museum, dem deutschen Merkur und anderweitig erschienen. Sie sind Zeugen von einer trüben und schwermüthigen Stimmung, von welcher damals er sich allmählig loszuwinden begann, und mit deren zu großer Weichheit er auch als Mann noch immer zu kämpfen hatte.

Gebohren in einer Natur, deren Lieblichkeit und Oede von Sümpfen aufsteigende Nebel gewöhnlich verhüllten, durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig gestimmt, von Krankheiten und Kränklichkeit ohne Unterlaß heimgesucht, durch den ernsten, einsamen Vater als Knabe mit den Bildern einer großen Welt, doch nur einer nordischen, vertraut, wo die Heiterkeit gewiß nicht heimathlich, in die Fesseln des frömmsten christlichen Sinnes ge-

schlagen, fast nur mit Dichtern, wie Gellert und Klopstock, bekannt gemacht, wie wollte er zu heitrer Kunst und Wissenschaft emporkommen? Hölty's Gedichte kamen in seine Hände; eine helle nordische Blume, doch auch unter Frost und Schwermuth gediehen, und was sie an Heiterkeit geben konnten, ward durch Ossian gänzlich verschlungen. Vielleicht ist er nur einmal in seinem Leben, nur von diesem Barden im eigentlichsten Sinn besessen gewesen. Er übersetzte ihn vielfach, ahmte ihn auf alle Art nach, schwärmte mit Bildern aus ihm an schauerlichen Abenden umher, besuchte mit einer Wehmuth, die mit ossianischen Vorstellungen durchwebt war, in vielen Stunden späten Abends den Kirchhof, wo seine Mutter begraben lag, und besonders wurden die Wolkenbilder des stürmischen Himmels die Heimath seiner Phantasie.

Seit seinem funfzehnten Jahr gewann seine Gesundheit Dauer, und daß seine Natur zu frischer Kraft und frischem Genuß des Lebens durch die nebligen Eindrücke vordringe, verrieth sich auf eine nicht lobenswerthe Weise. Er empfand einen unwiderstehlichen Hang zur Satyre, lächerliche Eigenheiten und Züge von seinen Mitschülern wurden ihm Stoff zu komischen Epopöen. So viel er sich erinnert, athmeten diese Gedichte nur Lustigkeit, keine Bösartigkeit; auch hielt er sie geheim, wiewohl doch geschah, daß einer seiner Freunde eins derselben erhaschte, und bei den Declamirübungen dem arglosen Rector wie ein absichtloses Gedicht zum Ergetzen der Classe und zur Kränkung des geschilderten Helden vortrug.

Zu gleicher Zeit äußerte sich die Verändrung seines Innern noch auf eine andere, eben nicht lobenswerthe Art. Die religiösen Gefühle traten ganz in den Hintergrund seiner Seele; er begann die Offenbarung und das Christenthum nur als Historiker zu nehmen. Ihm war in der neuen Freiheit so überschwänglich wohl, daß er selbst keiner weltlichen Verhältnisse eingedenk war, und das Leben an sich, die Erde viel zu schön fand, um wegen einer überirdischen Welt Sorge zu tragen.

Schon bei dem ersten Beginn dieser Umwandlung hatte er seine Bestimmung zum geistlichen Redner von sich geworfen, und die hebräische Sprache aufgegeben, deren

er sich bis dahin befliß. An den dänischen Staatsminister kam nun auch die Reihe, da die politische Welt der Alten ihn mit solchen Bildern erfüllte, daß alles Treiben der neuern Höfe ihm unbedeutend und gestaltlos erschien. Ueberdies ward ihm durch eine neue Bekanntschaft Kopenhagen und das Staatsleben daselbst zu nahe gerückt, um den alten Zauber über seine Phantasie behaupten zu können.

Unter den deutschen Dichtern sagte dem Jüngling, nach Klopstock und Hölty, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg vorzüglich zu. Keinen berühmten Mann hat er mit solcher Erschütterung zum erstenmal gesehen, als diesen Dichter. Er versammelte seine Mitschüler um sich, wo man denselben erblicken konnte, und zeigte ihn mit Staunen. Endlich ergoß er seine Bewunderung in ein Gedicht, welches Halem an Stolberg nach Neuenburg sandte, wo er herzoglicher Landdrost war. Von nun an bewies der hochherzige Dichter dem Jüngling die freundlichste Theilnahme, lud ihn ein Paarmal auf längere Zeit zu sich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinschaftliches Lesen, in den mannigfaltigsten Gesprächen, über das Wesen dichterischer Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeschylus, über die vornehme und politische Welt unserer Zeit, von welcher die nordische ihm vorzüglich bekannt war. Diese Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreise seiner Agnes und ihnen nah verwandter Frauen, gehören zu dem reinsten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerst ein Bild von feiner, geistreicher Geselligkeit, nach welcher er sich stets zurücksehnte, die er gern im Leben aufsuchte, selten fand, und beinahe nur in den vornehmsten Ständen.

Glücklicher kann Niemand seyn, als er in jenem Zeitpunct war. Durch Uelzen, Halem und Stolberg in die höhern Kreise der Litteratur geführt, täglich durch eigne Arbeit und Darstellung sich seiner Kraft bewußt, in der Odyssee, die er fast auswendig wußte, immer lebend und webend, vor deren Klarheit auch das fernste Nebelgebild wich, die Freude seines gütigen Vaters, welcher in der Bildung, so viel thunlich, mit ihm vorwärts ging, in frohster Erwartung des Universitätslebens zu Göttingen

und der dort aufgehäuften Schätze der Wissenschaft, arbeitete er ununterbrochen und genoß ununterbrochen.

Seine sinnigsten Stunden hatte er in einer alten Linde hinter dem Hause seines Vaters, wo er die Odyssee las oder sich selbst irgend ein idyllisches Epos dichtete. Damit er nicht ganz ohne Gefahr bei seinem Leben mit einem so sehr gefährdeten Helden bliebe, fiel er dort einmal in den Garten des Nachbars hinab, was ihm zurückrief, wie er zwei Jahre vorher, als er sich einzig durch Klopstock bildete, im zweiten Stock des väterlichen Hauses, aus dem Messias declamirend, auf der Fensterbank saß, den Rücken an ein Fenster gelehnt, und dieses, welches nicht eingehakt war, plötzlich aufging, so daß er sich kaum hielt, um nicht rücklings hinabzustürzen.

Im Herbst des Jahres 1788 ging er nach Göttingen. Seinen Vater verließ er mit dem festen Entschluß, einem solchen Vater so viel Freude zu machen wie möglich, und dies überwog den Schmerz der Trennung; seine Schwestern waren zu fern von seinem Treiben, sein Bruder zu jung, als daß die Scheidung von ihnen sehr schwer hätte seyn können. Seinen ältern Bruder hatte er seit drei Jahren verloren, den wilden, ungebändigten, aber braven Jungen, ohne Falsch und Tücke. Bei'm Uebergang in die zweite Classe hatten sie sich auf dem Gymnasium getrennt, und jener war in eine Schreibstube gegangen, wo er sich zu Bedienungen, wie die väterliche, vorbereiten sollte. Früh am Weihnachtsmorgen erhalten sie die Nachricht, daß er verschwunden sey, wobei der Principal als Grund angiebt, daß er ihn bedroht habe, sein leichtfertiges Reden mit dem weiblichen Gesinde des Hauses dem Vater zu sagen. Schaam und Scheu darüber waren so stark bei dem trotzigen Jüngling, daß er zu dem äußersten Mittel griff. Anfangs hatte man keine Spur von ihm, aber in drei Tagen ging die Nachricht ein, daß er nach Elsfleth gewandert, dort einen Schifferjungen dahin gebracht hatte, mit ihm über die noch nicht ganz zugefrorne, fast eine halbe Meile breite Weser zu gehen, so daß sie über Stellen, wo das Wasser noch strömte, auf langen Hakstöcken klommen. Er kam nicht nach Oldenburg zurück, sondern ging von den Verwandten des Vaters jenseits der Weser nach Holland in den Seedienst, wo er bald das Ende seines ungestümen

Treibens fand, beweint von seinem Bruder, dem er in allem Streit der Jugend wie ein starker Schirm mit dem ungesäumtesten Feuer zur Seite gestanden.

Als Woltmann zu Göttingen ankam, hatte er nur den Plan, Alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die sogenannte Brodwissenschaft gelten zu lassen, die er verfolge; er meinte es in so fern redlich mit ihr, weil er glaubte, durch sie für die freiere Wahl des künftigen Lebens am besten ausgestattet zu seyn. Spittler, an den er empfohlen war, wies ihn an Hugo, der kaum Professor geworden. Die Art, wie dieser scharfsinnige Jurist seine Wissenschaft historisch und kritisch, nur auf den classischen Text der großen römischen Rechtsgelehrten fußend, behandelte, erregte so den juristischen Eifer des Jünglings, daß Hugo und auch wohl Spittler glaubten, einen künftigen Lehrer der Rechtsgelahrtheit in ihm heranwachsen zu sehen. Allein für solche planmäßige und beschränkende Studien war er keineswegs reif und geeignet. Er vernachlässigte bald die juristischen, wie alle übrigen Vorlesungen, nachdem er ihnen eine Zeit lang mit übermäßiger Anstrengung obgelegen. Die Sitte seiner Jugend, durch Privatstudium Alles erreichen zu wollen, ward einem Plane seines Universitätslebens sofort verderblich. Einige äußere Umstände verstärkten diese Gewohnheit.

Sein Vater verwandte vielleicht den dritten Theil seiner Einkünfte allein auf ihn; der Herzog von Oldenburg hatte seine Studien mit einem Geschenk unterstützt, aber der Aufwand des Lebens auf einer Universität wie Göttingen, war damit keineswegs gedeckt. Wie er das Honorar für die Vorlesungen erschwingen solle, sah er nicht ein; und wiewohl die vorzüglichsten Professoren bei der geringsten Ahndung von seiner wirklichen äußern Lage ihm ohne irgend eine Zahlung ihren Hörsaal freundlichst öffneten, machte er ungern Gebrauch von ihrer Güte, zumal da er Gründe suchte, seine Neigung zum ganz unabhängigen Studiren zu beschönigen. Dazu kam, daß Heyne ihn unter die Zöglinge des philologischen Seminariums aufgenommen hatte, wiewohl dessen Stiftung und Wohlthaten eigentlich der Bildung künftiger Schullehrer und Philologen geweiht waren. Ihm behagte sehr, dort einiger-

maaßen selbst schon den jungen Gelehrten zu spielen, und er wandte sich gern von der Jurisprudenz immer mehr zur Philologie, die ihm ursprünglich mehr zusagte, und bereits einen Theil seiner äußern Bedürfnisse sicherte. Von Stolberg war er als ein Jünger der Musen an Bürger empfohlen, dessen naive Genialität er unbeschreiblich liebgewann. Er vergaß alle Vorlesungen, wenn dieser Meister seine Gedichte lobte, sie einer Stelle in seinen Musen-Almanachen würdig erklärte; und wie nun die Frühlingstage anbrachen, der Jüngling, der nur in einem Lande gelebt wo kaum ein Sandhügel erblickt wurde, auf die Berge hinausstreifen konnte, zu den Trümmern der Plesse, ein Gartenhaus an der Leine bezog, und sich hier in die Wollust der eigenen Arbeit versenkte, da war ein planmäßiges Hören von Vorlesungen für immer aufgegeben.

Durch einen kleinen Umstand ward er in diesem tadelnswerthen Entschluß bestärkt. Die spanische Sprache und Litteratur reizten ihn sehr, und um mit ihnen leichter bekannt zu werden, nahm er Privatunterricht bei einem Italiäner, Calvi genannt, der keinen Begriff von der Grammatik hatte. Der alte Mann war stets in Mangel und schlug seinem Schüler vor, daß derselbe unter seinem Namen, da er doch Lector der italiänischen Sprache auf einer berühmten Universität sey, wiewohl er kein deutsches Wort verstand, eine spanisch-deutsche Grammatik nebst einer prosaischen und poetischen Chrestomatie herausgeben solle; sie würden das zu hoffende Honorar brüderlich theilen. Das schlechte Buch kam zu Stande, und der junge Schriftsteller hatte siebenzig Thaler auf seinen Theil. Er schämte sich des Buches nicht, da es unter einem fremden Namen ging, und freute sich des Geldes. So lange er Student blieb, hat er durch Schriftstellerei nichts wieder verdient, und würde sich geschämt haben, für seine Gedichte, auf die er etwas hielt, irgend einen Lohn zu nehmen. Die spanische Sprache aber blieb für seine academischen Jahre ersprießlich. Von einem Kaufmann, dem er spanische Handelsbriefe übersetzte, erhielt er Kaffee und Zucker zum Geschenk.

Bald gewann er zwei Freunde, die auch fast Alles auf Selbststudium setzten, und um Vorlesungen weniger Sorge trugen. Alexander von Humboldt war dazu be-

rechtigt, da er schon anderweitig seine Lehrer planmäßig benutzt hatte, und in Göttingen nur hin und wieder den erlesenen gleichsam ihre Blüthe abgewinnen wollte. Dies war nicht der Fall bei Friedrich Schlegel, der indeß durch reiche litterarische Vorkenntnisse und ein eignes Talent, Bücher zu verschlingen, mit einem originellen Vorstreben in allem Wissen, den Damm öffentlichen Unterrichts durchbrach.

Mit jedem dieser beiden Freunde hat Woltmann einen glücklichen Sommer unter litterarischen Genüssen, wo ihm beide gewiß weit mehr nützten, als er ihnen, und in Freuden der Natur zugebracht. Allein er ist nicht lange mit ihnen in einem innigen Zusammenhang geblieben. Humboldts Studien lagen zu fern von den seinen, jener strebte zu rege für ihn nach der äußern Welt hinaus, bildete ihm nicht dauernd und innig genug in der Stille der Seele; völlig das Gegentheil war Schlegel, aber das innige Bilden wurde bei ihm zu einem Brüten, dem nur mit der schwersten Mühe etwas Gestalt abgerungen ward und dem sich leicht ein gewisses Colorit von Parteiung beimischte, wodurch Woltmann von jeher weiter, wie durch irgend eine geistige Eigenthümlichkeit entfernt ward. Von der eleganten Bestimmtheit des älteren Schlegel, der ächten und wissenschaftlichen Gründlichkeit des ältern Humboldt gewann er in kurzer Zeit eine lebhafte Vorstellung; sie waren ihm indeß an Jahren und Bildung voraus. Am zartesten war seine Freundschaft für den Freiherrn von Schilden, einen Jüngling von der edlen Feinheit des Geistes und der Sitte, woran er seit seinem Aufenthalt bei Stolberg so sehr hing. Diese Freundschaft ist nie veraltet. Unter seinen Landsleuten waren vier seine trauten Freunde: Seetzen, der unermüdete Forscher der Natur mit kindlicher Einfalt des Gemüths; Wardenburg, der als Arzt berühmt wurde und in Polen starb; von Berger, der geschlossene, kenntnißreiche, über dessen Tod die deutschen Patrioten trauern; Beindorff, treuer Freund wie sein Vater, der Klopstocks Leben aus dem Eis des Beltes gerettet hatte. Mit manchen andern wohlunterrichteten und geistvollen Jünglingen ist er in freundschaftlicher Verbindung gewesen, ohne daß es zu einem innigeren, oder auch nur vertrauteren Zusammenleben zwischen ihnen kam. In Göttingen gilt

mehr, als auf andern Universitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort schon die Jugend, so wie in der bürgerlichen Gesellschaft die spätern Alter freundlich zusammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu gedeihen.

So wie die Vorlesungen der Lehrer, benutzte Woltmann auch den persönlichen Umgang derselben viel zu wenig. Bürger, von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht sehr von den meisten Professoren, war ihm so vertraut, daß er sich die Unbehülflichkeit desselben, mit der Kantischen Philosophie umzugehen, zu welcher er sich bekannte, halb mit Schmerz, halb mit Verwundrung gestand. Doch alle übrigen, weder Spittler mit seiner überraschenden Kraft, in eine Masse von verworrenen Thatsachen einen Blick zu eröffnen, noch Hugo mit dem so treffenden Scharfsinn, daß man glauben könnte, er mache bei den gründlichsten historischen Bemerkungen nur einen gelehrten Witz, noch Heeren mit dem so regsamen als unbefangenen historischen Sinn, noch Feder, dessen Philosophie mehr eigne menschenfreundliche Gemüthsart als eigenthümliche Wissenschaft war, noch Meiners, dessen Vorlesungen freilich, doch dessen Gespräch man nicht die Arbeit der Excerpten anmerkte, und der verehrungswürdige, genialische Heyne, der sich aus seiner Studierstube zur verdienstvollsten Thätigkeit eines weltklugen Geschäftsmannes hinarbeitete, was schon damals dem Jüngling einen dunkeln, doch tiefen Eindruck machte, alle diese ausgezeichneten Männer, die ihm so viel Freundlichkeit bewiesen, fanden an ihm, wir wollen nicht sagen, einen nicht genug dankbaren, doch gewiß nicht genug einsichtigen und emsigen Bewerber um ihre weitere Mittheilung.

Mitten unter dem Gewirr seiner Studien, ohne scheinbar bestimmte Richtung, erstand dem Jüngling der feste Wille, sich ganz der Geschichte zu weihen. Der Eindruck von Spittlers historischer Helle, das dramatische Feuer, womit Schiller den Abfall der Niederlande beschrieben hatte, wirkten vielleicht mit zu diesem Entschluß; doch wenn er ihn nicht aus der eignen Natur nahm, so verdankt er ihn eigentlich der Bewegung, mit welcher er viele Tage des Frühlings, Sommers und Herbstes unter dem mannigfaltigen Wechseln der Natur auf den Trümmern

der Pleſſe allein mit Tacitus und der Vergangenheit zubrachte.

Die Lücken seiner Kenntniß von der allgemeinen Geſchichte füllte er ſo ſchnell wie möglich aus, um ungeſtört der deutſchen den größten Theil ſeiner Zeit widmen zu können. Planmäßig und mit unermüdeter Anſtrengung las er ihre Quellen, wobei er ſtets ihre fragmentariſchen Nachrichten in Gedanken ſo und ſo componirte, ohne den Muth zu faſſen, eine ſeiner Compoſitionen feſtzuhalten, durch Erſchöpfung der Quellen ganz auszuarbeiten, und durch die Züge der Schrift vor ein ernſtes und immer zu wiederholendes Gericht zu ſtellen. Sein Zagen rührte am meiſten daher, weil er Widerwillen empfand, einen reichen Stoff, welcher ſchon für ſich ohne Kunſt des Geſchichtſchreibers die Aufmerkſamkeit feſſelt, und in welchem ſich die Thatſachen in Fülle greifen laſſen, etwa gar nach Quellen zu bearbeiten, die ſelbſt auf das Verdienſt der Geſchichtſchreibung Anſpruch machen dürfen. Ihm mißfiel, daß Schiller aus ſolchen Quellen einen ſolchen Stoff in ſeinem Werk über den Abfall der Niederlande dargeſtellt hatte und dadurch verführt war, hinreißende Begebenheiten in redneriſchen Ergüſſen zu ſchildern, und wiewohl er auch das hiſtoriſche Talent dieſes hohen Geiſtes ſchätzte, hielt er deſſen Anſtrengungen in der Geſchichte nicht für die eigenthümliche Mühe des Hiſtorikers. Er ſuchte ſich einen Gegenſtand zur Darſtellung, welchen keine Quelle irgend dargeſtellt hätte, über welchen nur die dürftigſten Notizen ſchlechter Chroniken vorhanden wären, ſo daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung einzig und allein bei demſelben in Frage kommen könnte. Obgleich hierbei Einſeitigkeit obwaltete, und er ſolche Arbeit zu hoch gegen ein reiches hiſtoriſches Werk über gewaltige Ereigniſſe nach vollſtrömenden Quellen in Anſchlag brachte; ſo iſt doch jedem jungen Hiſtoriker zu rathen, ſein Beiſpiel nachzuahmen, damit er früh lerne, was ihm eigen ſey, und nicht den Ruhm, das Lob, welche den Begebenheiten der Geſchichte an ſich gebühren, auf ſeine Rechnung übertrage, auch ſich ſofort gewöhne, indem er die Armuth der Notizen zu Rathe halten muß, nichts in den Quellen zu überſehen, und dort, wo alles erſtorben ſcheint, noch Leben aus Thatſachen zu preſſen.

Eine ärgere Spreu von Notizen schlechter Quellen gibt es kaum, als welche in den Chroniken über Kaiser Otto den dritten zerstreut sind, und darum wagte der Jüngling den Versuch, ihn gleichwohl zu einem Ganzen der Geschichtschreibung zu bilden. Diese seine erste historische Arbeit machte ihm die ungemeinste Freude, und er konnte sich nicht genug wundern, wie aus den dürrsten Notizen ohne allen scheinbaren Zusammenhang allmählig Geschichtschreibung aufblühte. Er zeigte seinen Versuch keinem seiner Freunde, aber sandte ihn an Schiller, ob die kaum begonnene neue Thalia ihn aufnehmen werde? Keine Antwort erfolgte, wodurch er sehr niedergeschlagen und von der historischen Composition wieder abgewendet wurde. Doch studirte er unermüdlich die deutsche Geschichte weiter, so daß er mitunter einen ganzen Monat nicht sein Zimmer verließ. Auch den alten Geschichtschreibern lag er fortdauernd ob.

Da überraschte ihn der Zeitpunct wo er in sein Vaterland zurückkehren sollte, im Frühjahr 1792. Er hätte nicht davon überrascht werden sollen, denn sein guter Vater hatte ihn viertehalb Jahr in Göttingen gelassen, und mit Aufwendung seiner äußersten Mittel unterstützt. Zum Glück ward ihm einige Hoffnung, in seiner Vaterstadt eine Anstellung zu erhalten, die seinen Kenntnissen und seiner Neigung entsprach, nämlich bei der prächtigen Bibliothek, welche der Herzog kaum von den Brandesschen Erben in Hannover gekauft hatte. Ihm graute vor der juristischen Laufbahn, zumal da er in dem letzten Jahre das Privatrecht ganz vernachlässigt hatte. Im deutschen Staatsrecht war er dagegen wohl bewandert, ohne ein fleißiger Zuhörer Pütters gewesen zu seyn; auch hatte er unter Martens den Vortrag in französischer Sprache über Gegenstände des Völkerrechts geübt, ohne die theoretischen Vorlesungen darüber besucht zu haben. Aber was wollte er zu Oldenburg mit dem deutschen Staatsrecht, und gar mit dem europäischen Völkerrecht?

Als er Göttingen verließ, konnt' er sich freilich nicht das Zeugniß geben, es planmäßig benutzt zu haben; schlug ihm aber nicht alle Hoffnung fehl, ein Historiker zu werden, so war manche Unordnung seiner Studien wieder gut gemacht. Das Alterthum und Philologie müssen die

Grundlage aller historischen Bildung seyn; von der Rechtsgelahrtheit, besonders von dem System des römischen Rechts, geht man gewandter, mit mehr praktischem Sinn, mit unbefangnerem Geschmack zu der Geschichte über, als von dem theologischen Studium, von welchem zu leicht eine gewisse Salbung, ein Trieb zum Erbaulichen übrig bleibt, die sich mit historischer Kunst durchaus nicht vertragen; Poesie und Aesthetik sind die besten Vorläuferinnen der historischen Muse; er hatte nicht versäumt, sich unter Gatterer in der Diplomatik zu üben, und der neuern Sprachen war er mächtig genug geworden, um bei fernerem Fleiß mit seiner Kunde von ihnen für die Historie auszureichen. Hiezu kam, daß er das Studentenleben für Erfahrung und Menschenkenntniß vielseitig benutzt hatte. Als Philolog war er mit den gelehrtesten der Studenten, als ein armer mit manchen armen, die feine Sitte liebend und suchend mit den feinsten unter den vornehmeren, als Jurist mit jenen, die dem künftigen Geschäfftsmann des Staates schon emsig nachgehen, durch Seetzen und Wardenburg mit den medicinischen Studenten in Verbindung gewesen, so daß er selbst für Juristen und Mediciner lateinische Dissertationen geschrieben hat. Auch lebte er das letzte Jahr in dem Universitätsorden der Unitisten. Wer seiner selbst und seiner ernsten Liebe zu den Wissenschaften versichert ist, für den können dergleichen geheime Verbindungen von Nutzen seyn. Woltmann empfand gar keinen Nachtheil davon, von etwa vierzig Jünglingen guter Herkunft durch den Act einer Viertelstunde als Bruder angesehen zu werden, und faßte sogleich Theilnahme an den Händeln und Angelegenheiten des Ordens. Ging es auch nur auf ein läppisches Duell, so handelte man doch für und durch eine Gemeinschaft, und erhielt eine Idee von dem Leben einer bürgerlichen Gesellschaft, worin Gemeinsinn herrschen darf.

Mit der Bibliothek zu Oldenburg waren Einrichtungen getroffen, an welchen seine Hoffnung scheiterte; von dem Wohlwollen des Herzogs konnte er baldige Beförderung erwarten, wenn er die im Lande gewöhnliche juristische Laufbahn betrat; er konnte sich indeß nicht zwingen, den Winken darüber zu folgen. So war er in einer herben Lage, die ihn aber nicht sehr kümmerte; er faßte sogleich den Entschluß, alles Uebrige den Fügungen des

Schicksals anheim zu stellen, und, was ihm obliege, ungesäumt zu thun, durch und für die Geschichte unverzüglich zu wirken und abzuwarten, was sie für sein äußeres Leben thun wolle. Er begann Vorlesungen über die deutsche Geschichte für die Jünglinge der ersten Classe des Gymnasiums. Sie kamen alle und honorirten seine Bemühung anständig. Durch das gemeinschaftliche kleine Vaterland, durch Freundschaft mit ihren Familien mit ihnen verbunden, ward er es mehr durch treue Liebe für das große gemeinschaftliche Vaterland, und schilderte oft mit Begeistrung die Vergangenheit desselben.

Eine planmäßigere Vorarbeit für sein weiteres Leben hätt' er nicht unternehmen können. Er sah keine Zukunft, als Lehrer der Geschichte auf einer Universität zu werden. Die Liebe, Leichtigkeit, womit er seine Vorlesungen hielt, auch die Ueberraschung, daß sein erster und einziger historischer Versuch in der neuen Thalia erschien, ermuthigten ihn zu dem historischen Beruf. An Spittler, den er vernachlässigt hatte, aber von dem er sich stets unbefangen alles Gute versprach, schrieb er seinen Entschluß. Der treffliche Mann verbarg ihm nicht die Gefahr von demselben, und wie er vor der Hand gar keinen Halt für ihn in Göttingen sähe. Sein Vater hätte ihn gern zurückgehalten; der Herzog machte Miene, ihn ungern zu entlassen. Zu Oldenburg lebte er sehr angenehm im Kreise gebildeter Männer, deren wöchentliche litterarische Gesellschaft voll Heiterkeit und Beschäfftigung mit der Litteratur, ohne Parteigeist, ihn zu ihrem Mitglied aufnahm; der älteste Halem ward sein innigster Freund, und er nahm nichts Unangenehmes wahr, als daß Stolberg nicht in einem Lande hatte weilen können, wo ihm seine Agnes gestorben. Selbst zu einer Reise nach Göttingen hatte er nur nothdürftig Geld, und sein Vater, der seinen jüngern Bruder auf die Universität schicken wollte, konnte ihm keine Unterstützung zufließen lassen. Doch als seine Vorlesungen geschlossen waren, er eine schwere Krankheit, die Folge seiner zu großen Anstrengung, überwunden hatte, wies er alle Bedenklichkeiten von sich, und ging nun mit dem anbrechenden Frühling wiederum nach Göttingen.

Mit dem heitersten Sinn begann er hier sein zweites Leben, wiewohl er nur noch ein Paar Goldstücke besaß, um davon zu leben, und der erste Eintritt in die Bahn eines akademischen Lehrers ihm sehr erschwert, eigentlich versagt wurde. Die philosophische Facultät hatte kaum ein altes Gesetz erneuert, nach welchem sie nur Magistern der Philosophie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, ertheilte. Als der redliche Feder ihm dies sagte, und er entgegnete, wie ihm das Geld fehle, eine akademische Würde zu erlangen, versetzte jener, daß er sein Heil versuchen möge, Schlötzer sey Dekan der Facultät, doch er selbst werde wohl gegen sein Gesuch stimmen müssen. Mit schwerem Herzen wandte sich der Jüngling an Schlötzer, dessen historischen Witz er in seinen Schriften mit Ergetzen wahrgenommen, und bei Erlernung der Weltgeschichte mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen gesucht hatte, dessen Vorlesungen aber, wenn ihm dieser Witz einmal abgemerkt war, nicht viel mehr fruchteten. Daß ein Jüngling, der auch die lehrreichsten Vorlesungen vernachlässigte, sie nicht besuchte, verstand sich von selbst; daß der heftige, von Bitterkeit überströmende Schlötzer dies einem angehenden Historiker, der ihm einst durch Heder, einen in den Wissenschaften des Staats wie der Natur unvergeßlichen Namen, lebhaft empfohlen war, nicht nachtragen sollte, war nicht zu erwarten. Allein er rieth zu Eingabe des Gesuchs, das er unterstützen und hoffentlich durchtreiben würde. Die Antwort war abschlägig; Schlötzer hatte zuerst auf sie gestimmt.

An Vorlesungen war also vor der Hand nicht zu denken; durch Privatunterricht die Zeit zu zersplittern, nicht rathsam. Der Jüngling wollte keinen Augenblick mehr opfern, welcher nicht der Geschichte geweiht wäre. Da ging ihm ein Licht auf, als sein alter Freund Bürger, der ihn immer vielmehr getadelt als gelobt hatte, seinen Kaiser Otto den dritten in der Thalia pries, und sich beschwerte, ihn nicht für seine Akademie der schönen Redekünste erhalten zu haben; für ähnliche historische Darstellungen würde der Verleger ansehnlich honoriren. Auf einmal sah der junge Historiker seinen Trieb, aus den Quellen die Geschichte zu bearbeiten, mit der Erhaltung seines äußern Lebens vereinbar. Die Periode Deutschlands unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause

war ihm lieb geworden. Alle Quellen zu ihr wurden in einem Tage, dergleichen ist vielleicht nur zu Göttingen möglich, herbeigeschafft. Am andern Morgen, früh bei dem heitersten Frühlingslicht, unter Vögelgesang, in einer Wohnung nahe am Wall, Spittlers Fenstern gegenüber, begann das Werk, und welches Glück war, daß es mit dem Studium einer Chronik, wie die von Wittich ind, beginnen konnte, mit einem so deutschen König, als der rüstige Heinrich der Vogler. Einige Tage waren mit Excerpten hingebracht, und sie sollten erst vollständig über den ganzen Gegenstand zusammengehäuft seyn. Aber das Bild von der Eigenthümlichkeit des Zeitalters, der Begebenheiten, der handelnden Figuren, drängte sich aus den Quellen durch alle Excerpte so gewaltig hervor, daß die Geschichtschreibung nicht länger zurückgehalten werden konnte. So entschied sich die Art, wie dieser Historiker bei allen seinen nachherigen Darstellungen aus den Quellen gearbeitet hat, daß er diese nach einer kritischen Ordnung mit angestrengter Aufmerksamkeit und Genauigkeit las, die besonders streitigen und weitläufiger zu erörternden Puncte sich mit den Citaten und kurzen Andeutungen seiner Ansicht vermerkte, und dann einzig nach dem Bilde, welches in seiner Seele entstanden war, eine Partie nach der andern beschrieb, von Zeit zu Zeit seine Darstellung wieder mit den Quellen verglich, und die Citate hinzufügte. Was er auf solche Weise in vier schönen Wochen durch Fleiß gewann, ist als der erste Theil seiner Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode bekannt geworden. Weil er nicht eher schrieb, als bis das Ganze in seiner Seele fertig war, die deutsche Sprache ihm so ziemlich zu Gebot stand, hatte er schon bei seinem ersten historischen Buch die Freude, daß sein Manuscript sogleich, ohne einer Abschrift zu bedürfen, hell und rein zum Druck fertig lag.

Aber zu welchem Verleger sollt' es wandern? wo konnte es am schnellsten zu Tage gefördert werden? wo ließ es auch eine Ernte der Art hoffen, wodurch seinem Urheber das Leben weiter gefristet wurde? und war sein Inhalt wirklich des Geistes, daß die Arbeit nicht von der gelehrten Welt als ruhmlos verworfen werden mußte? Diese letzte Bedenklichkeit verfinsterte plötzlich die ganze Lage des Jünglings. Er eilte mit seinem Manuscript zu

Bür-

Bürger, und drei Tage nachher brachte der liebenswürdige Mann es ihm zurück, mit den freundlichsten Sprüchen über den einfachen historischen Geist, die ächtpopuläre Darstellung des Buches. Er hatte es mit der genauesten Aufmerksamkeit durchgelesen, und auf jede undeutsche Wendung, jeden nicht genug einfachen Ausdruck Jagd gemacht. Dietrich muß Ihr Werk verlegen, sagte er, wenn wir keinen finden, der besser zahlt. Vertrauensvoll gab der Verfasser nun seine Handschrift an Spittler. Auch dieser brachte sie ihm in einigen Tagen wieder. Durch seinen eindringenden historischen Geist ward das Urtheil Bürgers bestätigt. Auf zwei solche Autoritäten nahm Dietrich das Buch wie einen guten Verlagsartikel, und zahlte die eine Hälfte des Honorars mit Büchern, die andre mit Geld.

Damit ein zweiter Band schnell folgen könne, war das Leben Heinrichs des zweiten von der ersten Abtheilung zurückbehalten. Die kritischen Abhandlungen wurden begonnen und zum Theil ausgeführt, wie z. B. die Untersuchung über Heinrich den Städteerbauer, die beinahe zwanzig Jahre nachher in der Berliner Monatsschrift gedruckt ist. Aus den kritischen Abhandlungen und aus Zusammenstellung vieler zerstreuten, zu keinen besondern Untersuchungen geeigneten Notizen sollte die Darstellung des politischen und anderweitigen Lebens der Deutschen in der sächsischen Periode hervorgehen. Der Autor merkte nun bald, daß er die Begebenheiten und die handelnden Personen geschildert, ohne gehörig den Grund gezeichnet zu haben, auf welchem Alles vorging. Dadurch ward ihm seine Arbeit verleidet, und darin liegt der Grund, warum er sie nie vollendete; er war betrübt über sie, indem der erste Theil erschien und in Göttingen mit einem Beifall aufgenommen wurde, der Bürge war, wie ihn die übrige gelehrte Welt aufnehmen werde.

Den übrigen Sommer arbeitete er an dem zweiten Theil weiter, und begann ein neues Werk über die Geschichte der Hohenstaufen in Italien. Dieses sollte von einem ungleich höheren und reiferen Geiste zeugen, als sein erstes; und was Spittler davon sah, gewann ihm ein Urtheil ab, was die Meinung bekräftigte, mit welcher sein junger Freund arbeitete; aber Bürger sagte diesem

mit der unbeschreiblichen, ein wenig spottenden Anmuth seiner Gesichtszüge, daß er anfange zu kräuseln und zu stolzieren, und aus Hoffahrt schon ein weniger guter Historiker geworden sey. Sogleich ließ er das begonnene Werk liegen; er traute dem poetischen Meister gar keinen tiefen Verstand zu, und verehrte seine Warnungen doch immer wie ein Orakel.*)

Unter diesen Arbeiten, im Verkehr mit den beiden genannten unvergeßlichen Männern, vorzüglich mit Spittler, dem geistreichsten, wenn gleich nicht genievollsten, den er je gekannt hat, lebte er heiter, auch nicht getrennt von der Dichtkunst. Im Göttinger Musenalmanach auf 1794 stehen seine poetischen idealischen Gebilde von diesem Sommer. Je unauflöslicher ihn die Wirklichkeit und die Geschichte fesselten, um so mehr ward ihm Bedürfniß, ihnen bisweilen in eine durchaus reine Welt idealer Phantasie zu entfliehen, bis der Zeitpunct kam, wo er die Idee in der Wirklichkeit durchaus zu verstehen und zu greifen strebte und lernte.

Einem angehenden Historiker, in solcher Stimmung, worin er damals war, zu einer Zeit, wo die französische Revolution noch nicht so lange auf Abwegen schweifte, daß man ihr baldiges Zurückkehren zu einem guten Ziele nicht mehr hoffen durfte, war wohl zu verzeihen, daß er mehr an ihrer Tendenz hing, auch an einigen ihrer einzelnen Erscheinungen, als ein kühler Beobachter gut heißen konnte. Wie eine Weltbegebenheit nahm er sie sogleich, wie er sie immer nehmen wird, auch sofort mit Widerwillen gegen die Franzosen und ihre Denkweise. Darin irrte er damals und noch längere Zeit, daß er glaubte, einzelne Männer, ja Parteien, könnten von jener widerwärtigen Nationalität frei seyn, und der Gewinn der Revolution, welche Greuel sie behafteten, müsse ein Riesenschritt in der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes seyn. Freilich hätte er schon damals von der Geschichte wissen sollen, daß unser Geschlecht durch schein-

*) Ein Bruchstück jenes historischen Versuches ist vor dem Bande der Memoiren gedruckt, den Schiller und Woltmann zusammen herausgegeben.

bare Riesenanstrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt; doch das Gefühl, daß alte Schranken und kleine Verhältnisse niedergeworfen würden, eine nicht genug verstandene Freiheitsliebe blendete ihn auch darum, weil er sie mit seinen eignen Verhältnissen in Verbindung brachte. Dies hatte beigetragen, daß er sein kleines Vaterland mit leichterm Muthe verließ, als billig war; einer der vortrefflichsten Fürsten, die in Deutschland regieren, erschien ihm beinahe wie ein Despot, und nur darum, weil derselbe ein kleines Land beherrschte und die alte Ordnung der bürgerlichen Stände liebte; und jetzt empfand er nicht sowohl darum, weil er durch die verweigerte Erlaubniß zu Vorlesungen gehemmt war, sondern weil er diese Verweigerung ohne Grund in einem leidigen Zunftwesen der Universitäten suchte, einen heftigen Trutz, wider den Willen der philosophischen Facultät öffentlich zu lesen. Er bat Spittler, an dessen Auditorium seine Vorlesungen ankündigen zu dürfen; und was wählte er zum Gegenstande derselben? Die Geschichte der englischen Revolution. Kein Wunder, daß ihm die Studenten zuströmten, mit welchen er selbst zum Theil studirt hatte, und daß er mit großem Beifall las, wovon er zu viel auf Rechnung seines Vortrags schrieb.

Der Anfang eines Namens, welchen er sich so in wenigen Monaten als Schriftsteller und akademischer Lehrer erwarb, weckte wieder das alte Wohlwollen, das ihm der einflußreiche Heyne bezeugt hatte. Kritiken für die göttingischen gelehrten Anzeigen wurden ihm aufgetragen, und die erste die er einrücken ließ, über Huttens Leben von Ludwig Schubart, und die damit anfing, daß diese Biographie einen Grundfehler habe, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart, gewann ihm Pütters Neigung, und Heyne erzählte ihm mit viel Behaglichkeit, daß man von Hannover angefragt habe, wer die Recension gemacht haben könnte? Er setzte mit Herzlichkeit, die sich an ihm so bewegt, wie bei wenigen alten Männern ausdrücken konnte, die Worte hinzu: daß es an einer göttingischen Professur nicht fehlen werde. Allein durch Spittlers Verbindungen war schon ein Ruf nach Jena eingeleitet, der sich schnell entschied. Heyne erwähnte wieder der Professur in Göttingen; doch nichts hätte einen feurigen, jungen, deutschen Gelehrten von einem Ruf in

Göthe's und Schillers Nähe zurückhalten können. Einige Zeit vorher war, auch durch Spittlers Verwendung, die Rede davon gewesen, daß er als Legations-Secretär zu dem Herrn von Dehm gehen sollte; und wiewohl ihm nichts weniger zusagte, als sich unter irgend einen speciellen Obern zu begeben, war er jener Bestimmung nicht entgegen, weil ihm ahndete, daß der ächte Historiker durch kein andres Leben so gebildet werde, wie durch das diplomatische.

Die zweite Hälfte des Winters in Göttingen brachte er nun einzig mit Vorbereitung zu seinen Vorlesungen zu, arbeitete sich einen eigenthümlichen Plan für die sogenannte Weltgeschichte, und hoffte nach seiner raschen, ein Ziel längere Zeit ununterbrochen verfolgenden Thätigkeit mit einem schönen Heft, wenigstens über die alte Geschichte, in Jena einzutreffen, zumal da die reichen Hülfsmittel der herrlichen göttingischen Bibliothek und ihr bequemer Gebrauch den Forscher selbst vorwärts treiben. Allein er hatte seine Arbeit so ungeschickt weitläufig angelegt, daß er nur einige Ausarbeitung über Egypten und das israelitische Volk zweckmäßig vollendet sah, als der Frühling einbrach.

Mit unbeschreiblicher Wehmuth trennte er sich von Bürger, der ihm von seinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigsten Druck und den Worten reichte: „gehe Ihnen es besser unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!" Seine Stimme war schon lange wie aus dem Grabe; sonst voll von Metallklang, und zur lyrischen Deklamation seinem reifen Studium über den Versbau gewachsen und gehorsam, war sie von der Zeit an durch Heiserkeit gelähmt, als er mit Sicherheit entdeckte, wie wenig seine letzte Frau seines ursprünglichen Naturadels und seines Ruhmes werth sey. Als er diese Entdeckung schon voraussah, mehr als vermuthete und seine bürgerliche Ehre ganz zerrüttet glaubte, grämte ihn bei erschöpfter Gesundheit über alle Maaßen auch sein Wahn, daß seine dichterische, durch die bekannte Kritik Schillers ebenfalls zerrüttet sey. Seit jenem Zeitpunct war die Hoffnung des Lebens von ihm geschwunden, die er noch als ein Erbtheil von Molly hatte, jener nach dem Urtheil edler und seiner Männer so wahrhaftig edlen, als anmuthigen Frau.

Ueber Gotha, wo Woltmann durch seinen biedern göttingischen Freund, den Physiker Kries, und durch gesellige Stunden mit Jakobs, dem Geist und Gemüth durch das Alterthum verschönt sind, mit dem beißenden, doch eleganten Schaz, dem milderen und berühmteren Gotter, der jenen in Geschmack und Litteratur Vorbild gewesen seyn mochte, ein Paar Tage angenehm aufgehalten wurde, eilte er dem Anfange der Vorlesungen beträchtlich voraus nach Jena.

Schiller war nicht dort, sondern auf längere Zeit in sein Vaterland verreist; dagegen fand er, wen er nicht erwartet hatte, den ältesten Humboldt, welcher sich, noch zu keiner politischen Laufbahn entschlossen, auf den Punct des regsten Geistesverkehrs in Deutschland mit seiner feurig geistvollen Frau niedergelassen hatte. Bei diesem, man möchte sagen, durch seine Natur welt- und staatsklugen Mann gewann er schon damals Vorstellungen von mancher Erfahrung, die ihm nachmals im Leben entgegentrat. Bald kam Fichte an, mit welchem er sich in Begeisterung für Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältnisse schnell zusammenthat, mit dessen Geschmack er sogleich und immerdar im Widerstreit lag, dessen Großmuth im Charakter er so liebte und bewunderte, als er von seiner heftigen und einseitigen Unart, sobald er irgend gereizt war, zurückgeschreckt wurde.

Nach Weimar zu gehen säumte er nicht. Er stand jetzt in einer Periode der Cultur, wo Göthe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor seinem Abgang auf die Universität, in der entlegensten Einsamkeit eines Dachstübchens und in der bittersten Kälte zum erstenmal die Iphigenia Göthe's las, hatte sich sein Studium an diesen Dichter gleichsam hingerankt; und wenn Werthers Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher sie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, so war es doch eigentlich der durch Faust geweckte Geist, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahndungen, warum er sich zu einem Aufschluß in der Persönlichkeit des großen Dichters selbst drängte. Dieser empfing ihn mit jener sonnenhellen Milde und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, be-

gabt zu haben scheinen. Ihr Gespräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, so in poetischer als historischer Darstellung, und zum erstenmal sprach Woltmann darüber aus ganz freier Brust, und so, daß ihm dieses tiefste Geheimniß aller darstellenden Kunst durch das Gespräch lichter wurde.

Drei Professoren, welche außer Schiller für Geschichte und die historischen Hülfswissenschaften in Jena angestellt waren, hatten das Studium derselben so wenig beleben können, daß unter achthundert bis tausend Studenten, welche damals die Universität zu zählen pflegte, sich selten ein Häuflein zu historischen Studien zusammenfand. Dies war nicht einzig die Schuld jener Lehrer, wiewohl vorzüglich; trotz ihrer Nüchternheit hätten sie auf andern Akademien, wo das historische Studium einmal blühte, mehr Glück gemacht; aber in Jena wurden sie durch den überschwenglichen Hang der Jugend für den Zeitgeist philosophischer Speculation durchaus in Schatten zurückgewiesen. Doch war es nicht Berechnung, daß er nur durch eine philosophische Einkleidung bei einer solchen Jugend Eingang finden werde, wodurch Woltmann gereizt ward, die Weltgeschichte, oder, da er diese Benennung nicht ohne Grund, doch mit unnöthiger Wichtigkeit damals verwarf, die Menschengeschichte nach einer Idee a priori vorzutragen. Diese war hergenommen von der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts mittelst freier Staaten und freier, dem Recht entsprechender Staatenvereine. Er gesteht unbedenklich, daß dieses Resultat, dieser schöne Glaube, ihn nicht nur damals aus der Geschichte an sich ansprach, sondern ihm auch jetzo die einzige haltbare allgemeine Thatsache der Welthistorie scheint. Somit hätte es keiner Idee a priori bedurft, und die Geschichte wäre doch nach demselben Princip, das in ihr lag, zu einem Ganzen gestaltet. Allein der Modegeist spielte auch mit ihm, und so eifrig, wirklich religiös-historisch er sich gegen allen Eingriff der Philosophie in die Geschichte verwahrte, gefiel ihm doch, das ein Princip a priori zu nennen, was er als Resultat ohne Anstoß obwalten lassen konnte. Er hatte sofort ein Auditorium von ungefähr zweihundert Zuhörern, und erhielt sich die beiden ersten Jahre einen seltenen Beifall, vorzüglich durch Nebenursachen, durch das Leben des Geistes der in ihm

sprudelte und die Jugend mit fortriß, am wenigsten durch einen zweckmäßigen Gehalt seiner Vorlesungen.

Die Ideen über Geschichte, die ihn belebten, legte er in seinem Plan zu historischen Vorlesungen dar. Diese kleine, flüchtig hingeworfene, von Druckfehlern entstellte Schrift, mußte von seinen Collegen nicht gut aufgenommen werden, denn keiner sagte ihm eine Sylbe darüber, und er hörte nur, daß einige sie gänzlich unverständlich genannt hatten. Endlich ward ihm zufällig gesagt, daß Johannes Müller, mit dem er noch in gar keiner Verbindung war, eine überaus lobpreisende Beurtheilung derselben für die Litteraturzeitung eingesandt habe. Er erwartete sie begierig, und sie erschien geraume Zeit nicht. Nachmals erfuhr er, daß die Herausgeber ihren Verfasser um Milderung des Lobes ersucht hatten, gewiß nicht ohne löbliche Vorsicht, denn in der Gestalt wie sie erschien, war sie noch zu lobpreisend. Allein er gesteht, daß ihm dieses Lob durch Mark und Bein drang, denn er bewunderte den Geist des helvetischen Geschichtschreibers.

Das erste Buch was er darauf herausgab, war der Grundriß der neueren Menschengeschichte, welcher, im Gedränge der Vorlesungen geschrieben, wegen weniger historischer Combinationen, da er sonst in jeder Rücksicht tadelnswerth ist, kaum eine Beachtung verdient. Aehnliche Entwürfe über die Geschichte der europäischen Staaten, die deutsche Geschichte, ja selbst die Kirchenhistorie hat er zum Glück nie drucken lassen.

Fleißig als akademischer Lehrer, mit ungemeinen Plänen für historische Werke beschäfftigt, angezogen durch ein frisches, geselliges Leben, das er zuerst vorzüglich im Hause von Schütz, dem für täglichen Verkehr eben so wie in der Litteratur freundlich begabten, fortdauernd im Kreise der beiden Hufeland, des scharfsinnigen Juristen und des berühmten Arztes, genoß, dachte er an keine Veränderung seiner Lage. Die einzelnen Stunden, die er mit Göthe verlebte, sein reicher und ernster Umgang mit Schiller waren ihm allenthalben unersetzlich.

In der Mitte ſeines erſten Sommers zu Jena war dieſer letzte, ſehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der ſchönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer ſprach, erſchütterte ihn beim erſten Anblick um ſo mehr, da das immer erlöſchende Feuer des ſanften Blickes, die gedämpfte Stimme, die hagre hohe Geſtalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er ſich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden ſollte. Seit den erſten Stunden war ihm die Freundſchaft des Mannes mit tiefſchauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder erſetzt. Geehrter hat er ſich nie geglaubt, als wie Schiller noch in dieſem Sommer ihn wie Göthe, Fichte und Humboldt zur Herausgabe der Horen einlud.

Das Verhältniß eines ſo jungen Autors zu zwei Heroen unſrer Litteratur, ein unſchätzbares Glück, welches ihn für immer über das erbärmliche litterariſche Treiben in Deutſchland emporhob, ward aber für ihn bei weitem nicht die Quelle von Belehrung, die es hätte ſeyn können. Ein Profeſſor, der großentheils erſt lernt, was er lehrt, braucht für ſein Amt faſt alle Stunden, und der in Frage ſtehende ging einem entgegengeſetzten Triebe ſeines Lebens zu Jena vorzüglich nach. Eine glühende Sinnlichkeit in ihm war durch die reine, ernſte Sitte ſeines väterlichen Hauſes zuerſt gegen Unart geſchirmt, ward ſpäter durch die eigenthümliche Entwicklung ſeiner Cultur in ein Verhältniß zu unſchuldigen Mädchen hinübergeſpielt, welches weſentlich nur in der Phantaſie vorhanden war; die Anſtrengung ſeiner Studien hemmte auch dieſes Spiel, und half ihm nicht nur wider Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, ſondern auch wider die zeitzerſplitternden kleinen Liebesabenteuer; kaum ein Verhältniß, welches dieſen Namen verdient, hatte ihn während der Studentenjahre eine Zeit lang beſchäfftigt. Aber zu Jena, wo ſeine ganze Zeit nicht nur von der Wiſſenſchaft, ſondern auch von dem amtlichen Beruf in Beſchlag genommen war, ſuchten ſich Liebe und Sinnlichkeit an ihm zu rächen, und mannigfaltige Verhältniſſe mit dem ſchönen Geſchlecht, an ſich ſchuldloſe, raubten ihm doch Stunden, die er mit Göthe und Schiller gehaltvoller zugebracht hätte.

So war das dritte Jahr seines Lehramtes gekommen, das Jahr 1796, und mit ihm nahte der Umsturz desselben; denn eine Leidenschaft wußte zu überwältigen, was von Neigungen bisher nur befehdet war. Nicht nur das Behagen am öffentlichen Vortrag seiner Wissenschaft, sondern an dieser selbst erlag; und daß er es schlechterdings emporhalten wollte, machte eine aufreibende Spannung der Kräfte nothwendig. Diese endete damit, daß er durch einen Blutsturz zu Anfang des Winters an den Rand des Grabes kam. Durch die Kunst Hufelands und die Kraft der Jugend erholte er sich mit entschiednem Erfolg, doch sehr allmählig, und mit der Genesung wurzelte der Entschluß, daß er den Aufenthalt zu Jena, den Beruf eines akademischen Lehrers wenigstens für die ersten Jahre aufgeben wolle. Aber mit Freude nahm er zugleich wahr, daß die Liebe für seine Wissenschaft sich nach dem Sturm der Leidenschaft mit ungeminderter Frische und geprüfterem Muthe wiederfand.

Die übrige Winterzeit, die ersten Frühlingswochen, während er genas, arbeitete er fast die zweite Hälfte seiner Geschichte Frankreichs, eines Werkes, das durch Anlage, Streben nach Einheit, einige glückliche Charakteristiken und historische Combinationen sich mehr Beifall erworben hat, als es verdient; denn nur hie und da sind die Quellen bei ihm benutzt, nirgends vollständig, und geschichtliche Bücher, die nicht aus einem neuen, gediegenen, vollkommenen Gebrauch der Quellen entstehen, können für Bildung des historischen Geistes in einer Nation vorübergehenden Nutzen stiften, doch keinen dauernden Werth erhalten. Viel näher als die Geschichte Frankreichs steht der Bewerbung um diesen seine ältere Menschengeschichte, deren ersten und einzigen Band er bis auf wenige fertige Bogen auch in dieser Zeit der Genesung arbeitete. Sein Eifer für die reine Würde der Geschichte redet unverkennbar in der Einleitung, in welcher sonst der erwähnte Modegeist spielt, der indeß auf die Ausarbeitung der Geschichte selbst ohne Einfluß geblieben ist. In dem Abriß von Egypten fehlt es nicht an gelungenen politischen Blicken, und die Geschichte der Israeliten ist dort zum erstenmal als ein originelles Ganzes der Wahrheit gemäß aus den Quellen aufgefaßt und dargestellt. Außerdem gab er in jenen Monaten zwei Bändchen klei-

ner historischer Schriften heraus, die er zum Theil auch damals erst verfaßte. Einiges davon verdient wenigstens einer bessern Sammlung einverleibt zu werden. Unter allen diesen Anstrengungen versuchte er noch Nachbildungen des Tacitus, welche er für die Horen bestimmte, doch nicht vollenden konnte. Sie waren gefälliger als seine nachherige Verdeutschung des großen Geschichtschreibers, und würden dem Zeitgeschmack besser zugesagt haben.

Nach Beendigung der genannten Bücher verließ er Jena an einem schönen Tage des blühendsten Maies, um in seiner geliebten Vaterstadt die physische Rüstigkeit wieder zu suchen. Seine Reise führte ihn über Göttingen, wo Bürger gestorben war, welches Spittler verlassen hatte. Schon hier trat seine Bestimmung zum akademischen Lehrer ihm wieder näher. Daß man an des letzten Stelle ihn zum Lehrer der Geschichte zu berufen gedenke, äußerte ihm Heyne mit dem Zusatz, der im wirklich großartigen Sinn der englisch-hannöverschen Regierung für die Wissenschaften war: daß man zugleich gesonnen sey, sobald seine Gesundheit wieder hergestellt wäre, ihn auf ein Paar Jahre in die vornehmsten europäischen Länder zu senden, damit er sich durchaus zum Lehrer der politischen Historie bilden könne. Dieser Zusatz freute ihn sehr, und zeigte ihm das akademische Leben wieder in einem frischeren Lichte. Ein anderer betrübte ihn, daß nämlich Spittler, mit welchem er freilich nur anfangs den Briefwechsel von Jena fortgeführt, einen Andern, wenn das Gedächtniß nicht trügt, den Professor Lüder in Braunschweig, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen habe.

Im Kreise seiner Familie und seiner alten Freunde und Bekannten fühlte er zu Oldenburg seine Gesundheit bald erstarkt, und gab dem Hang für das Vaterland zu sehr nach, wenn er bis in die Mitte des folgenden Winters in demselben verweilte. Ueber seine Zukunft und seine Anstellung in Göttingen glaubte er sich durch einen Brief von Heyne ganz beruhigt. Vor dem Frühjahr konnte er schwerlich die Reise antreten, für welche er sich bestimmt wähnte, und für seine historischen Studien bot ihm die oldenburgische Bibliothek erlesene Hülfsmittel dar. Besonders war sie reich für die englische Geschichte, und

verleidete ihm den Gedanken, über dieselbe ein solches Buch, wie über die französische, zu verfassen. Sobald er merkte, daß sie für seine Arbeit über Großbritannien nicht mehr ausreichte, brach er mitten in dem kältesten Winter auf und eilte nach Göttingen. Mancherlei litterarische Arbeiten ohne seinen Namen verschafften ihm in dieser Zeit das hinreichende Geld, welches ihm auf längere Zeit, als er gehofft hatte, auslangen mußte.

In Hannover besuchte er auf seiner Durchreise, nach Heyne's Anweisung, zwei Staatsminister und dessen Schwager, den geheimen Cabinetssecretär Brandes, der die Angelegenheiten der Universität besorgte, aus Neigung den alten Philosoph Feder, der von Göttingen hieher verpflanzt war. Dieser gab ihm den Wink, daß er auch den geheimen Justizrath Rudlof besuchen möge, einen Mann von dem größten Einfluß, vorzüglich den politischen Geschäfften geweiht, der indeß in alle Zweige der Verwaltung, wo er Gutes schaffen konnte und wollte, hinübergriff. Von ihm allein hörte er einigermaaßen bestimmt zu Hannover, daß man die durch Spittlers Abgang entstandene Lücke durch seine Anstellung auszufüllen gesonnen sey.

Als er nach Göttingen kam, schien ihm seine Bestimmung für diese Universität sehr schwankend geworden zu seyn. Er hörte von Heyne nichts als Vertröstung; sein Besuch bei Rudlof schien mißfallen zu haben. Mit dem Freunde des letzteren, dem berühmten Lehrer des deutschen Staatsrechts, mit Pütter, der schlauer und vorsichtiger war als einem Professor geziemt, ward er einigermaaßen vertraut, und erfuhr durch ihn zu seiner Freude, daß Spittler bei seinem Abgang darauf gedrungen habe, keinen andern als ihn an seine Stelle zu berufen.

Er mußte voraussetzen, daß Heyne hierüber einseitig unterrichtet gewesen sey, ließ Alles auf sich beruhen, und dachte nur daran, wie er bei Benutzung der göttingischen Bibliothek in der Geschichte Großbritanniens ein Werk aufstellen wolle, welches der Historie viel würdiger sey, als alle seine bisherigen Versuche.

In diese Arbeit versenkte er sich gänzlich, wie fünf Jahre vorher an eben diesem Orte in die Geschichte der Deutschen unter den sächsischen Kaisern, wieder im Frühling und an dem höchst angenehmen Wall Göttingens, mit gleich heitrem Sinn und doch auch mit unbestimmten Aussichten. Wie damals Spittler sein vorzüglichster, an historischer Belehrung reicher Umgang, so nun dessen Landsmann und trautester Freund, der Gottesgelehrte Planck.

Gegen den August war der erste Band, wie er gedruckt ist, vollendet, in Hinsicht auf Anlage, neue Erforschung der Quellen, Zweckmäßigkeit aller Theile, Darstellung so einzelner Begebenheiten, als politischer Verfassung, ächthistorische Entwicklung, nicht malerische Beschreibung der handelnden Personen, gewiß eines solchen Lobes werth, als einem jungen Historiker werden kann. Auch ohne Rücksicht auf diese Jugend hat Johann von Müller in seiner gehaltvollsten Recension in den Ergänzungsblättern der hallischen Litteraturzeitung mit zu viel Freundschaft ein starkes Lob über das Buch ausgesprochen. Wer die Geschichtschreibung studirt, wird aber nicht übersehn, daß der Styl des Verfassers sich während dieser Arbeit zu einer höhern historischen Gattung emporarbeitete. Viele kunstreiche Perioden bleiben tadelhaft, weil sie nicht historisch anschaulich wurden, und die Sprache im Streben nach der Kunst an Frische verlor, nicht neugebohren genug ist.

Noch zauderte die Entscheidung von Hannover; doch seine kaum vollendete Handschrift, wofür er vertragsmäßig über hundert Friedrichsd'or erwarten konnte, zeigte ihm den Anfang einer Möglichkeit, Städte und Länder der Menschen zu sehen, ohne daß eine Regierung ihm dazu winkte. Zuerst wollte er sich auf Berlin richten, wo seine Geschichte Englands gedruckt werden sollte; und das Werk Friedrichs des Großen in der Nähe zu betrachten, versprach politische und historische Belehrung genug. Gern hätte er das kleine Capital zu seiner Reise noch etwas gemehrt; er ging seine Papiere durch, und fand die Blätter eines Romans, Mathilde von Meerveldt, wodurch er einen Kreis liebenswürdiger Frauen so unterhalten hatte, daß jedem Abend ein Stück beschieden war, welches auf den nächsten Abend spannte. Er beschloß, diese Span-

nungen der Phantasie, wo es an mancher glücklichen Empfindsamkeit nicht fehlte, trotz aller ihrer Mängel, um als ein dichterisches Werk zu gelten, unter seinem Namen herauszugeben, obgleich sie am wenigsten dem Namen eines Historikers irgend Ehre tragen konnten. Mitten unter Betrachtung der Blätter entwickelte sich in seiner Phantasie eine ganz andere Gruppe von Gestalten und Situationen. Das angehängte Fragment, welches von ihnen zeugt, hätte fortgearbeitet, das Uebrige vernichtet werden sollen.

Sein Reisecapital stieg indeß um die Hälfte durch dieses Buch. Er ging nach Berlin; der Harz zog ihn so gewaltig an, daß er ohne den bevorstehenden Winter sich schwerlich enthalten hätte, dort in der Einsamkeit großer Natur irgend ein historisches Werk mit Beihülfe der göttingischen Bibliothek auszuführen. Zu Potsdam traf er bei dem Herbstmanöver ein, wo die militärische Monarchie sich glänzend zeigte. Der erste Anblick Berlins, wo er in einer Mondnacht einfuhr, überraschte ihn mit der Straßenpracht dieser königlichen Stadt, und er wußte noch nicht, daß er die Oede nicht ganz der Nacht beimessen dürfe.

Weniger bekümmert um die Gelehrten, suchte er sofort die Nähe der Staatsmänner, und der Bruder des dänischen Staatsministers, der ihm als Knaben wie ein großes Vorbild vorgeschwebt, der preußische Minister von Struensee, bezeigte ihm bald ein freundschaftliches Wohlwollen. Dieser Mann von kühnem und dem biedersten Charakter, in den Staatswissenschaften Gelehrter und Praktiker in seltner Mischung, drang in ihn, sich dem preußischen Staatsdienst zu weihen, zumal nachdem er eine Abhandlung über Papiergeld geschrieben, die dessen Beifall erhielt. Allein der Eindruck, wie hier die Staatsmaschine umging, ließ ihn nicht leicht zu einem Entschluß der Art kommen. Er schrieb es anfänglich dem Befremdenden, Ungewohnten zu, da ihm die Verwaltung vortrefflich schien; aber bald gestand er sich auch, daß er zu viel Manier und Miene der Rüstigkeit für den Grad der wesentlich vorhandenen bemerke.

Auch erhielt er mitten im Winter einen Wink, daß das hannöversche Ministerium nicht abgeneigt sey, nun den Ruf an ihn vollziehen zu lassen. Doch auch diesem Wink folgte er nicht, zumal da er von einer andern Seite vernahm, daß seine Geschichte Frankreichs, oder vielmehr eine wohlgemeinte Warnung von Johann von Müller bei Beurtheilung derselben in der jenaischen Litteraturzeitung, ihn bei dem Ministerium in einigen Verdacht von Jacobinismus gebracht habe. Weil er seiner gediegensten Redlichkeit gegen den Staat, den er zum Vaterland wählte, gewiß war, empfand er jenes übel, obgleich er, wenigstens damals wie er das gedachte Buch verfaßte, wirklich zu gut und zu hoch von mehrern Männern der Revolution dachte, und die Regierungen zu allen Zeiten, vorzüglich in jener wie in der gegenwärtigen, nicht sorgsam genug verhüten können, daß die akademische Jugend durch unreife politische Ansichten und Begriffe begeistert werde. Im Uebrigen blieb er sehr sorglos, wenn auch Gelehrte und Schriftsteller in Berlin, welche ohne Grund etwa fürchteten, durch seine Anwesenheit daselbst irgend zu leiden, in Briefen an diesen und jenen Souverän, oder in Schreiben, die auf Fürsten von Einfluß berechnet waren, ihn als Jacobiner verunglimpften. Bei seiner Unbefangenheit, seinem Abscheu vor aller Parteisucht und Sectirerei konnte keine verständige Obrigkeit ihn gar zu der schändlichsten Rotte zählen. In solcher Ruhe ist er auch sein weiteres Leben hindurch immer geblieben, welchem politischen Orden, oder welchen Zwecken politischer Machthaber man ihn beizugeben für gut fand. Er hat nie ein Wort über Politik geschrieben, nie in politischer Hinsicht gehandelt, als nach seiner jedesmaligen reinen Ueberzeugung und der parteiloseſten Unbestechbarkeit und Pflichtmäßigkeit.

Der Hauptgrund, warum er jetzt die göttingische Professur aus dem Augenmerk verlor, war eine, allem Anschein nach äußerst vortheilhafte buchhändlerische Verbindung, welche ihm Unger zu Berlin anbot, ein Mann, der sich durch Rastlosigkeit und Unternehmungsgeist, durch die Beihülfe seiner Frau, welche die schwächlichste Natur zu einer unglaublichen Anstrengung für seine Unternehmungen spannte, zu einem sehr aufblühenden Wohlstand emporgearbeitet hatte, ohne über dem Kaufmann seine

künstlerischen Anlagen zu vergessen. Woltmanns Gegenwart in Berlin ward durch solche Verbindung nöthig, wenigstens von dem Jahr 1800 an, wo er dem verabredeten Plan gemäß daselbst auch ein Journal für Geschichte und Politik beginnen sollte.

Darum eilte er, Berlin zum Frühjahr zu verlassen, in der Aussicht, die Erfahrungen, die er zum erstenmal über die Verwaltung eines großen Staates durch die Anschauung gemacht hatte, für die Historie nachher reifen lassen zu können. Ehe er an die Hauptstadt Preußens gefesselt wäre, wollte er den zweiten Band seiner Geschichte Großbritanniens zu Göttingen ausarbeiten, wo allein die Bibliothek die hinreichenden Hülfsmittel darbot.

Er nahm einen Umweg über Weimar, wo er vorzüglich über Waldstein, wie derselbe war und Schiller ihn gedichtet hatte, mit diesem edlen Dichter und Freund, den er hier zum letztenmal sah, und mit dem tieferen Göthe redete. Zu Göttingen war er den zweiten Tag sogleich in seiner Arbeit, und hoffte, wie den Sommer vorher, ungefähr im August sein Ziel zu erreichen, und dann über sein Vaterland durch Holland, Belgien, an den Rhein, nach Wien hin einen Streifzug zu machen, ehe er nach Berlin zurückkehre. Aber eine schwere und langwierige Krankheit seines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, verrückte den Plan, und die Pflege des geliebten Kranken ließ ihm wenig Zeit und Laune für seine historische Arbeit. Sobald derselbe genesen genug war, um reisen zu können, begleitete er ihn in ihr gemeinschaftliches Vaterland. Die Freude an diesem, vorzüglich das Zusammenleben mit seinem alten Vater, die Zersplitterung seines Reisegeldes bewogen ihn, so lange wie möglich in Oldenburg zu verweilen. Gegen Anbruch des neuen Jahrs begab er sich wieder auf den Weg nach Berlin, auf welcher Reise er einen wahrhaft deutschen Abend, der sich tief in die Nacht erstreckte, mit Henke und Häberlin zu Helmstädt zubrachte.

Mit Eifer begann er seine Zeitschrift für Geschichte und Politik, nach einer bestimmten Idee, die gleichwohl bei dem zerstreuenden Reiz, den das sinnliche und gesellschaftliche Leben einer großen Stadt noch für ihn, den

Kleinstädter, hatte, nicht planmäßig erreicht wäre, wenn auch nicht äußere Umstände seine Kraft und Hoffnung gehemmt und niedergedrückt hätten. Für ihn und die Ausführung seiner Idee bedurfte es einer Preßfreiheit, welche die preußische Monarchie in ihrer damaligen gespannten politischen Lage, in ihrer innern Zwietracht, da sie sich einem neuen Geiste der Zeit zu sehr hingegeben hatte, um davon lassen zu können, und von dem alten nicht lassen wollte, schlechterdings nicht gestatten konnte, und es war des Herausgebers Schuld, daß er darin zwar nicht zu wenig Einsicht hatte, aber darüber mit leichtfertiger Hoffnung hinwegging. Mit einem lebendigen Beifall, der sich in einem reichen, steigenden Absatz der Zeitschrift verrieth, wurden die ersten Stücke aufgenommen, als ihm plötzlich mehrere angefangene Artikel, wofür er die gesetzliche Censur erhalten hatte, durch das königliche Cabinet verboten wurden. Sein Muth erschlaffte, und das Journal siechte sechs Jahre fort. Bisweilen hoffte er freilich einen frischen Quell in dasselbe zu strömen. Wenn er die Entartung der französischen Revolution durch Buonaparte gefesselt glaubte, wenn die Genialität dieses Helden, welche von vielen denkenden Geschäffts- und Staatsmännern mehr anerkannt wird, als von den Gelehrten, ihn eine Zeit lang hoffen ließ, daß sie für Europa und Deutschland schaffen werde, was man nun von dem siegreichen Widerstand gegen diese Genialität wiederum hofft; so stand er nicht an, seinen Glauben in seiner Zeitschrift zu bekennen. Er glaubte es wenigstens als Historiker zu dürfen, da er jede Größe und liebenswürdige Eigenschaft auf den entgegengesetzten Seiten herzlicher und unbedingter pries; aber es frommte seiner Zeitschrift so wenig, wie seinen anderweitigen äußern Verhältnissen, wodurch jene gleichfalls in Fesseln geschlagen war.

Noch in dem Jahre 1800, zu dessen Anfang er nach Berlin zurückgekommen war, hatte er durch Betrieb des ersten Cabinetsministers, Freiherrn von Alvensleben, eines aufgeklärten Staatsmannes, der seine Neigung für Litteratur und Gelehrte um so lieber hegte, als er sich von Leitung der politischen Angelegenheiten durch den Grafen Haugwitz immer mehr verdrängt sah, die Stelle eines Residenten des Landgrafen von Hessenhomburg am Berliner Hofe erhalten. So gering die damit verknüpften

ten Einkünfte waren, dünkte sie ihm annehmlich, weil er, bis dahin noch als ein Fremder betrachtet, durch sie in die diplomatischen Gerechtsame trat, den Verpflichtungen preußischer Unterthanen entging, und den politischen Geschäfften näher kam.

Schnell mehrten sich seine diplomatischen Verbindungen und Arbeiten. Die freie Reichs- und Hansestadt Bremen übertrug im Winter 1800 und 1801 ihm als ihrem Geschäfftsträger die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu Berlin, wodurch er in genaue Verbindung mit ihrem Senator Schmidt, einem deutschen Republicaner und unübertrefflichen bremischen Patrioten, gerieth. Angenehm war ihm, daß eins der ersten diplomatischen Geschäffte, woran er für Bremen Theil nahm, über die Befreiung der Stadt nämlich von allen hannöverschen Gerechtsamen und Besitzungen innerhalb ihrer Mauern, ihn nach Hildesheim zu dem preußischen Gesandten am niedersächsischen Kreise, Herrn von Dohm, brachte, einem jener gediegenen Diplomatiker, wie Herzberg war und sie liebte, und dessen Gründlichkeit der nach diesem Staatsminister eingerissenen Diplomatik oft zur Last war. Er sah wohl ein, daß das Schicksal nicht übel für ihn gesorgt hätte, wenn er durch Dohm zuerst in das politische Geschäfftsleben eingeführt wäre.

Die Zerstreuungen, die auch mit kleinen diplomatischen Beziehungen verbunden sind, konnten ihn übrigens eben so wenig, wie die Geschäffte selbst, von historischen Arbeiten zurückhalten. In einem Büchlein zur Säcularfeier des preußischen Königthums, unter dem Titel: das brandenburgische Haus, führte er die Bemerkung durch, wie Preußens Größe durch dessen Streben für die politische Einheit Deutschlands erwuchs, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß der damalige leitende Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Auflösung der Deutschen das Heil der preußischen Macht sah. Dann beschrieb er von 1800 bis 1804 in drei Bänden die politischen und kriegerischen Bewegungen, welche unter den Deutschen durch Luther bis zum Religionsfrieden veranlaßt waren. Dies ist der Zweck seiner Geschichte der Reformation in Deutschland. Sobald sie ihn selbst anhebt, nach der Einleitung, ist sie aus den Quel-

len von Neuem geschöpft, wiewohl der Verfasser seine Vertrautheit mit Planks so geistreichem als gründlichem Werk so wenig verbirgt, daß er aus Dankbarkeit sein Buch jenem Historiker geweiht hat, ohne alle Rücksicht auf ihr persönliches Verhältniß, warum er auch von dieser Weihung dem edlen Freund nichts meldete und dem Zufall überließ, ob sie ihm je bekannt würde. Die Beziehung zwischen Luthers Individualität und seiner Zeit, manche Begebenheiten und Figuren der Reformation hat er schärfer dargestellt als seine Vorgänger, und Carls V. umfassende Persönlichkeit zum erstenmal in ihrem eigenthümlichen Reichthum. Wie viel Kritik seiner Darstellung zum Grunde liegt, hat man nicht gemerkt, weil die kritischen Noten, die es zeigen sollten, zurückgeblieben sind. Für den historischen Kalender der Berliner Akademie der Wissenschaften schrieb er eine kurze Geschichte Waldsteins, welcher die Grundzüge zu einer guten Biographie nicht fehlen, aber das Colorit des Helden entsteht, das man nur in seinem Vaterlande selbst kennen lernt.

Rechnet man zu diesen historischen Schriften die vielen Artikel welche er für sein Journal verfaßte, und seine diplomatischen Arbeiten und Zerstreuungen, so scheint er in jenen vier oder fünf Jahren fleißig gewesen zu seyn; allein er kann sich dies Zeugniß nicht geben. Sein Hang, nie von der Natur getrennt zu seyn, raubte ihm viel Zeit. Anfänglich wohnte er auf Ungers Landhaus im Thiergarten, dann kaufte er sich selbst eine schöne Besitzung daneben, ohne auf den großen Kaufschilling mehr als ein geringes, durch seinen litterarischen Fleiß erworbenes Geld geben zu können. Die Freude am Eigenthum, das nach den günstigen Bedingungen des Kaufes leicht sein reines Eigenthum werden konnte, erhöhte ihm den Genuß der Natur, und so wollte er anfänglich nicht wahrnehmen, wie viele Stunden das Grundeigenthum der Historie wegnahm. Dazu war die zweite Leidenschaft seines Lebens eingebrochen, heftiger noch wie die erste, und gleichwohl, wenn sie durch äußere Umstände begünstigt wäre, eine geringere Feindin der historischen Muse, weil die Genialität der Geliebten sich gern mit allen Musen vertrug. Da aber das Schicksal solchen Verein seiner Liebe und der Historie anfänglich schlechterdings nicht wollte, so ward diese bei ihm wiederum durch die Leidenschaft in den Hin-

tergrund geworfen. Die Folge von solchem Zwiespalt war ein Wechsel von wilder Anstrengung und Dumpfheit, und er hat viel Zeit von den kraftigsten Jahren des Lebens durch die ödesten Zerstreuungen getödtet.

Ein sehr heller Blick in diesem unmuthigen Zeitpunct ward für ihn eine kurze Reise nach Hamburg. Er kam dort mit seinem alten Vater zusammen, dessen Freude über die regsame, gewühlvolle freie Handelsstadt, wo er einen Theil seiner Jugend verlebt hatte, voll Erinnerungen war. Der unbefangne Greis hielt oft die geschäfftigen Leute mit Fragen nach Dingen auf, wovon keiner mehr etwas wußte, und wollte selbst dem Handel nicht einmal zugestehen, daß der reißende Wechsel die Gegenwart verschlange, welche er so lebendig gefühlt hatte. Dazwischen konnte er seine Freude nicht verbergen, daß sein Sohn, wenigstens interimistisch, als Repräsentant dieser von ihm so hoch verehrten Stadt in dem gleichfalls ihm wohlbekannten und werthem Berlin war.

Dieser hatte geglaubt, daß ihm die kaum übernommenen hamburgischen Geschäffte keine weitere Reise nach Oldenburg gestatteten; doch zu seinem Vergnügen ergab sich das Gegentheil, und er begleitete den alten Vater. Auf der Reise schlief er zum erstenmal in seinem Leben mit demselben in einer Stube, und ihn freute, dem Greis, dessen blühendes Alter doch von Gicht heimgesucht war, zur Hand seyn zu können. Auf wenige Tage begrüßte er Oldenburg; zu Bremen den Senat, welcher verdiente, freien Bürgern vorzustehn, und jenen eigenthümlichen Charakter ausgeprägt hatte, der zum Theil einen Souverän, mehr einen gehorsamen Bürger, ganz einen freien Mann bezeichnet. Ein Umgang, welchen der Rath mit ihm unter den alten Rheinweinen des Rathskellers hielt, die wie ein Schatz der Väter gehalten werden, der darauf folgende Ehrenschmauß auf dem Rathhaus, versetzten ihn in die Zeiten der alten Hanse. Man trank auf künftigen noch höhern Flor der Republik, und wohl nicht der Gast allein hoffte denselben damals auch durch Bonaparte, welcher sie nachher zu seiner guten Stadt erniedrigte.

Schon im Jahr 1805 verwandelte sich seine interimistische Verbindung mit der freien Stadt Hamburg in

eine dauernde, und alle drei Hanseſtädte vereinigten ſich, ihn zu ihrem gemeinſchaftlichen Geſchäfftsträger am preußiſchen Hofe zu beſtellen. Wenn das ehrenvolle Vertrauen, welches ſie ihm dadurch bezeigten, nicht durch glückliche Erfolge ſeiner Wirkſamkeit belohnt wurde; ſo lag der weſentlichſte Grund davon freilich in den Zeitbegebenheiten und dem Unglück, das ſich über die preußiſche Monarchie wälzte; doch iſt auch die Schwierigkeit nicht zu überſehen, daß er als diplomatiſcher Agent mit drei Senaten und Republiken von verſchiedenem und doch wiederum gemeinartigem Charakter und Intereſſe zu ſchaffen hatte, und in Lübeck gar nicht, in Hamburg äußerſt wenig und in Bremen wenig bekannt war. Wer im diplomatiſchen Geſchäfft den Hanseſtädten in ihrem Geiſte tüchtig dienen ſoll, der muß bei ihnen eingebürgert ſeyn, und gewiß iſt am rathſamſten, daß jede von ihnen Bürger aus ihrer Mitte zu ihren beſondern Geſchäfftsträgern auf den diplomatiſchen Hauptpuncten nehme, und erforderlichen Falls die drei einzelnen Hanſeaten daſelbſt auch einen einzigen Repräſentanten der ganzen Hanſe vorſtellen. Hinlängliche Beſoldung derſelben iſt freilich auch vonnöthen. Woltmann hatte von ihnen ſämmtlich ein jährliches Gehalt von 2000 Thalern. Wovon er einzeln nicht anſtändig zu Berlin leben konnte, davon ſollte er repräſentiren und gar einigermaaßen ein Haus machen. Er mußte alſo dem hanſeatiſchen Geſchäfftsträger, dem es an Geſchäfften nicht fehlen konnte, als anderweitiger Diplomatiker mit durchhelfen. Dies konnte er indeß nur eine Zeit lang.

Durch Vermittlung des nürnbergiſchen Conſulenten Roth, eines feinen Kenners vornehmlich der Hiſtoriker des Alterthums und der neuern Politik, ward er auch als Geſchäfftsträger der freien Reichsſtadt Nürnberg im Jahr 1804 beglaubigt. Allein dieſe Republik ſchwankte ſchon damals ſo, daß auf ein dauerndes diplomatiſches Verhältniß mit ihr nicht zu bauen war, die Beſoldung von ihr als eine vorübergehende Unterſtützung angeſehen werden mußte. Deſto ſicherer baute er auf eine andere. Johann von Müller war in demſelben Jahre zu Berlin als Hiſtoriograph angeſtellt; und wenn gleich der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit die Freundſchaft nicht erhöhte, welche zwiſchen ihm und Woltmann durch Briefe und im Namen der Hiſtorie ſeit Jahren beſtand; ſo dauerte ſie doch in man-

chen innigen Gesprächen fort, und Müller war ungemein erfreut, als er eine Gelegenheit fand, seinem Freund etwas Angenehmes zu erweisen. Als ehemaliger Referendär des Kurerzkanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten ward er in Anspruch genommen, während der Entfernung von dessen Minister zu Berlin als Geschäfftsträger denselben zu ersetzen. Dies vertrug sich nicht mit seiner Lage, und er wandte diese Bestimmung auf Woltmann. Obgleich die neue Anstellung nur interimistisch seyn sollte; so war doch auf immer wiederkehrende und auch lange Entfernung des Gesandten zu rechnen, und an einen Sturz des Kurerzkanzlers oder nachherigen Fürsten Primas dachten, wie an Wiederherstellung der Bourbons nur solche, welche die Zukunft nicht berechnen. Auf irgend ein immerwährendes Gehalt ließ der wohlwollende Fürst sogleich hoffen, der überhaupt seinen neuen Geschäfftsträger gern auszeichnete, und sofort dessen Erhebung in den Reichsadel ohne die geringsten Kosten für ihn am kaiserlichen Hofe durchsetzte. Wer der älteste deutsche Edelmann sey, ob es ein Dalberg, ist nicht ausgemacht; gewiß dagegen, daß ein Dalberg Anlaß zu dem letzten deutschen Edelmann wurde, wofern nicht an die Spitze unsres Föderativsystems wieder ein Kaiser treten sollte. Für Woltmann kann es nicht anders als denkwürdig bleiben, daß ebendieselbe Majestät, unter deren Schirm er diese Erinnerungen seines Lebens in glücklicher Lage schreibt, unmittelbar vor Niederlegung des römischen Kaiserthums ihn noch dem Adel des gemeinsamen Vaterlands zugesellte.

Im Herbst 1805, wo er die genannten diplomatischen Eigenschaften in sich vereinigte, und durch den Zusammenfluß der Einkünfte seiner Stellen eine jeder einzelnen entsprechende äußere Lage behaupten konnte, schien Alles zum Frieden seines Lebens zusammenkommen zu wollen, welcher sich nun auch mit seiner Leidenschaft versöhnte. Er verheirathete sich mit Karoline Stosch, der ältesten Tochter des Geheimenraths Stosch, eines verdienstvollen und überaus geachteten Arztes, des Hauptes einer glücklichen Familie. Mit ihrem Geist und Leben waren von da an seine Arbeiten und fast alle seine Stunden in so innigem Zusammenhang, wie selten Bildung und Kraft der Frau dem Manne gestatten. Den Winter selbst leb-

ten sie in ländlicher Zurückgezogenheit im Thiergarten, und nur den ersten weihte er weniger der Geschichte, und gab noch einmal seiner alten Liebe für die Dichtkunst nach. Die vier ersten Bände ihrer vereinten Schriften enthalten größtentheils nur, was sie in diesem Winter mit Lust und Liebe gearbeitet, und ihm ist sehr angenehm gewesen, daß mancher Kritiker wenig davon ihm beigemessen, und einen Theil seiner Arbeiten auch für ein Product der schwungreichen Einbildungskraft und so zarten als tiefen Empfindung seiner Frau gehalten hat. Da er übrigens selbst die Sitte hatte, sich mitunter mehrere Jahre nach keiner Kritik umzusehen, die über ihn erging; so ward leicht beobachtet, daß jene in vielen Jahren nicht eine einzige las, welche sie betraf, wie jungen Frauen geziemt, die in unsre factiöse ästhetische Litteratur hinaustreten.

Wie schön brach in dieser ländlichen Einsamkeit der Sommer von 1806 an, und wie hat er geendet! Die politischen Veränderungen, welche durch Napoleons System Deutschland trafen und bedrohten, die Erschütterung der Welt durch dasselbe waren auf wenigen Puncten so fühlbar, erregten fast nirgends einen so lebhaften diplomatischen Verkehr, als zu Berlin, wo die Systeme vom Norden und Westen gleichsam zusammenstießen. Nicht nur unmittelbar durch die Angelegenheiten der Souveränitäten, in deren Namen er handelte, und die oft ganz entgegengesetzte Rücksichten verlangten, war Woltmann als Diplomatiker damals überaus beschäfftigt, sondern eben so sehr durch das politische Gewebe überhaupt, das sich um ihn her bewegte, als diplomatischer Beobachter. Gebricht es dem Bevollmächtigten kleiner Souveräne nicht ganz an Geschicklichkeit und Kenntnissen, so schenken ihm die Bothschafter großer Mächte natürlich leichter das Vertrauen, als sich gegenseitig einander, und er wird einigermaaßen der Mittelpunct für die vielfachen diplomatischen Mittheilungen.

In diesem Gewirr, wo es noch mehr an Stimmung, als an Zeit zu historischen Arbeiten gebrach, konnt' er nur eine flüchtige Geschichte der Königin Margaretha von Anjou zu Stande bringen. Sein Journal hatte er schon aufgegeben, denn die Mitglieder des diplomatischen Corps

in Berlin und ihre Höfe wollten nicht alle den politischen Journalisten und den diplomatischen Geschäfftsmann in ihm unterscheiden.

Noch war er in seiner Bewunderung Napoleons, dessen glänzende Eigenschaften durch seine unlautern und wilden für den fernen Beobachter nur noch hin und wieder verdüstert schienen, wenig erschüttert, und er verhehlte dem Cabinets-Minister Grafen Haugwitz und andern nicht seine Meinung, daß die Preußen im Felde unterliegen würden. Schlagen wird sich, erwiederte jener Staatsmann bedenklich, unsre Armee ganz herrlich, und sie will ja den Krieg; und schwieg auf die Aeußerung, daß Preußen die Deutschen, welche unter der französischen Fahne föchten, wie Verräther an Deutschland ächten und behandeln sollte. Für politische Erwägung war auch keine Antwort darauf; aber jene Aufwallung beweist genug, wie deutsch Woltmann fühlte, wenn er gleich von dem Kampf wider Napoleon und die französische Revolution von damaligen Deutschen nicht viel hoffte.

Die Folgen des Tages bei Jena trieben ihn aus seiner ländlichen Wohnung in die Stadt, wo sich seine Geschäffte häuften, als nun das ganze Deutschland mit dem französischen Lager und hinter demselben herzog. Gleichwohl hielt er sich trotz aller Anreizung zum Gegentheil so von dem französischen Kaiser als allen seinen Großen zurück, ließ sich nicht mit dem diplomatischen Corps bei jenem vorstellen, ging in sein ländliches Leben zurück, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte und ohne Beeinträchtigung der dringendsten Geschäffte, that während der ganzen Besetzung Berlins durch die Franzosen soviel wie möglich jede Verhandlung mit ihren Behörden schriftlich ab, folgte nicht einer einzigen ihrer Einladungen, wenn sie Siege über die Preußen feierten. Er hatte sich herausgenommen, ohne Hehl zu sagen, was er an Napoleon und der französischen Revolution Tüchtiges wahrzunehmen glaubte, und darum gebührte ihm, so lange es noch ein Deutschland gab, auch den fernsten Anschein einer Gunstbewerbung bei dessen Feinde zu vermeiden.

In jener Zeit hörte das ächte Geschäfft eines Diplomatikers, wenigstens im nördlichen Deutschland und in

Preußen, gänzlich auf, und seine Kunst der Verhandlung ward zu einem geschäfftigen Treiben bei den Unterdrückern, Kriegslasten, Zahlungen zu mildern und Fristen gegen das einbrechende Unheil zu suchen. Nur in seinen Berichten konnte er noch Gegenstände der politischen Wissenschaft und Kunst berühren. Vorzüglich gegen den Großherzog von Frankfurth hat Woltmann in dieser Zeit ausgesprochen, was er als Deutscher, Weltbürger, Historiker fühlte, hoffte und ahndete. Was er schrieb, ward zum Theil mit Wohlwollen, bisweilen mit geistreichen Erwiederungen aufgenommen. Er traf auf mehr Deutschheit in diesem Fürsten, als die Meisten fassen, die ihn als einen Verräther des deutschen Wesens lästern. Es ist ein leiser Geist in jenem ehemals hochgefeierten Dalberg, der leise begriffen seyn will. In seinen unscheinbarsten Briefen erhebt sich mitunter derselbe allmählig zu umfassender Empfindung und weiten Ideen.

Den besten Trost aber schöpfte Woltmann jetzt gegen die traurige, verhängnißvolle Zeit, gegen den schon beginnenden Druck äußerer Umstände, da er durch Nürnbergs Untergang einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte verloren hatte, der Ertrag seiner Grundbesitzung fast aufhörte, und der Verfall des preußischen Papiergeldes auch ihm empfindlich ward, aus dem ernsten Bemühen, den ganzen Geschichtschreiber Tacitus zu verdeutschen, welches zufällig von Neuem belebt wurde, als seine Frau Stellen niederschrieb, die er ihr aus dem großen Römer in deutscher Sprache vorlas. Rastlos wurde die Arbeit jeden Tag fortgesetzt. Er verfolgte dabei keinen andern Gesichtspunct, als den genauesten Abdruck von dem Urbild zu geben, begreiflich zu machen und darzustellen, wie die Vorstellung der beschriebenen Dinge in Tacitus entstand und vorging, ehe noch einmal die Sprache daran Theil nahm. Dieser Urstyl ist das Wesentliche und Höchste in jedem Autor, und Niemand kann diesen fassen, gar übertragen, welcher jenen nicht in Geist und Gemüth erkannt hat. Auch sollte man, wenn Wissenschaft und Kunst unmittelbarer Zweck einer Arbeit sind, keinen Schriftsteller übersetzen wollen, als bei welchem sich jener Urstyl offenbart, und mit einem eigenthümlichen Gehalt.

Im Sommer 1807 war die Verdeutschung des Tacitus fast beendet, als ihr Verfasser den geistigen Anstren-

gungen, den Kümmernissen der Zeit, dem Gewühl in seinem Innern über die großen Begebenheiten erlag, und in das gefährlichste Nervenfieber fiel, aus welchem die Kunst und liebevolle Obhut seines Schwähers ihn rettete, so wie gegen die wiederholten Rückfälle in Nervenschwäche. Als endlich diese in der Mitte des Winters genug nachließ, um ihm historische Arbeit zu gestatten, begann er mit neuem Lebensmuth seine Geschichte des westphälischen Friedens, die ohne sein Wissen als eine Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller herausgegeben ward, mit welcher sie in Hinsicht auf Styl, Composition, Quellenstudium nicht die fernste Aehnlichkeit hat. Ob dem Historiker in ihm das diplomatische Leben gefrommt habe, muß vorzüglich nach diesem Buche beurtheilt werden. Völlig gegründet ist der Tadel, daß einige wesentliche Puncte, wie die Geschichte der schwedischen Genugthuung, unverhältnißmäßig kurz in demselben abgethan sind. Man wird es der bisweilen übermannenden Ungeduld des Nervenkranken zu gut halten, wenn man erwägt, mit welcher Ruhe und welcher Verläugnung der Vorarbeiten er das verwickeltste Gewebe diplomatischer Verhandlungen dargelegt hat. Erst gegen das Frühjahr 1809 war das Ganze vollendet. Doch fällt in denselben Zeitraum eine größtentheils beendete Geschichte des deutschen Ritters und Helden Georg von Frundsberg und eine Uebersetzung des Sallustius durchaus nach demselben Gesichtspunct, wie die Verdeutschung des Tacitus.

Diese beiden letzten Sommer und Winter hindurch, wo das Bild der Zeit und des Krieges, sein immer gehässigeres Geschäfftsleben, die täglichen Eindrücke des französischen Uebermuthes, des tiefseufzenden, ergrimmten preußischen Volkes, Krankheit und Sorge seine ländliche Ruhe heimsuchten und verbitterten, verdankt er viele Stunden der heitersten Geselligkeit und Unterhaltung dem Philologen Wolf, der sein witziges, lebendiges Gespräch mit Gelehrsamkeit, und seine dürrste philologische Untersuchung mit Lebensheiterkeit zu durchdringen weiß. Sonst sah er von den Gelehrten Berlins fast nur und am häufigsten Friedrich Buchholz, welcher den Namen eines Gelehrten weit mehr verdient, als unsre litterarische Welt glaubt, und seine oft angefeindeten historischen und politischen Meinungen durch die Unbescholtenheit männlicher

Gesinnung und des rechtschaffensten bürgerlichen Lebens adelt. Unter die Gelehrten nicht, doch unter die gebildeten Geister die sein ländliches Leben erfreuten, gehört vor allen auch Zelter, der die einfache Kraft, die seine Musik und sein Kunsturtheil beseelt, wie sein Element immer mit sich trägt. Mit Johann von Müller hatte er nach wie vor kein Zusammenleben, nur herzliche Stunden.

Leider mußte Woltmann im Frühling 1809 das ländliche Leben verlassen, welches ihm nun zu kostbar und für die diplomatischen Geschäffte zu hinderlich war. Die eignen Rosse, die ihn sonst schnell zu denselben führten, waren dem Krieg geopfert und mochten nicht ersetzt werden, da die Rückkehr des Gesandten vom Fürsten Primas ihm wiederum einen sehr beträchtlichen Theil seiner Einkünfte nahm. Er zog in die Stadt, die Räume, welche Prinz Louis Ferdinand zuletzt bewohnt, und durch manches lustige Vorspiel zu dem tragischen Kriege, in dem er zuerst fiel, bezeichnet hatte. Diese historische Erinnerung trat ihm oft zwischen die Arbeiten, die er dort sogleich begann, und vor dem Winter beendete. Für den ersten Kriegskalender von Göschen beschrieb er die einzige Art, wie Napoleon eine Universalmonarchie stiften könnte, nämlich auf die heiligste Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker, wodurch sich jede Universalmonarchie von selbst wieder auflöst. Das neue Staatsleben in Preußen reizte ihn zu dem Versuch, den Geist der neuen preußischen Staatsorganisation zu charakterisiren, und Winke zu geben, nach welchem Ziel derselbe strebe. Als der Versuch erschienen war, äußerten geistvolle Miturheber jener Organisation, wie überrascht sie von der Gründlichkeit wären, womit ein Uneingeweihter aufgespürt habe, was sie sich irgend bei den Statuten der Organisation gedacht hätten; und des Contrastes wegen kann bemerkt werden, daß Recensenten, die weder den Geist des Gesetzes noch seiner Urheber kannten, die Darstellung äußerst flach und unbefriedigend gefunden. Mehr Freund der Historie, als Müllers, empfand er bei der Bewegung über den zu frühen Tod des Geschichtschreibers der Schweiz einen unwiderstehlichen Trieb zu Abfassung des befeindeten Buches über denselben. Schnell mußten seine Worte auf die Lobeserhebungen fallen, welche sich Unverstand, Rohheit im historischen Urtheil, jugendliche Frechheit und Parteigeist über einen solchen Mann

herausnahmen, ehe der gerechte Schmerz, welchen Deutschland über den Verlust eines wie tadelnswerthen, doch seines besten Geschichtschreibers empfand, sie genehmigte. Die Wirkung, welche sein Buch wider Nachahmung und Bewundrung einer schlackenvollen historischen Manier bezweckte, wider eine unselige Ueberschätzung des Gemüths in der Geschichtschreibung gegen Verstand und Einbildungskraft, liegt erreicht vor ihm, und keine der Schmähungen und Verleumdungen, womit man ihn überhäufte, hat ihn verletzt; denn er wußte, was er geschrieben, und warum, und daß es in Deutschland ein stilles, reifes Publicum denkender Männer gibt, welches zuletzt über Autoren entscheidet, wenn gleich die in öffentlichen Blättern lärmende Jugend, Sectirerei und Beschränktheit sich für das deutsche Publicum ausgibt, und eine Zeit lang bei Unerfahrnen dafür gilt.

Nach Rückkehr der ersten Staatsbehörden aus dem äußersten Preußen zeigte sich bei der Lage der Monarchie gegen die französische Uebermacht doch nur eine schwache Spur von einem freien diplomatischen Verkehr, zumal in Hinsicht auf so kleine und beargwohnte Souveränitäten, wie die Hansestädte. Je widriger ihm dieses Gefühl ward, um so mehr sehnte er sich nach einem höheren Geschäfftsleben in bedeutenderen Régionen. Er sagte dies dem preußischen Staatscanzler Freiherrn von Hardenberg, von welchem er hoffte, alles wahrhaft Praktische in der neuen Staatsorganisation sanfter verwirklicht zu sehen, als die Urheber derselben es vermochten. Dieser Staatsmann hatte als ehemaliger preußischer Minister mit dem damaligen Glanz, der alten Rüstigkeit und Würde soviel Empfänglichkeit für neue Ideen, soviel freies Hinweggehn über die bestehende Form gezeigt, daß er zur Beseelung einer neuen vorzüglich geeignet schien; und wiederum wußte er das Neue mit dem Alten so zu umgeben, daß es auch da Eingang fand, wo es sonst nur niedergeworfen hätte. Vielleicht hat nie ein Staat in solcher innern und äußern Lage, wie damals der preußische, einen Mann an seiner Spitze gesehen, welcher so den schwankenden Zustand fristen konnte, ohne Muth und Neigung zu Wiederherstellung alten Ruhms und alter Festigkeit zu verlieren. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß eben ein solcher Staatscanzler dem Historiker zusagte, und ihn

die ehrenvolle Art freute, wie derselbe ihm die Aufnahme in den preußischen Staatsdienst versprach.

Die Nachricht vom Tode seines dreiundachtzigjährigen Vaters im Sommer 1809, dessen glückliches Alter durch ein kaltes Fieber geendet ward, ehe das französische Unheil über Oldenburg ausbrach und auch den Greis in Brodlosigkeit versetzte, trug mit dazu bei, daß Woltmann seine äußere Lage sorgloser nahm; denn bei jeglichem Wunsch nach einem glücklichen Geschick war ihm die Freude des Vaters darob ein besondrer Antrieb dazu gewesen. Ueberhaupt aber ist er wenig geeignet, eine Verheißung, die ihm geschehen ist, zur Erfüllung zu treiben; wie er Grund hatte zu wünschen, so war, denkt er, auch von der andern Seite Grund zu versprechen, zu erfüllen. Noch stand er im Dienst der Hanse, als gegen Anfang des Jahres 1810 der königliche Hof nach Berlin zurückkam.

Er vermied nun das Hofleben nicht, wie ehemals, und gewann von diesem Entschluß auch für seine historischen Ansichten, für vielseitige Betrachtung des Lebens. Eine sehr erfreuliche Erscheinung war ihm daselbst der Bruder der Königin, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, dessen regen Sinn für Deutschland, wie es in der Vorzeit erschien, wie es werden sollte, er schon zehn Jahr vorher aus täglichen Unterhaltungen über die deutsche Geschichte genau kannte. Der Oberhofmeister, Freiherr von Schilden, nach langem Hofleben so reiner Seele, wie ehemals zu Göttingen, brachte ihm Erinnerungen von dort in diese Umgebung.

Vielleicht war sie ihm auch dadurch angenehmer, weil er in dem König schon seinen künftigen König sah, was die Verschlingung der Hansestädte durch das napoleonische Reich, das Aufhören aller seiner Einkünfte, die er als Litterator von dem Großherzog von Frankfurt genoß, besonders wünschenswerth machte, ohne daß er seinen Eintritt in den preußischen Staatsdienst darum eifriger betrieb. Er hatte schon, wie Johannes Müller, in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das eigne Streben nach einem äußern Ziel fast nie ihm gelang. Auch stand ihm entgegen, daß er als Oldenburger wie ein geborner französischer Unterthan genommen würde, der ohne Erlaubniß Napoleons in keinen fremden Staatsdienst treten durfte. Selbst als er von Neuem in dem Namen des Großherzogs von Frankfurt als Geschäftsträger beglau-

bigt ward, und es unter Mißverständnissen blieb, that die französische Gesandtschaft Einspruch. Nach Paris zu gehen in den Dienst des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, wie ihm zugemuthet ward, hatte er keine Neigung. Obenhin hielt er um eine Anstellung, besonders eine litterarische, in dem sogenannten großen Reich an, weil französische Behörden ihn dazu veranlaßten. Er wünschte nur irgend ein Jahrgehalt für die Einbuße seiner hanseatischen Besoldung, um der Geschichte in Erwartung einer andern Zukunft allein zu leben; doch dieser Wunsch ward zurückgewiesen und durch die Anfrage erwiedert: wie er angestellt seyn wolle?

In dieser gewiß nicht harmlosen Lage ward Tacitus, der große Tröster seines Geistes seit langen Jahren, auch ein Trost für sein leibliches Daseyn. Er beschloß, seine Verdeutschung im Selbstverlag herauszugeben. Allein er ward sogleich gewahr, daß selten ein Stein auf dem andern bleiben konnte, und begann eigentlich eine ganz neue Verdeutschung, anfangs, wie vormals, beinahe nur nach einem Abdruck des Urstyls ringend, weniger besorgt um die Natur der deutschen Sprache und die philologische Genauigkeit. Bei jedem Theil tritt die Sorgfalt um diese beiden mehr hervor, auch in dem fünften noch nicht genug; doch welchen Tadel das Werk in dieser Hinsicht verdienen mag, urtheile Niemand über dasselbe ab, der nur schöngeisterisch, nüchtern grammatisch, gelehrt philologisch Sprachen miteinander vergleichen, und nicht fassen kann, was es heißt, das Urbild eines großen Geistes wiedergeben zu wollen.

Reichen Trost für das leibliche Daseyn brachte Tacitus indeß nicht, und unter welchen körperlichen Schmerzen kam die neue Verdeutschung der letzten Theile zu Stande! Ihr Urheber ward von der qualvollsten Gicht auf ein Krankenlager geworfen, welches er zu Berlin selten nur und auf kurze Zeit noch verließ. Bei nie erlöschendem Lebensmuth, trotz aller äußern Drangsale, ward er auch durch den frischen Sinn seiner Frau aufrecht erhalten, welche der Dichtkunst die einwohnende Kraft abrang. Er selbst begann auf dem Krankenlager die Ausarbeitung seines noch immer wenig vorgerückten Werkes über den dreißigjährigen Krieg, und eben so eine neue Zeitschrift, welche als deutsche Blätter erschien, und geeignet war, in der deutschen Litte-

ratur zu wurzeln, wenn bessere Zeiten ihren Ursprung begünstigt hätten. Die zur Herausgabe gehörende Ruhe war leicht zu behaupten, da sie zur Beschreibung des dreißigjährigen Kriegs gewonnen war, unter den heftigsten Erschütterungen der Seele.

Denn Woltmann hatte endlich die früher gehegte Hoffnung aufgegeben, daß Deutschland sich aus eigner Kraft wider Napoleon, oder vielmehr die Usurpationen der französischen Revolution erheben und obsiegen möge; hoffte dagegen, daß dieser Kampf für unsre Freiheit nicht vonnöthen, und dieselbe aus Keimen, welche zum Theil aus Frankreich gekommen waren, stiller aufblühen werde, indem die revolutionäre Kraft Bonaparte's und der Franzosen sich nach Asien hinüberspiele, und dort erschüttere und vernichte, was ihr eigenthümlicher Beruf war. Es geschah anders, und gleichsam durch Gottesurtheile ward Deutschland zu einem Kampf aufgerufen, welcher in Stunden der Begeistrung eine schnelle Erfüllung alles dessen versprach, was man je von einer Erhebung der deutschen Nation gehofft hatte, doch der furchtsameren Betrachtung ein siegreiches Ende nur nach vielen Jahren der Zerstörung und der Greuel zeigte.

Woltmann hatte kurz vorher von dem Großherzog von Frankfurt die Anwartschaft auf einen einträglichen diplomatischen Posten, auf sichre Anstellung im Großherzogthum für jeden Fall, und fast eine Verdopplung seiner Pension erhalten. Entschieden war nach seiner Ansicht keineswegs, daß dieses etwas durchaus Unsichres sey. Allein er hätte gern auch das sicherste Gut geopfert, um mit denen zu seyn, welche sich für die deutsche Freiheit erhoben. Er wandte sich an den Freiherrn von Stein, welchen er nur einmal, wenige Tage vor dessen Aechtung durch Napoleons Tyrannei, aber so gesprochen hatte, daß er zur Deutschheit und gewaltigen Kraft desselben inniges Vertrauen faßte, und erbot sich zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutschland. In Erwartung der Antwort blieb er zu Berlin, wo das Cabinets-Ministerium auch nach Erlöschung seiner diplomatischen Posten ihm den Genuß der diplomatischen Vorrechte zusagte. Ehe er die Arbeiten nur beginnen konnte, welche der Freiherr von Stein von ihm gewünscht hatte, machten die Wendung des Kriegs nach der Schlacht bei Lützen und Selbsterhaltung ihm zur Pflicht, vor den fran-

zösischen Heeren zu fliehen. Er raffte sich vom Krankenlager auf und begab sich unter gichtischen Qualen nach Breslau.

Hier arbeitete er seine Ideen über eine künftige politische Verfassung der Deutschen, in welchen der Gedanke, den er als ein historisches Resultat wohl nie aufgeben wird, obwaltete, daß in den Angelegenheiten Deutschlands zwei Principe sind, das vorherrschende, oder Oesterreich, das erregende, oder Preußen, und daß dieses mächtig genug seyn müsse, um jenes innerhalb der Schranken der deutschen Nationalfreiheit zu halten, nicht mächtig genug, um das constitutionelle Vorwalten desselben beeinträchtigen zu können. Ob die erste Ausarbeitung hierüber an den Freiherrn von Stein gelangt sey, weiß er nicht; beendet und abgegeben in solcher Absicht ward sie, als die anrückenden Franzosen Breslau bedrohten.

Woltmann floh nach Böhmen, und begann in den ersten Wochen zu Prag einen Abriß der Geschichte jenes Reichs, so wie er sich überhaupt zur Regel gemacht hat, in keinem Lande zu verweilen, über dessen Geschichte er sich nicht sofort durch eigne Forschung genau unterrichte. Seine Krankheit hatte nicht nachgelassen, Sorgen für den täglichen Unterhalt nagten an seiner Ruhe, und kaum hatte er angefangen, die Grundzüge der böhmischen Geschichte zu entwerfen, so sollte er bei Wiederausbruch des Kriegs die österreichischen Staaten verlassen. Frist verschaffte ihm seine Krankheit, hielt ihn aber auch gefesselt, als man nach dem Unglück der Verbündeten vor Dresden selbst für Prag fürchtete. Der Tag bei Culm ward der Vorbote der deutschen Freiheit.

Seiner Gesundheit wegen mußt' er in Böhmen zurückbleiben, durch das Studium von dessen Geschichte, und durch eine Umarbeitung seiner Verdeutschung des Sallustius beschäfftigt. Auch bei dieser waltete der Gesichtspunct vor, ohne welchen keine ächte Uebersetzung der alten Autoren seyn kann; doch sind philologische Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache weit mehr berücksichtigt, als auch bei den letzten Theilen des Tacitus.

Das schöne, wohlfeile Böhmen mit seinen Heilquellen, die väterliche Milde der österreichischen Regierung, welche sich sichtbarlich über die Völker ausbreitet, die großartigen Verhältnisse, die er im Bau der

österreichischen Monarchie wahrnahm, der große, alterthümliche Charakter Prags im Gemisch von Denkmalen slavischer und deutscher Sinnesart, und wie viele andre Dinge ließen ihn vergessen, daß er in Böhmen nur weile, um eine Bestimmung in andern Staaten abzuwarten. Nie war ihm der Gedanke eingekommen, daß er eine Bestimmung des Lebens für die österreichische Monarchie finden könne, auch da nicht, als er seine Geschichte Böhmens in zwei Bänden herausgab, ein Werk, das in Hinsicht auf den Wechsel im historischen Colorit, der bei gleichem Grundtone desselben so mannigfaltig seyn muß, wie der Stoff selbst, seine bisherigen historischen Arbeiten übertrifft, durch Ausführlichkeit und längeres Quellenstudium sehr gewinnen kann.

Während dieser Arbeit seines ersten Jahres in Böhmen verwandte er, wie im folgenden, viel Zeit auf Kritiken für die jenaische allg. Litteraturzeitung. Ehemals hatte er so im ästhetischen als historischen Fach fleißig für dieselbe gearbeitet, zu jung und zu wenig reif zum Kritiker. Nach langem Genuß der Litteratur ohne kritische Beschäfftigung begann er, durch die Zeitgeschichte gereizt und mit der Ueberzeugung, daß Begebenheiten und Angelegenheiten der deutschen Nation würdiger bei einem wissenschaftlichen Institut, als in unsern politischen Zeitungen erwogen würden, mit neuer Lust das kritische Geschäfft.

Noch immer dachte er in den preußischen Staatsdienst einzutreten, und der Fürst Hardenberg begünstigte diese Absicht noch, als sich fügte, daß seine Lage im Oesterreichischen nach Ansichten festgesetzt wurde, deren selten eine große Regierung Autoren gewürdigt hat. Durch sie lebt er der Hoffnung, da er jetzt in ein Alter getreten ist, an dessen Schwelle Tacitus seine historischen Arbeiten begann, einem umfassenden Werke, zu welchem die bisherigen nur Vorstudien gewesen sind, sein Leben zu weihen, ohne deshalb Arbeiten der Art, wie seine Geschichte Böhmens, zu unterlassen; denn wie große und die Quellen erschöpfende historische Compositionen unsrer Litteratur vonnöthen sind, so bedarf die Geschichte der meisten Länder noch solcher Darstellungen, wodurch dieselben gleichsam Persönlichkeit erhalten.

Johann Christoph Gatterer

von

Carl August Malchus

in Heidelberg.

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Einleitung.

Gatterers Verdienste um Geschichtforschung und Geschichtkunde sind so anerkannt und entschieden, daß sein Leben und Wirken auch hier, in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenossen, nicht übergangen werden darf. Er gehört zu unsern verdienstvollsten Historikern, und hat auf eigenthümliche und recht nach deutscher Weise in dem weiten Gebiet der Geschichte gearbeitet. Jene, bis auf die neueste Zeit bemerkbaren Eigenthümlichkeiten vaterländischer Bemühungen in diesem Gebiet, nämlich gelehrte Gründlichkeit, unbefangner, treuer und scharfsinniger Fleiß in der Erforschung des Einzelnen; kräftiges Streben, das Einzelne unter sich natürlich zu verbinden; treffendes, auf eine klare und ruhige Ansicht der Dinge und strenge Wahrhaftigkeit gegründetes Urtheil; ein immer erneuter Kampf gegen hergebrachte Vorurtheile, veraltete Irrthümer und Mißverständnisse, die sich auch in der Geschichte fortpflanzen, und gegen Schwierigkeiten, die zum Theil für unüberwindlich gehalten wurden; Aufhellung vieler dunkeln Stellen in dem großen Bilde vergangner Zeiten; sie leuchten auch an Gatterers Werken eben so glänzend hervor, wie die unleugbaren Mängel unsrer geschichtlichen Darstellungen sich gleichmäßig an ihnen kund geben. Auch er ist vorzüglicher in der Geschichtforschung als in der Geschichtschreibung; auch ihm ist mehr gelungen, eindringende und aufklärende Untersuchungen zu füh-

ren, und in ihnen schätzbare Beiträge zur Geschichte zu liefern, als diese selbst geistreich, anschaulich und anziehend, als ein treues Gemälde des Lebens, zu entwickeln; auch er hat mehr die Masse neuenthüllter und wohlbegründeter Thatsachen bereichert, als diese selbst zu einem Ganzen befriedigend verarbeitet.

Von seinen vielen Geschichtswerken ist eigentlich keins vollendet zu nennen, keins in sich selbst geschlossen oder ausgeführt in verhältnißmäßiger Uebereinstimmung seiner Theile. Man durfte von dem unermüdeten Forscher um so mehr ein recht gediegenes Ganzes erwarten, als er mit einer mühseligen Sorgfalt darauf hinarbeitete, und nie befriedigt durch seine früheren Werke, diese unverdrossen zwei und dreimal wieder begann, immer das Bessere erzielend. Eben weil er immer dahin zurückkehrte, wo er schon heimisch war, vertiefte er sich recht eigentlich in seine Untersuchungen so, daß ihm weiter und weiter stets das Feld und die Darstellung des Erkannten ward, und weil es über Menschenkraft war, alle Theile auf gleiche Weise, mit gleicher Tiefe zu ergründen und zu erörtern, er aber doch ein Ganzes zu geben beabsichtigte, stand das Ende immer dem Anfang nach, blieben die einzelnen Theile in einem nur zu sichtbaren Mißverhältniß.

So gelehrter Fleiß, und solche historische Gewissenhaftigkeit, der Lücken und seichte Stellen so unerträglich sind, wie der offenbare Irrthum, verdient unleugbar eine höhere Achtung, als die zeitige Oberflächlichkeit, die den Mangel gründlicher, aus den Quellen geschöpfter Thatsachenkunde durch Wortkram und Darstellungstand zu ersetzen strebt, und sich leichthin vermißt, eine Weltgeschichte zu schreiben, ohne auch nur Eines Volkes Geschichte aus ihren Urkunden erforscht und in sich zu reiner Anschauung gebracht zu haben. Gatterers ehrlicher Ernst, ja die Unruhe, mit der er immer wieder umkehrt, sich zu überzeugen, ob er auch recht gesehen; die Selbstverleugnung mit der er die Frucht einer schwierigen Forschung wieder vernichten, einen Fund, den er für glücklich hielt, doch wieder verwerfen kann, ist ein preiswürdiges Vorbild für alle Geschichtforscher. Doch dürfen wir von dem Geschichtschreiber noch etwas mehr fordern, ohne eben alle Grundsätze, die man in den neuesten Zeiten für die histo-

rische Kunst aufgestellt hat, bei ihm geltend machen zu wollen. Selbst die historische Forschung kann unmöglich das Auffinden und Ausmitteln einzelner Thatsachen, so wesentlich wichtig dieses ist, für ihr einziges oder höchstes Geschäfft halten. Alle ächten und wahrhaft ergiebigen Quellen bieten selbst schon mehr, als Einzelnheiten, auch einen Geist, ein Leben dar, in dem auch jene erst verständlich und recht erkennbar werden. Auch der Historiker kömmt von dem Einzelnen, wie reichlich er es auch auffasse und zusammenfasse, nicht zu einem Ganzen, wenn er, blos in der Erscheinung weilend, gegen die Wahrnehmung des Geistes sich gleichsam verblindet, und so den leitenden Faden verliert, an dem er durch die zerstreuende und verführerische Mannigfaltigkeit zu einer klarern Anschauung des Einzelnen im Ganzen aufstreben soll. Gatterer verlor öfter, oder fand nicht diesen leitenden Faden, und zersplitterte so seine redliche Kraft, seinen ämsigen Fleiß, indem er sich, ohne die Alles überleuchtende Fackel, in mannigfachen, auf diese Weise häufig undankbaren Untersuchungen umtrieb.

Es fehlte ihm, — (wenn dieß ohne Furcht vor Mißverstand gesagt werden darf), die Philosophie, nicht die irgend einer Schule, die aus ihrem System heraus die Geschichte macht und deutet, sondern der philosophische Geist, der zugleich nach Durchdringung und Umfassung strebt, die philosophische Bildung, die aller Forschung erst Sicherheit, Gewandheit, Klarheit und Leben gibt, die Anschauung des Lebens möglich macht. Dann wird überall nur ein todter Stoff gefunden, der, weil er höchstens nur zu einem Scheinleben gebracht werden kann, wie man ihn auch verkette, nur eine Masse von Bruchstücken bleibt, deren jedes, mit zweifelhaftem Recht, in diese oder jene Gestalt und Verbindung gebracht werden kann.

Daraus geht denn auch die Ungewandheit und Unanschaulichkeit der Darstellung hervor. Es kann nur das, was klar angeschaut ist, klar und lebendig abgebildet werden. Einzelne Gestalten, neben einander gestellt, geben noch kein ganzes Bild; die nicht zu versteckende Mühe ihrer Zusammenordnung verräth nur noch mehr, daß es kein Zusammenleben ist; der Fleiß und die Kunst, mit der das Eine oder Andre ausgeführt ist, entschädigt nicht für den

Mangel an Uebereinstimmung und Einheit. Auch die Sprache bequemt sich nur dann leicht und natürlich, wenn der Geist den darzustellenden Gegenstand klar und umfassend ergriffen hat; sie widerstrebt überall, wo sie das, was in sich nicht vereinigt ist, erst vereinigen und den Zusammenhang hervorbringen soll, der nicht an sich schon in den einzelnen Theilen ist. Die Geschichte, die recht ein zusammenwirkendes, fortstrebendes Leben abbilden soll, erscheint dann nur als lose verknüpftes Stückwerk, das in jeder Bewegung zu erstarren scheint; die Darstellung wird schleppend und ermüdend, und die Thatsachen selbst, die wir, als die reine Ausbeute der vorangegangenen Forschung, naturgemäß verbunden, zunächst in dem großen Bilde zu erblicken wünschen, werden durch die mit eingewebte Masse eines großen Theils der angestellten Untersuchungen selbst, von denen sie sich nicht bestimmt genug scheiden, noch mehr auseinander gehalten. Wir finden in Gatterers historischen Werken häufig ein Auseinandergehen, das ein lichtvolles Auffassen hindert, und sein treuer Fleiß hat daher, obwohl manche dankenswerthe Ausbeute, doch nicht so reiche Früchte getragen, als man wünschen durfte.

Eine rühmende Anerkennung gebührt seinen Verdiensten um die sogenannten historischen Hülfswissenschaften, die er selbst sorgfältig bearbeitete, für die er erst rechte Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit erweckte. Zwar trennte er sie wohl zu sehr, oder ließ wenigstens ihre Beziehungen unter einander nicht tief genug wahrnehmen; doch ist jede seiner besondern Bearbeitungen derselben von Werth, und hat Andern, die ihm nachfolgten, Bahn gebrochen, den Weg geebnet. Dieses Verdienst wird ihm ungekränkt bleiben.

Was er als academischer Lehrer gewirkt, ist nicht zu berechnen. Gewiß hat er sich den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit Vieler erworben, die des treuen und eifrigen Mannes Schüler waren. Auch Andre haben erkannt, was Johannes Müller, zwar noch als Jüngling, doch damals schon als gültiger Zeuge von ihm rühmt: „G. liest sehr gut.“ Auch auf Müllers Bildung wirkt' er gewiß wohlthätig ein, und die durch ihn gegründete historische Gesellschaft, deren Mitglied jener auch

ward, hat nicht nur den Einen, sondern Viele in streng-historische Forschungen geleitet und zu gründlichen Untersuchungen veranlaßt.

Können wir ihn denn auch nicht, wie Müller, in seinem Lob, zumal als Jüngling, leicht zu freigebig gethan „den großen Gatterer, den classischen Schriftsteller in der Geschichte" nennen, so steht sein Name doch mit hoher, wohlverdienter Achtung in der Reihe der wirksamsten Beförderer der Geschichtkunde und Geschichtliebe im Vaterland aufgeführt, und man wird eine Erinnerung an sein Leben hier nicht ungern wiederfinden.

Die Lebensbeschreibung, die wir aufnehmen, hat zwar mehr sein äußeres als sein inneres Leben, und nicht durchaus befriedigend, mitgetheilt; sie empfahl sich aber durch die Benutzung handschriftlicher, beglaubigter, zum Theil von G. selbst verfaßter Nachrichten und durch die Beweise einer vertrautern Bekanntschaft des Verfassers mit dem Mann, mit dem unsre Leser sich nun noch mehr befreunden mögen.

K.

Johann Christoph Gatterer.

Johann Christoph Gatterer ist den 13ten Julius 1727 in der damals nürnbergischen Festung Lichtenau geboren, seit seinem 9ten Jahr aber in Nürnberg erzogen worden. Nachdem er daselbst die lateinischen Schulen, bei St. Sebald sechs, die bei Laurenzen zwei Jahr besucht, außerdem aber auch den besondern Unterricht verschiedener dasiger Gelehrten genossen, hat er, nach seiner Ostern 1744 erfolgten Entlassung aus den untern Schulen, in seinem 17ten Jahr das Auditorium publicum benutzt, außerdem aber sich theils mit Unterrichtgeben, theils mit Ausarbeitungen aus der Geschichte und aus den Alterthümern beschäfftigt. So vortheilhaft er sich auch durch diese ausgezeichnet hatte, so war es dennoch bis zu dem Augenblick, wo er die Academie hatte beziehen sollen, unentschieden geblieben, ob er überhaupt sich ferner den Studien würde widmen können, da sein Vater theils wegen Mangel der hierzu erforderlichen Mittel, theils aus Abneigung gegen das Studiren, ihn für ein Handwerk bestimmt, und nur ungern, und durch die nachmals nicht erfüllte Zusage zulänglicher Stipendien bewogen, in seinen Abgang auf die Universität Altdorf (Ostern 1747) eingewilligt hatte, auf welcher er durch ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen, sechs Jahr auf seine Bildung hat verwenden können.

In spätern Jahren hat er sehr oft das Jahr von Ostern 1740 bis dahin 1741, das er (in seinem 14ten Jahr) in der vierten Classe zugebracht, als dasjenige bezeichnet, in welchem er, wie er sich ausdrückt, „den Grund zu seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit gelegt hat", dagegen eben so sehr die Zeit bedauert, die er bis dahin in den drei untern Classen verloren hatte, so wie überhaupt, wenn man die Schwierigkeiten die er in seiner Lage zu bekämpfen gehabt hat, betrachtet, es wirklich Bewunderung erregt, wie er so jung schon einen so hohen Grad von Bildung hatte erlangen können, was freilich von seinem seltnen Genie und von seiner Thätigkeit zeugt, Gatterer aber in seinem frommen Sinn „einzig als Fügung der Vorsehung" geschildert hat.*)

In den beiden ersten Jahren seines academischen Lebens hatte er sich beinahe ausschließlich mit den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, und mit den orientalischen Sprachen beschäfftigt, die er, nach seinem gewiß competenten Zeugniß, bei geschickten Lehrern zu erlernen Gelegenheit gehabt hat. Da es indessen das Ansehen hätte, als wenn er dereinst zum Kirchendienst bestimmt werden würde, so hat er seit seinem zweiten academischen Jahre auch theologische Collegia besucht, die er jedoch, nachdem er beinahe ganz absolvirt, und selbst mehreremal in Nürnberg und an andern Orten geprebigt hatte, „auf Anrathen seines vornehmsten Lehrers, des Dr. Die„telmeyer, wieder verlassen hatte, um sich ausschließlich

*) Sein Vater war Unteroffizier im nürnbergischen Dragoner-Regiment; wie Gatterer ihn schildert, ein frommer, braver, schlichter Mann, der aber weder lesen noch schreiben konnte. Er hatte seinen Sohn einzig in der Absicht in die Schule geschickt, um die Zeit auszufüllen, bis daß er die zu einem Handwerk erforderlichen Kräfte haben würde. Er wollte z. B. nicht haben, daß sein Sohn zu Hause lesen sollte, was diesen genöthigt hat, dieses oft heimlich auf dem Boden zu thun, wo er sich durch Aufhebung einiger Dachziegel das erforderliche Licht verschafft, dann auch das Geschäfft des Einheizens der Classen zu übernehmen, wodurch er Gelegenheit gehabt hat, jeden Morgen einige Stunden vor Tag, Licht und Wärme zum Studiren zu erhalten. Diese und andere Data sind aus einer biographischen Notiz von seiner Hand entnommen, und die, so wörtlich übernommen sind, mit zwei „ „ bezeichnet.

„dem Studium der zur Historie erforderlichen Wissenschaf„ten widmen zu können", wobei ihm, wie er dankbar anerkannt hat, der Umgang mit Heumann und Hofer und die Benutzung der vortrefflichen Bibliothek des erstern von so größerem Nutzen gewesen sind, „als er niemals „ein Collegium über irgend einen Theil der Historie und „der damit verwandten Wissenschaften gehört hat."

Heumann, bei dessen Stiefkindern er 1749 Hofmeister geworden war, „und der ihn genauer, als viele andere gekannt hat", hatte ihn für die historische Professur bestimmt, zu welcher er auch, „nachdem er im Jahr „1751 Magister geworden war, und historische Collegia, „die damals in Altdorf fast ganz aus der Mode gekommen „waren, gelesen hatte", nach Semlers Abgang nach Halle in Vorschlag gebracht worden war, welcher Aussicht er indessen, „theils wegen seiner häuslichen Umstände, „theils weil er geglaubt hat, dem Vaterlande bei der da„maligen Verbesserung des Gymnasii nützlich seyn zu „können, eine Vocation als Lehrer der vierten Classe an „diesem vorgezogen", und im October 1752 wirklich angetreten hat.

Im Jahr 1755 war er zum Lehrer an der dritten Classe, 1756 aber zum Conrector, und außerdem, „was „vor ihm noch nie geschehen, zur vorzüglichen Ehre eines „Professors der Reichshistorie und Diplomatik am Audi„torio publico befördert worden", in welcher doppelten Eigenschaft er gelehrt, außerdem aber seine Holzschuersche Geschichte (1755) herausgegeben hat, welche die Veranlassung geworden war, daß er nach Koelers Tod, im Julius 1759, als Professor philosophiae ordinarius et historiarum nach Göttingen berufen worden ist, welches neue Amt er Michaelis des nämlichen Jahres angetreten hat.

So ausgebreitet auch damals schon seine Kenntnisse gewesen sind, so hat er doch sehr oft selbst anerkannt, daß er, ohne seine Versetzung nach Göttingen, wo er bei'm Ueberflusse aller Hülfsmittel sich in dem Kreise ausgezeichneter Männer in allen Fächern der Wissenschaften befunden, niemals was er geleistet hat, würde haben leisten können, welche Anerkennung der vorzügliche Grund seiner

Anhänglichkeit und seiner Theilnahme an dem Flor dieser Academie gewesen ist. Bei seinem Abgang von Nürnberg war er zum Ehren-Mitglied der Altdorfischen Academie, 1762 zum ordentlichen Mitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen, 1770 zum Hofrath, und im Jahr 1776 endlich auch zum Mitglied der Societät der Wissenschaften, wozu er bereits 1762 von dieser selbst vorgeschlagen worden war, ernannt worden, deren Commentarien in neunzehn Abhandlungen voll der gediegensten Gelehrsamkeit die Beweise seines eben so seltnen Forschungsgeistes, als seiner unermüdeten Thätigkeit enthalten, welcher im Jahr 1778 sein Körper auch einmal auf den Grad unterlegen, daß jede Hoffnung für seine Erhaltung aufgegeben war, von welcher Krankheit er jedoch nach neunmonatlichem Leiden genesen war, und noch zwanzig Jahr (bis 1798) eine ziemlich feste Gesundheit genossen hat, die aber seit diesem Zeitpunct, bis zu seinem am 4ten April 1799 erfolgten Tod, leidend gewesen ist.

In den ersten Jahren nach dem Antritt seines Lehramtes in Göttingen hat er beinahe über alle Theile des historischen Studiums Vorlesungen gehalten, in spätern Jahren jedoch sich mehr auf die Universalhistorie und auf die historischen Hülfswissenschaften beschränkt, unter welchen die Diplomatik, so wie die Geographie ihn vorzüglich beschäfftigt haben. Seine Vorträge waren ohne Prätension und ohne Ueberladung mit fremdartigen Dingen; in der Geschichte eine einfache Erzählung der Begebenheiten, mit tiefdurchdachter Entwicklung der Ursachen durch die sie veranlaßt, und der Wirkungen die sie in nähern und entferntern Epochen und Perioden hervorgebracht haben; in den Hülfswissenschaften aber stets erläuternd und immer darauf bedacht, die erklärte Sache recht anschaulich zu machen, und hierdurch dem Gedächtniß seiner Zuhörer einzuprägen. Vorzüglich hat er diese Methode in der Diplomatik befolgt, in welcher er seine Zuhörer vom ersten Anschaun der Alphabete und Zeichen an bis zum Lesen von Urkunden aus allen Jahrhunderten sowohl in Kupferstichen als im Original stets erläuternd geführt, und durch Ausarbeitungen in der Praxis selbst geübt hat.*) Eben diese Einfachheit im Vortrag möchte

*) Er hatte zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen von der Diplomatik, Heraldik und Numismatik besondere Sammlungen

wohl auch als die vorzüglichste Ursache betrachtet werden müssen, daß in spätern Jahren der Werth seines mündlichen Unterrichts weniger als er es verdient, gewürdigt, und daß daher seine Vorlesungen weniger besucht worden sind.

Die Kenntniß der Veranlassung, die in ausgezeichneten Männern den ersten Funken ihres schlafenden Genies zuerst geweckt hat, ist in mehrfacher Beziehung, vorzüglich auch um deswillen wichtig, weil sie sehr oft Aufschlüsse über die Richtung gibt, die ihre spätere Thätigkeit genommen hat. Als solche hat Gatterer selbst den Umstand bezeichnet, „daß seine Mutter sich täglich etliche „Stunden mit lautem Vorlesen geistlicher und historischer Bücher, vorzüglich aber mit dem Lesen von Kalendern beschäfftigt hat, wodurch sie und auch der zwölfjährige Knabe, welcher diesem Vorlesen zuhören „mußte, eine ziemlich fertige Kenntniß von der Genealogie aller fürstlichen Häuser, so weit sie in den Kalendern enthalten gewesen, und auch von andern historischen „Thatsachen erhalten hat", die seine Wißbegierde erregt, ihn zu weiterm Forschen veranlaßt, und so von Stufe zu Stufe weiter geführt hat. Wie groß seine Fortschritte gewesen sind ergibt sich wohl aus dem Umstande, „daß er „seit seinem dreizehnten Jahr verschiedenen seiner Mitschüler nicht allein in der lateinischen und griechischen „Sprache, (seit seinem 16ten Jahr auch im Hebräischen), „sondern selbst auch schon in der Geschichte und Geographie Unterricht ertheilt hat, und im Stande gewesen ist, „die Alten in der Ursprache zu lesen", was er jederzeit als vorzüglich wichtig betrachtet, daher auch soviel möglich die Quellen in der Originalsprache studirt, und selbst noch in spätern Jahren um einiger Allegate willen fremde Sprachen wenigstens so weit erlernt hat, als zum Verstehen solcher Stellen nothwendig gewesen ist.

---

angelegt, für welche er, um Alles methodisch ordnen zu können, die kostbarsten diplomatischen und andere Werke zerschnitten hatte. Diese Sammlungen sind an seinen Sohn in Heidelberg gekommen, der sie durch eine große Anzahl von Originalen und überhaupt so erweitert hat, daß daraus mehrere vollständige diplomatische Cabinette gemacht werden können.

Als andere Umstände die auf seine Bildung vortheilhaft gewirkt haben, bezeichnet er selbst seine anfängliche Bestimmung für die Theologie, die ihn zum Studium der Bibel, der Kirchengeschichte und der Philologie, so wie die ihm anvertraute Führung der für die juridische Laufbahn bestimmten Heumannischen Stiefkinder zum Studium der Rechts-Wissenschaften veranlaßt hatte, vorzüglich aber die Benutzung der Heumannischen Bibliothek und den genauen Umgang mit diesem Gelehrten, dessen Beispiel ihn für das historische Studium noch mehr angefeuert, so wie sein Rath in jenem der Diplomatik geführt hat.

Um Gatterers große Verdienste um die Geschichte, in welcher er sowohl in Hinsicht auf die historische Kunst, als auf die Erweiterung des historischen Wissens selbst als Epochenmann betrachtet werden muß, gehörig würdigen zu können, muß der Zustand, in welchem in der Zeit, in welcher sein großes Wirken begonnen, beides sich befunden hat (1750), betrachtet werden, in welcher, nachdem das System der vier Monarchieen kaum verlassen war, das Wesen und der Werth eines historischen Werkes in sein Volumen und in die Aufhäufung einer Masse ohne Sichtung und Ordnung zusammengeraffter Materialien gesetzt worden war, so daß nach seinem Urtheile (allgem. histor. Bibliothek I. S. 64) „das Vorurtheil „der Weitläufigkeit, damals als die Verderberin „der neuern Historiker hat betrachtet werden müssen.“ Nach der Ansicht, die er sich von der Geschichte selbst und von dem Zwecke des historischen Studiums gebildet hatte, soll erstere durch eine getreue, aber auch lebendige Darstellung der politischen, bürgerlichen und Religions-Verhältnisse, so wie durch eine anschauliche Schilderung der sittlichen und intellectuellen Bildung der Völker in der Vorzeit, die Lehrerin der lebenden und künftigen Geschlechter seyn, was sie nach seiner Ueberzeugung aber nur in so fern leisten kann, als sie zugleich, theils die Ursachen und Wirkungen dieser Verhältnisse bei jeder Nation insbesondere, theils aber auch das wechselseitige Einwirken einer Nation auf die übrigen, sowohl in jeder gegebenen Periode, als überhaupt, gleichsam wie in einem Gemälde darstellt, dessen Erfindung, oder eigentlicher die Kunst der Composition desselben, daher auch der vorzüg-

lichste Gegenstand seines Strebens gewesen ist. Das Verhältniß der Universal-Historie zur Special-Geschichte insbesondere, hatte er sich wie jenes der Karte vom Globus in der Geographie gedacht, und nach diesen Ansichten, und aus dem sorgfältigsten Studium der Vorzüge und Fehler der Alten (unter denen Moses und Herodot seine Lieblings-Schriftsteller gewesen sind) und der Fehler der neuern Historiker sich einen Plan abstrahirt, in welchem er das Episodensystem der erstern mit der noch wenig präcisirten Epochenmanier der letztern in der Art verbunden hat, daß er für die Ordnung und Trennung der Begebenheiten fünf Hauptepochen, für die Stellung der Nationen in jeder Periode aber ein doppeltes System, nämlich bis zum 16ten Jahrhundert das Unterwürfigkeits-System, und seit diesem Zeitpuncte jenes der Bündnisse angenommen, überhaupt aber die Seele der historischen Kunst in die Zusammenstellung des Gleichzeitigen gesetzt hat.

Die Theorie dieses Systems hat er in seiner Abhandlung vom historischen Plane, zu welcher die vom Plan des Herodots und des Trogus*) als Belege gehören, jene der historischen Kunst überhaupt aber in einer Reihe von Abhandlungen entwickelt**), zu welchen seine Werke über die allgemeine Weltgeschichte als Muster für die Anwendung betrachtet werden können. Leider ist von diesen keins vollendet, da selbst das neueste, das nur bis auf die Entdeckung von Amerika reicht, mehr nur als ein erster Aufriß betrachtet werden kann, wovon jedoch die Ursache einzig in seinem Streben nach möglichster Vollkommenheit, so wie in seinen eignen Fortschritten gesucht werden muß, die ihn theils auf neue Ansichten, theils aber auch auf Lücken in der Geschichte einzelner Völker oder einzelner Perioden geführt haben, deren Ausfüllung ihm nothwendig geschienen, ehe, nach seiner Ueberzeugung, die Ausarbeitung einer vollständigen Universal-Historie hätte möglich seyn können. Hierdurch

*) In der allg. histor. Biblioth. I. S. 15. II. S. 46. III. S. 18.

**) In dem beigefügten Verzeichniß seiner Schriften Nro. 29 bis 38.

sind nun freilich seine Schriften unvollendet geblieben, dagegen aber seine drei Abhandlungen de Herodoti et Thucydidis Thracia, seine vier Commentationen de populorum letticorum origine sarmatica und eine Anzahl anderer Arbeiten entstanden, die eben so sehr seinen Forschungsgeist beurkunden, als sie das Gebiet des historischen Wissens erweitert haben.

Eine Seite in Gatterers Streben nach größerer Vollkommenheit verdient um so mehr herausgehoben zu werden, als sie der Nation, welche seinen Namen ehrt, näher liegt, nämlich sein Wirken für die Vervollkommnung der deutschen Geschichte, deren Zustand bis in jene Zeit (1760) er in seinen zufälligen Gedanken über die deutsche Geschichte*) geschildert hat. Nach seiner Ueberzeugung „sollte jede Nation ihre eigne vaterländische „Geschichte selbst schreiben, und es hat ihn bis in das Innerste seiner Seele geschmerzt, seine Nation in der Classe „derjenigen zu finden, die (damals 1766) keine eigenthümliche vaterländische Geschichte, weder in ihrer eigenen, „noch in einer fremden Sprache, besessen hat"**), wozu nach seiner Ansicht damals selbst die Materialien noch nicht vollständig gereift gewesen sind.

Dieses Gefühl und der Wunsch, durch Sichtung der vorhandenen Materialien und andere Vorarbeiten, wo nicht die Herausgabe einer Geschichte selbst zu bewirken, dennoch vorzubereiten, war nicht allein der Gegenstand einer ausgebreiteten Correspondenz an alle Orte, wo er Codices und andere Quellen vermuthet, sondern auch die Veranlassung zur Errichtung des historischen Instituts (feierlich eröffnet den 22sten Decbr. 1766) geworden, von welchem er Plan und Zweck in der nähern Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftsteller über die deutsche Geschichte***) angegeben hat, welcher letztere aber durch zufällige Umstände nicht vollständig erreicht, vielmehr das gewiß nützliche Unternehmen für ihn die Quelle von viel-

*) Allg. histor. Biblioth. II. Bd. S. 93.

**) Ebendas. I. S. 66.

***) Ebendas. VIII. S. 3 ff.

fältigen persönlichen Unannehmlichkeiten geworden war. *) Die Arbeiten der Mitglieder des Instituts sind in den sechszehn Bänden der allgemeinen historischen Bibliothek, von Mitgliedern des königl. Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771, und in dem historischen Journal, von Mitgliedern ꝛc. Göttingen 1772—1781, beide von Gatterer herausgegeben, enthalten, von welchen das letztere sich lediglich auf Recensionen beschränkt, das erstere aber die historische Kunst selbst zum Gegenstand gehabt hat.

Die historischen Hülfs-Wissenschaften bilden ein anderes Feld in dem historischen Gebiete, auf dessen Cultur Gatterers Thätigkeit sich ebenmäßig erstreckt, und in welchem er sich vorzüglich um die Diplomatik verdient gemacht hat, in welcher er einzelne Materien noch gründlicher, als von den französischen Benedictinern geschehen war, bearbeitet, überhaupt aber das Ganze zuerst in ein gehörig geordnetes System gebracht hat, welches alle frühern Arbeiten in diesem Fache übertrifft, selbst aber von keinem seiner Nachfolger übertroffen worden ist. Leider sind auch seine Elementa artis diplomaticae 1765, unvollendet geblieben, welchem Mangel er aber durch seinen Abriß der Diplomatik und durch seine praktische Diplomatik abgeholfen hat, in welcher letztern das Verzeichniß von Urkunden-Sammlungen (mehr als 650 Werke,) als erster Versuch ebenfalls sehr schätzbar ist.

Eben so hat er in seinem Abriß der Heraldik zuerst den Versuch gemacht, diese Wissenschaft auf methodisch geordnete, zuverlässige Grundsätze zu bringen, von wel-

*) Eine Hauptursache von diesen, und daß die ganze Sache nicht wie er sie projektirt hatte zu Stande gekommen ist, hat in der Jalousie der Societät der Wissenschaften gelegen, welche in dem Institute eine Nebenbuhlerin gesehen hat, deren Aufkommen sie um so glücklicher entgegengearbeitet hat, als durch den Plan selbst, nach welchem mit einer großen Anzahl von Gelehrten eine nicht minder große Anzahl von Academikern vereinigt war, eigenthümliche Schwierigkeiten entstanden waren. In Gatterers litterärischem Nachlaß befindet sich eine Anzahl Abhandlungen, die in den Zusammenkünften gelesen worden sind.

welchen er die Anwendung sowohl in seiner praktischen Heraldik, als durch mehrere andere Beispiele gelehrt hat, so daß er als Schöpfer dieser Wissenschaft betrachtet werden kann, was in Ansehung der Genealogie zwar nicht in der Maaße der Fall ist, obgleich sein Abriß der Genealogie als das beste Werk der Art, seine Holzschuersche Geschichte aber als einer der gelungensten Versuche der Benutzung von Urkunden in genealogischen Arbeiten betrachtet werden müssen. Unter seinen geographischen Arbeiten, die zum Theil so wesentlichen Aufklärungen der alten Geographie gewidmet gewesen sind, ist vorzüglich sein kurzer Begriff der Geographie, sowohl durch System und Methode, als durch die Bezeichnung der Verwandtschaften der Völker in Hinsicht auf Abstammung, Sprache und Religionen, und durch die Classification schätzbar, die er zuerst von den Meeren und Gebirgen, den Climaten und Fluß-Verbindungen gemacht, und die er durch besondere Karten anschaulich dargestellt hat. Eben diese Untersuchungen, die er zum Behuf der physischen Geographie angestellt, vorzüglich aber diejenigen, die er über den wechselseitigen Einfluß des Himmels und der Luft auf die Veränderungen des Zustandes der Dunstkugel über der Erde, und über den rückwirkenden Einfluß von dieser, so wie der Meere und Flüsse auf jene gemacht, hatten ihn nach und nach auf weitere Untersuchungen sowohl hierüber, als überhaupt auch über die ersten Elemente der Witterung, und über die Ursachen die ihre jedesmaligen Veränderungen bewirken, und endlich so weit geführt, daß er sich im Stande geglaubt hat, jede Veränderung der Witterung mit Zuverlässigkeit berechnen und vorhersagen zu können.

Seine Biographie muß sich auf die bloße Anzeige dieser in so mancher Hinsicht unendlich wichtigen Entdeckung beschränken, über welche, so wie über den Anfang, den Fortgang und die Art seiner Arbeiten und Untersuchungen, Gatterer selbst in seiner merkwürdigen Commentatio de anno meteorologico fundamentali; lecta d. XVIII. Novbr. 1780, eine vollständige Nachricht vorgelegt hat, die unwillkührlich zur Bewunderung seines Scharfsinns, so wie der Ausdauer mit der er seine Idee verfolgt hat,

hinreißt.*) Unter seinem litterärischen Nachlaß befinden sich seine täglichen Beobachtungen seit dem 6ten October 1779 bis zum 7ten Septbr. 1797, mit einer großen Anzahl von Sonnen-, Monds-, Local-, Hülfs- und vergleichenden Tafeln, die größtentheils vollständig berechnet sind; außerdem auch noch eine große Anzahl von meteorologischen Bemerkungen und Excerpten, so wie viele zum Theil bearbeitete Beobachtungen und Bemerkungen über die Magnet-Nadel, von welcher er neue, wichtige Eigenschaften entdeckt, und durch diese sich im Stande geglaubt hat, die Länge eines jeden Punctes auf der Erde bestimmen zu können. Leider sind erstere aber nicht vollständig, so wie überhaupt das Vorhandene nur Material zu einem System, dessen Bearbeitung er beabsichtigt, wegen seiner vielen übrigen Arbeiten und seiner geschwächten Gesundheit aber nicht beendigt hat, wodurch dieser wahrhaft seltne Schatz von menschlichem Wissen wahrscheinlich unbenutzt bleiben dürfte.

Wie groß und umfassend überhaupt Gatterers litterärische Thätigkeit gewesen ist, ergibt schon der bloße Anblick des Verzeichnisses seiner Schriften, deren Anzahl hundert übersteigt, von denen ein großer Theil die mühseligsten Untersuchungen erfordert haben und den Wunsch erregen, daß sie gesammelt und hierdurch allgemein nützlicher gemacht werden möchten. Außerdem hatte er von 1762 bis 1769 die Recensionen aus dem ganzen historischen Fache für die Göttinger gelehrten Anzeigen, seit diesem Jahre aber nur jene der Werke über die Geschichte des Mittelalters und über die historischen Hülfs-Wissenschaften bearbeitet, eben so in dem Anfange der 70er Jahre Recensionen in die allgemeine deutsche Bibliothek, so wie die vorzüglichsten für die allgemeine historische Bibliothek geliefert, zugleich aber eine ausgebreitete Correspondenz mit den meisten Gelehrten seiner Zeit unterhalten, die durch seine gelehr-

*) Kurze, jedoch ziemlich vollständige Bemerkungen hierüber finden sich auch in seinem kurzen Begriff der Geographie S. 39 ff.

ten Forschungen veranlaßt war, oft aber auch eine andre Tendenz gehabt hat. So hatte er z. B. in dem baierschen Successions-Kriege dem Minister Grafen von Herzberg die vorzüglichsten Beweise zur Widerlegung der Ansprüche des Hauses Oesterreich auf Baiern geliefert, worüber seine Correspondenz sich in seinem Nachlaß befindet.

Anziehende Winke über seinen Charakter hat er selbst in der Abhandlung vom Standort und Gesichtspunct des Geschichtschreibers, oder der deutsche Livius, gegeben.*) Ein hervorstechender Zug in demselben war seine große Liebe für die Wahrheit und seine eigne Wahrhaftigkeit, in die er das größte Verdienst des Historikers gesetzt hat, so wie überhaupt nach der Aeußerung seines langjährigen gelehrten Freundes Heyne, „seine Einfachheit, Gradheit und Rechtschaffenheit, „die Sitten der alten classischen Zeiten vergegenwärtigt „hat." Sein cholerisch-sanguinisches Temperament ließ ihn empfangene Beleidigungen tief empfinden, so wie er bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes leicht aufgebraust, eben so schnell aber auch sich wieder gefaßt, überhaupt aber das Vergessen, das ihm bei seiner großen Herzensgüte niemals Ueberwindung gekostet, als das beste Gegengift gegen den Eindruck empfangner Beleidigungen betrachtet hat.

Ohne Eitelkeit oder Ruhmsucht, war er gegen die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste nicht gleichgültig, gegen das Mißkennen derselben vielmehr in einem hohen Grade empfindlich.**) Voll des Gefühls der Würde

*) In der allg. histor. Biblioth. Bd. V. S. 3 ff.

**) Daher seine Fehde mit Schlözer, der, besonders wenn man seine persönlichen Verhältnisse und seine Verpflichtungen gegen Gatterer beachtet, auf eine nicht rühmliche Art sich das Verdienst von mehrern Forschungen und der bessern Methode in der Universalhistorie zu arrogiren versucht hat, gegen welchen letztern Gatterer aber sein Eigenthum siegreich vindicirt hat. M. s. Schlözers Species Facti, und J. C. Gatterers Antwort auf die Schlözersche Species Facti. Göttingen 1773. — Diese Fehde, so wie diese beiden Schriften, sind damals von dem hannöverschen Ministerio, soviel möglich war, unterdrückt worden.

und des erhabnen Zwecks der Geschichte, hat er seinen persönlichen Ruhm gern an jenen der Wissenschaft selbst geknüpft, und seine Verdienste um diese, jedoch ohne Prahlerei, gezeigt. Dabei hat er im Cirkel seiner Freunde sich gerne von den Schwierigkeiten aller Art, mit denen er in seiner Jugend zu kämpfen gehabt, unterhalten, und eben so gerne gezeigt, wie er durch eigne Kraft und blos durch seine Thätigkeit sich die Bahn gebrochen hat, wobei er gegen Heumanns Andenken stets dankbar gewesen ist.

In einem hohen Grade uneigennützig, war sein Privat-Interesse dasjenige, was er bei seinen gelehrten Arbeiten, so wie überhaupt in allen seinen Handlungen jederzeit zuletzt, und überhaupt wohl niemals in Anschlag gebracht hat; weshalb er auch manche vortheilhafte Anträge von Verlegern, weil er sie dem Interesse der Wissenschaften nicht gemäß erachtet, von der Hand gewiesen, und als in den spätern Jahren sein Lehrsaal weniger besucht war, noch mit dem nämlichen Eifer wie in den frühern Perioden gelesen hat, wo sein Auditorium die Anzahl seiner Zuhörer nicht hatte fassen können. *)

Bei seiner thätigen Liebe für die Wissenschaften, voll der wahrsten Religiosität, ein guter Bürger und treuer Unterthan, hat er die Neuerungen in den Studien, besonders aber die Vernachlässigung, die er in dem Studium der Quellen wahrzunehmen geglaubt hat, mit Wehmuth: die wilden Ausbrüche der französischen Revolution und die Folgen, die sie für Deutschland damals schon ge-

*) Es ist eine Thatsache, daß in frühern Jahren, als sein Hörsaal zu klein geworden war, Studenten auf Leitern, die sie an die Fenster angesetzt hatten, seinen Vorlesungen zugehört haben. Eben so hat er noch 1783, wegen der großen Anzahl von Zuhörern, seine Vorlesung über die allgemeine Geographie zweimal unmittelbar nach einander lesen müssen. Ein Zug verdient aufbewahrt zu werden, nämlich der, daß einer seiner Zuhörer in der Geographie, im Jahr 1788, ihm in einem anonymen Brief zehn Friedrichsd'or, als einen Beweis seiner Dankbarkeit für den genossenen Unterricht, zugesandt hat.

habt und vorbereitet hatten, mit solchem Abscheu gesehen, daß es als eine für ihn wohlthätige Fügung der Vorsehung betrachtet werden muß, daß er die spätern Ereignisse nicht mehr erlebt hat.

Seit dem Anfange des Jahres 1798 hatte er häufig an Urin-Beschwerden und an einer Schärfe gelitten, die sich auf die Blase geworfen, und die endlich auch in der Nacht vom 4ten auf den 5ten April 1799 seinen Tod verursacht hat, ohne daß er jedoch bis in die letzten Stunden eine Ahndung von diesem gehabt, oder daß selbst die heftigsten Schmerzen seine Thätigkeit unterbrochen hätten, indem er bis vier Tage vor seinem Ableben Diplomatik gelesen hat, und selbst an dem Tage, wo er der Welt und den Wissenschaften entrissen worden ist, noch hatte lesen wollen.

Seine Gattin, mit der er sich im Jahr 1753 verehlicht hatte, und die ihn in seiner sechsundvierzigjährigen glücklichen Ehe zum Vater von fünfzehn Kindern gemacht, hat ihn mit fünf von diesen überlebt, von welchen der älteste Sohn, der Ober-Forstrath und Professor in Heidelberg, Dr. Chr. W. J. Gatterer, als Schriftsteller und vorzüglicher Lehrer der Kameral-Wissenschaften, eine Tochter, Philippine, verehlichte Engelhard (in Cassel) aber als Dichterin rühmlich bekannt, und indem sie den Namen ihres um die Wissenschaften so hochverdienten Vaters ehren, dieses würdig sind. Die andere noch lebende Tochter Johanna ist an den, durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit als Arzt, Chirurg und Geburtshelfer rühmlich bekannten Dr. Eichhorn in Nürnberg verheurathet.

* * *

Biographische Notizen über Gatterer finden sich in

1) G. A. Will nürnbergisches Gelehrten-Lexikon. Nürnberg und Altdorf 1755. 1ten Th. S. 510.

2) J. St. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg Augustus-Universität zu Göttingen. 1ter Th. S. 177 und 2ter Th. S. 156.

3) Kiefhaber, Repertorium der nürnbergischen Geschichte und Münzkunde. Nürnberg 1800. S. 28.

4) Heyne Elogium J. Chr. Gattereri etc, recitatum in consessu Societatis d. XX. Apr. 1799.

5) Joh. Christoph Gatterer. Eine Skizze. 1800. (Von seinem Schwiegersohn, D. Eichhorn in Nürnberg.)

Uebersicht

von Gatterers litterärischer Thätigkeit.

I. Philosophie und Litteratur.

1) Theses ex omni Philosophia selectae. Altdorfii 1751. 4to. 8 Seiten.

2) Oratio de insigni providentia divini numinis, numinumque terrestrium in fovendis tuendisque musis. Altdorf. 1751. fol. 24 Seiten.

3) Zufällige Gedanken über allerlei Gegenstände. In den Göttingischen gemeinnützigen Abhandlungen vom Jahr 1772. S. 108. 174. 218. 249.

4) Schreiben an den Hrn. Professor Le Bret zu Stuttgard, über den jetzigen Zustand der französischen Geschichtkunde. Götting. Julius 1772. Histor. Journ. Th. I. S. 45 bis 151.

5) Verhältniß der Geschichtkunde in Groß-Britannien zu der übrigen großbritanischen Literatur. Histor. Journ. Th. I. S. 159 — 170.

6) Allgemeine Uebersicht der ganzen deutschen Litteratur in den letzten drey Jahren (1769 — 1771). Hist. Journ. I. S. 266—301.

7) Ueber den neuesten Zustand der historischen Litteratur in Frankreich; seit 1769 bis 1775. Ebendas. Th. VII. S. 113 ff.

8) Dänische, Norwegische und Isländische Litteratur von 1770 bis 1776. Ebendas. XII. S. 141 und 273.

9) Uebersicht der historischen Litteratur der Italiener in den Jahren 1769 — 1773. Ebendas. Th. V. S. 295 — 346.

10) Nachricht von den neuesten italienischen gelehrten Zeitungen, Journalen und andern periodischen Schriften seit 1769. Ebendas. IV. S. 241 — 268.

11) Von der historischen Benutzung der Sprachen. Als Vorrede zu dem XXXIV. Th. der großen allgem. Welt-Historie. 16 Seiten. 4.

12) Von der historischen Erziehung. Als Vorrede zum XXXV. Th. der großen allgem. Welt-Historie. 8 Seit.

II. Geschichte.

A. Größere Werke über die Universalhistorie.

13) Handbuch der Universal-Historie nach ihrem gesammten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprung der meisten heutigen Reiche und Staaten. 1761. 8. — Dasselbe. 2te Auflage. 1765. 8.

14) Handbuch der Universal-Historie nach ihrem gesammten Umfange. Des IIten Theiles Ir Bd. 1764.

15) Abriß der Universal-Historie. 1765. 8. — Dess. 2te umgearbeitete Auflage. 1773.

16) Synopsis historiae universalis, sex tabulis comprehensa. 1766. fol. — Edit. IIa auct. et emendat. 1769.

17) Einleitung in die synchronistische Universal-Historie; zur Erläuterung seiner Tabellen. 1r und 2r Th. 1778. 8.

18) Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Ir Th. 1785. IIr Th. 1s Stück 1787. 8.

19) Kurzer Begriff der Weltgeschichte. Ir Th. 1786. 8.

20) Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdekkung von Amerika. 1792. 8.

21) Stammtafeln zur Weltgeschichte, wie auch zur europäischen Staaten- und Reichs-Historie. Erste Samml. Tafel 1—32 einschl. Götting. 1790. Querfol.

B. Einzelne Abhandlungen.

a) Ueber Historiographie und die historische Kunst.

22) Eine Anekdote aus Frankreich. 1764. Allgem. histor. Bibl. Bd. I. S. 1—14.

23) Vom historischen Plan und darauf sich gründenden Zusammenhange der Erzählungen. 1764. Ebendas. Bd. I. S. 15—89.

24) Vom historischen Gewissen. 1764. Ebendas. S. 90—96.

25) Von der Kunst zu übersetzen, besonders in Absicht auf historische Schriften. Ebendas. Bd. II. S. 5—22.

26) Zufällige Gedanken über die deutsche Geschichte. Ebendas. Bd. II. S. 23—34.

27) Vom Plan des Herodots. Ebendas. S. 46—126.

28) Vergleichung der alten und neuen Geschichtschreiber in Ansehung der Freimüthigkeit. Ebendas. Bd. III. S. 3—18.

29) Vom Plane des Trogus und seines Abkürzers, des Justins. Ebendas. S. 18—192.

30) Vom Standort und Gesichtspuncte des Geschichtschreibers, oder der deutsche Livius. Ebendas. Bd. V. S. 3—29.

31) Gedanken über die Theorie der Biographien. Ebendas. Bd. V. S. 162. Bd. VI. S. 107.

32) Von den Erfordernissen eines Panegyristen. Ebendas. Bd. XIV. S. 84.

33) Nähere Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftsteller über die deutsche Geschichte. Ebendas. Bd. VIII. S. 3—23.

34) Nachricht von dem Fortgange der Arbeiten zur Veranstaltung einer neuen kritischen Ausgabe der scriptorum rerum german. Ebendas. XVI. S. 3—8.

35) Zufällige Gedanken über die Verdienste der Deutschen um die Historie. Ebendas. Bd. IX. S. 33—64.

36) Eines Ungenannten Schreiben an den Professor Gatterer, das Vorhaben einer deutschen Uebersetzung des Guicciardini betreffend, nebst Gatterers Antwort auf dieses Schreiben. Ebendas. Bd. X. S. 297—304.

37) Gedanken eines Geschichtskundigen über die Hermannsschlacht von Klopstock. Ebendas. Bd. XIII. S. 23.

38) Ueber die Evidenz in der Geschichtskunde. Vorrede zu Boysens allg. Weltgeschichte. Alte Historie. 1r Bd. S. 1—38.

β) Einzelne Abhandlungen aus der Geschichte selbst.

39) Dissertatio praevia (pro loco) de adornanda in posterum Germania sacra medii aevi. Altdorf. 1752. 4to. 70 Seiten.

40) De ludo equestri ab Henrico VI. Imperat. anno 1197 Norimbergae celebrato, ac de Nobilitatis diplomate ab eodem Imperatore Patriciis Norimbergens. concesso; itemque de sigillo pervetusto Herdegeni Holzschueri epistola. Altdorf. 1752. 4to. 56 Seiten.

41) Nachricht von der Ausgabe einer Abhandlung de Nobilitate patriciorum in Germania. Altdorf. 1752. 4to. 8 Seiten.

42) Commentatio de Gunzone Italo, qui saeculo X. obscuro in Germania eruditionis laude floruit. Norimberg. 1756. 4to. 51 Seiten.

43) Commentatio historica de Ludovico IV. Infante, Germaniae rege impubere. Gotting. 1759. 4to. 64 Seiten.

44) Ueber das Alterthum der Chineser. Histor. Journal, B. I. S. 1—26.

45) Ueber die Manethonischen Dynastien. Encyclopäd. Journal, 1775. 86 Stück.

46) Münchhausen. Eine Vorlesung im historischen Institut den 22ten December 1770. Götting. 1770. gr. 8.

47) Räsonnement über die jetzige Verfassung der Geschichtkunde in Deutschl. Histor. Journ. Th. I. S. 255—266.

48) Memoria saeculi Hildebrandini. Gotting. 1782. kl. 8. 40 Seiten.

49) Commentatio Ia et IIa de Theogonia Aegyptiorum ad Herodoti Lib. II. Cap. 145. — lecta d. 20. Aug. 1785. In den *Comment. Soc. Reg. scient. Vol. VII. histor. et philol. Class. p.* 3 — 57.

50) Ueber Jubelfeste und Jubel-Medaillen. Vorgel. d. 18ten Septbr. 1787. Abgedruckt in der Jubelfeier der Georg Augustus Universität zu Göttingen. 1787, S. 50 — 60.

51) An Russorum, Polonorum, caeterorumque populorum slavicorum originem a Getis sive a Dacis liceat repetere? — disquisitio lecta d. 19. Novembr. 1791. In den *Comm. Soc. Reg. scient. Vol. XI. hist. et phil. Class. p.* 167 — 215.

52) An Prussorum, Lituanorum caeterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? Commentatio Ia lecta d. 29. Decembr. 1792. *Comm. Soc. Reg. sc. Vol. XII. p.* 116 — 152.

53) — — — Commentatio IIa lecta 19. Novbr. 1793. *Comment. S. R. scient. Vol. XII. p.* 153 — 209.

54) — — — Commentatio IIIa lecta 29. Novbr. 1794. *Comment. S. R. scient. Vol. XII. p.* 210 — 272.

55) — — — Commentatio IVa lecta 21. Novbr. 1795. *Comment. S. R. scient. Vol. XIII. p.* 79 — 137.

56) De Hunnis. Comment. historica Ia et IIa, lecta 26. Novbr. 1796 et Novbr. 1797. *Comment. Soc. Reg. scient. Gotting. Vol. XIV. p.* 3 — 44.

III. Diplomatik.

57) Oratio de artis diplomaticae difficultate, quum munus professoris publici capesseret. Norimbergae 1756. 4to. 56 S.

58) Diese in usum praelectionum edita, multisque observationibus locupletata. Norimberg. 1757.

59) Elementa artis diplomaticae universalis, cum figuris. Vol. I. Gotting. 1765. 4to. In einer Octav-Ausgabe nachgedruckt.

60) Epitome Diplomatices. Gotting. 1773. kl. 8. Nicht vollendet.

61) Abriß der Diplomatik, mit 12 Kupfertafeln. Göttingen 1798. gr. 8.

62) Praktische Diplomatik, nebst 15 Kupfertafeln. Göttingen 1799. gr. 8.

63) Von den wesentlichen Eigenschaften, die man bey der Herausgabe eines Urkundenbuches mit Recht fordern kann. 1767. Allg. Histor. Bibl. Bd. III S. 255.

64) Diplomatisches Responsum, den Streit über K. Heinrich des Finklers Grabmal, welches man vor kurzem (1770) in Quedlinburg gefunden haben will, nebst den dazu gehörigen Zeichnungen

und Actenstücken 1770. Allgem. Hist. Bibl. XVr Bd. S. 3 —30. Auch in der praktischen Heraldik. S. 132 f.

65) Commentatio de diplomatibus confirmationis; lecta d. 12. Octobr. 1776. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VII. p.* 48 — 105.

66) Commentatio de linguae germanicae epocha diplomatica, lecta 14 Aug. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. II. hist. et philol. Class. p.* 52 — 124.

67) De Epocha linguae theotiscae in publicis Imperii constitutionibus, lecta 16. Octbr. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. III. hist. et phil. Class. p.* 3 — 45.

68) Commentatio diplomatica, de methodo aetatis Codicum manuscriptor. definiendae, lecta 18. Novbr. 1786. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. VIII. hist. et phil. Class. p.* 85 — 121.

69) Diplomatisches Responsum über die von K. Köllnischer Seite angefochtene und von Stadt Köllnischer Seite vertheidigte Original-Quittung von 1501 über die abgelösten 50 Goldgulden Oktober 1790. Auch abgedruckt in der pract. Diplom. S. 100 fg.

70) Diplomatisches Responsum über eine deutsche Original-Urkunde des Grafen Vincenz von Moers und Saarwerden von 1454. Ebendas. S. 110 folg.

71) Die ausführliche Anzeige des nouveau traité de diplomatique etc. (mehr als Anzeige mit vielen Winken über die Diplomatik) in der allg. histor. Bibl. Bd. I. S. 162—212. Bd. XIII. S. 204.

72) Desgleichen über Diplomatique pratique etc. par Le Moine. Ebendas. Bd. VIII. S. 82 folg.

IV. Genealogie.

73) Historia genealogica Dominorum Holzschuerorum ab Arbach etc cum codice diplomatico, multisque figuris in aes incisis. Norimberg. 1755. Pars I. (Der 2te Theil dieses Werkes, dem gleichfalls ein reichhaltiger Codex diplomat. beygefügt ist, liegt seit 1758 bei der Holzschuerischen Familie zum Druck fertig, und ist, nach des Verfassers Versicherung, wichtiger als der erste Theil.)

74) Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik. Nürnb. 1759 — 69. An der Ausgabe von 1765 hat er keinen Antheil.

75) Abriß der Genealogie. Götting. 1788. gr. 8.

76) Von der Evidenz in der Genealogie. 1769. Allg. hist. Bibl. Bd. XII. S. 3 — 17.

77) Beispiel zur Erläuterung der Gattererischen Methode in der Genealogie. 1769. Allg. hist. Bibl. Bd. XII. S. 18 — 46.

V. Heraldik.

(Vorstehendes Handbuch Nr. 74.)

78) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. (Ist vorstehendem Handbuche in den Jahrgängen 1763 und 64 in zwei Hälften beigefügt.)

79) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. Nürnberg 1766. gr. 8. (Ohne des Verfassers Vorwissen herausgegeben. Man s. hierüber dessen ausführliche Anzeige in der allgem. hist. Bibl. Bd. II. S. 294 folg.

80) Abriß der Heraldik.

81) Praktische Heraldik, mit 6 Kupfertafeln. Nürnberg. 1791. gr. 8.

82) Methode, ein gegebenes Wappen historisch zu beschreiben. 1767. Allg. hist. Bibl. II. S. 34.

83) Beurtheilung einiger fremden Methoden, Wappen historisch zu beschreiben. Ebendas. Bd. II. S. 38 folg.

84) Eine heraldische Entdeckung, das Meklenburgische und Brandenburgische Wappen betreffend. 1767. Ebendas. Bd. II. S. 131 — 193. Hat zu ferneren Erörterungen Anlaß gegeben, in den gelehrten Beiträgen, zu den Meklenburg-Schwerinschen Nachrichten von 1763 Nr. 140, und von 1767 Nr. 39.

85) Beurtheilung des Plans in dem hochfürstl. Bambergisch-Würzburgischen Wappen. 1767. Allgem. hist. Bibl. Bd. II. S. 311 — 328.

86) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Austriaco-Hungaricis, lecta 29. Novbr. 1788. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 200.

87) De origine Aquilae Imperialis. Commentatio heraldico-diplomatica, lecta 28. Novbr. 1789. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 224 — 269.

88) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Lotharingicis, qualia fuerunt Imperat. Augusti Francisci tempore. (20. Novbr. 1790). *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 270 — 304. Ein Auszug aus Nr. 86 und 87 befindet sich in der prakt. Heraldik.

VI. Chronologie.

89) Abriß der Chronologie. Götting. 1777. gr. 8. 288 Seiten.

90) Vorrede zu J. G. Franckii praelusione Chronologiae fundamentalis. 1774.

91) Vorrede zu J. G. Franckii novo systemate Chronologiae fundamentalis. Gotting. 1778.

92 a) De Chronologia Brahmanum Commentatio Ia. 1778. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VIII. p.* 59 — 121.

92 b) Berichtigungen zu seinem Abriß der Chronologie. Hist. Journ. XVI. S. 230 — 235.

VII. Numismatik.

93) Die sieben letzten Münzbogen nebst Vorrede von dem 2ten Thl. der Kölerischen Münzbelustigungen. 1756.

94) Beiträge zu einer Theorie der Medaillen. Bei der Inauguration des historischen Instituts d. 23ten December 1766. Allg. histor. Bibl. Bd. I. S. 97—158.

95) Die ersten zwölf Schaumünzen auf die russische Kaiserin Elisabeth Peterowna. 1768. Allgem. hist. Bibl. Bd. VIII. S. 159.

96) Grundriß der Numismatik.

VIII. Geographie.

97) Versuch über die Landkarten. Als Vorrede zur Fortsetzung der allgem. Welthistorie, XXXIIr Thl. 1768. Allgem. hist. Bibl. Bd. VIII. S. 51.

98) Ueber einige geographische Dinge; Nachrichten über die Weltkunde Moses und Homers. Als Vorrede zum XXXIII. Bd. der allgem. Welthistorie.

99) Meinung von der Art, wie man Geographie lehren müsse. Allgem. histor. Bibl. Bd. XIII. S. 127 folg.

100) Anzeige der Mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne par d'Anville 1766. (voll kritischer Bemerkungen). Allg. histor Bibl. Bd. XI. S. 27 folg.

101) Ideal einer allgem. Weltstatistik. 1773. 8.

102) Abriß der Geographie. Götting. 1775. 660 S. in gr. 8. (Vorzüglich interessant für die physische Geographie und alte Länderkunde.)

103) Kurzer Begriff der Geographie. Götting. 1788. 8. (2te verbesserte, vermehrte Auflage. Götting. 1793. — 928 S. 8.)

104) De Herodoti ac Thucydidis Thracia. Commentatio geographica Ia, 1782.

105) — — — — pars IIda, 1783.

106) — — — — pars IIIa, 1784.

Comment. Soc. Reg. Gotting. Class. hist. et philol. Vol. IV. p. 87—112.; Vol. V. p. 59—88.; Vol. VI. pag. 3—80.

107) Schreiben des Freiherrn von F.. an den H. Grafen von B., die jetzige Einrichtung geographischer Bücher betreffend, und Antwort des Grafen von B. Allgem. histor. Bibl. Bd. II. S. 40 folg.

108) Sein Atlas zur mittlern Staatenkunde oder Geographie der Völkerwanderung. 24 illuminirte europäische Planigloben. Eine Anzeige dieser interessanten Karten, in dem Abriß der Geographie Nr. 102 in der Inhalts-Anzeige. S. XIV—XVII.

109) Sein Atlas zur alten und neuen und zur physischen Geographie. 26 Karten in Quart-Format.

IX. Physik.

110) De anno meteorologico fundamentali Commentatio. 1780. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. III. Class. physicae pag.* 82—120. (Auch besonders abgedruckt.)

Hat außerdem herausgegeben:

111) Die allgemeine historische Bibliothek von Mitgliedern des königl. Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771. Bd. I—XVI. herausgegeb. v. J. Chr. Gatterer.

112) Historisches Journal von Mitgliedern des k. historischen Instituts zu Göttingen. Herausgegeb. von Joh. Christ. Gatterer. Göttingen 1772 bis 1781. Th. I—XVI.

113) J. Chr. Gatterer Antwort auf die Schlözersche Species-Facti. Göttingen 1773.

Ungedruckte Abhandlungen,

von welchen die Manuscripte sich in Gatterers Nachlaß befinden.

a) Vollendete Manuscripte.

1) Methode, eine General-Karte von Deutschland in den alten Zeiten zu zeichnen. 7 Quartseiten. Vorgel. im historischen Institut. May 1766.

2) Vorschlag, wie die Landkarten vom alten und mittleren Deutschland beschrieben werden können. 8 Quartseiten. Vorgelesen im histor. Inst. May 1766.

3) Von dem Ursprunge und der Bedeutung des Fürstl. Quedlinburgischen Wappens. 11 Quartseiten. Vorgel. im histor. Institt. 1766. Extract in der practischen Heraldik. S. 143.

4) Versuch über die heiligen Bücher (Vedas) der Indianer. 23 Quartseiten.

5) Versuch über die Lage des Paradieses. 34 Quartseiten.

6) Africa, vormals eine Insel. 38 Quartseiten. Vorgelesen im histor. Institt. August 1769.

7) Von der Lage des Berges Ararat. 34 Quartseiten.

8) Ueber den See Möris.

9) Vom Araxes des Herodot, einem Fluß, der in der alten, sowohl biblischen als weltlichen Völker-Geschichte von großer Wichtigkeit ist. 10 Folioseiten. Vorgel. im histor. Institut. May 1770.

10) Abhandlung von den Geten. 26 Quartseiten.
11) Abhandlung über die Magie. 44 Quartseiten.
12) Erklärung einer Anzahl Medaillen auf die merkwürdigsten Begebenheiten Ludwigs XIV. 16 Quartseiten.
13) Zuverlässige Gedanken vom Ursprunge des Reichs-Adlers. 30 Quartseiten. Ein Extract daraus in der praktischen Heraldik.
14) Zwolf Reden, die er als Lehrer am Gymnasium in Nürnberg geschrieben hat.

b) Unvollendete Manuscripte.

1) Abhandlung vom Ursprunge und Zustande der alten deutschen Herzoge. (Mit den Materialien zur Vollendung).
2) Vergleichung der Ptolomäischen Angaben mit neuen Längen und Breiten. (Nur Bruchstücke.)
3) Abhandlung von der historischen Begeisterung. (Größtentheils geordnetes, aber nicht verarbeitetes Material.)
4) Historia litteraria ad Houmanni conspectum. 250 S.
5) Viele Materialien zur Meteorologie.

Digitized by Google

A 97

Zeitgenossen.

III.

Digitized by Google

Leipzig und Altenburg.
F. A. Brockhaus.
1836.

Biogr. Coll. 354.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspuncte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht blos noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunct nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherrn und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäfftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Dritte Abtheilung.

Digitized by Google

Joseph Fouché

Herzog von Otranto.

Von K. L.

Mit einem Vorwort von H.

Digitized by Google

Vorwort.*)

In dem Sturm, der fünf und zwanzig Jahr hindurch ein Volk von fünf und zwanzig Millionen geistvoller Menschen leidenschaftlich aufregte, und die ganze gesittete Welt

*) Der Herausgeber der „Zeitgenossen" hält für nöthig, zu bemerken, daß er weder an dem Vorwort, noch an der Uebersetzung oder Bearbeitung dieser Biographie einen Antheil hat. Er glaubt aber, daß hier ein nicht unwichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte geliefert wird, und darf sowohl versichern, daß derselbe aus der besten und zuverlässigsten Quelle geschöpft ist, als auch die Aechtheit der mitgetheilten Actenstücke feierlichst verbürgen. Die Leser werden darinnen manches bisher noch Unbekannte, manchen Aufschluß über die verwickeltsten Verhältnisse und Ereignisse der nächsten Vergangenheit finden, und es schien darum rathsam, die Bekanntmachung dieser Blätter nicht zu verzögern, obwohl die zu erwartenden Denkwürdigkeiten des Duc d'Otranto zu einer vollständigern Lebensbeschreibung Stoff liefern werden. Wenn übrigens manche im Vorwort und in der Biographie selbst mitgetheilte Ansichten und Grundsätze dem, was früher in diesem Werk geäußert worden, nicht entsprechend, ja entgegengesetzt sind, so wird man so billig seyn, sie weder als Bekenntnisse des Herausgebers anzusehen, noch als eine Unvollkommenheit des ganzen Werkes zu rügen. Denn es ist in demselben eine völlige Uebereinstimmung oder Gleichheit der Meinungen so wenig wünschenswerth als erreichbar. Die ver-

durchbrauste, standen in Frankreich an der gefahrvollen Spitze einer großen Verwaltung drei Männer aufrecht, in geistiger Ueberlegenheit, durch sich selbst gehalten, von den starken Wurzeln ihres Charakters: Sieyes, Carnot und Fouché.

Jeder von ihnen griff ein in das Schwungrad der Revolution; aber die beiden ersten glaubten, seiner Gewalt mächtig zu werden; Fouché versuchte, den Umschwung desselben zu mäßigen. Jene folgten zu kühnen, oder zu starren Ansichten; dieser allein sah stets die Wirklichkeit, und unternahm nur das Mögliche.

Sieyes wollte den Grundsatz*) der Revolution — die Souveränetät des Volks — in der Verfassung befestigen; es gelang ihm nicht; er zog sich zurück, und schwieg.

Carnot wollte die Republik durch den Sieg feststellen; in der That fesselte er den Sieg an die französischen Fahnen; aber die Republik ging unter. Unbeugsam trat er aus dem öffentlichen Leben in den Privatstand zurück,

---

schiedenartigsten Geister müssen hier offenbar werden; die große Mannigfaltigkeit der Darzustellenden führt von selbst auch eine Mannigfaltigkeit der Darstellung und der Ansichten herbei. Was allzusehr auf Eine Seite hinüberneigt, wird dann wieder durch ein starkes Uebergewicht auf der andern Seite aufgewogen, und so in den entschiedensten Gegensätzen, durch die Verbindung im Ganzen, ein Einklang hergestellt, wie ihn die Geschichte, die nicht nach vorgefaßten Meinungen abgebildet werden soll, allein erstreben kann. Der Geist des Werkes selbst, und sein nicht verborgener Grundton, muß als die Vermittlung der entgegengesetzten Ansichten erkannt werden, und aus der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Meinungen die Einheit und Lauterkeit der Gesinnung retten und hervorheben. Ein Beitrag, wie der nachfolgende, wird aber besonders Mäßigung und Vorsicht im Urtheil über die Männer unsrer Zeit, und über die Ereignisse selbst dringend empfehlen, und vor leichtsinnigem oder leidenschaftlichem Absprechen, das am wenigsten der Geschichte frommt, nachdrücklich warnen! —

K.

*) Wir unterscheiden den Grundsatz der Revolution von der Regel, nach welcher einige Revolutionsmänner verfuhren, und die Sieyes mit den Worten bezeichnete: Il faut que les propriétés changent; — ut redeat miseris, abeat fortuna superbis. (Horat.)

und sah zürnend, wie der Sieg die französischen Fahnen verließ.

Fouché wollte nichts, als die Leidenschaft des Aufruhrs zügeln, um den Staat zu retten. In jeder Zeit der gesetzlichen Ordnung unterwürfig, beobachtete er genau, und erkannte schärfer als irgend einer, das geheime Spiel aller Parteien: aber die Gewalthaber fürchteten ihn; denn Niemand stand so fest und frei im Mittelpunct des Ganzen, wie Er.

Er vermochte es, eine Zeitlang den Geist des Aufruhrs zu bannen; er hat in einem großen Augenblick Paris gerettet, und die Verzweiflung zurückgehalten, damit Großmuth und Gerechtigkeit das unglückliche Frankreich wieder aufrichteten; aber nach einem drei und zwanzigjährigen öffentlichen Leben stieß auch ihn die allgemeine Schuld, in der Revolution gelebt und der Republik gedient zu haben, in die Verbannung. Er ging fort; alle Leidenschaften, die alten und die neuen, blieben in Frankreich zurück.

Leidenschaften haben Fouché verurtheilt; das gewöhnliche Schicksal aller Männer, die unabhängig mitten durch sie hingehn.

Er gehört der Geschichte an. Sie wird sein Verdienst wägen und seine Schuld; seine Schwäche und seine Kraft; die Macht des Zeitgeistes und seine Freiheit. Sein Verdienst erkannte schon das Zeitalter an, trotz des Geschreis seiner Feinde; seine Schuld verhüllte sein König. Gott wird ihn richten. Die Zeitgenossen können es nicht, und dürfen es nicht.

In Frankreich ist jetzt eine Partei aufgetreten, die jeden verurtheilt, der in der Revolution gelebt und ihr angehört hat, weil er in ihr war und seyn mußte. Die Kurzsichtigen kennen nicht die Geschichte, noch den mächtigen Aufschwung des geistigen Lebens in Europa und Frankreich, nur in dem Lauf der letzten drei Jahrhunderte! In ihren Augen ist der wahre, der einzig rechtmäßige Zustand Frankreichs der vor 1789; alles, was seitdem geschehen, ist Verbrechen, und jedem Einzelnen ist

sein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Die Ausgewanderten verließen ihr Vaterland, weil sie den Zustand von 1789 nicht aufgeben wollten, den die Regierung zuerst aufgegeben hatte, als sie den Reichstag berief. Die Zurückgebliebenen, oder die Nation sah in dem was vorging, die Entwicklung des Schicksals ihres Vaterlands. Sie hoffte einen bessern Zustand; und jeder Franzos hielt es für seine Pflicht, zu jener Entwicklung nach Kräften mitzuwirken.

Es geschah viel Böses, und noch mehr Unglück. Aber konnte, durfte, wer mitten inne stand, sich dem Dienst der allgemeinen Sache entziehen? Wenn die Form der Regierung verändert ward, sollte man da den Bürgerkrieg wollen und das Ausland anrufen, oder dem Gesetz gehorchen, und für die Ordnung thätig seyn? Wehe dem, der Aufruhr erregt, der eine Revolution bezweckt; ist aber beides vorhanden, wehe dem, der Aufruhr durch Aufruhr, Revolution durch Revolution zu bekämpfen wähnt! Wer das Vaterland liebt, wird sich auf die Seite des Gesetzes stellen, das allein mitten in dem Sturm der Vernunft und dem Recht Gehör verschaffen will und allein es kann.

Viele haben geirrt; der Schuldigen sind wenig. Der Umsturz einer tausendjährigen Monarchie ist nicht das Werk einzelner Männer, einiger Jahre. Eben so wenig ist es ihre Wiederherstellung. Nicht die Form der Verhältnisse, unter welchen das Gesetz erscheint, ist das Gesetz; durch das Gesetz erst wird die Form gesetzlich. Der Mann, welcher richtig denkt, wird in dem Aufruhr der Meinungen und der Verhältnisse nur das Gesetz zu retten suchen; so allein gestaltet sich, bekommt Leben und gedeiht, was gesetzlich ist. Man nenne also nicht diejenigen vollrein, welche nur gewissen Verhältnissen huldigen; kann haben alle Parteien Recht, oder alle sind schuldig. Der Mensch kann nicht den Flug der Zeit aufhalten, noch das Rad des Schicksals umdrehen; aber er kann und soll, wie auch die Zeit Alles bewege und verwirre, fest an dem Gesetz halten, dem mächtigsten Anker im Sturm!

So viel ist gewiß: wer nicht weiß, was eine Revolution ist, und wie sie in Frankreich lange vorbereitet, endlich unaufhaltsam ausbrach; wer ferner nicht die ver-

schiednen Erscheinungen derselben, jede für sich, und alle in ihrer Nothwendigkeit zu übersehen vermag; wer endlich nicht unterscheiden will diejenigen Theilnehmer, welche sich ihrer aus Selbstsucht oder aus wildem Irrwahn zu bemächtigen, welche sie zu leiten und zu gestalten versuchten, von denen, welche von ihr ergriffen und fortgerissen, ihrer stürmenden Gewalt blind folgten, oder von denen endlich, welche mitten in die Revolution hineingestellt, ihrer Wuth besonnen widerstanden, um zu retten, was allein zu retten war: das Gesetz aller bürgerlichen Ordnung, Gehorsam und Freiheit in der Verfassung und durch die Verfassung, der wird alles untereinander werfen, Ursachen und Folgen, Nothwendigkeit und Willensfreiheit, Werkzeug und Theilnehmer; der wird vermischen die Raserei der Zerstörer mit der Anstrengung des Muths, die Thorheit der Schwärmer mit dem Aufschwung der Gemüther, und den Starrsinn der Kraft mit der Mäßigung der Besonnenheit; dem gilt es gleich, ob er verdammt Marat oder Mirabeau, Robespierre oder Condorcet, Danton oder Carnot und Fouché: Er verdammt sie alle!

Volk und Staat sollen Eins seyn, oder Eins werden. Diese Einheit ist die Aufgabe aller Regierung. Verwechselt aber die Regierung jene Einheit mit Einerleiheit, so verkennt sie ihr eignes Wesen, und zerstört selbst ihren Zweck. In Ludwigs XIV. nur zu bekanntem Wort: Ich bin der Staat,*) liegt das Geheimniß des Ursprungs der französischen Revolution. Jenes Wort, in's Leben eingeführt, trennte zuerst Volk und Staat; es vernichtete die Einheit durch Einerleiheit. Die Nation, gebildet wie sie war, fing selbst an zu sehen und zu denken, endlich zu handeln. Da löste sie sich ab von dem Throne, der lange zuvor, ehe er zusammenbrach, auf keinem festen Boden mehr stand.

Die Revolution brach aus. Ihr furchtbares Wort: das Volk ist souverän, das Volk ist der Staat, stellte den Gegensatz auf von dem, was Richelieu bezweckt und Ludwigs XIV. Cabinet vollendet hatte. Die Männer der Revolution handelten im Sinne dieses Worts; so schritt die Revolution vorwärts.

---

*) l'état: c'est moi!

Die Verständigen erkannten das Wesen aller Verfassung: die Einheit des Volks und des Staats. Sie suchten sie wiederherzustellen in der Verfassung; anfangs in der Monarchie von 1791; aber die entfesselte Leidenschaft zerstörte ihr Werk; dann in der Republik; aber auch diese zerstörte die Leidenschaft; endlich in der Einheit der Staatsgewalt, so entstand das Consulat; aber dieses, selbst leidenschaftlich in seinem Haupte, ging unter in der Herrschsucht.

Da kehrte man endlich zurück zur Monarchie, und die Verfassungsurkunde trat ein als Vermittler der Einheit zwischen Volk und Staat, in der Person Ludwigs XVIII.; doch auch diese Verfassung umspinnt mit ihrem Hasse die Leidenschaft.

Wenige nur erkannten den mächtigen finstern Geist, der so seit 1791 alle Entwürfe vernichtete: den finstern Geist der Leidenschaft. Sie versuchten ihn der Einheit zu unterwerfen, unter welcher Form auch diese sich darstellte; aber es gelang ihnen nur auf Augenblicke. Zu diesen wenigen, glauben wir, gehörte Fouché.

Als er mitten in dem Sturm der wildesten Leidenschaft zuerst eintrat in das öffentliche Leben, war die Republik schon aufgerichtet. Er hatte sie nicht hervorgerufen; aber er wollte, er mußte ihr gehorchen, weil sie da war. Das Zeitalter umgab ihn, wie alle, die demselben angehörten, mit eiserner Gewalt. Ludwigs XVI. Tod war das große Unglück allgemeiner Schuld.

Wer nie kannte das verhängnißvolle Drängen jener unglückseligen Zeit, wo Wuth im Innern, Krieg von Außen war, nur der wagt es diejenigen zu verurtheilen, welche von ihren Umgebungen beherrscht, den Aufruhr der öffentlichen Meinung nicht eher zügeln konnten, als bis sie mit der Gefahr vertraut, stark und frei genug sich fühlten.

Die Noth hörte nicht auf. Sie wechselte nur die Gestalt. Hier stand Fouché zwölf Jahre auf einem Posten, der Niemandem gefällt, auch wenn Ruhe ist, weil er Alles bewacht.

Seine Handlungen wägt die Zeit; Vieles darin ist noch dunkel; Anderes kann nur eine umständliche Entwicklung in sein volles Licht stellen. Diese werden seine Zeitgenossen und die Nachwelt in den „Denkwürdigkeiten seines Lebens" finden, mit deren Abfassung der Herzog von Otranto, wie wir gehört haben, sich gegenwärtig beschäfftigt.

Wir übergeben hier der öffentlichen Meinung einen gedrängten Abriß seines öffentlichen Lebens. Dieser Abriß enthält nicht, was im Laufe desselben durch ihn geschehen ist, — sondern er stellt den Mann selbst dar: sein Inneres, aus welchem sein äußeres Leben hervorging; die Grundsätze, welche ihn leiteten in den verschiedensten Lagen und Zeiten, und zu denen er sich offen bekannte, vor wem er auch stand, und wie hoch oder wie tief er stand!

Er hat sich selbst ausgesprochen in den zehn Urkunden seines Lebens, die den Hauptinhalt dieser Schrift ausmachen. Sie sind ächt, und, bis auf den Brief an den Kaiser Napoleon vom 23. April 1814*), und einige unvollständig, oder entstellt bekannt gewordne, hier zuerst genau mitgetheilte Actenstücke, noch nicht im Druck erschienen. Der Umstand, daß die Zeugen, an welche sie gerichtet waren, den einzigen Mürat ausgenommen, noch leben, muß ihre Aechtheit verbürgen. Die Geschichte aber wird in ihnen das treue Bild des Mannes erkennen, der siebenzehn Jahre lang sich selbst treu blieb: denn wie er im J. 1799 dachte, sprach und handelte, so handelte, sprach und dachte er im J. 1815 und in der Zwischenzeit. Erwägt man den Sinn und den Ausdruck der Umlaufschreiben an die Bischöfe und Präfecte aus dem ersten Jahr des Consulats, und vergleicht sie mit spätern Schreiben des Herzogs von Otranto, so werden selbst seine Feinde getroffen von der Sprache des Bewußtseyns der Wahrheit, der Mäßigung, der Gelassenheit und Würde, die sich darin ausspricht. Eine Ruhe, wie wir sie fast nur an den großen Männern des Alterthums wahrnehmen, führt ihn selbstständig, besonnen und sicher durch die heftigsten Er-

*) Er ist entlehnt aus dem Moniteur Nr. 525 vom 12. Sept. 1815, und seine Aechtheit wird verbürgt.

schütterungen hin, unter denen selbst der Boden schwankte, auf dem er stand, nur nicht sein Herz und sein Entschluß!

Er hat Napoleon gedient, vor dem Frankreich und halb Europa sich beugten; aber er hat stets wahr zu ihm geredet, und furchtlos die Zukunft vor ihm enthüllt. Die Stimme freimüthiger Warnung ward nicht gehört. Der Herzog von Otranto wurde mehrmals verstoßen und zurückberufen. Er blieb derselbe. Wäre er je Werkzeug gewesen, so hätte man ihn weggeworfen, oder zerbrochen. Wäre er nur für sich, nicht für die Erhaltung des Gesetzes und für die Einheit des Volks und des Staats, das ist: für die Sache Frankreichs, selbstständig und fest gewesen, so hätte man ihn verachtet und vergessen.

Seine Ansichten sind nicht die Ansichten Aller; seine Grundsätze vielleicht eben so wenig. Aber er darf sich nicht scheuen, sich zu denselben zu bekennen; bei einem solchen Mann ist auch der Irrthum lehrreich.

Die Weltgeschichte wird in der französischen Revolution Fouché's Leben nie übersehen. Aus demselben wird klar die große Bedeutung jenes Volks- und Regierungs-Zerwürfnisses für die Nachwelt. Denn nicht zweck- noch spurlos wird sie vorübergegangen seyn in den Jahrhunderten der Menschheit. Auch ihr hat die Vorsehung eine Stelle angewiesen in der Entwicklung der allgemeinen sittlichen Ordnung. Es ist ein thörichtes Beginnen der Leidenschaft, ihre Folgen vernichten, sie selbst gleichsam aus dem Schooße der Zeit herausreißen zu wollen. Eine Regierung die dies wagte, würde nur Revolutionen anderer Art vorbereiten. Ein richtiger Blick auf Fouché's Leben ist daher ein tiefer Blick in das Geheimniß aller Revolutionen. Sie sind da, ehe man sie sieht; sie bleiben da, wenn man sie vorübergegangen glaubt.

Nicht der Staatsmann schützt die Völker vor dem Aufruhr, der ihre Einheit mit dem Staate zerreißt; sondern wer diese Einheit zurückführt und befestigt. Nicht der warnt vor den Gefahren der Leidenschaft, welcher sie verdammt, sondern wer durch die Vernunft mäßigt, durch das, was ewig wahr ist, nicht was zufällig und eine Zeit lang rechtmäßig seyn kann.

Darauf weist das Leben des Herzogs von Otranto hin. In einem der furchtbarsten Augenblicke, die es für große Völker geben kann, wo der Untergang der Hauptstadt, wo der Bürgerkrieg, wo alle Gräuel des Schreckens und einer Heeres-Dictatur die Verzweiflung selbst zu bewaffnen drohten, um das Ausland abzuhalten von Frankreich: in diesem Augenblick stellte der von Buonaparte, als er abdankte, eingesetzte Staatsverwaltungsrath, in welchem auch Carnot saß, den Herzog von Otranto an die Spitze der Zwischen-Regierung; ein Vertrauen, das allein schon den Werth dieses Manns bewiese, wenn man auch nicht wüßte, daß er drei und zwanzig Jahre hindurch in dem wechselvollen Sturm der Revolution sich aufrecht erhalten durch die eigne Kraft.

So viel über ihn und seine Geschichte geschrieben worden ist, so hat man dennoch, bevor er selbst sprechen wird, nichts Zuverlässiges aus seinem innern Leben gewußt. Der Haß aller Parteien hat ihn verläumdet; und wie sollt' er dies nicht, da der Herzog von Otranto zu keiner gehörte, da er keine je gegen die andre bewaffnete, alle vielmehr unter einander auszusöhnen bemüht war?

Was jeder Gemäßigte, der zwischen den Parteimännern mitten inne stand, erfahren hat, das hat auch Fouché erfahren. Wie so viele, die das blinde Urtheil der Menge verfolgt, kann auch er sagen:

In moderation placing all my glory,
While Tories call me Whig, and Whigs a Tory.

Was öffentliche Zeitschriften über ihn gesagt haben, ist zum Theil aus trüben oder unreinen Quellen geflossen. Selbst der Moniteur war in der Gewalt der Parteien nichts als ihr Sprachrohr. Die Häuptlinge ließen darin jeden Mann von Bedeutung reden oder schreiben, wie es jedesmal in ihrem Sinne war.

Unter den vielen Nachrichten über den Herzog von Otranto ist eine in Wien*) bekannt gemachte unächt und

*) S. No. 19. du Novelliste français, rédigé par Henry et Richard à Vienne; extrait d'un ouvrage: *Souvenirs de ma vie*, par *J*...

mangelhaft, ohne Belege; eine zweite *) ist es ebenfalls. Diese folgt theils allgemeinen Ansichten, wie der Charakter des Herzogs von Otranto bisher in der Geschichte dem unbefangnen Beobachter sich dargestellt hat, wo jedoch der Verfasser einen Hauptzug in Fouché's Charakter, seinen festen Wahrheitssinn gegen die Machthaber, kaum angedeutet hat; theils stützt sie sich auf Angaben des Moniteurs, ohne andre Beweise. Wie wenig aber der Moniteur, selbst in Staatsschriften, historischen Glauben verdient, ist bekannt. Man weiß, daß des Großrichters Regniers Bericht an die Regierung über Moreau's vorgebliche Theilnahme an der Verschwörung im Jahr 1804 untergeschoben, so wie, daß Kosciuszko's Aufruf an die Polen im J. 1807 ebenfalls eine von der Regierung gebrauchte Erfindung war. Beide Urkunden stehn im Moniteur, und beide sind falsch.

Folgende Nachricht aus dem öffentlichen Leben des Herzogs von Otranto, die wir hier bekannt machen, ist die erste, welche Glauben verdient. Denn abgesehen davon, daß sie sich auf zehn ächte Actenstücke stützt, welche an sich schon keinem Staatsmann und Freund der Menschheit unwichtig scheinen werden, so klärt sie mehrere Puncte in der Geschichte der französischen Revolution auf, die bisher in Deutschland noch nicht so gekannt waren.

Wir haben es daher für eine Pflicht des Geschichtschreibers gehalten, nicht nur jene Actenstücke selbst in der Ursprache hier beizufügen, sondern auch die der Erzählung eingeflochtenen Aeußerungen des Herzogs von Otranto bei wichtigen Anlässen allemal zugleich in französischer Sprache anzuführen, da die eignen Worte, die Farbe und der Ton des ersten Ausdrucks noch deutlicher das Gepräge der Eigenthümlichkeit an sich tragen, als die treuste Uebersetzung. Diejenigen Leser, welche den ganzen Faden der Erzählung, an den sie gereiht sind, lieber in derselben Sprache verfolgen möchten, benachrichtigen wir hiermit,

*) S. deutsche Blätter. Neue Folge. 1815. 3ten Bandes 178 und 188 St.

daß gegenwärtige Schrift in Kurzem auch französisch erscheinen wird. Sie in dieser Sprache vollständig als Beilage zu liefern, haben wir ihres bedeutenden Umfangs wegen unterlassen, und da nicht gerade anzunehmen ist, daß die Mehrzahl unsrer Leser diesen Wunsch hegt, so interessant auch dem Einzelnen seyn mag, allenthalben in seinen eignen Worten den Mann zu hören, dessen Ausdruck so freiartig gedrungen ist, wie sein eigner Sinn und sein inneres Leben.

Uebrigens können diese Schriften wohl als gültige Zeugnisse für den Werth oder Unwerth eines Staatsmanns in so bedeutenden Verhältnissen, als in denen Fouché sich befand, angesehen werden, da ein Minister seinen Geist nur durch die allgemeinen Ansichten beurkundet, welche er von dem Ganzen seiner Umgebungen sich bildet, so wie man die Seele seiner Handlungen nicht in den einzelnen, oft kleinlichen Vorfällen des Geschäfftslebens, sondern in den Grundsätzen erkennt, nach welchen er in die todte Masse der Formen Sinn, Ordnung und Licht zu bringen sucht; als ein Mann, der mit freiem Blick das Ganze zu übersehen, die Masse zu bewegen, und über derselben sich selbstthätig zu behaupten vermag. Ein Minister wie Fouché, darf nicht unter seiner Zeit stehn, sondern er muß über derselben stehn und walten; er darf nicht blos in den Formen des vorschriftmäßigen Arbeitsganges leben, sondern er muß zugleich den wahren Geist aller Formen der Verwaltung einhauchen, und ihn stets lebendig erhalten. Dies denken wir uns, wenn wir das öffentliche Leben Fouché's hier dargestellt sehen, unter seinem Innern, und darum sind Urkunden, die dieses Innere zeigen, wie es unter allen Umständen sich äußerte, auch wenn es nicht, durch mächtige Hindernisse beengt, allemal sich gleich bewähren konnte, wichtige Beweisthümer für die Geschichte eines Mannes, der in einer überaus denkwürdigen und gefahrvollen Zeit auf einem der höchsten Posten im Staate Europa's Blicke auf sich gezogen hat.

Der Herausgeber und Uebersetzer dieser Actenstücke stand mit dem Herzog von Otranto zu keiner Zeit in

Verbindung; er kennt dieſen merkwürdigen Mann nur durch ſeinen Namen, den er in der Welt hat; dagegen glaubt er die Forderungen der Geſchichte zu kennen, welche das Urtheil der Nachwelt berichtigen ſoll, die allein zum Richter über unſ're Zeit geſetzt iſt.

H.

Aus dem Leben des Herzogs von Otranto.

Joseph Fouché, Herzog von Otranto, Großkreuz mehrerer französischen und ausländischen Orden, ist geboren den 29. Mai 1763 zu Nantes, im Departement der Unter-Loire. Seine Erziehung wurde den Vätern vom Oratorien-Orden anvertraut. Als er neun Jahr alt war, thaten ihn seine Aeltern in die Kostschule des Collegiums von Nantes. Seine ersten Lehrer beurtheilten ihn falsch; sie sahen die Fröhlichkeit seines Gemüths für Leichtsinn an, und glaubten daß es ihm an Fassungskraft fehle, weil er nicht ohne Widerwillen den Donat lernte und die Regeln der Sprachlehre. In der Folge versuchte man, ihn in der lateinischen und französischen Verskunst zu unterweisen, aber ohne Erfolg; sein Kopf konnte sich keinem Zwang unterwerfen. Man schloß daraus, daß er nur wenig Anlage zum Fleiße habe.

Aber der Schulvorsteher, Herr Dürif, ein Mann von vieler Einsicht, der den Knaben liebgewonnen, beobachtete ihn aufmerksam. Er sah, daß sein Zögling aus der Bibliothek vorzugsweis die ernsthaftesten Bücher zum Lesen wählte, und, während seine Kameraden Romane lasen, in den Pensées von Pascal sich vertiefte. Um zu erfahren, was er davon verstünde, that er eines Tags mehrere Fragen an ihn, und war sehr erstaunt über den Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner Begriffe. Nichts

weniger als verlegen in seinen Antworten, führte der junge Fouché das Gespräch fort bis zu den allgemeinsten Sätzen.

Da der junge Fouché den Beruf seines Vaters, der Schiffscapitän war, wählen sollte, so wandte er seinen Fleiß auf Mathematik, und machte Fortschritte. Schon war er im Begriff die Schule zu verlassen, als Herr Dürif seinen Aeltern vorstellte, die Natur des Jünglings eigne sich nicht für die See. Er rieth ihnen, ihren Sohn in das Oratorium zu thun, um daselbst Lehrvorträge zu halten. Der Vater willigte ein, und Fouché kam in die Anstalt zu Paris.

Hier gab man dem jungen Canditaten den Commentar des Jansenius, und den Katechismus der Trienter Kirchenversammlung in die Hand. Aber es war ihm nicht möglich, die Abneigung zu überwinden, welche ihm diese Arbeit einflößte. Er ging zum Superior des Hauses, Herrn Merault de Bissy, an den er besonders empfohlen war, und verschwieg ihm nichts. Dieser eben so gütige als verständige Mann führte ihn hierauf in seine Bibliothek, und erlaubte ihm die Werke auszuwählen, welche ihm am meisten zusagten. Fouché blieb bei den Fastenpredigten von Massillon stehen, und bei Nicole's Werken. Da er zugleich vor einem Mann, der sein Freund und Beichtvater seyn sollte, nichts geheim halten mochte, so gestand er ihm, daß er auf seiner Stube den Tacitus, Horaz und Euklid habe; ob nun gleich der Gebrauch weltlicher Bücher in diesem Hause untersagt war, so erhielt er doch leicht die Erlaubniß sie zu behalten.

Nachdem hierauf Fouché in der königl. Academie zu Juilly *), zu Arras und in der Kriegsschule zu Vendôme Moral, Logik, Metaphysik, Naturlehre und Mathematik mit Auszeichnung gelehrt hatte, verließ er das Oratorium, um sich zu verheirathen und in Nantes niederzulassen, wo

*) Die königl. Academie zu Juilly befindet sich sieben Stunden von Paris, zu Damartin en Brie; hier war eine berühmte und sehr besuchte Kostschule, die, ungeachtet der Revolutionsstürme, noch besteht.

er gesonnen war als Advocat zu leben. Alle, die ihn im Oratorium gekannt haben, sind ihm fortdauernd mit großer Achtung sehr zugethan geblieben.

Herr Malouet, der ebenfalls Lehrer im Oratorium gewesen war, fühlte für ihn die größte Zuneigung. Als Fouché in der Folge Minister geworden war, sah man Malouet allen Drohungen der Gewalt Trotz bieten, und den von Buonaparte verbannten Fouché besuchen. Er selbst büßte für seine großmüthige Freundschaft in der Verweisung nach Tours. Ein Umstand macht diesem ausgezeichneten Freunde noch mehr Ehre: er besaß kein Vermögen, und gab die Vortheile seiner Stelle auf, um dem Gefühl seines Herzens zu folgen. Hat Fouché großen Undank erfahren, so ist ihm auch große Beruhigung zu Theil geworden. Ihm genügt die dankbare Gesinnung eines Malouet, die des Herrn von Capales und einiger andern berühmten Männer; er vergißt darüber leicht die große Zahl von wenig bekannten, undankbaren Menschen, die er in seinen verschiedenen Verwaltungen als Minister sich verpflichtet hatte.

Von Jugend auf mit gründlichen Kenntnissen und richtigen Ansichten vertraut, sah er sich bei'm Ausbruch der Revolution nicht hülflos, noch in ungewisser Lage. Man berief ihn in die National-Convention. Hier wollt' er nicht bemerkt seyn, sondern begrub sich in dem Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, wo er sich an Condorcet anschloß.

Ueber seine Stimme im Proceß Ludwigs XVI. dürfen wir schweigen, weil Ludwig XVIII. sie mit einem Schleier zu bedecken für schicklich erachtet hat, als er ihn zu seinem Polizei-Minister ernannte.

Zu der Zeit, wo Fouché zu Arras die Philosophie lehrte, hatte er Maximilian Robespierre kennen lernen, und ihm, als er zur constituirenden Versammlung ernannt worden war, das nöthige Geld vorgeschossen, um nach Paris zu reisen und sich daselbst einzurichten. Hier sah ihn Robespierre anfangs oft; aber bald trennte sie die Verschiedenheit ihrer Meinungen. Nach einem Mittags-Essen bei Fouché brach Robespierre in heftige Schmähungen aus gegen die Girondisten, und fuhr beleidigend auf Vergniaud los, der zugegen war. Fouché, der Vergni-

aud liebte, wandte sich zu Robespierre und sagte ihm: „Mit dieser Heftigkeit werden Sie wohl die Leidenschaften gewinnen, aber nie sich Achtung noch Zutrauen erwerben.“*) Dies beleidigte ihn, und er ging fort.

Auf den Sendungen, welche Fouché in den Departements übernehmen mußte, war auch er nur zu sehr genöthigt, sich der Sprache des Zeitgeistes zu nähern, und dem unglücklichen Verhängniß der Umstände nachzugeben; indeß liest man, selbst in einem Aufruf des Gesetzes gegen die Verdächtigen, das die Verhaftung der Priester und der Adligen in Masse befahl, folgende Stelle, die Muth voraussetzte, sie zu schreiben und zu drucken — den 25. August 1793.

„Das Gesetz will, daß die Verdächtigen aus dem gesellschaftlichen Umgang entfernt werden; die Wohlfahrt des Staats erheischt nothwendig ein solches Gesetz. Wollte man aber zur Begründung seines Urtheils unbestimmten Anzeigen folgen, die von verächtlichen Leidenschaften aufgerufen sind, so würde man eine Willkühr begünstigen, die eben so sehr meinem Herzen zuwider ist, als der Billigkeit. Das Schwert des Gerichts darf nicht auf's Ungefähr hier treffen, oder dort; das Gesetz will strenge Bestrafung, nicht Achtssprüche, die eben so unmenschlich als rechtlos sind.“**)

Auf seiner Sendung in Lyon griff er die Herrschsucht der Raubluſt an, und fesselte die Gesetzlosigkeit. Er stellte in den Gemüthern Ruhe und Sicherheit wieder her, als Robespierre ihn bei den Jacobinern verklagte, daß er

*) Avec une pareille violence vous gagnerez sûrement les passions, mais vous n'aurez jamais ni estime ni confiance.

**) La loi veut que les hommes suspects soient éloignés du commerce social; cette loi est commandée par l'intérêt de l'Etat, mais prendre pour base de son opinion des dénonciations vagues, provoquées par des passions viles, ce seroit favoriser un arbitraire qui répugne autant à mon coeur qu'à l'équité. Il ne faut pas que le glaive se promène au hasard; la loi commande de sévères punitions et non des proscriptions aussi immorales que barbares.

die Freunde des Vaterlands unterdrücke, und mit der Aristokratie einen Vergleich schlösse. Abgerufen nach Paris hatte er den Muth, gegen die Trutzmacht Robespierre's sich zu erheben. Von der Rednerbühne der National-Convention herab forderte er ihn auf, seine Anklage zu rechtfertigen.

Der Fall von Robespierre machte diesem Streit ein Ende. Man glaubte, die Leidenschaften würden in seinem Grabe sich verschließen; allein es scheint unser Loos zu seyn, uns in einem Kreise von Noth und Irrthum herumzudrehn. Menschen, die sich vor Robespierre am tiefsten erniedrigt hatten, fanden nach seinem Tode keine Schmähung heftig genug, um ihren Haß auszudrücken. Die Uebertreibung ging so weit, daß man ihm Absichten auf die Dictatur beimaß. „Sie erweisen ihm viel zu viel Ehre, wandte Fouché dagegen mit Lebhaftigkeit ein, wenn Sie ihm Plane und Entwürfe zutrauen; weit entfernt über die Zukunft zu bestimmen, dacht' er nicht einmal an sie. Er ward fortgerissen. Er gehorchte einem Anstoß, dessen Gewalt er weder hemmen noch lenken konnte." *) Diese Bemerkung schien Zuneigung zu verrathen. Von dem Augenblick an galt Fouché in den Augen seiner Feinde für Robespierre's Anhänger, und bald ward er angeklagt, in eine Verschwörung zur Wiederherstellung des Schreckens sich eingelassen zu haben.

Er wurde aus der National-Convention entfernt. Erst nach der Auflösung dieser Versammlung trat Fouché wieder öffentlich auf. Das Vollziehungs-Directorium sandte ihn nach einander auf die Gesandtschaftsposten zu Mailand und im Haag. Hier vertheidigte er mit Festigkeit die Unabhängigkeit der beiden Staaten gegen die Schwäche seiner Regierung, welche dieselbe zu achten versprochen hatte, und sie gleichwohl fremder Ueberlistung Preis zu geben im Begriff war.

---

*) Vous lui faites bien de l'honneur, de lui prêter des plans et des vues; loin de disposer de l'avenir il n'y pensoit même pas, il étoit entraîné; il obéissoit à une impulsion qu'il ne pouvoit ni suspendre ni diriger.

Dem Directorium gingen die Augen auf; aber zu spät. Schon drangen die feindlichen Heere in Italien vor; im Innern wurden die Mißvergnügten kühner; die Unordnung nahm zu. Man berief Fouché zu dem Ministerposten der allgemeinen Polizei. Hier erwarb er sich großen Ruhm durch das Gute, was er bewirkte, durch Hintertreibung manches Uebels, und durch den Widerstand, welchen er, allemal wenn es galt, den Leidenschaften entgegen setzte.

Sein erster Schritt, als er unter dem Vollziehungs-Directorium das Ministerium antrat, war ein denkwürdiger Bericht gegen die Aufruhrstifter. „Hoffet nicht, sagte er, daß sie sich bessern; was sie für die Ungebundenheit ihrer Leidenschaften unternehmen, ist für sie Tugend und Freiheit; jedes Mittel, wodurch sie die Staaten bedrohen und erschrecken, dünkt ihnen schicklich, um die Macht und das Glück derselben zu befördern.“*) Als er von den Ungeheuern sprach die in den Gefängnissen mordeten, setzte er hinzu: „der Vorwurf ihres Gewissens vermag nicht das Andenken zu vertilgen an die Unglücklichen, welche sie geschlachtet. Die Nation sieht nur, wie sie gemeuchelmordet; sie kann nicht in ihren Herzen den Vorwurf lesen, welcher die Gemüther des Volks beruhigen könnte.“**)

Wer den Herzog von Otranto in der Mitte seiner Familie sieht, sollte glauben, daß seine Gedanken und Gesinnungen nicht über den Kreis häuslicher Neigungen hinausgingen. Seine Sitten sind einfach und streng. Für sich bedurft' er nicht des Reichthums; er verschmäht Kunstgriffe und Feinheit; er läßt mit sich freimüthig reden; das Unbedeutende nimmt er obenhin; alles was ernst ist, be-

---

*) N'espérez point, qu'ils se corrigent; ce qu'ils entreprennent pour l'indépendance de leurs passions, est pour eux vertu et liberté; les moyens par lesquels ils menacent et épouvantent les états, leur semblent des moyens propres à en préparer la force et les prospérités.

**) Leurs rémords ne peuvent effacer le souvenir des homicides qu'ils ont commis. La nation voit toujours leurs assassinats qui l'effrayent et ne peut lire dans leurs ames les remords qui pourront la rassurer.

achtet er gründlich; er ist vertraut mit allen Begriffen, die sich auf den Zustand des Menschen beziehn, auf sein Glück, auf seine Pflichten; was nur auf die Bildung der bürgerlichen Gesellschaft, auf ihre Veredlung und auf ihren Schutz, oder auf ihr Verderbniß und ihre Auflösung einwirken kann, beschäfftigt fortwährend sein Nachdenken. Während seiner langen und schwierigen Verwaltung hat er jeden Besitzstand, ohne Ausnahme, in Schutz genommen. Volle Sicherheit fand, wen nur nach Ruhe verlangte.

Er hat sich stets den Maaßregeln augenblicklicher Noth widersetzt. „Sie begründen nur, sagte er oft, das Uebel, ohne ihm zu wehren, weil man ihre nothwendig willkührliche Vollziehung allezeit den Leidenschaften anvertraut.“*)

Da der Herzog verschiednen Regierungen gedient hat, so haben seine Feinde uns überreden wollen, daß sein Charakter sich in jede füge; allein wäre er der Augendiener aller Regierungen gewesen, so würde er, wie uns dünkt, wohl nicht einen Theil seines Lebens in der Verbannung zugebracht haben und in der Acht.

Die Briefe des Herzogs von Otranto, seine amtlichen Vorschriften für die Präfecte, tragen das Gepräge der Vorsichtigkeit und der schweren Kunst, das menschliche Herz zu lenken. Er schreibt oft fehlerhaft; aber was er schreibt, ist mit hoher Umsicht überdacht.

Man hat gesagt, der Herzog von Otranto habe als Minister zur Zeit der Republik durch seine den Präfecten gegebenen Amtsvorschriften bezweckt, die Moral an die Stelle der Religion, und die Polizei an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen. Wir haben uns die beiden Umlaufschreiben verschafft, welche dieser sonderbaren Anschuldigung zum Vorwand gedient haben. Fouché erließ sie im Monat Brumaire, als Buonaparte an die Spitze der Regierung der Republik gestellt worden war. Denkt man sich diesen Zeitpunct, so erstaunt man über den Muth dessen, der sie geschrieben hat. Es bedurfte einer großen

---

*) Elles ne font souvent que constater le mal sans y rémédier, parceque leur exécution nécessairement arbitraire est toûjours confiée aux passions.

Ueberlegenheit von Seiten des Mannes, der so sprach, um damals solche Gesinnungen und Grundsätze geltend machen zu wollen, wie in den Umlaufschreiben enthalten sind.

Umlauf an die Bischöfe. *)

Paris d. 25. Brumaire (16. Nov. 1799.) — erstes Jahr des Consulats.

Bei allen gesitteten Völkern haben eine oder mehrere Religionen geherrscht; aber keins unter den bekannten war hinlänglich aufgeklärt, um der Religion die ihr gebührende Stelle anzuweisen. Die einen haben die religiösen Gesetze, gleich dem bürgerlichen und peinlichen Rechte, zur eigentlichen Gesetzgebung gestempelt. Priesterthum war ihnen Obrigkeit. Die Regierung ward dadurch anfangs um so viel kräftiger; aber sie verlor ihre Stärke mit dem Verfall der religiösen Meinungen.

Bei andern waren Regierung und Religion zwei nebeneinander bestehende Mächte, welche in beständiger Berührung sich gegenseitig unterstützten, oder mit einander kämpften. Die Diener der Religion unterjochten, oder wurden unterjocht; dies zeigt die neuere Geschichte Europa's.

Eine andre Zeit ist gekommen: die Vernunft hat sie vorbereitet; die Religion wird sie segnen. Nimmer werden Sie in den Fall kommen zu verfolgen, noch verfolgt zu werden. Sollte bei freier Ausübung aller Religionen irgend ein Gottesdienst besondern Schutz erhalten, so wird es der seyn, welcher der Republik größere Dienste leistet. Die Regierung will keine Vorrechte ertheilen, sie will aber Dienste belohnen.

Nähren Sie nicht, nach so langer Fehde, in welcher wir alle Schuld oder Irrthum mit unserm Blute büßten, das Andenken Ihrer vormaligen Macht und Ihres Reichthums mit zu schmerzhafter Empfindung.

Eine Regierung, die eben jetzt aus der Mitte des Volks und des Unglücks sich gebildet, ist mit der mensch-

*) Das Original unter No. I. im Anhang.

lichen Natur zu genau bekannt, um Ihnen aus diesem Schmerz ein Verbrechen zu machen. Eher würde sie denken, es wäre gerechter, auch edler und klüger gewesen, Ihnen so große Opfer zu ersparen, und diejenigen abzustufen, welche Sie bringen mußten. Doch glauben Sie an Ihre eigne Lehre, so bleibt Ihnen bei Allem, was Sie persönlich erlitten, der große Trost: das Unglück hat Ihren Gottesdienst auf das zurückgeführt, was zu jeder Zeit eine sinkende Macht von Neuem hob, auf die Grundsätze seiner ursprünglichen Stiftung. Betrachten Sie, wie Ihr Leiden schon den Haß selbst derjenigen gemildert hat, welche ihr eignes Unglück Ihnen zuschreiben. Ein allgemeiner Beifall hat den Staatsbeschluß gebilligt, welcher Ihnen keinen Eid mehr auflegt, sondern nur das Versprechen der Treue abfordert. Kein Zwang wird Ihnen ferner angethan, selbst in Absicht auf Ihre schüchternsten Bedenklichkeiten.

Der den Menschen erschien um ihnen das himmlische Sittengesetz zu bringen, welches Sie lehren, forderte bei weitem nicht so viel von der weltlichen Macht.

Selbst diejenigen welche drei Jahrhunderte nach Entstehung des Christenthums dasselbe zugleich mit Constantin auf den Thron des römischen Reichs erhoben, hatten keine größern Mittel als Sie, um ihren Glauben zum Glauben der Welt zu machen.

Aber bedenken Sie es wohl, diese herrlichen Aussichten welche sich vor Ihnen wieder eröffnen und weit hinaus reichen über die Schranken der Zeit und der sichtbaren Welt, werden sich wieder verschließen, wenn Sie nicht treulich erfüllen, was Sie der Regierung versprechen.

Es heißt nicht der Republik treu seyn, wenn Sie den Gehorsam gegen dieselbe predigen und zugleich den Haß. Ihr die Liebe der Franzosen rauben, ist Verrath.

Bedenken Sie auch, daß es vergebens seyn würde, öffentlich in den Predigten und heimlich in der Beichte eine verschiedene Sprache zu führen. Die Aeußerungen der Gemüther, welche Sie führen und bilden, werden die geheimen Eingebungen offenbaren, die von dem Beichtstuhl ausgehen, in welchem Sie über die Gemüther herrschen.

Nein, in Absicht auf die Republik kann Ihnen nichts so leicht werden, als sich ein Recht auf ihre Gunst zu erwerben, indem Sie die Grundsätze derselben zugleich mit den Ihrigen predigen, und beide den Herzen tief einprägen, die ergriffen sind von den Beweggründen und den unvergänglichen Belohnungen der Tugend, welche Sie ihnen vorhalten.

unterzeichnet Fouché.

Umlauf an die Präfecte. *)

Paris d. 30. Brümaire (21. Nov. 1799.) — im ersten Jahr des Consulats.

Bürger Präfect!

Ihr Amt steht mit der Rechtspflege in einer innigen, vielfachen Verbindung. Die Wirkungskreise der Polizei und der Rechtspflege greifen wesentlich in einander ein; sie durchdringen sich gegenseitig und scheinen in einander überzugehen. Unaufhörlich wirken beide zusammen in denselben Handlungen, und dennoch: wie wenig war im Allgemeinen dieses Zusammenwirken wahre Uebereinstimmung!

Mit Förmlichkeiten, ihr selbst nie vielfach genug, umgeben, hat die Rechtspflege der Polizei ihren schnellen Gang niemals verziehen. Diese, beinahe von allen Fesseln entbunden, konnte nimmer in jener die Langsamkeit entschuldigen. Was sie aber gegenseitig sich vorwarfen, das machte oft die Gesellschaft überhaupt der einen wie der andern zum Vorwurf.

Der Polizei wirft man vor, sie beunruhige den Schuldlosen; der Rechtspflege, sie wisse dem Verbrecher weder zuvor zu kommen, noch ihn zu ergreifen. Da erstre sich in der Hand der Könige befand, galt sie allgemein für ein Werkzeug der Eigenmacht. Weil die andere von den Rechtsbeamten ausgeführt wird, schien es öfter, sie habe sich verloren in den dunkeln Irrgängen der Widersprüche der Gesetze.

---

*) Das Original unter No. II. im Anhang.

Bei einigen Völkern, die bis zum Uebermaaß argwöhnisch ihre Freiheit eifersüchtig bewachten, wurde die Polizei der Rechtspflege aufgeopfert. Andre, noch ungeduldiger, sich von langsamen Formen durch den Irrsaal zahlloser Gesetze führen zu lassen, haben die Rechtspflege selbst zur Polizei umgeschaffen.

Wer aber den Ort und die Zeit ihres beiderseitigen Wirkens scharf in's Auge faßt, wird sich überzeugen, daß Polizei und Rechtspflege in jeder wahren gesellschaftlichen Ordnung weder ohne einander bestehen, noch gänzlich ineinander fließen können.

Und in der That, man betrachte einmal die Rechtspflege vor und nach dem richterlichen Spruche: vor demselben wird sie, innerhalb ihres Heiligthums, mit Ehren aus den Schranken desselben weder heraustreten dürfen noch es wollen, um die öffentlichen Oerter zu besuchen, oder die Freistätten des Geheimnisses zu durchspähen, wo allgemeine oder besondre Sicherheit beeinträchtigt, wo Vergehungen, Verbrechen und Schandthaten begangen werden können. Nicht bloß ihr Ernst und ihre Würde kämen dabei in Gefahr, sondern selbst ihre Unbescholtenheit. Bei solch' einer thätigen Aufsicht würde der Richter oft der Zeuge werden, und dieser soll er nie seyn. Um richtig zu wägen das Zeugniß Anderer, darf er nimmer in die Wagschale das seinige legen. Läßt das Gericht selbst die Angeklagten verhaften, so setzt es schon dadurch sich mit ihnen in den Zustand des Kriegs, was einem richterlichen Ausspruch, wie er seyn soll, ganz entgegen ist. Es würde weder das Vertrauen des Angeklagten, noch das der Gesellschaft besitzen, ja nicht einmal durchaus sein eignes, ausgenommen dann, wo es das Vertrauen Aller verloren hätte.

Jetzt betrachte man die Rechtspflege nach ertheiltem Spruche, und wenn er vollstreckt werden soll. Wird sie die Richtbühne aufbauen, wird sie den Unglücklichen, den sie verurtheilt, zur Hinrichtung führen? Alle Völker der Erde haben gefühlt, daß, wenn eine und dieselbe Macht das Todesurtheil spricht und vollstreckt, die Rechtspflege nicht vorhanden scheint um Verbrecher zu richten, sondern um Menschen zu tödten. Alle Völker der Erde haben gefühlt, daß wenn bei dem grausenden Schauspiel der Voll-

streckung ihrer Urtheile die Gerechtigkeit selbst den Vorsitz führt, sie nicht mehr ein Gegenstand der Liebe des Menschen bleiben kann, sondern sein Schrecken werden muß. Alle Umgebungen der richterlichen Gewalt sollten in ihr nichts anders zeigen, als die reine, himmlische Macht der ewigen Vernunft. Dann würde sie seyn was sie seyn soll: die eigentliche Religion der bürgerlichen Ordnung.

Demnach ist der Zeitraum vor, wie der nach dem richterlichen Urtheile derjenige, in welchem die Rechtspflege nicht selbst handeln darf: beide gehören in den Wirkungskreis der Polizei.

Diese hat überall Augen und Hände, und vermag die Schuldigen zu verhaften, wo nur Verbrechen begangen werden können. Sie gebietet, um die öffentliche Ruhe zu handhaben, über eine bewaffnete Schaar, die jeder Kraft, welche dieselbe stören könnte, überlegen ist; sie besitzt alle Mittel, um die Angeklagten in die Hand der Gerechtigkeit zu überliefern, und Alles zu entfernen oder zu besiegen, was sich der Vollstreckung der Aussprüche des Richters widersetzen möchte.

Bei dieser Theilung der Amtspflichten zwischen Polizei und Rechtspflege sind unstreitig diejenigen die peinlichsten, welche die Natur der Sache der Polizei zulegt. Aber eben die schwersten Amtspflichten finden ihren reinsten Lohn in dem Herzen solcher Obrigkeiten, welche ihren Pflichten und dem Vaterlande leben. Gerade die größte Aufopferung gewährt ihnen den größten Genuß.

Wenn diejenigen welche das Urtheil sprechen, es nicht vollstrecken lassen, und diejenigen welche die Vollstreckung anordnen, das Urtheil nicht gesprochen haben, so mildert allein diese Trennung der beiden schweren Aemter die Strenge eines jeden. Den Polizei-Beamten, welche die Vollziehung der Beschlüsse der richterlichen Macht leiten, erscheint diese Vollziehung unter demselben Gesichtspunct und beinahe in demselben Abstand, wie der bürgerlichen Gesellschaft, deren Daseyn sie erheischt, und deren Gesammtwillen sie befiehlt.

Ja was noch mehr ist, Bürger-Präfect! wenn Sie näher hinantreten, dann werden Sie um so öfter auch vielfach Gelegenheit und Mittel haben, die Strenge Ih-

rer Amtspflichten zur Beruhigung Ihres eignen Herzens zu mildern. Solche Mittel und Anlässe werden Sie zu jeder Zeit in der Wachsamkeit finden, mit der Sie bei der Verhaftung der Angeklagten die bestimmten Vorschriften der Gesetze, und bei der Vollziehung der Urtheile an den Schuldigen die Wünsche jener erhabnen Menschlichkeit beachten, welche seit einem halben Jahrhundert bei allen aufgeklärten Völkern Europa's über die Gerichtshöfe und über die Hochgerichte so laut sich ausgesprochen hat.

Was Ihnen aber der bestimmte Wille des Gesetzes auf's strengste zur Pflicht macht, ist die Vorschrift, keinen Bürger auch nur einen Augenblick länger in der Hand der Polizei zu lassen, als schlechterdings nöthig ist, um ihn der richterlichen Gewalt zu übergeben.

Die Gesetze selbst gestatten einige Ausnahmen von diesem Gesetz, auf welchem allein die Gewähr aller übrigen ruht. Diese seltnen, genau bestimmten und scharf begränzten Ausnahmen haben die Gesetze gleichsam wider Willen, und selbst nicht ohne Furcht gemacht. Wenn wir also auch nur eine einzige hinzufügten, so wären wir nicht mehr Polizei-Beamte, sondern Helfershelfer der Tyrannei. Die Polizei-Bedienten müssen also im Stande seyn, zu jeder Zeit und bei jeder Verhaftung die schriftlichen Belege vorzuzeigen, welche den Augenblick der Verhaftnehmung eines Bürgers genau angeben, und eben so genau den Augenblick, wo er unter die Obhut der Gesetze gestellt worden ist.

Die ganze bürgerliche Gesellschaft ist berechtigt, den Minister der Polizei, die Präfecte und alle ihre Diener in dieser Rücksicht zur Rede zur setzen.

Vergessen Sie nie, wie gefährlich es sey, auf bloße Muthmaßungen Verhaftungen vorzunehmen. Bedenken Sie daß Ihre Verfügungen, auch wenn sie aus Irrthum geschähen, auf den Verhafteten vor den Gerichtshöfen den ersten Verdacht der Schuld werfen; und erwägen Sie, zitternd in Ihrem Gewissen, das Schicksal so vieler Unschuldigen, welche die Richter nur deswegen auf das Blutgerüst brachten, weil zuerst der Irrthum sie vor den Stuhl des Richters gestellt hatte.

Diese Wünsche der Menschheit, welche Frankreichs Philosophie den Mächten und Obrigkeiten Europa's vorlegt, weichen freilich ab von dem Buchstaben unſ'rer Gesetze; aber sie stehn geschrieben in den Herzen aller derjenigen, welche der Republik dienen. Wir würden eine große Schuld auf uns laden, nicht nur, wenn wir die zu Vollstreckung der Gesetze und der Sprüche der Gerichtshöfe durchaus unerläßliche Strenge im mindesten schärften, sondern auch, wenn wir diese Strenge nicht milderten durch jedes Lindrungsmittel, welches sie zuläßt.

Derjenige, dem das Urtheil noch nicht gesprochen, ist noch nicht für uns ein Feind der bürgerlichen Gesellschaft. Wer die Strafe, welche er erleiden soll, schon hat aussprechen hören, ist es nicht mehr. Vorher hatte er noch nichts zu büßen; nachher hat er alles gebüßt. Ihn umfaßt das Mitleid eines Jeden, der nicht unerbittlich und grausam ist: denn er ist ein Sühnopfer, welches die bürgerliche Gesellschaft zu bringen sich gezwungen sieht. Sie soll über sich weinen, und über ihn.

Die Nothwendigkeit Vergehungen zu strafen, hängt sehr von den Unvollkommenheiten der gesellschaftlichen Einrichtungen ab, die ihnen nicht zuvorzukommen wissen. Indem sie strafen, stehen die Diener des bürgerlichen Vereins mit schwerer Schuld beladen vor der Menschheit, die sich in Trauer hüllt, und zürnt und seufzt.

Bürger Präfect, tilgen Sie diese heilige Schuld durch jede Schonung, durch jede Rücksicht, welche das Erbarmen Ihnen einflößt gegen so großes Unglück.

unterzeichnet Fouché.

Buonaparte schätzte die Talente des Herzogs von Otranto; aber die Grundsätze desselben, insbesondre dessen Art die Polizei zu verwalten, paßten nicht für seinen Zweck. Er richtete — seltsam genug! — der Polizei seines Ministers zur Seite, eine andre ein. Und gewöhnlich sah man die, welche Buonaparte's Polizei verfolgte, sich unter den Schutz der Polizei seines Ministers begeben; was die Bestürzung der Franzosen erklärt, so oft der Herzog von Otranto in Ungnade fiel.

Als dies das erstemal geschah, versetzte Buonaparte den Herzog in den Senat, und kündigte diese Ernennung durch eine seinen Minister lobpreisende Botschaft an. Da indeß auch der Oberconsul in der Meinung stand, daß dieser Minister die Absicht gehabt habe, die Rechtspflege mit der Polizei zu verbinden, so wollt' er im Gegentheil beide Ministerposten in dem der Rechtspflege vereinigen.

Sofort fühlte sich die öffentliche Meinung geängstigt von einer Menge Kundschafter, die alle sich geltend machen wollten. Nichts ging mehr seinen geraden Gang; Alles nach Willkühr. Die Polizei hatte nicht mehr jene Thätigkeit, welche Licht gibt und sucht; ein falscher Diensteifer vervielfältigte überall die Anklagen. Der General Moreau, welcher mitten in Paris ruhig lebte, ward in eine Verschwörung verwickelt. Sein Proceß erregte den allgemeinen Unwillen. Buonaparte hatte Muth und Geisteskraft genug, seinen alten Minister zurückzurufen. Dies beruhigte die Gemüther wie ein Zauberschlag. Der Herzog von Otranto war Moreau's Freund. Er bewog ihn, sich für den Augenblick in die vereinigten Staaten zu entfernen, und setzte es durch, daß er dem General den Betrag seiner Güter in Frankreich zustellen durfte.

Die zweite Verwaltung des Herzogs von Otranto sollte noch stürmischer werden, als die erste. Je mehr der Minister in der Volksgunst stieg, desto argwöhnischer wurde Buonaparte. Er vervielfachte die Polizeigewalten, um die des Ministers zu beobachten und um Befehle zu vollziehen, denen, wie man wußte, jener zu gehorchen sich geweigert hatte. Von seinem Erobrungsgeist unaufhörlich nach außen fortgerissen, verließ sich Buonaparte in Ansehung der Ruhe des Innern ganz auf seinen Minister; und in der That herrschte im Innern nie mehr Ruhe und Sicherheit, als wenn Buonaparte abwesend war. So wie er zurückkam, ging er in seinen Forderungen immer weiter. Gewohnt auswärts zu siegen, ertrug er weniger den Widerstand im Innern. Nach dem Tilsiter Frieden machte es ihm der Herzog von Otranto zur Pflicht, sich mit der Verwaltung seines Reichs zu beschäfftigen. „Sie können, redete er ihn an, neue Länder erobern; aber nichts kann jetzt Ihre Macht noch vermehren. Spaniens Eroberung, mit deren Glanz man Ihren Augen

schmeichelt, ist ein eitler Erwerb. Sie sind in der That schon der Oberherr dieses Landes: denn Sie ziehen aus demselben Soldaten für Ihre Heere, und große Geldsummen für Ihren Schatz. Fürchten Sie sich, dem Namen nach Herr darüber zu heißen; dies raubt Ihnen jene beiden Hülfsquellen. Denken Sie auf die Gegenwart, und behalten Sie die Zukunft im Auge." *)

Die Schmeichelei siegte. Buonaparte ging nach Spanien. Die Ereignisse zu Bayonne veranlaßten eine innere Gährung. Man stellte sie als eine Verschwörung dar. Bestürzt kehrte Buonaparte nach Frankreich zurück. Die Verschwörung zerfloß wie ein Dunstbild, als er in Paris ankam. Nun wandte er sich nach dem Norden. Das Glück, schon im Süden ihm entgegen, schien neue Hindernisse ihm in den Weg zu stellen. Seine Siege wurden blutiger, und wechselten mit Unfällen. Die Engländer landeten auf Walchern. Der Herzog von Otranto war damals mit der Verwaltung des Innern und der Polizei beauftragt; er ließ daher auf allen Seiten die National-Bewaffnung in Masse sich erheben. „Wir wollen, sagte er, Europa beweisen, daß wenn Buonaparte's Genie über Frankreich den Glanz seiner Siege verbreitet, es seiner Gegenwart nicht bedarf, um unsre Feinde zurückzuschlagen." **)

Die Bewegung, in welche die Nation gebracht wurde, war allgemein. Die Engländer schifften sich bald wieder ein. Buonaparte schloß den Frieden zu Wien ab, und eilte nach Paris zurück. Die Nationaltruppen wurden entlassen, und der Minister, welcher zu sagen gewagt hatte

*) Vous pouvez conquérir de nouvelles provinces, mais rien aujourd'hui ne peut ajouter à votre puissance. La conquête de l'Espagne qu'on fait briller a vos yeux, est une possession vaine, vous êtes, réellement Souverain de cette contrée, puisque vous en tirez des soldats pour vos armées et des sommes considérables pour le trésor. Craignez que le titre nominal de maitre ne vous enlève cette double ressource; songez au present, mais voyez l'avenir.

**) Prouvons à l'Europe que, si le génie de Buonaparte peut donner de l'éclat à la France par les victoires, sa présence n est pas necessaire pour repousser nos ennemis.

hatte, daß man Buonaparte's nicht bedürfe, fiel in Ungnade.

Um in der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, ernannte Buonaparte seinen verstoßnen Minister zum Statthalter in Rom. Allein vor dessen Abreise schickte er zu ihm den General Berthier, Fürsten von Neufchatel, und ließ ihm seine Briefschaften abfordern. Der Herzog von Otranto gab zur Antwort: diese Briefschaften verbürgten seine Rechtfertigung, er werde sie nicht ausliefern. Als man nun zu jener Forderung Drohungen hinzufügte, so sagte der Herzog dem Fürsten: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren mich gewöhnt habe, mit dem Haupt auf dem Blutgerüst zu schlafen. Ich kenne die Macht der Gewalt; ich fürchte sie nicht.“ *)

Da wurde der Herzog nach Aix in der Provence verwiesen; aber bald rief ihn Buonaparte zurück. Die erste Unterredung war nicht glücklich. Der Minister dachte über den Krieg mit Rußland, wie über den mit Spanien. Der Herzog zog sich auf seine Güter zurück. Nachher berief ihn Buonaparte von Dresden aus zu sich; aber des Herzogs Ansichten vom Frieden und von Mäßigung mißfielen. Buonaparte befahl ihm, sich nach Illyrien zu begeben, um daselbst Statthalter zu seyn.

Kaum war der Herzog in Illyrien angekommen, als der Krieg ausbrach. Da er dem feindlichen Einfall keine Macht entgegenstellen konnte, begab er sich zurück nach Frankreich, als ihm Buonaparte schrieb, er möchte nach Neapel gehn. Hier rieth der Herzog dem Hof, was nur die Klugheit und die Umstände geboten. Hätte der König Joachim seinen Rath befolgt, so würde er nicht den Weg eingeschlagen haben, der zum Verderben führt.

Um von der Art, wie der Herzog an Buonaparte und an den König Joachim schrieb, und von seinen Rathschlägen in den Augenblicken der Entscheidung des Schicksals

*) Allez rapporter à votre maître, que je suis habitué depuis 25 ans, à dormir la tête sur l'échafaud - Je connois les effets de la puissance, je ne les redoute point.

von Europa einen Begriff zu geben, ist es wichtig, folgende beide Briefe bekannt zu machen.

Der Herzog von Otranto an den Kaiser Napoleon. *)

Rom den 27. Decbr. 1813.

Ich habe mich bei dem König von Neapel beurlaubt; ich darf E. M. keinen von den Gründen verschweigen, welche die natürliche Thätigkeit dieses Fürsten zurückgehalten haben. Der erste ist die Ungewißheit, in welcher Sie ihn über den Oberbefehl bei den Heeren Italiens gelassen haben. Der König hat Ihnen während der beiden letzten Feldzüge so viel Beweise von seiner Anhänglichkeit und seinen kriegerischen Eigenschaften gegeben, daß er von Ihnen diesen Beweis des Vertrauens erwarten durfte. Er fühlt sich zwiefach gekränkt durch Ihren Argwohn und durch die Vorstellung, sich Ihren Generalen gleichgesetzt zu sehn.

Zweitens stellt man dem König beständig vor: Wenn Sie, um Italien für den Kaiser zu erhalten, Ihr Königreich von Truppen entblößen, so werden die Engländer daselbst Landungen unternehmen und Unruhen erregen, die um so gefährlicher seyn dürften, da sich die Neapolitaner laut über den Einfluß Frankreichs beklagen. In welcher Lage, sagt man weiter, befindet sich dieses Reich! Ohne Heer, entmuthet durch einen Feldzug, den seine Feinde nicht als dessen letztes Unglück ansehn, da der Rhein keinen Grenzschutz mehr gewährt, und da der Kaiser, anstatt Italien decken zu können, im Gegentheil kaum eines Einfalls von Deutschland, der Schweiz und Spanien her sich zu erwehren vermag! Sorgen Sie für sich, schreibt man ihm von Paris; rechnen Sie auf Niemand als auf sich selbst! Der Kaiser kann ja nicht einmal mehr etwas für Frankreich thun, wie sollte er Ihre Staaten Ihnen sichern? Wenn er zur Zeit seiner Allgewalt daran dachte, Neapel mit seinem Reiche zu vereinigen, welches Opfer würde er Ihnen zu bringen wohl geneigt seyn? Er würde Sie in diesem Augenblick für eine Festung hingeben.

---

*) Das Original unter No. III. im Anhang.

Dagegen stellen drittens Ihre Feinde der Schilderung von der Lage Frankreichs die großen Vortheile entgegen, welche dem König sein Beitritt zum Bunde zeigt: so befestigt dieser Fürst seinen Thron; so vergrößert er seine Staaten; statt für den Kaiser unnützer Weise seinen Ruhm und seine Krone aufzuopfern, umgibt er beide mit dem höchsten Glanz, wenn er sich ankündigt als den Beschützer Italiens, als den Währmann seiner Unabhängigkeit. Erklärt er sich für E. M., so verläßt ihn sein Heer, und sein Volk empört sich. Trennt er seine Sache von der Sache Frankreichs, so eilt ganz Italien herbei und stellt sich unter seine Fahnen.

So sprechen zum König Männer, die sehr nahen Antheil an Ihrer Regierung nehmen. Vielleicht irrt man sich hierin blos in seiner Ansicht von der Art, wie man E. M. dienen kann. Alle Welt bedarf des Friedens. Den König bestimmen, sich an die Spitze von Italien zu stellen, ist in ihren Augen das sicherste Mittel, Sie zum Frieden zu nöthigen.

Ich kam den 18ten in Rom an. Hier, wie in ganz Italien, hat das Wort Unabhängigkeit wahre Zauberkraft erlangt. Allerdings stellen sich unter diese Fahne Menschen von verschiednen Wünschen; aber alle Länder verlangen eine Landesregierung; jeder beklagt sich, daß er um der geringsten Forderung willen nach Paris gehen soll. In so weiter Entfernung von der Hauptstadt, erblickt ein jeder in der französischen Regierung nur drückende Lasten ohne allen Ersatz; Heerbann-Listen, Auflagen, Bedrückungen, Beraubungen, Opfer aller Art: das, nur das, rufen die Römer, sehen wir von der französischen Regierung! Ueberdies noch keine Art von Handel, weder innern noch auswärtigen; unsre Erzeugnisse haben keinen Absatz, und das Wenige, was wir vom Ausland erhalten, bezahlen wir zu ungeheuern Preisen.

Sire, als E. M. auf der höchsten Stufe Ihres Ruhms und Ihrer Macht standen, hatte ich den Muth Ihnen die Wahrheit zu sagen, weil diese allein noch Ihnen fehlte. Jetzt sage ich sie Ihnen eben so frei, aber milder, weil Sie nicht glücklich sind. Ihre Rede vor dem gesetzgebenden Körper würde einen tiefen Eindruck auf Europa gemacht

und alle Herzen gerührt haben, hätten E. M. nur, außer dem Verlangen nach Frieden, noch großmüthig erklärt, daß Sie Ihrem ehemaligen Plan der Weltherrschaft entsagten. So lange Sie sich nicht über diesen Punct erklären, werden die verbündeten Mächte glauben oder sagen, daß dieser Plan nur aufgeschoben sey, und daß Sie jede Gegelegenheit, darauf zurückzukommen, benutzen werden. Auch die französische Nation wird stets dasselbe befürchten.

Wenn Sie in der gegenwärtigen Lage alle Ihre Kräfte innerhalb des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen vereinigten, und offen erklärten, diese Naturgrenzen nie überschreiten zu wollen, so dünkt mich, es würden alle Wünsche der Nation und Aller Arme zur Vertheidigung Ihres Reichs sich erheben: und wahrlich! dieses Reich würde noch immer das schönste und mächtigste der Erde seyn; groß genug für Ihren Ruhm und für das Glück von Frankreich! Ich bin überzeugt, Sie können nur für diesen Preis den Frieden wirklich erlangen.

Ich fürchte, daß ich allein diese Sprache zu Ihnen rede. Trauen Sie nicht den Lugworten der Höflinge. Die Erfahrung muß Sie dieselben kennen gelehrt haben. Diese allein haben Ihre Heere bis nach Spanien, nach Polen, nach Rußland fortgestoßen; diese allein haben aus Ihrer Nähe Ihre treusten Freunde entfernt; diese allein haben unlängst Sie abgehalten, den Frieden in Dresden zu unterzeichnen. Dieselben täuschen Sie noch bis auf diesen Augenblick, und übertreiben gegen Sie Ihre Macht. Es bleibt Ihnen Macht genug übrig um glücklich zu seyn, um Frankreich den Frieden und die Wohlfahrt wieder zu geben; aber mehr als dies können Sie nicht; ganz Europa ist davon überzeugt; vergeblich wäre jeder Versuch dasselbe zu blenden; es läßt sich nicht mehr täuschen.

Ich beschwöre E. M. meinen Rath nicht zu verwerfen. Er kommt aus einem Herzen, das nie aufhören konnte Ihnen ergeben zu seyn, selbst dann nicht, wenn es dies gewollt hätte. Ich bin nicht so eigenliebig zu glauben, daß ich besser als Andre sehe; wäre jeder so freimüthig, er würde eben so zu Ihnen sprechen. Er würde wie ich zu Ihnen gesprochen haben nach dem Frieden zu Tilsit,

nach dem Frieden zu Wien, vor dem Krieg gegen Rußland, und zuletzt noch in Dresden.

Es ist niederschlagend für die Würde des Menschen, daß ich der Einzige bin, der, was er denkt, Ihnen zu sagen wagt. Treffen E. M. neue Unglücksfälle, so darf ich mir nicht vorwerfen, Ihnen je die Wahrheit verhehlt zu haben. In des Himmels Namen also, machen Sie dem Kriege ein Ende; gönnen Sie den Gemüthern einen Augenblick Zeit, um sich zu beruhigen!

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

An den König Joachim. *)

Florenz den 20. Jan. 1814.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten, und die Abschrift von dem an den Kaiser. Ich bewahre sie auf, um davon, wenn die Gelegenheit es gibt, Gebrauch zu machen. Könnten Sie meinen Bericht lesen an den Kaiser von der Lage Italiens und von Ihren Beweggründen, mit den verbündeten Mächten zu unterhandeln, so würden Sie überzeugt seyn, daß ich keiner Ermuthigung bedarf, um die Wahrheit zu sagen. Immer dachte ich es sey Verrath gegen die Fürsten, sie ihnen zu verbergen.

Sie glauben, Ihr Zutritt zu dem allgemeinen Bund sey das einzige Mittel, Ihren Thron zu erhalten, und diese Verbindung nütze dem wahren Wohl Frankreichs mehr, als Ihre Waffen. Es wäre überflüßig, wenn ich Ihnen meine dagegen schon gemachten Einwendungen hier wiederholen wollte; allein ich muß Sie dringend auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, eine tüchtige Armee aufzustellen. Diese allein ist Ihr Schutz; diese allein gibt Ihnen auf den Bund Einfluß. Fürchten Sie nicht den Abfall Ihrer Officiere und Soldaten, wenn Sie an deren Spitze sich stellen, und wenn diese sich überzeugen, daß Sie Ihrem Vaterland dienen. Wer hat öfter, wer hat

*) Das Original unter No. IV. im Anhang.

ruhmvoller sein Leben für dasselbe gewagt, als Sie? Machen Sie ihnen kund, daß Sie Ihr Heer nur zum Heil Frankreichs vorrücken lassen, und zu dem Ihres eignen Staats.

Bis diesen Tag hat man Sie für unentschlossen gehalten, und bis dahin war jede Meinung, jedes Gefühl, ohne Mittelpunct, ohne Stütze und ohne Richtung. Statt an Geist und Kriegszucht zu gewinnen, hat Ihr Heer über politische Berathungen seine Zeit verloren. Ihre Generale selbst haben die Gemüther ungewiß gemacht durch Anfragen, die man ihnen weder bejahen noch verneinen konnte.

Ich beschwöre Sie, suchen Sie sich vor allen Dingen in hohe Achtung zu setzen; flößen Sie Vertrauen ein auf Ihren Charakter: dieß wird zuletzt Ihre einzige Macht seyn, die einzige Schutzwehr, die man niederzureißen nicht wagen wird; welcher Monarch würde sich wohl dem gehässigen Vorwurf blos stellen wollen: er habe das Ihnen gegebne Wort gebrochen! Die Ehrsucht ist nicht bis zu diesem Grade blind; man wagt nicht jederzeit Alles was man kann.

Sie fordern mich auf, Sie gegen die Verleumdung in Schutz zu nehmen. Machen Sie sich keine Unruhe über die Weise, wie man Ihren Entschluß beurtheilen wird. Es war meine Pflicht, Sie davon abzubringen; ich habe meine Schuldigkeit gewissenhaft gethan. Nun aber, da Ihr Entschluß gefaßt ist, bin ich es Ihrer Freundschaft für mich schuldig, Ihnen zu sagen, daß die mindeste Unschlüssigkeit verderblich seyn würde. Sie gäbe Ihren neuen Verbündeten das Recht, Ihnen nicht zu trauen, und Sicherheit zu verlangen. Man würde dann Ihr Verhalten, wie alle Dinge hier auf Erden, nach dem Erfolg würdigen. Können Sie zu dem allgemeinen Frieden beitragen; erlangt Ihr Name Gewicht genug in der Wagschale der Angelegenheiten Europa's, um die Würde der Thronen und die Unabhängigkeit der Völker aufzurichten, so wird Sie alle Welt segnen. Eilen Sie, öffentlich kund zu thun, daß Sie nur darum zu dem großen Bund getreten sind, weil er dieses edle Vorhaben unterstützt. Zeigen Sie Italien den Umfang und die Festigkeit Ihrer wahren Entwürfe für dessen Glück. Unbestimmte Hoffnungen würden es

nur in Bewegung bringen, ohne sein Zutrauen zu gewinnen.

Mit Besorgniß sehe ich das Landvolk in Aufruhr. Es wird Ihre Hülfsquellen vernichten, und eine Gesetzlosigkeit herbeiführen, die Sie nicht werden unterdrücken können. Sind Sie zu Aufgeboten in Masse genöthigt, so müssen Sie Maaß dabei halten. Nimmer schaden der Thätigkeit Ordnung und Zucht. Wecken Sie ja keine andre Leidenschaft auf, als die Sie zu befriedigen im Stande seyn werden.

Entschuldigen Sie diese freimüthigen Bemerkungen mit meinem Wunsch, Sie glücklich zu sehn, und mächtig genug, um Frankreich wieder zu erstatten, was Sie von ihm erhalten haben.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

N. S. In diesem Augenblick erhalte ich Ihr Schreiben, worin Sie von mir einen Aufsatz über die Bemerkungen verlangen, welche ich die Ehre hatte, Ihnen über das Verfassungsgesetz, welches man von Ihnen wünscht, mitzutheilen. Ich werde mich sogleich mit dieser Arbeit beschäfftigen. Lassen Sie Sich, ich bitte Sie darum, nicht hinreißen, mitten unter das neapolitanische Volk Ideen auszustreuen, auf die es noch nicht vorbereitet ist. Behandeln Sie es wie Sie Ihre Kinder behandelt haben; bewilligen Sie ihm nur das, was ihm zukommt. Ich fürchte, dieses Wort: Verfassung, das ich überall auf meiner Reise höre, mag in dem Munde des großen Haufens wohl nichts andres bedeuten, als das dunkle Verlangen, nicht zu gehorchen. —

Buonaparte hatte eben abgedankt, als der Herzog in Paris ankam. Man bedauerte allgemein, ihn nicht in der Zwischenregierung zu sehn. Seine Einsicht und sein sichrer Blick hätten vielleicht manches Uebel verhindert. Um Bonaparte noch zuletzt seine Theilnahme zu beweisen, rieth er ihm schriftlich, sich in die vereinigten Staaten zu begeben. Dieses Schreiben ist eine Urkunde für die Geschichte, um darnach die Gesinnungen und den Charakter des Herzogs von Otranto zu beurtheilen.

An den Kaiser Napoleon, den 23. April 1814.*)

Sire!

Als Frankreich und ein Theil Europa's zu Ihren Füßen lagen, habe ich beständig die Wahrheit Ihnen vorzustellen gewagt. Jetzt, da Sie unglücklich sind, fürchte ich weit mehr Ihr Gefühl zu verwunden, wenn ich mit Ihnen die Sprache der Aufrichtigkeit rede; doch ich bin Ihnen dies schuldig, weil es Ihnen nützlich, ja nothwendig seyn wird.

Sie haben als Zufluchtsort die Insel Elba und deren Oberherrschaft angenommen. Achtsam auf Alles, was man über diese Oberherrschaft und Insel sagt, halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen bestimmt zu versichern, daß die Lage dieser Insel in Europa für Sie keineswegs sich eignet, und daß der Titel eines Oberherrn über einige Morgen Landes noch weniger für den sich schickt, der ein so großes Reich besessen hat.

Ich flehe Sie an diese beiden Ansichten zu erwägen, und Sie werden fühlen, wie gegründet sie sind.

Elba liegt in geringer Entfernung von Afrika, Griechenland und Spanien; es stößt fast an die Küsten Italiens und Frankreichs. Unerwartet kann Sie Meer und Wind und eine kleine Felucke von jener Insel an Länder versetzen, welche der Unruhe, neuen Vorfällen, gewaltsamen Veränderungen am meisten blosgestellt sind. Noch giebt es nirgends Festigkeit. Bei dieser Beweglichkeit der Völker muß ein Kopf, wie der Ihrige, unter den europäischen Mächten nur Besorgniß und Argwohn erregen; ohne daß Sie sich vergehen, kann man Sie anklagen; ja, ohne daß Sie Schuld haben, können Sie sogar Unglück verursachen; denn die Furcht ist ein großes Unglück sowohl für die Regierungen, als für die Völker.

Der König, der den französischen Thron bestiegen hat, wünscht einzig durch Gerechtigkeit zu herrschen; Sie wissen aber, wie viele Leidenschaften einen Thron umringen, und wie geschickt der Haß der Verleumdung die Farbe der Wahrheit gibt.

---

*) Das Original unter No. V. im Anhang.

Die Titel welche Sie behalten, erinnern jeden Augenblick an das, was Sie verloren haben; sie können daher die Bitterkeit Ihres Verlustes nur vermehren; sie werden nicht als Trümmer erscheinen, sondern als eine leere Prunkform von so viel Größe, die verschwunden. Und was noch mehr: ohne für Sie ehrenvoll zu seyn, werden diese Titel Sie den größten Gefahren blos stellen; man wird sagen, Sie behalten dieselben blos, um alle Ihre Ansprüche sich zu sichern. Man wird sagen, der Felsen von Elba sey Ihnen der Ruhepunct eines Hebels, mit welchem Sie ganz Europa von Neuem aus seinen Angeln heben wollen.

Darf ich Ihnen Alles sagen, was ich denke? Für Sie wäre es glorreicher und beruhigender, wenn Sie als bloser Privatmann lebten; jetzt aber gibt es für einen Mann wie Sie keinen sicherern und schicklichern Schutzort, als die vereinigten Staaten von Amerika.

Hier werden Sie Ihr Leben von Neuem beginnen, mitten unter einem noch jugendlichen Volke, das Ihren hohen Geist nicht fürchten, das ihn nur bewundern kann. Hier stehen Sie unter der Obhut von Gesetzen, die eben so gerecht als unverletzlich sind, wie Alles, was in dem Vaterland Franklins, Washingtons und Jeffersons lebt und empfindet. Sie werden den Amerikanern beweisen, daß, wären Sie unter ihnen geboren, Sie auch gleich ihnen gedacht und geurtheilt, und daß Sie Amerika's Tugend und Freiheit vor aller Herrschaft der Welt den Vorzug gegeben hätten.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Die Freunde des Königs kamen öfters zum Herzog, um seine Meinung und seinen Rath zu hören. Er empfahl ihnen allen, nur keinen Parteikampf hervorzubringen zwischen den alten und den neuen Leidenschaften, zwischen der Nation und den Ausgewanderten. Er wiederholte tagtäglich gegen die Minister:

„Beobachten Sie über alles Unrecht ein tiefes Schweigen; stellen Sie sich an die Spitze des Guten, was seit 25 Jahren gethan worden ist; das Böse werfen Sie zurück

auf die Regierungen vor Ihnen, und mit noch größerm Recht auf die Ereignisse; machen Sie gleichen Gebrauch von der Tugend, die in der Unterdrückung aufglänzte, von der Thatkraft, die sich in unsern Spaltungen entfaltete, und von den Talenten, die aus dem Wahnsinn hervorgingen. Macht der König nicht die Nation zu seinem Stützpunct, so wird sein Ansehn sich schwächen, seine Hofleute werden um ihn her nur eine todte Verehrung aufzurufen im Stande seyn, und diese dürfte ihn stürzen."

„Hüten Sie sich die Farbe der Hutschleife (Cocarde) und der Nationalfahne anzutasten. Man hat den Sinn dieser Frage nicht recht gefaßt; man stellt sich nicht vor, welche unendliche Mühe es kosten wird, um Frankreich einer Fahne zu unterwerfen, die es seit 25 Jahren als das Panier des Bürgerkriegs betrachtet."

„Die Frage in Ansehung der Nationalfarben ist nur scheinbar unnütz; sie entscheidet Alles; denn es gilt die Frage, unter welchem Banner die Nation sich vereinigen soll; in ihr wird die Nation den Sieg einer Partei über sich zu sehen glauben; sie wird denken, die Farbe des Bandes bestimme die Farbe der Regierung."

„Für den König ist dieses Opfer, was für Heinrich IV. das Opfer der Messe war; übrigens trug dieser Monarch auch die drei Farben." *)

---

*) Gardez le silence sur tous les torts, placez-vous à la tête du bien qui s'est fait depuis 25 ans, réjettez le mal sur les gouvernements qui vous ont précédés et plus justement encore sur les évènements; servez-vous à la fois de la vertu qui a éclaté dans l'oppression, de l'énergie qui s est developpée dans nos discordes et des talens qui se sont produits dans le délire. Si le Roi ne prend pas la nation pour point d'appui, son autorité s'affoiblira, ses courtisans seront réduits à provoquer autour de lui de stériles hommages qui le perdroient

Gardez-vous de toucher à la couleur de la cocarde et du drapeau de la nation. Cette question n'est pas bien comprise; on ne prévoit pas toutes les peines qu'on aura à faire fléchir la France devant un étendard qu'elle regarde depuis 25 ans comme celui de la guerre civile.

La question rélative aux couleurs nationales n'est frivole qu'en apparence, elle décide de tout; c'est la que-

Man fragte wiederholt den Herzog von Otranto um seinen Rath; da man aber nicht die Stärke hatte, ihm nur in einem Puncte zu folgen, sondern sich von den Leidenschaften fortreißen ließ, so zog sich der Herzog auf sein Landgut zurück. Alle Parteien tadelten diesen Entschluß. Ein Mann, der seinen großen Einfluß sinken sah, schlug dem Herzog von Otranto vor, an Veränderungs-Entwürfen Theil zu nehmen; man lud ihn ein, sich an den Ort eines geheimen Ausschusses zu begeben; allein er antwortete auf dem Einladungsschreiben selbst ganz kurz: „Ich arbeite nicht in Treibhäusern; ich mag nichts unternehmen, was nicht unter freiem Himmel die ganze Nation sehen kann." *)

Mehrere Männer am Hofe von Bedeutung standen mit dem Herzog in Briefwechsel, namentlich Herr Malouet, sein Freund und ehemaliger Mitbruder im Oratorium. Seine kleinsten Briefe wurden dem König vorgelegt. Man bemerkte damals in einem seiner Briefe an den Grafen d'Artois folgende Stellen: „Die schon erklärte Vergessenheit des Vergangnen kann nicht oft und feierlich genug ausgesprochen werden. Man muß eilen, sie zu einem Gesetz für die Nation zu erheben und sie an die Spitze aller Gesetze zu stellen."

„Was sollte aus uns, was sollt' aus Frankreich werden, wenn man jene Vergangenheit, von der wir uns auf immer trennen wollen, wieder hervorzuziehen befugt wäre? Wir würden uns von Neuem in ihren Abgrund stürzen, und sie würde nur schrecklicher seyn. Anklagen, die vom Throne ausgingen, würden an denselben zurückgewiesen werden, von Thatsachen begleitet, deren augenscheinliche Wahrheit in Europa alle Köpfe und alle Herzen

---

stion de l'étendard sous lequel la nation se ralliera; cette question paroitra aux yeux de la nation le triomphe d'un parti sur elle, la couleur du ruban semblera décider de la couleur du règne.

Ce sacrifice est pour le Roi ce que fut pour Henri IV. celui de la messe; les trois couleurs, au reste, étoient celles de ce Prince.

*) Je ne travaille point en *serres chaudes*. Je ne veux rien faire qui ne puisse paroitre au *grand air* de la nation.

ergriffen hat. Es sind Fehler, Ausschweifungen, vielleicht sogar Verbrechen begangen worden; aber es hat deren auf jeder Seite gegeben; und überall gesellten sich zu wilden Unordnungen erhabne Tugenden."

„Der König wird Heinrichs IV. Beispiel nachahmen; nicht das von Carl II., der erst Vergessenheit zugesagt, hierauf schändlich meineidig wurde, und dem Regentenhause der Stuarte einen neuen Fall bereitete, der unter seinem Bruder vollständig eintrat, und diesmal ohne Rettung war."*)

Den 23. Juni schrieb der Herzog von Otranto an den Herrn von Blacas, der in Auftrag des Königs mit ihm gesprochen hatte, Folgendes:**)

„Die Ursachen von Frankreichs Unruhe sind, bei dem Volke: die Furcht vor der Rückkehr der Lehnrechte; bei den Besitzern der Nationalgüter, die einen so beträchtlichen Theil unsrer Volksmenge ausmachen: die Besorgniß wegen ihrer Besitzungen; bei allen denen, die sich bestimmt für die Republik oder für Buonaparte ausgesprochen haben, der Zweifel über ihre persönliche Sicherheit; bei der Armee: der bittre Verlust so vieler Aussichten auf Ruhm

---

*) L'oubli du passé déjà proclamé ne peut être trop souvent et trop solennellement proclamé, il faut se hâter d'en faire une loi de la nation, et de la mettre à la tête de toutes les loix.

Et que déviendrions nous, que déviendroit la France, s'il étoit permis de compulser ce passé dont nous voulons à jamais nous séparer! Nous nous y réplongerions de nouveau et il seroit plus affreux. Les accusations parties du trône seroient renvoyées au trône avec des faits dont l'évidence a pénétré en Europe tous les esprits et toutes les consciences. On a tout exagéré, la liberté et le pouvoir. Il y a eu des fautes, des excès, peut-être même des crimes, mais il y en a eu de tous les côtés; et dans tous des vertus sublimes s'allioient à des excès.

Le Roi imitera l'exemple de Henri IV. et non celui de Charles II., qui après avoir promis l'oubli se rendit honteusement parjure et prépara pour la dynastie des Stuarts une nouvelle déchéance qui fut accomplie sous son frère et qui le fut cette fois sans retour.

**) Das Original unter No. VI. im Anhang.

und Glück, die Buonaparte unaufhörlich der Ehrsucht und der Einbildungskraft der Soldaten und Feldherrn vorhielt; in der Zahl derer endlich, die für Frankreich verlangten, was England seit mehrern Jahrhunderten besitzt; das Erstaunen über die Verfassungs-Urkunde, aus welcher der König einen Ausfluß der erblichen Gewalt seines Throns hat machen wollen."

„Die gefährlichste dieser Ursachen ist gerade diejenige, deren Wirkung alle Weisheit des Königs und seiner Minister weder hätte vorhersehn, noch ganz verhüten können. Die Unzufriedenheit der Truppen, ein Uebel, welches mehr oder weniger am Schluß jedes Kriegs eintritt, mußte nothwendig weit gefährlicher um sich greifen am Ende der Kriege Buonaparte's, weil sie seinen Feldherrn Europa's Theilung zu versprechen schienen; doch können ihre Folgen nur durch die Mitwirkung der übrigen Ursachen sehr bedenklich werden."

„Das Heer nimmt allemal die Gesinnung der Nation an, in deren Mitte es lebt; vorzüglich ein aus den Heerbannlisten des Volks geworbenes. Es wird endlich zugleich mit der Nation, eben so zufrieden als unzufrieden seyn; hat es aber mit einemmal alle die Glücksfälle, welche die Kriege eines Eroberers ihm zeigten, verloren, und der Soldat hört in seiner Heimath die Besorgnisse seiner Aeltern, Brüder und Freunde für Eigenthum, Sicherheit und Freiheit: so hat auch die Regierung, sie sey so stark und der Nation so theuer als sie wolle, Alles für sich zu fürchten; vergebens wird sie Augen und Ohr überall offen haben, sie wird stets in Furcht seyn müssen."

„Mallet war nicht wahnsinnig, sondern tollkühn. Es wird aber Wahnsinnige genug geben, die Alles, was Frankreich von der Rückkehr seiner Könige erwartet, in Gefahr bringen können."

„Um den Folgen dieses Grundes etwaniger Unruhen, des einzig in der That zu befürchtenden, und des einzigen, bei dem Buonaparte's Geist in's Spiel mit kommen kann, zuverlässig Einhalt zu thun, muß man alle übrigen niederdrücken; leichter wäre es freilich gewesen, sie gar nicht aufzuregen."

„Was hat so allgemein die lebhaftesten Besorgnisse unter den Käufern der Nationalgüter verbreitet? Weil man die ihnen gegebne Sicherheit auf gleiche Weise, in denselben Kundmachungen und Erklärungen zugleich Millionen Franzosen ertheilte, welche, zur Zeit der Republik, ihre Stimme zu Beschlüssen gegeben haben, die nur unter der Monarchie als Vergehungen oder Verbrechen angesehen werden konnten; beider Sache ist also eine und dieselbe; wenn nun die gegen die Einen übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt worden sind, so finden auch die Andern in den ihnen gemachten Zusicherungen keine Beruhigung mehr."

„Eine Nation, deren Geistes- und Gemüthskräfte seit 25 Jahren so heftig bewegt waren, daß sie die ganze Welt zu erschüttern vermochten, kann nur langsam und allmählig in einen friedlichen und ruhigen Zustand zurückkehren; man darf also es nicht versuchen ihrer Thätigkeit Einhalt zu thun, man muß dieser verzehrenden Thatkraft andre Gegenstände darbieten; man darf ihr nicht vorsagen, sie solle den Gedanken aufgeben, die erste Nation in Europa zu seyn; man muß ihren Geist und ihre unvergleichlichen Anlagen auf eine Größe andrer Art hinleiten, die andern Völkern nutzbar, und für sie selbst unendlich glorreicher ist; man muß ihr von allen Seiten die grenzenlose Bahn des Gewerbfleißes und Handels jeder Art, der Künste, der Noth und des Geschmacks, der Wissenschaft und der Erfindung öffnen und ebnen, überhaupt den Weg zu Allem zeigen, was den Verstand und die Macht des Menschen erweitert. Das neunzehnte Jahrhundert hat kaum begonnen; es muß den Namen Ludwigs XVIII. führen, wie das siebenzehnte den Namen Ludwigs XIV.

„Die theuersten Zwecke der Nation sind sämmtlich mit der neuen, durch die Verfassungs-Urkunde begründeten bürgerlichen Ordnung verschlungen und von ihr abhängig. Das wirksamste Mittel, dem Thron alle Herzen der Franzosen zuzuwenden, liegt in der Aufmerksamkeit, ihre Vorliebe für Streitfragen der Staatskunst und Gesetzgebung mit den Berathungen der beiden Kammern über Gesetzentwürfe zu beschäfftigen, dergleichen die gesetzliche Beschränkung des Mißbrauchs der Gewalt und der Preßfreiheit, oder eine Habeas-Corpus-Acte ist, welche die Be-

dingungen der größten persönlichen Freiheit festsetzte, oder ein Plan des öffentlichen Unterrichts, wo die reinste Vernunft und die sichersten Lehrsätze der Religion vereinigt wirkten, um alle Stände der Gesellschaft zur Sittlichkeit zu erziehen."

„Welche Opfer könnte man dann nicht von einem Volke verlangen, das mit seinen Gesetzen und seiner Regierung zufrieden wäre! Es würde den persönlichsten, den störrigsten Leidenschaften entsagen."

„Eine große Zahl Franzosen, die den Bourbons in jedem Unglück treu geblieben, wie einst in ihrer Macht, sind mit dem Stamm ihrer Könige zurückgekommen; aber sie können nicht wieder eintreten in den Besitz von Gütern, die ihnen nicht mehr gehören, ohne gewaltsame Bewegungen und einen Bürgerkrieg zu erregen. Die meisten von ihnen finden nicht einmal Güter, die sie zurückfordern könnten. Wohlan, so fordre denn einer von den Ministern Sr. Maj. mit gesunder, bündiger Beweiskraft und mit jener Beredtsamkeit des Herzens, welches fühlt, was man alles großem Unglück und großer Tugend schuldig sey, von der Kammer der Pairs und von der Kammer der Volks-Abgeordneten eine jährliche Geldbewilligung als Entschädigung für das Unglück und die Dürftigkeit, die des Beistands einer heldenmüthigen und gefühlvollen Nation so werth sind; ich stehe dafür, der Vorschlag würde von den Kammern durch allgemeinen Zuruf zum Gesetz erhoben werden!"

„So werden alle Gegenwirkungen ihr Ziel und Ende finden in der Beruhigung und in dem Glück Aller!"

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Will man wissen, was der Herzog von Otranto auf seinem Schlosse Ferrières bei Paris that? Er erzählt dies selbst in einem Briefe, den er an einen Minister des Wiener Congresses schrieb.*)

*) Das Original unter No. VII. im Anhang.

Den 25. Sept. 1814.

Von einem Bekannten, der die Ehre hatte, Sie in Wien zu besuchen, habe ich erfahren, wie verbindlich Sie sich gegen ihn über mich geäußert haben. Ich erkenne dies mit großer Rührung. Derselbe hat mir versichert, daß Sie in der Meinung ständen, ich hätte hier Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Ich darf zu Ihnen offen sprechen. Seit ich in Paris von Ihnen Abschied genommen, habe ich mich mit meinen Kindern auf mein Landgut zurückgezogen, wo ich mich mit ihrer Erziehung beschäftige. Indeß glauben Sie nicht, daß ich in meiner Abgeschiedenheit das Glück Frankreichs und Europa's vergesse. Es liegt mir fortwährend am Herzen; beider Glück ist unzertrennlich: so denke, so fühle ich. Es ist meine innigste Ueberzeugung, daß alle Nationen Europa's, so nahe oder so fern auch sie einander stehen mögen, zu jeder Zeit, doch vorzüglich jetzt und künftig, so wie sie nothwendig gemeinschaftlich hell sehen, oder in der Unwissenheit sind, im Frieden wie im Kriege, im Unglück wie im Glück, sich mehr als je nützlich oder schädlich werden müssen. Selbst England wird diesem Gesetz unterworfen seyn; um seine Wohlfahrt sich zu erhalten, muß es dieselbe weit um sich her verbreiten.

In der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo die wichtigsten Angelegenheiten auf dem Congreß, der zu Wien seinen Anfang nehmen soll, in Frage kommen werden, kann ich mich nicht enthalten, mich darüber mit Ihnen zu unterreden. Sie kennen meine freimüthige Denkart und meine Liebe zur Wahrheit; ich werde Ihnen Alles sagen, was ich denke. Zuerst über Frankreich: ich bin ein Franzos; dann über das deutsche Reich; spricht man von diesem Reich, so spricht man von allen. Es ist wohl gewiß und ausgemacht genug, daß die Kaiser in Wien nichts gemein haben mit den Kaisern des alten Rom; aber eben so gewiß ist es auch, daß nicht erst seit Carl V., sondern schon seit Carl dem Großen das Staatenschicksal Europa's von jeher in Ihrem Reiche und durch Ihre Kaiser immer weniger wandelbaren und willkührlichen Gesetzen unterworfen gewesen ist, als die bloße Gewalt den Völkern auflegt. Der Wiener Congreß erinnert an den westphälischen Frieden, der mehr als zwanzig Nationen so großen Vortheil gebracht hat; man erwartet noch größern von dem

dem Wiener Vertrag. Denn hier sind die Herrscher selbst versammelt; sie kann in den Augen der Nationen nichts entschuldigen, wenn sie ihnen nicht den Frieden sichern und die Wohlfahrt.

Man hat lange Zeit als große Staatsumwälzungen angesehn den Uebergang Frankreichs aus dem Zustand seiner alten Monarchie in den einer Republik, hierauf die Umwandlung der Republik in das Reich Buonaparte's, und die Umschaffung dieses letztern in das Verfassungs-Königthum der Bourbons. Bei allen diesen Bewegungen hat die ganze Nation nur an einer einzigen wahrhaft Theil genommen, an der von 1789, welche die Absicht hatte, dem König und dem Volk eine Verfassung zu geben, wodurch die Gewalt des Einen wie die Freiheit des Andern gesetzmäßig, unverletzbar und auf immer befestigt würde. Dies allein erstrebte man; zu Allem andern wurde man fortgerissen; in jene Eroberung eines großen Theils von Europa, für welche wir genug büßen, sind wir gleichsam hineingestoßen worden.

Vor einigen Monaten, sogar am Rande eines Abgrunds der tiefer als alle andre war, glaubte Frankreich das Ende aller Schuld und alles Unglücks zu sehn. Dieser Strahl von Hoffnung schimmerte auf und erlosch. Wir sehn keinen Abgrund mehr um uns; aber wir vernehmen das dumpfe Getöse der Leidenschaften, die ihn unter uns aushöhlen.

Welches sind diese drohenden Anzeigen, und woher kommen sie? Man muß dies genau wissen, um sie zu entfernen.

Es ist ausgemacht, daß allen Franzosen von jeder Partei, seit dem letzten 30. und 31. März, die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich und auf den Thron als das schnellste und sicherste Mittel erschien, um allen gewaltsamen Veränderungen und allen Kriegen ein Ende zu machen; dieses Ziel däuchte allen, nach so großer Erschöpfung und so vielem Leiden, nicht eben ein Glück, sondern ein Zustand von Ruhe, deren Bedürfniß allzusehr gefühlt war, als daß man ihn hätte von sich weisen sollen; ja er war willkommen genug, um wünschenswerth zu seyn.

Glaubte man aber wohl in der Unterwerfung des Gehorsams gegen einen Gebieter diese Ruhe zu finden, oder nicht vielmehr in einer den Gesetzen und Königen untergeordneten Freiheit? Sie waren damals in Paris. Ich berufe mich auf Ihr Zeugniß.

Frankreich hat gegenwärtig nicht mehr ein überspanntes Gefühl von seiner Unabhängigkeit; es weiß, daß nur da, wo der Geist der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit und des Gehorsams herrscht, Freiheit, Friede und Wohlstand gedeihen können; allein es befindet sich nicht in der nämlichen Lage wie einige Staaten von Europa. Bei diesen sind Herkommen und Sitten die Schutzwehr gegen Gewalt-Umgriffe; in Frankreich aber ist Alles vernichtet; nichts kann daher fortan unser Schirm und Schutz seyn, als ein Verfassungsgesetz.

Vielleicht wenden Sie mir ein, daß Frankreich durch den Wunsch und den Willen seines Königs jede nur von ihm verlangte grundgesetzliche Unabhängigkeit erlangt habe, jede wenigstens deren es bedarf, und die es ohne Gefahr besitzen mag. Dies ist allerdings wahr, wenn man die, dermalen unter Ludwig XVIII. bewilligte Verfassungs-Urkunde nach der Redlichkeit seiner königlichen Denkart und nach der Sorgfalt beurtheilt, mit welcher er standhaft alle doppelsinnigen Sätze derselben in dem volksgemäßesten Sinn auslegen wird; doch, beurtheilt man sie nach der Art, wie diese Sätze schon gedeutet worden sind, so hat selbst das Wort „dermalen bewilligt" (octroyé) alle Gemüther erschreckt.

Die Nation hat mit Schmerz und tiefgekränkt gesehn, daß ihr König nicht von ihr die neuen Grundgesetze empfangen wollte, als das Richtscheit aller Gewalten und aller Bestimmungen; es hat sie sehr befremdet, daß er, von ihr auf einen über neuen Grundlagen errichteten Thron berufen, es verschmäht hat, mit den von seinen Ahnen erhaltenen Rechtsansprüchen die Zustimmung der Stellvertreter von dreißig Millionen Franzosen zu vereinigen.

Aller Herzen fühlen sich beklommen, seit man den König bewegen konnte, von seinen Verpflichtungen abzuweichen, die heilig und unverletzlich seyn sollten, wie seine

Person; von diesem Augenblick an verwandelten sich die Vorstellungen von Offenherzigkeit und Rechtssinn, die man von der Regierung der Bourbons gefaßt, und wodurch ihre Rückkehr und ihre Herrschaft so leicht wurden, in Mißtrauen und ängstliche Besorgnisse. Die Parteien, welche in Großmuth und Entsagen mit einander zu wetteifern geneigt waren, kehrten zu ihren Forderungen zurück. Und sagen wir frei heraus was wir in Aller Herzensgrunde entdecken: statt eines Anblicks der Rührung, deren Folgen so heilsam und sittlich gewesen wären, sehen wir Alles sich hingeben den Gefühlen des Zorns und der Rache; bei diesen Gefahren aber, die vielleicht nur eingebildet sind, sieht man nach allen Seiten sich um nach einer Schutzwehr, nach einem Stützpunct, nach einem Vertheidiger.

Man wird mir nicht Schuld geben, ich hätte wenig Eifer gezeigt und wenig Vorhersehung in meinen schriftlichen Verhandlungen mit dem Hof. Den 23. April schrieb ich an S. K. H. Monsieur: „Im Genuß der Gegenwart muß man sich die Zukunft sichern. Unſ're Zukunft darf nicht in einigen Tagen des frohen Willkommens bestehen, sondern in einer langen Reihe von glücklichen Regierungen und Jahrhunderten. Die schönen Tage welche über Frankreich leuchten, werden bald sich trüben und verfinstern, wenn man die geringsten Besorgnisse um sich greifen läßt." — Den 23. Juni schrieb ich an den Herrn Grafen von Blacas: „Man weiß es wohl, wo die Gegenwirkungen ihren Anfang nehmen; man weiß aber nicht, wo man ihnen Einhalt thun kann; sie reißen Alles mit sich fort, vor Allem die höchste Gewalt, der aller Widerstand erst in dem Augenblick merklich und sichtbar wird, wo er schon stärker ist als die Obergewalt selbst."

Ich habe Sie jetzt mit den Gefahr bringenden Wegen bekannt gemacht die man den König hat einschlagen lassen, und mit den Einwirkungen dieses ersten Schritts auf die Stimmung der Gemüther. Mit derselben Offenheit will ich Ihnen sagen, was die Franzosen fühlen bei der Beschränkung ihrer Landesgrenzen und bei ihren neuen Verhältnissen mit Europa.

Im Anfange der Revolution, noch in jenen hellen Tagen, deren Klarheit auch den Verstand des Volks traf,

wurde als einer der ersten Glaubenssätze in der Staatskunst von der constituirenden Nationalversammlung anerkannt und ausgesprochen der Abscheu vor jeder Eroberung; und dies war nicht etwa eine von den Redensarten der Mäßigung, welche oft die heißesten Wünsche der Ehrsucht verhüllen, sondern der offne, reine Ausdruck der Gesinnung eines Volks, welches, im Begriff die Freiheit zu erlangen, tief die Nothwendigkeit empfand, gerecht zu seyn, und seine Macht mit Schranken zu umgeben, wie die der Könige und andrer Völker, diese mochten frei seyn oder Sklaven. Länger als ein halbes Jahrhundert schon hatten diesen Abscheu vor Eroberungen die ersten Köpfe uns'rer Nation in den gelungensten Stellen ihrer Schriften ausgedrückt, und die Gemüther des Volks, durch die Aussprüche weiser Männer aufgeklärt, hatten den sanftern Eindrücken der Natur sich hingegeben: wir alle dachten damals nicht wie Ludwig XIV. und Louvois, sondern wie Fenelon und der Herzog von Bourgogne.

Warum sind wir denn also über ganz Europa hergefallen? Meine Antwort darauf kann sehr einfach seyn: weil ganz Europa über uns hergefallen ist. Europa bedrohte uns von allen Seiten, nicht weil wir erobern, sondern weil wir frei seyn wollten. Die Ausgewanderten hatten Frankreich nicht verlassen un es aufzugeben, sondern um, von Oesterreichs und Preußens Heeren unterstützt, mit den Waffen in der Hand zurückzukommen. An unsern Grenzen ertönte der Ruf des Kriegs; drei oder vier feindliche Heere nahten schon den Thoren von Paris; und wir, wir stellten allgemeine Beschlüsse und Gesetze auf, wir hatten noch nicht einmal ein Heer! So wie wir aber eins hatten, so stand es da, ausgerüstet mit dem vollen Muth und der vollen Begeisterung der Freiheit. Sofort nach dem Sieg bei Jemappes drangen die Franzosen in Belgien ein; doch Belgien ward nicht erobert, es bot sich dar, es gab sich hin. In der That war es ein reicher Ersatz für uns're verwüsteten Provinzen, für all das Uebel was man uns zugefügt, für Alles, womit man uns bedrohte. Und obgleich eine, schon den Galliern theure, fortwährend bewahrte alte Ueberlieferung das linke Rheinufer zu Frankreichs natürlicher Grenze machte, so wollten dennoch, selbst als die Ueberlegenheit uns'rer Waffen entschieden war, als wir immer vorwärts drangen ohne je zurückzuweichen, diejeni-

gen unter Frankreichs Bürgern, welche vielleicht das Beste der Republik am richtigsten beurtheilten, nicht, daß ihr Gebiet bis an den Rhein erweitert würde.

Erst unter dem Kaiserthum und unter Napoleons Regierung, nicht unter unsern Volks-Verfassungsgesetzen, wurden alle, von der Natur und dem Völkerrecht Europa's Frankreich gegebene Grenzmarken durch unsere Eroberungen umgestoßen und überschritten.

Frankreich hat Eroberungen gemacht, die es früher nicht wünschte, die es später nicht liebte. Aber ich muß sagen: es fühlt schmerzlich ihren Verlust, seit es sie nicht mehr besitzt; nicht weil dieser Verlust sein Gebiet, sondern weil er seinen Ruhm vermindert.

Ich gebe zu: aus Eitelkeit; aber die Völker sind eitel, wie jeder Einzelne. Sie, mein Herr, bedenken nicht, daß auch die Eitelkeit, welche ihre Wunden schmerzen, Rücksichten verdiene und Schonung.

Ist aber ein eitles Volk überdies noch stolz, unerschrocken, in der Kriegskunst erfahren und heldenmüthig, so muß man der verwundeten Eitelkeit eines solchen Volks Alles gewähren, was zu seiner Beruhigung nothwendig ist, und was ihm die Rechte andrer Völker und die allgemeine Moral nicht versagen. Mehr als einmal sind aus gekränkter Eitelkeit Stürme hervorgebrochen, welche das Ganze umgestürzt haben.

Gewiß, es war ein großes Glück für das deutsche Reich und für Europa, daß man einen Krieg endigte, der dreißig Jahr, fast ohne Waffenruh und Stillstand, fortgedauert hatte, und in welchem man sich oft zu gleicher Zeit auf mehr als dreißig Schlachtfeldern gegenseitig erwürgte: und dennoch war dies nicht die größte Wohlthat des westphälischen Friedens. Was die Menschen zu ewiger Dankbarkeit verpflichtete, war, daß dieser Friedensschluß eine so große Menge von Keimen der Zwietracht und des Blutvergießens, welche jener Krieg aus sich selbst erzeugt hatte, vernichtete; daß man für alle noch so verschiedene Staatszwecke Versöhnungspuncte und Freundschaftsbande entdeckte; daß man der Welt das erste Beispiel gab von mehrern Religionsparteien, welche friedlich

neben einander zu leben beschlossen, die Kirchen unter sich theilten, und sich derselben sogar bisweilen gemeinschaftlich bedienten; daß man für die Angelegenheiten so vieler kleinen Fürsten, so vieler kleinen Städte und so vieler Einzelnen Bestimmungen traf, für Angelegenheiten, die man kaum wahrnahm bei solch einem Vertrage, in welchem mächtige Kurfürsten, Könige und ein Kaiser als abschließende Theile voranstanden; daß man aus diesem unendlich verworrenen Gemisch, wo Alles unauflöslich in einander verwickelt und verloren schien, nicht ein neues Gemisch hervorrief, sondern Ordnung, ja selbst Grundsätze von Moral und Gerechtigkeit, die seitdem nicht wieder von der Staatskunst sich abschieden; Grundsätze, welche die Bewunderung des großen Leibnitz, welche das Schwert Friedrichs des Großen, obwohl es sie auf einen Augenblick in Gefahr gebracht, als vollgültig bekräftigte; daß dieser Friede endlich mitten in Europa, wo seit so vielen Jahrhunderten die Waffen Alles entschieden, ein Reich aufrichtete, das aus Mächten bestand, die Gerichtshöfen unterworfen waren und Gesetzen.

Dieses gesellschaftliche Gebäude, ganz aus gothischen Massen nach neueren Ansichten zusammengefügt und verkittet; dieses Gebäude, in welchem dreißig Millionen Menschen Schutz und Sicherheit fanden, steht nicht mehr! Ein zweiter Krieg, ebenfalls von beinah dreißigjähriger Dauer, hat nicht allein den Bau, sondern selbst die Massen des Werks zertrümmert; wenigstens würde es sehr schwer seyn, sie alle zusammen zu suchen; unmöglich aber würde man sie unversehrt in ihre vorige Lage wieder einrichten können.

Was ist also zu thun? Ich denke mir einen neuen Entwurf, der in jedem Fall so wenig als möglich von den germanischen Sitten abwiche, jedoch mit den durch den Fortschritt der Zeit nothwendig gewordnen Abänderungen; ich denke mir eine neue gesellschaftliche Einrichtung, die sich darin der vorigen näherte, daß sie ebenfalls verschiedene Völker, Staaten und Fürsten umfaßte, welche durch Verträge, Gesetze und gemeinschaftliche Kraft vereinigt wären; die aber von der frühern, zum Besten Aller, eben so sehr sich unterschiede, als die Einsichten des neunzehnten Jahrhunderts über die des siebenzehnten sich erhoben haben.

Germaniens Boden, vom baltischen Meer bis zu den Tiroler Alpen, und vom Rhein bis zu den Grenzen Polens, kann zehn bis zwölf Völkern, die weder zu mächtig noch zu schwach sind, hinlänglich Raum und Nahrung geben. Diese zehn, zwölf Völker würden unter sich verschieden und zugleich gemeinsam bestehn. Sie würden Gesetzen gehorchen, jedes seinen eignen und besondern, alle aber zugleich nothwendig denselben. Man sieht sogleich, daß es hier auf einen Völkerbund ankommt, wo jedes Volk die Oberhoheit im Innern besäße, alle zusammen aber eine andre Oberhoheit bildeten und über sich erkennten, die jedes durch den Rechtswillen und die Kraft Aller beschützte.

Nach diesem Entwurf würde es so viel besondre Verfassungen als Völker geben, zugleich aber auch eine allgemeine Verfassung in der Bundesform und selbst in dem bürgerlichen Verein dieser zehn oder zwölf Staaten.

In jeder von diesen Staatsformen würden die Stellvertreter des Volks die besondern Gesetzgeber seyn, an der Spitze aller aber die Fürsten, die Könige einen Theil der gesetzgebenden und die volle ausübende Gewalt besitzen.

Wie von selbst würde aus diesen zwölf Völkern und zwölf volksvertretenden Regierungen die Bundesversammlung und Bundesmacht hervorgehn; sie würden sämmtlich ein Oberhaupt haben, einen Wahlkaiser.

Ich deute nur allgemeine Ansichten an. Wollte man sie nicht als Einbildungen oder Träume verwerfen, so würden sich die Mittel der Ausführung leicht finden lassen; sie böten sich in Menge dar so vielen erleuchteten Männern, die den Wiener Congreß bilden werden.

Am Schlusse dieses langen Briefs darf ich noch die Vortheile eines solchen Entwurfs bemerken, der nur den blinden Anhängern einer unumschränkten Gewalt mißfallen könnte, und der zwölf Monarchen eine größere und unverletzlichere Macht ertheilen würde als jede andre war, die bisher die Länder regierte und mit Jammer erfüllte.

1) Alle Fürsten Deutschlands, die ihre Titel und ihre Macht ganz oder großen Theils verloren haben, wer-

den in dem Oberhause, nach der Verfassung ihrer Länder, Vorzüge des Ranges und Vermögens als Ersatz für jeden Verlust finden. Die Kur-Großfürsten und die Könige werden ihr Gebiet erweitert, ihre Macht vergrößert und ihr Ansehn geheiligter und geachteter sehn. Die freien Städte werden freier als je seyn, denn sie wird mit gleichem Schutz umgeben ihr gutes Recht und ihre alte Umwallung, überdies noch die ganze Macht derjenigen Monarchie, der sie angehören, und die des Reichs, zu dem ihre Monarchie selbst gehört. Der Name eines deutschen Reichs-Oberhaupts wird künftig nicht mehr ein bloßer Titel seyn, fast eben so leer als stolz; diese erhabne Bezeichnung wird in die Hand des Kaisers eine wirkliche Macht legen, so groß als die der alten Kaiser Roms.

2) Man will wissen: das Deutschland so nahe Polen werde in seine alten Grenzen wiederhergestellt werden, und zur Monarchie erhoben, einen König in dem Kaiser Alexander erhalten. Welche Vereinigung von Macht in einer und derselben Hand! In der Hand Alexanders kann sie nur wohlthätig seyn; und sie wird es seyn sowohl für die Völker, deren Schicksal er zu leiten übernimmt, als für alle die übrigen. Dafür bürgt vollkommen seine in der Hauptstadt Frankreichs bewiesene hohe Großmuth, und seine so innige Liebe für die Menschheit. Aber in einer andern Hand, in der seines Nachfolgers — ist dieser nicht ein zweiter Alexander — wie furchtbar kann nicht jene Vereinigung von Macht für die ganze Welt werden!

Nach diesem neuen Plan aufgerichtet, würde das deutsche Reich vom Norden alle Einbrüche von Westen und Europa her abhalten und zurückweisen. Das vereinigte Rußland und Polen aber könnte sich dann auf nichts mit Erfolg mehr stürzen, als auf die weiten Steppenländer, die es von China trennen, oder auf die südlicher gelegnen fruchtbarern Theile von Asien, die so lange schon aus dem Zustande der Gesittung unter einer Semiramis, einem Cyrus, in fast tatarische Wildheit zurückgesunken sind.

3) Nichts trägt zuletzt zur Machterhöhung der Fürsten so bei, als das Gute, was sie den Völkern thun. Das Beispiel Deutschlands und seiner zwölf Monarchieen, die frei wären durch die alleinige Kraft ihres gegenseitigen

Einflusses und durch die Macht der Vernunft, würde bald in allen Ländern Europa's, wo es noch nichts Aehnliches gibt, Nachahmung finden. Der Gang der französischen Regierung, der jetzt schwankend, nicht zweideutig ist, würde fest werden, und keine Unruhe mehr geben. Man würde sich der Freiheit der Presse nur bedienen, um vor den Thron der Bourbons die Huldigung der Liebe der Franzosen zu bringen, und die Schöpfungen der geistigen Kraft, der Freundin aller gesellschaftlichen Ordnung. Vielleicht hat Ferdinand VII. den Cortes und den aufgeklärten Männern seiner Nation zu viel Uebels zugefügt, um je sie zu lieben. Kann jedoch Spanien, unter seiner Regierung, nicht ohne Inquisition bestehn; so wird es gewiß stets nur eine Inquisition ohne Scheiterhaufen seyn; hat man aber einmal sich überzeugt, daß ihre Scheiterhaufen nie wieder angezündet werden können, so wird an der Inquisition nichts furchtbar mehr seyn, als der Name. Der Wiener Congreß würde sich selbst ehren in den Augen der menschlichen Vernunft, wenn er verlangte, daß zu Madrid und Rom auch der Name der Inquisition abgeschafft würde. Dann möchte der Papst es eingestehen, daß man das Entsetzliche und Abscheuliche nicht erst zu läutern versuchen solle. *)

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Aus den wiederholten Aeußerungen des Herzogs von Otranto, daß der Gang der Dinge eine neue Erschütterung in Frankreich und die Rückkehr Buonaparte's herbeiführe, schlossen seine Feinde, als dieser wirklich landete, er habe ihn zurückgeführt. Sie umgaben den König und

*) Anm. d. Uebers. u. Herausg. dieser Biogr. — Es bedarf hier wohl nicht der Anführung, daß mehrere Ansichten und Behauptungen des Verfassers dieses Schreibens nicht die unsrigen sind. Abgesehen aber auch von Zeit und Ort, selbst von dem Sachinhalt, dünkt uns dieses Schreiben sehr merkwürdig, als ein psychologisches Zeugniß von der Individualität des Herzogs sowohl, als von dem National- und Weltblick, den er mit mehrern ausgezeichneten Männern seines Volks gemein hat. Insofern schon ist es ein wesentlicher Theil seiner Biographie.

erlangten von Sr. Maj. den Befehl, den Herzog nach Lille bringen zu lassen, um ihn als Geisel mitzunehmen. Gensdarmen und Polizeibedienten traten in sein Zimmer; aber so groß ist die Gewalt der Rechtschaffenheit und des Muths! keiner von den Häschern wagte die Hand an ihn zu legen. In der Nacht vor diesem Unternehmen hatte der Graf von Artois den Herzog von Otranto um eine Unterredung ersucht. Diese hatte bei dem Grafen d'Escars statt, und dauerte mehrere Stunden. Man glaubt, die Vorschläge des Prinzen seyen nicht angenommen worden, und wahrscheinlich hat man besorgt, der Herzog möchte seine Kraft und sein Vermögen für eine neue Ordnung der Dinge verwenden.

Es ist bemerkenswerth, daß der Name des Herzogs von Otranto in keinem von den geheimen Händeln und Ränken vorkommt, die unter seinen verschiednen Verwaltungen Statt gefunden haben. Er hat mehrern Regierungen mit eben so viel Treue als Erfolg gedient; er ist aber nie ihr Vertrauter gewesen.

Als Buonaparte in Paris angelangt war, ließ er den Herzog von Otranto holen. „Man hat Sie also entführen wollen, redete er ihn an, um Sie abzuhalten, Ihrem Vaterland nützlich zu seyn. Wohlan! Ich zeige Ihnen die Gelegenheit, ihm neue Dienste zu erweisen. Der Augenblick ist schwierig; aber Ihr Muth und der meinige, beide sind größer als die Gefahr. Seyn Sie noch einmal Polizei-Minister!"

Der Herzog stellte ihm ohne Rückhalt die gefahrvolle Lage des Ganzen vor. Als ihm aber die Versicherung gegeben wurde, daß Oesterreich und England insgeheim die Entweichung Buonaparte's und seine Rückkehr nach Frankreich billigten, so nahm er den Ministerposten an.

Alle Worte und alle Schreiben des Herzogs flößten die größte Sicherheit ein. So wie er in den Zeiten seiner Ungnade nie Trost bedurft hatte, so wenig fühlte er in günstigen Verhältnissen das Bedürfniß der Rache. Er schlug Buonaparte'n keine sogenannte Vergebung des Vorgefallenen vor, sondern er schrieb ihm, er müsse von nichts Kenntniß nehmen; und in dieser Hinsicht gab er

ſelbſt das Beiſpiel. Er benahm ſeinen Feinden alle Furcht, und ließ denen Päſſe ausfertigen, welche nicht glauben konnten, daß er ihnen, was ſie Uebels ihm hatten zufügen wollen, vergeben würde.

Alles ging in völliger Uebereinſtimmung zwiſchen Buonaparte und ſeinem Miniſter bis zu dem Augenblick, wo der letztere von Wien einen Brief von einem Mitglied des Congreſſes erhielt, mit der beſtimmten Erklärung, daß Buonaparte nie werde anerkannt werden, und daß alle Mächte einmüthig ſich rüſteten, um gegen ihn zu Felde zu ziehn. Da ſprach der Herzog mit Buonaparte über dieſe Eröffnung, und ſtellte ihm vor, Frankreich könne unmöglich den Angriff des ganzen vereinigten Europa aushalten; es ſey rathſam, daß er ſich offen der Nation mittheile, daß er ſichre Kunde von den Endabſichten der Souveräne einzöge, daß man, wenn ſie feſt entſchloſſen wären, nicht länger ſich bedenken könnte, daß ſein und Frankreichs Wohl es ihm zur Pflicht machten, abzudanken, und ſich in die vereinigten Staaten zu begeben.

Dieſer Rath war weiſe und edel; er hätte viel Uebels, viel Verwüſtung erſpart, wär' er mit großmüthigem Sinn befolgt worden; aber er kränkte Buonaparte's Hochmuth und machte ihn argwöhniſch gegen den, der den Muth gehabt, ſo etwas vorzuſchlagen.

Die verbündeten Heere rückten gegen die Grenzen Frankreichs vor. Buonaparte ſtellte in wenig Zeit ein furchtbares Heer auf, an deſſen Spitze er gegen Norden zog. Ein furchtbarer Schlag brachte ihn nach Paris zurück, und auf die dringenden Vorſtellungen des Herzogs von Otranto willigte er endlich ein, abzudanken. Es war zu ſpät, Unglücksfällen zuvorzukommen, unter denen man ſchon erlag; der erſte Stoß war gegeben; von allen Seiten ſtürzten ſich mit reißender Gewalt auf Frankreich die Heere des Auslands.

Man berief den Herzog von Otranto an die Spitze der Regierung. Nie hat ſich ein Staatsmann in einer mißlichern und gefährlichern Lage befunden. Noch war Buonaparte in Paris, in dem Palaſt d'Eliſée; unbekannt mit ihrem Verluſt und mit der Zahl ihrer Feinde, ver-

langte die französische Armee in die Schlacht geführt zu werden; eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern der beiden Kammern unterstützte den muthigen Entschluß des Heeres; der Moniteur hat die Reden, die Kundmachungen und die Botschaften der französischen Regierung aufbewahrt, die sämmtlich, wie man sieht, vom Herzog abgefaßt sind; es bedurfte eines hohen Muths und einer ungewöhnlichen Gewandtheit, um den Aufschwung zu mäßigen, der alle Köpfe hinriß, und ihn aufzuhalten am Rande des Abgrunds.

Bevollmächtigte, von beiden Kammern ernannt, wurden an die Minister der Monarchen abgeschickt mit Verhaltungsvorschriften, die wir noch nicht kennen; doch kann man sich dieselben wohl denken, wenn man die Schreiben des Herzogs von Otranto an den Herzog von Wellington und an den Fürsten Blücher liest. Diese Schreiben sind wichtig, weil sie viel Licht über Thatsachen verbreiten, welche Leidenschaft und Unwissenheit entstellt haben. Das Schreiben an den Fürsten Blücher beweist, daß der Herzog in dem wichtigen Augenblick, der das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden sollte, mit dem Gefühl dessen, was seiner Lage angemessen war, Seelenstärke und die Würde seines Amts zu vereinigen wußte.

Keiner von Allen, die am meisten von der Unabhängigkeit Frankreichs gesprochen haben, hat etwas Stärkeres mit so viel Bündigkeit gesagt: denn ihre Ausfälle auf die Bourbons gaben den Beweisgründen kein größeres Gewicht, und führten zu nichts. Die französische Nation war so eben besiegt worden; dennoch durfte man blos die Zügellosigkeit fürchten, weil diese allein völlige Unterjochung herbeiführen konnte.

Erstes Schreiben.

An Se. Herrlichkeit, den Herzog von Wellington, Oberbefehlshaber des brittischen Heers. *)

Milord!

So eben haben Sie den Ruhm Ihres Namens durch neue Siege über die Franzosen erhöht. Sie daher vor Al-

*) Das Original unter No. VIII. im Anhang.

len wissen die Franzosen zu beurtheilen und zu würdigen. Sie werden für die Rechte derselben, mitten unter den Mächten Europa's, eine Stimme haben.

In diesem Rathe der Herrscher kann Ihr Ansehn, Ihr Einfluß nicht geringer seyn, als Ihr Ruhm.

Die Wünsche der Völker, welche nie schmähen noch schmeicheln, haben Ihre Denkart kund gethan. In dem Lauf Ihrer Eroberungen war die Gerechtigkeit Ihr Völkerrecht, die Stimme Ihres Gewissens Ihre Staatskunst.

Sie werden die Gesuche unsrer Bevollmächtigten der strengsten Gerechtigkeit angemessen finden.

Die französische Nation will unter einem Monarchen leben: sie will aber auch, daß der Monarch herrsche unter der Herrschaft der Gesetze.

Die Republik hat uns die Einsicht gegeben von Allem, was der Mißbrauch der Freiheit, das Kaiserthum von Allem, was der Mißbrauch der Gewalt Verderbliches hat. Es ist unser Wunsch — und er ist unerschütterlich — gleichweit von beider Mißbrauch, die wahre Unabhängigkeit zu finden, die Ordnung und den Frieden mit Europa.

Aller Blicke in Frankreich sind auf die brittische Verfassung gerichtet; wir verlangen nicht, freier zu seyn als England; wir werden nicht einwilligen, es weniger zu seyn.

Die Stellvertreter des französischen Volks arbeiten an dem Grundvertrag seiner bürgerlichen Verfassung. Die Gewalten werden geschieden seyn, nicht zertheilt; denn eben aus ihrer Scheidung will man ihre Zusammenstimmung erzeugen.

Sobald dieser Vertrag von dem Monarchen, der Frankreich zu regieren berufen werden wird, unterzeichnet ist, soll dieser Fürst Scepter und Krone aus den Händen der Nation empfangen.

In dem gegenwärtigen Zustand europäischer Bildung sind die Spaltungen zwischen Frankreich und England eins

der größten Leiden des menschlichen Geschlechts; lassen Sie uns einig seyn zum Glück der Welt!

Niemand als Sie, Milord, kann in diesem Augenblick so kräftig mitwirken, um der ganzen Menschheit eine bessere Lage und den besten Schutzgeist zu geben.

Den 23. Juni 1815.

Der Präsident der französischen Regierung.
Unterzeichnet: der Herzog von Otranto.

Zweites Schreiben.

An Se. Durchlaucht den Fürsten Blücher, Oberbefehlshaber des preußischen Heeres.*)

Fürst!

Ohne Bezug auf den Gang unsʼrer Unterhandlungen mache ich es mir zur Pflicht, an Ew. Durchlaucht persönlich in Ansehung eines Waffenstillstands zu schreiben, dessen Verweigerung, ich gestehe es, mir unerklärbar scheint. Unsʼre Bevollmächtigten befinden sich seit dem 28sten im Hauptquartier, und noch sind wir ohne bestimmte Antwort.

Der Friede ist wirklich schon vorhanden, weil der Krieg keinen Zweck mehr hat. Auch nach der Einnahme von Paris würden unsʼre Rechte auf Unabhängigkeit, und die von den Monarchen übernommene Verpflichtung sie zu achten, nicht minder bestehn. Es wäre daher unmenschlich, es wäre grausam, blutige Schlachten zu liefern, welche die noch zu entscheidenden Fragen in nichts verändern würden.

Ich darf zu Ew. Durchlaucht offen sprechen. Unser Besitzstand, unser Rechtsstand, zwiefach bekräftigt durch das Volk und die beiden Kammern, hat eine Regierungsform begründet, nach welcher der Enkel des Kaisers von Oesterreich das Oberhaupt des Staats ist. Wir dürften hierin in keinem Fall an eine Veränderung denken, außer wenn die Nation die Gewißheit erlangt hätte, daß die Mächte ihre Versprechungen zurücknähmen, und daß ihr

*) Das Original unter No. IX. im Anhang.

gemeinschaftlicher Wunsch der Beibehaltung unſ'rer gegenwärtigen Regierung sich widersetzte.

Was ist also gerechter, als der Abschluß eines Waffenstillstands? Gibt es ein andres Mittel, um den Mächten Zeit zu lassen sich zu erklären, und Frankreich Zeit, um den Wunsch der Mächte zu erfahren?

Es kann Ew. Durchlaucht nicht entgehn, daß eine große Macht bereits in unserm Besitzstand ein persönliches Recht findet, ihres eignen Staatsvortheils wegen bei unsern innern Angelegenheiten so lange ins Mittel zu treten, als jener Zustand nicht verändert wird. Hieraus entsteht für die beiden Kammern eine Verpflichtung mehr, gegenwärtig in keine Maaßregel zu willigen, die unsern Besitzstand ändern könnte.

Ist nicht das natürlichste Verfahren für uns dasjenige, was man eben auf unsern östlichen Grenzen befolgt hat? Man hat sich nicht auf einen Waffenstillstand zwischen dem Marschall Bubna und dem Marschall Süchet beschränkt; sondern es ist ausgemacht worden, daß wir in unſ're Grenzen nach dem Pariser Vertrag zurücktreten sollen, weil in der That der Krieg, durch die einzige Thatsache der Abdankung Napoleons, für geendigt anzusehn ist.

Der Feldmarschall Frimont hat seiner Seits in einen Waffenstillstand gewilligt, um, wie er sich ausgedrückt hat, durch eine vorläufige Uebereinkunft der, welche zwischen den Verbündeten eingetreten seyn könnte, die Hand zu bieten.

Wir wissen nicht einmal, ob England und Preußen ihren Entschluß in Ansehung unſ'rer Unabhängigkeit geändert haben; denn der Marsch der Heere kann kein sicheres Kennzeichen von der Gesinnung der Cabinette seyn. Ja selbst der Wille zweier Mächte könnte für uns nicht hinreichen, da wir den gemeinschaftlichen Willen der Verbündeten zu wissen nöthig haben. Könnten Sie, Fürst, diesem gemeinsamen Willen voreilen; könnten Sie ihm Hindernisse in den Weg stellen, und einen neuen politischen Sturm aus einem dem Friedensschluß so nahen Zustand der Dinge hervorrufen wollen?

Ich wenigstens habe kein Bedenken, allen Einwürfen zu begegnen. Vielleicht stellt man sich vor, die Einnahme von Paris durch zwei der verbündeten Heere werde die Absicht unterstützen, welche Sie haben können, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zu setzen; aber wie kann die Vermehrung der Uebel des Kriegs, die man jetzt jenem Beweggrunde allein zuschreiben würde, ein Mittel zur Aussöhnung seyn?

Ich muß Ew. Durchlaucht zu erkennen geben: jeder einseitige Versuch, uns, bevor noch die Mächte sich erklärt haben, eine Regierung aufzunöthigen, würde sogleich die Kammern zu Maaßregeln zwingen, die in keinem Fall die Möglichkeit irgend einer Annäherung mehr zuließen. Selbst die Sache des Königs fordert, daß Alles noch unausgemacht bleibe. Die Gewalt kann ihn wieder auf den Thron heben, sie wird ihn aber nicht auf demselben erhalten. Weder Gewalt, noch Ueberlistung, noch die Wünsche einer Partei würden den Nationalwillen zu einer Abänderung seiner Regierungsform bewegen. In diesem Augenblick könnte man uns sogar Bedingungen anbieten, damit eine neue Regierung uns erträglicher schien; es wäre umsonst: denn wir fragen nach keiner Bedingung, so lange die Nothwendigkeit sich unter das Joch zu beugen und unsrer Unabhängigkeit zu entsagen, uns noch nicht erwiesen ist. Nun kann man aber diese Nothwendigkeit nicht einmal ahnen, so lange die Mächte noch nicht einverstanden sind. Keine ihrer Verpflichtungen ist zurückgenommen; unsre Unabhängigkeit steht unter ihrem Schutz; wir sind es, die auf ihre Absichten und auf den Inhalt ihrer Erklärungen eingehen; die Belagerungs-Heere sind es, die davon abweichen.

Nach denselben Erklärungen — nie hat es feierlichere gegeben — würde jede Anwendung von Gewalt zu Gunsten des Königs durch die Heere selbst in demjenigen Theil unsres Gebiets, wo sie allein gebieten, von Frankreich als die Erklärung der bestimmten Absicht, uns gegen unsern Willen eine Regierung aufzunöthigen, angesehen werden. Es ist uns erlaubt, Ew. Durchlaucht zu fragen, ob Sie selbst eine solche Vollmacht erhalten haben? Doch überdies stellt nicht Gewalt die Ruhe wieder her. Ein Widerstand sittlicher Freiheit stößt jede Regierungsform zurück,

zurück, welche man den König hätte annehmen lassen; je mehr man gegen die Nation Gewalt brauchte, desto unbezwinglicher würde man jenen Widerstand machen. Es kann nicht die Absicht der Befehlshaber der Belagerungs-Heere seyn, ihre eigne Regierung in Verlegenheit zu bringen und durch die That ein Gesetz aufzuheben, das die Mächte sich selbst gegeben haben.

Mein Fürst, die ganze Sache ist kurz diese:

Napoleon hat abgedankt, wie es die Mächte verlangten; folglich ist der Friede wiederhergestellt; man sollte nicht einmal in Frage ziehen wer der Fürst sey, dem die Frucht jener Abdankung zufallen wird.

Sollte die Gewalt unsern Besitzstand ändern? Dann würden die Mächte nicht mehr ihren Zweck erreichen und überdies ihr Wort brechen, ein Wort, das sie im Angesicht der ganzen Welt gegeben haben.

Käme die Aenderung von dem Nationalwillen her, so müßten, damit dieser Wille sich aussprechen könnte, die Mächte zuvor ihre Weigerung, unsre gegenwärtige Regierung länger bestehn zu lassen, förmlich bekannt gemacht haben. Ein Waffenstillstand mit ihnen ist also durchaus nothwendig.

Dies, mein Fürst, sind Gründe, deren Gewicht und Stärke nicht zu fühlen unmöglich ist. Selbst in Paris, wenn Ihnen der Ausgang einer Schlacht die Thore dieser Stadt öffnete, würde ich vor Ew. Durchlaucht dieselbe Sprache reden; es ist die Sprache von ganz Frankreich. So hätte man denn Ströme von Blut ohne Nutzen vergossen! Und würden die Foderungen, um deren willen dies geschäh, darum besser begründet und weniger gehässig seyn?

Ich hoffe, bald mit Ew. Durchlaucht in nähere Unterhandlungen zu treten, die uns beide durch vernünftige und gerechte Mittel zum Friedenswerk hinführen werden. Der Waffenstillstand wird uns erlauben in Paris zu unterhandeln, und wir werden uns leicht über den großen Grundsatz verständigen können, daß die Ruhe Frankreichs eine unerläßliche Bedingung von der Ruhe Europa's ist.

Erst wenn Sie die Nation und das Heer in der Nähe sehen, werden Sie beurtheilen können, wovon jene Ruhe und die Dauer uns'res künftigen Zustands abhängt.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Paris, den 1. Juli 1815.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Man weigerte sich, mit den Bevollmächtigten der französischen Regierung zu unterhandeln. Die erste Zusammenkunft fand zu Neuilly Statt, zwischen dem Herzog von Otranto und dem Herzog von Wellington. Diese beiden berühmten Männer können allein uns über ihre Unterredung Aufschluß geben; wir wissen von derselben nur den einzigen Erfolg: Paris wurde vor den Gräueln einer Einnahme mit stürmender Hand bewahrt. Der Herzog wiederholte öfters gegen solche, die ihm sagten, daß das Schicksal der Hauptstadt kein Unglück ohne Rettung sey: „Paris ist für Frankreich, was Rom für das römische Reich war.“*) — Alle Parteien geben zu, daß man dem Herzog von Otranto die Erhaltung der Hauptstadt verdankt.

Ludwig XVIII. war in St. Denis. Der Herzog von Otranto wurde zu ihm gerufen. Wir können den Gegenstand dieser Zusammenkunft leicht aus dem Briefe errathen, den der Herzog den Tag vorher an ihn geschrieben hatte. Es ist dienlich an diesen Brief zu erinnern, weil man daraus die politischen Grundsätze des Herzogs erkennt, so wie die Ursachen, welche die Leidenschaften gegen ihn aufgereizt haben.**)

Paris, den 7. Juli 1815.

Sire!

Bei der Rückkehr Ew. Majestät haben die Mitglieder der Regierung keine Pflicht weiter zu erfüllen, als die, auseinander zu gehn. Um persönlich mein Gewissen zu befreien, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen die Meinung und die Gesinnungen der Franzosen treu darzustellen.

---

*) Paris est pour la France ce que Rome étoit pour l'Empire romain.

**) Das Original unter No. X. im Anhang.

Nicht Ew. Majestät sind es, die man fürchtet. Sie haben eilf Monate lang gesehn, daß das Vertrauen zu Ihrer Mäßigung und Gerechtigkeit die Franzosen mitten unter den Besorgnissen, welche ihnen die Unternehmungen einer Partei an Ihrem Hof einflößten, aufrichtete.

Jedermann weiß, daß nicht Einsichten noch Erfahrung es sind, was Ew. Majestät abgeht. Höchstdieselben kennen Frankreich und Ihr Jahrhundert. Höchstdieselben kennen die Macht der öffentlichen Meinung; aber aus Herzensgüte haben Sie zu oft die Foderungen derer angehört, welche Ihnen im Unglück gefolgt sind. Von dieser Zeit an gab es in Frankreich zweierlei Völker; gewiß war es für Ew. Maj. peinlich, unaufhörlich jene Foderungen durch ausdrückliche Erklärungen Ihres Willens zurückweisen zu müssen. Wie oft haben Sie es nicht bedauern müssen, daß Sie denselben keine Nationalgesetze entgegenstellen konnten.

Wenn dasselbe Verfahren wieder aufkommt, und wenn Ew. Majestät alle Ihre Gewalten aus der Erblichkeit herleiten, ohne irgend eins von den Rechten des Volks anzuerkennen, als blos solche, die demselben durch Bewilligungen vom Throne eingeräumt werden, so wird Frankreich, wie das erste Mal, in seinen Pflichten unbeständig seyn; es wird schwanken müssen zwischen seiner Liebe zu dem Vaterland und der Liebe zu seinem Monarchen, zwischen seiner Neigung und seiner Aufklärung. Sein Gehorsam wird auf keinem andern Grunde ruhen, als auf seinem Vertrauen zu der Person Ew. Maj.; und reicht auch dieses Vertrauen hin, um den Besitz der Ehrfurcht zu behaupten, so ist dennoch dies wenigstens nicht das Mittel, wodurch die Häuser der Regenten sich befestigen, und wodurch man alle Gefahren entfernt.

Sire, Ew. Maj. haben eingesehn, daß diejenigen, welche die Gewalt über ihre Grenzen hinaus fortreißen, wenig geeignet sind, dieselbe aufrecht zu erhalten, wenn sie erschüttert wird; daß das Ansehn sich selbst zu Grunde richtet in dem fortwährenden Kampf, der dasselbe zwingt, in seinen Maaßregeln Rückschritte zu thun; daß je weniger man einem Volk an Rechten läßt, desto mehr sein gerechtes Mißtrauen es antreibt, diejenigen sich zu erhalten,

welche man ihm nicht streitig machen kann; daß endlich bei solchem Verfahren zu allen Zeiten die Liebe abnimmt, und gewaltsame Veränderungen sich erzeugen.

Wir beschwören Sie, Sire! geruhen Sie diesmal Niemanden zu Rathe zu ziehn, als Ihre eigne Gerechtigkeit und Ihre Einsichten. Seyn Sie überzeugt, daß das französische Volk jetzt eben so viel Gewicht auf seine Freiheit legt, wie auf das Leben selbst; es wird sich nie für frei halten, wenn es nicht inmitten der Gewalten gleich unverletzliche Rechte sieht. Hatten wir nicht unter Ihrem Regentenhause Reichsstände, die von dem Monarchen unabhängig waren?

Ihre Weisheit, Sire, kann Bewilligungen nicht aufschieben, bis schmerzliche Ereignisse dazu nöthigen; dann würden dieselben Ihrem Besten nur nachtheilig, und vielleicht selbst um so ausgedehnter seyn. Jetzt führen die Bewilligungen noch zur Annäherung und Versöhnung; jetzt geben sie dem königlichen Ansehn Stärke; späterhin würden Bewilligungen nur die Schwäche desselben kund thun; nur Zerrüttung könnte dieselben erzwingen, die Gemüther blieben erbittert.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Es scheint, daß die Grundsätze des Herzogs den Ansichten des Königs entsprachen, weil er, nach dieser freimüthigen Darstellung, zum Minister der allgemeinen Polizei des Königreichs ernannt wurde.

Der König und die verbündeten Monarchen verlangten von dem Minister, sie mit dem Zustand Frankreichs bekannt zu machen. In dieser Hinsicht sah man nacheinander ein Denkschreiben an die vier Minister der hohen Mächte, und zwei Berichte an den König folgen. Diese drei Staatsschriften zeichnen sich von Seiten der Darstellung sehr aus; was aber noch mehr in's Auge fällt, das ist der Muth, das sind die klaren und sichern Ansichten eines über die Gefahren des Throns und des Vaterlands richtig denkenden Ministers, der die Unfälle vorhersieht, welche beide von Innen und von Außen treffen könnten.

Beide Berichte wurden in ganz Europa mit Schnelligkeit verbreitet, noch ehe sie gedruckt waren. Man zwei-

felt, daß sie vollständig gekannt sind. Sie haben starken Widerspruch erfahren; sie sind die einzige Ursache der Ungnade des Herzogs. Indem er die Nation hoch stellte, hat er die Parteien heruntergesetzt; alle sind mit seiner Würdigung ihrer verschiednen Kräfte unzufrieden gewesen. Die Ultra-Royalisten haben am lautesten geschrieen. Eines Tags war davon gegen den Herzog die Rede, in Gegenwart des Lords Castlereagh und einer großen Zahl von Personen. „Beruht das Gewicht einer Partei, antwortete der Herzog, auf einem Geheimniß, und ist die kleine Zahl dies Geheimniß, so habe ich allerdings es verrathen; sind aber im Gegentheil die Ultra-Royalisten so zahlreich als sie es vorgeben, und haben sie das Recht, als die Wortführer des Nationalwunsches aufzutreten, so werden sie darum nicht weniger bleiben was sie sind.“*)

Das ganze Verhalten und die Schriften des Herzogs beweisen, daß er nie der Mann einer Partei war, daß er zwar mehrern Regierungen gedient hat, aber stets fest und standhaft der Mann der Nation geblieben ist.

Man glaube nicht, daß die Liebe zu seinem Vaterland in einem Minister die Treue gegen seinen Gebieter schwächen könne: denn nur dann, wenn beide Gesinnungen beisammen sind, können seine Dienste ihre volle Wirksamkeit und ihren völligen Nutzen haben.

Das Denkschreiben ist weniger bekannt; die Londner Zeitungen haben davon nur abgerissene Stellen mitgetheilt. Hier geben wir es vollständig.

Denkschreiben des Herzogs von Otranto über die Lage Frankreichs.**)

Paris, den 20. Juli.

Die Lage Frankreichs geht hervor aus vielen bekannten Umständen, die man aber nothwendig wohl erwägen

*) Si l'importance d'un parti vient d'un sécret et que ce sécret soit le petit nombre, je l'ai trahi, sans doute, mais si au contraire les Ultraroyalistes sont aussi nombreux qu'ils le prétendent et s'ils ont le droit de se présenter comme les organes du vœu national, ils n'en resteront pas moins ce qu'ils sont.

**) Das Original unter No. XI. im Anhang.

muß, wenn man sich nicht durch den falschen Schein der Dinge täuschen lassen will. Viele dieser bekannten Umstände stehn mit frühern Thatsachen in enger Verbindung; die einen hängen mit unsern fortdauernd bestehenden Meinungen, mit Grundsätzen zusammen, die nichts gemein haben mit den Unfällen des Schicksals; die andern sind nur aus den letzten Ereignissen hervorgegangen.

Frankreichs Leiden hatten schon vor Buonaparte's Abdankung, ja selbst vor dem Anfang der Feindseligkeiten, die Gemüther belehrt und einander genähert. Es galt nicht mehr die Behauptung persönlicher Vortheile, die den Zwecken des Vaterlands fremd waren; der König fand mit dem Tage seines Einzugs in Paris alle Herzen gestimmt und bereit zu schneller Beilegung der Unruhen. Noch ist die Ordnung nicht wiederhergestellt; aber dies liegt an Ursachen, die sich leicht heben lassen; ja die Unordnung wird bald ein Ende haben, wofern es nur nicht eine falsche Staatskunst hindert. Man würde sich eben so sehr irren, als ungerecht handeln, wenn man diese unvermeidliche und augenblickliche Unordnung Widersetzlichkeit oder Empörung nennen wollte.

Um unſ're Lage zu beurtheilen, muß man bis zu den Begebenheiten vor und seit dem 20. März zurückgehn. Buonaparte hat mehr als ein Blendwerk gebraucht, um die Gewalt wieder an sich zu reißen und fest zu halten; einer Nation aber, die geschickt betrogen wurde, kann nur der Erfolg die Augen öffnen. Für die Einsichtsvollen war schon vor den Unfällen der Armee die Täuschung verschwunden. Dem großen Haufen kommt die Ueberzeugung nicht so schnell.

Die Ursachen des Uebels waren alt. Man hatte nicht genug bedacht, daß eine fünf und zwanzigjährige Revolution nicht ohne Aussöhnung, Vorsicht und Schonung endigen kann. Ein großer Theil unſ'res Unglücks ist aus diesem Mangel an Vorhersehung entstanden. Warum sollen wir jetzt es verhehlen? Ein unkluger, übertriebner Eifer für die Gewohnheiten und Grundsätze der alten Monarchie verleitete die Royalisten und selbst einige von den Ministern des Königs zu mehrern Fehlern. Dies hatte ängstliche Besorgnisse von mehr als einer Art zur Folge;

die Regierung verlor an Liebe, und wurde erschüttert in der öffentlichen Meinung.

Dieser Widerstand sittlicher Art, den ganz Europa kannte, entging den Berechnungen Buonaparte's nicht. Es bedurfte bei ihm keiner andern Anreizung, um sich mitten hinein in diese Unzufriedenheit, in diese gährende Zwietracht zu stürzen. Eben so leicht konnten die unglücklichen Zufälle bei einer Verschwörung und bei dem nothwendig dazu erforderlichen Geheimniß, seine Plane vereiteln, als er mit einer Art Gewißheit auf die Betäubung, welche stets das Große und Außerordentliche hervorbringt, so wie auf den Mangel an Ueberlegung rechnen konnte, und auf die leichte Ueberwältigung der Gemüther, wenn sie plötzlich von einer kühnen und unerwarteten That erschüttert werden.

Ohne Zweifel erleichterte ein einzelner Abfall, der nur zu entscheidende Folgen hatte, Buonaparte's Einrücken in Grenoble, und zwar gerade in dem Augenblick, wo man noch alles Unglück, was er uns mitbrachte, hätte abwenden können. Drei Tage nachher war dies nicht mehr der Fall. Als er vor Lyon erschien, hatte er schon eine Art von Macht, oder wenigstens Mittel genug zu einem Bürgerkrieg in seiner Gewalt. Auch fing er erst in Lyon an, seine arglistigen Entwürfe zu zeigen. Seine Verheißungen, die bürgerliche und politische Freiheit durch jede Art von Bürgschaft zu befestigen, und die Zusicherungen von Oesterreichs Unterstützung, auf die er sich berief, oder die er zu verstehen gab, brachten die beabsichtigte Wirkung hervor. Von dem Augenblick an hatte er die Volksmenge auf seiner Seite, und man konnte ihn nicht mehr zurücktreiben, ohne Bürger gegen Bürger zu bewaffnen. Ueberdies nahm die Gefahr so schnell eine entscheidende Wendung, daß die strengste Gerechtigkeit in dem kurzen Uebergang der Unschlüssigkeit zur Ueberwältigung, und von da zu der Nothwendigkeit zu gehorchen, sehr wenig Schuldige finden würde, selbst dann, wenn der Abscheu, sich in einen Bürgerkrieg zu stürzen, hier die Anwendung des Worts Empörung zuließ. Gewiß, die Bürger mochten schwerlich hindern, was die Regierung selbst nicht hindern konnte.

Es ist vor Allem wichtig, das bemerkbar zu machen, was mit der Beruhigung Frankreichs zusammenhängt. Die einzige Stütze von Buonaparte's Regierung, die Täuschung, nahm allmählig ab. Bald nach seinem Einzug in Paris war über den Krieg mit dem Ausland, den er uns mitgebracht, kein Zweifel mehr. Aber in dieser kurzen Zwischenzeit hatte er sich aller Springfedern der Regierungsgewalt bemächtigt; mit jedem Tag wuchs seine Kraft durch den Aufruf der alten Soldaten; zudem hatte er für die Hoffnung des Friedens uns eine andre, die auf den Ausgang seiner Unterhandlungen, gegeben.

Endlich mußt' er sich über die von ihm so prächtig angekündigte freie und volksgemäße Verfassung erklären; die öffentliche Erwartung wurde aber so sehr getäuscht, daß man in ganz Frankreich nur Eine Stimme des Unwillens hörte. Es ist zu bedauern, daß in diesem entscheidenden Zeitpunct die Unterhandlungen weder mit dem König noch mit den Mächten eröffnet werden konnten; Buonaparte's Bekanntmachung des Zugabe-Gesetzes zu den Grundgesetzen des Reichs würde für ihn die Losung seines Sturzes gewesen seyn.

Noch entdeckte man, obgleich etwas später, daß er uns auch in Ansehung der Kräfte, die er zu haben vorgab, betrogen hatte, und daß er uns seiner verzweifelten Lage aufopferte; aber die Sache war einmal so bis auf's Aeußerste gekommen, daß ohne einen harten Unfall weder Frankreich noch das Heer sich hätten erklären können. Die Monarchen hatten Versprechungen gemacht, aber man kannte ihre Absichten nicht, weil in der That ihre Erklärungen Vieles unbestimmt gelassen hatten. Eben so wenig kannte man die Absichten des Königs, und man fürchtete eben so sehr um seiner selbst, als um der Ruhe Frankreichs willen, daß seine Minister bei einigen Irrthümern seiner vorherigen Regierung beharren möchten. Die Kammern aber wollten ihrerseits sich nicht der Gefahr aussetzen, durch die Anwendung falscher Mittel, oder indem sie dem Gang der Begebenheiten vorgriffen, das Uebel nur noch zu vermehren. Vor allen Dingen wollte man den Nachtheil vermeiden, sich in Ansehung des Willens der Monarchen zu täuschen, und dies hat jenen Mangel an Einmüthigkeit hervorgebracht, der zum Theil noch vorhanden ist, den

man aber nur einer wohl zu entschuldigenden Unschlüssigkeit beimessen darf. Ja, man könnte behaupten, wäre die vom Congreß beschloßne Ausschließung Buonaparte's von der Regierung auf jede andre Regierung als die des Königs ausgedehnt worden, so würde man in Frankreich selbst den Ausbruch des Kriegs hintertrieben haben. Die letztere Bemerkung wird jetzt, wo man mit Billigkeit den Antheil eines jeden an wirklich begangnen Fehlern ausmitteln soll, nicht unwichtig erscheinen, damit man nicht für Fehler halte, was Folge der Nothwendigkeit war, oder in der Verwicklung der Umstände lag.

Diese Betrachtungen, so allgemein auch sie sind, mußten unerläßlich der Beurtheilung unsrer Lage vorausgehn. Buonaparte war schon vor seiner Abdankung ohne Rettung verloren. Er besaß keinen Einfluß mehr, als den auf die gemeinen Soldaten, die sich vorstellten, er sey noch so unüberwindlich wie sonst; seine neulichen Unglücksfälle haben endlich auch dieses letzte Blendwerk zerstört. Von jetzt an ist er für Frankreich ein Fremdling, wie er es stets für unsere Sitten und unsre wahre Wohlfahrt war; er hat in Frankreich keine Anhänger mehr, die man fürchten könnte, und wird sie nimmer haben.

Das Heer befindet sich in der Lage, in die es den Waffenstillstandsvertrag gesetzt hat; es wird die Bedingungen desselben nicht übertreten; noch weniger wird man es seinen Pflichten ungehorsam finden. Aus keinem andern Grunde zögert es, sich einmüthig zu erklären, als weil man es sich selbst überläßt, und weil die Regierung unschlüssig ist, was sie ihm befehlen soll, indem sie diese Befehle gern mit allen Maaßregeln einer allgemeinen Wiederherstellung der Ruhe in Uebereinstimmung bringen möchte. Seinerseits weiß aber das Heer nicht, da es sich für das Heer der Nation und für das Heer des Königs ansieht, wie es sich verhalten soll, um dem König und dem Vaterland zu dienen. Indessen darf der König nur über dasselbe verfügen, und es wird ihm gehorchen. Einer der schlimmsten Fehler würde die Auflösung des Heeres seyn, man möge sie nun anbefehlen, oder mittelbar sie einleiten. Truppen, die zusammen gehören, entschließen sich leicht zum Gehorsam, und der Gehorsam ist stets die Stütze der guten Ordnung. Das Betragen und das Beispiel der Ar-

mee, die in ihrem Wesen ein Bürger- und Nationalheer ist, würde den größten Einfluß auf die Beruhigung der Departemente haben.

Auch in einem Theil des Innern von Frankreich bedenkt man sich noch; an einigen Orten widersetzt man sich sogar. Dies muß man der Unbekanntschaft mit dem Vorgefallenen zuschreiben, der Unterbrechung der Verbindungen, dem Marsch der fremden Truppen, von denen man erwartet hatte, sie würden bei der Endigung des Kriegs Halt machen, und der ängstlichen Ungewißheit über die Zukunft. Die Friedens-Unterhandlungen haben noch nicht ihren Anfang genommen; das Volk kennt nicht eine von den Absichten der verbündeten Mächte.

Dennoch ist es Wahrheit, daß Frankreich nichts mehr wünscht, als seine Verbindung mit dem Monarchen wieder fest zu knüpfen. Ohne Zweifel wollen die Verbündeten Frankreich auf allen Theilen seines Gebiets beruhigt und ruhig sehn; es steht in ihrer Gewalt, diesen Wunsch sogleich zu erreichen. Man darf nur kund thun, daß bis auf den Ausgang der Unterhandlungen, sie selbst den Krieg als geendigt, und Frankreich als beruhigt ansehn. Wäre diese Erklärung auch nicht in der gewöhnlichen Form der Staatskunst, so verlangten dennoch unſ're Lage und der Zweck der Mächte selbst diese Ausnahme. Die Beilegung des Streits greift der Entscheidung nicht vor, sie macht nur den Kriegsübeln ein Ende. Was von Unruhen unter uns noch vorhanden ist, kann man nicht mehr Widerstand nennen. Jedermann will dem König gehorchen. Man will nicht länger die Sache des Volks von der des Thrones trennen. Selbst die Ueberzeugung hat ein Jeder, daß den König, wenn er seine Gewalt auf immer befestigen will, nichts um ihn her abhalten wird, der bürgerlichen und politischen Freiheit hinreichende Sicherheit zu gewähren.

Ohne Zweifel würden die Erklärungen des Königs die öffentliche Ordnung wiederherstellen; allein, spricht der König zu seinem Volk, so kann er unmöglich vermeiden, die künftigen Verhältnisse Frankreichs zum Theil wenigstens anzudeuten. Bis dahin will und kann das Volk über seine Zukunft nur nach den Zusicherungen der Mon-

archen sich eine Vorstellung machen, und nie gab es feierlichere Zusicherungen! Frankreich hat, sobald es ihm möglich war, die einzigen von ihm verlangten Bedingungen erfüllt; Bedingungen, die den Krieg abwenden, oder die ihn endigen mußten; es hat sogar als eine förmliche Bedingung angesehn, was nur ein Verlangen, ein Wunsch der Monarchen war.

Von allen Gefahren, die man zur Zeit des Pariser Friedens befürchten konnte, ist keine mehr vorhanden. Man hatte Buonaparte ein Gebiet, einen Titel und den Stand eines unabhängig regierenden Herrn gelassen; seine Abdankung war nur ein mit den Mächten geschlossener Vertrag. Jetzt hat ihn das Glück verlassen; er hat weder ein Volk mehr, noch ein Heer, noch Ansprüche. Gleichwohl erfodert es die Klugheit, daß er in eine Lage komme, wo ihm kein Mittel bleibt, die Ruhe Anderer zu stören.

Seine Brüder hatten nie in Frankreich viel Ansehn. Sie besitzen nicht die großen Eigenschaften, welche Einfluß geben können; gleichwohl ist es rathsam, sie aus Frankreich zu entfernen. Ohne irgend für ihre Person gefährlich zu seyn, könnten falsche Hoffnungen aufkommen, und sie bewegen, Andern als Werkzeug zu dienen. Vielleicht wird das Haupt dieser Familie seine Abdankung überleben; zudem hat er einen Sohn; und fehlte es den Erklärungen der Mächte an irgend einer nähern Bestimmung, so dürfte es wohl nöthig scheinen, sie jetzt deutlicher auszusprechen. Uebrigens würde es eben so wohl unsern Sitten als den Grundsätzen des Rechts entgegen seyn, wenn man die Glieder der Familie Buonaparte's hindern wollte, ihre Güter in Frankreich zu verkaufen, und davon im Ausland zu leben. Ihre Güter sind ohnehin nicht sehr bedeutend.

Dieselbe Vorsicht ließe sich vielleicht auch noch auf einige andre Personen anwenden, doch nur in sehr geringer Zahl; denn in diesem Fall ist es weit gefährlicher, die Anwendung auszudehnen, als zu beschränken. Stets muß man bei den öffentlichen Unruhen blos die erste Ursache derselben im Auge haben; mit ihr hört Alles auf; und zu jeder Zeit hat man gesehn, daß man durch Nachforschungen gegen Eine Partei nur andre Parteien hervorbringt. Als

Heinrich IV. in Paris einzog, war seine Lage weniger widrig als die des Königs; denn er bestieg den Thron ohne den Beistand fremder Truppen, durch seine eignen Siege. Gleichwohl war seine Güte unbeschränkt. An seine Feinde verschwendete er seine Gunstbezeigungen; denn er glaubte nicht dieses Mittels zu bedürfen, um seine Anhänger fest zu halten. Nach den Beweisen von Güte die er dem Herzog von Mayenne gab, hätte man glauben sollen, er habe ihn stets als Gefährten in seinen Schlachten an seiner Seite gehabt. Die Prinzessin von Guise hatte ihre Diamanten verpfändet, um auf den Kopf ihres Königs einen Preis zu setzen; dieser Umstand war für Heinrich IV. nur ein Grund mehr, um sie mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Dieser Fürst wußte wohl, daß der Friede nur dann fest steht, wenn man jeder Besorgniß ein Ende macht, und daß man nicht Ein Haupt, das weiter nicht mehr gefährlich ist, treffen kann, ohne Tausende von Bürgern zu bedrohen, und eben dadurch sich früher oder später neuen Zerwürfnissen blos zu stellen. Nie ersterben in den Herzen die Keime des Hasses, welche man im Anfang einer neuen Regierung erzeugt.

Umsonst würde man Nachforschungen über Nachforschungen anstellen; man wird sich überzeugen, daß Niemand um eine Verschwörung gewußt hat, die irgendwo vor Buonaparte's Ankunft an den Küsten der Provence Statt gefunden habe; und sollte man nicht, bevor man irgend Jemanden in dieser Hinsicht angriff, zuerst die Minister des Königs anklagen, welche die Abfahrt von der Insel Elba weder vorauszusehn noch zu verhindern wußten? Alles, was nach erfolgter Landung vorgefallen ist, war einzig das beweinenswerthe Ergebniß der wilden Uebereilung, die Alles fortriß. Man begreift sehr leicht, daß nicht eine Hand voll Soldaten Buonaparte's Schutz seyn konnte in einer Stadt wie Lyon, mitten unter einer Volksmenge von hunderttausend Menschen. Einzelne vielleicht haben damals etwas auffallender gehandelt als die übrigen; aber der Eine dürfte sagen, daß ihn seine Officiere und seine Soldaten mit sich fortgezogen haben; ein Andrer könnte darauf antworten, daß seine Truppen ihn verlassen, oder daß ihre stürmische Bewegung auch ihn mit hingerissen; und statt eines Hauptschuldigen, den man zu überführen suchte, würde man entweder auf lauter Schuld-

lose treffen, oder man würde ihn wohl gar unter Tausenden von Mitschuldigen auffinden. Man kann es sich nicht verhehlen, um wie viel gehässiger solche Verfolgungen mitten in dem öffentlichen Unglück erscheinen müßten. Man würde diesen nutzlosen Handlungen der Rache den auffallenden Unterschied der so bekannten Großmuth der verbündeten Monarchen entgegensetzen; vergebens würde man den Glauben, als ob diese dergleichen Maaßregeln foderten, zu verbreiten suchen; man würde sie dem König allein beimessen; man würde sich erinnern, daß selbst Buonaparte in den letzten Augenblicken seiner gefährlichen Gewalt es wenigstens nicht an Mäßigung hat fehlen lassen. Was würde man ferner auf den Einwurf erwiedern, daß der Thron Frankreich vor der Rückkehr Buonaparte's wenigstens eben so sehr hätte schützen sollen, als Frankreich vor derselben den Thron.

Wollte man endlich acht bis zehn Personen fortschaffen — denn kaum möchte man bis zu dieser Zahl es bringen — so darf man nur eine kurze Zeit warten, und diese Personen werden sich von selbst entfernen. Auf alle Falle sind Verhaftungen und Verurtheilungen schlechterdings zu vermeiden. Die Polizei dürfte nur einen Wink geben, und der Zweck wär erreicht, ohne die Sicherheit zu zerstören und ohne den Ruf der Gnade zu verscherzen. In einem Augenblick wäre Frankreich in allen seinen, für die Monarchen wichtigen Verhältnissen beruhigt. Dagegen wird dies nie vollkommen der Fall seyn in Beziehung auf die Ruhe und das Glück des Königs, wenn man nicht Alles vergißt, wenn man nicht mit gleicher Festigkeit jede überspannte Meinung niederdrückt, diese Meinung möge auch noch so hohen Ursprungs seyn, und wenn nicht alle Parteien den Schutz der Gesetze mit derselben Gewißheit und mit demselben Vertrauen genießen.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Der Minister Ludwigs XVIII. rieth dem König eben so zur Mäßigung und Gnade, wie Buonaparte, jedoch ergriff er dabei jede wirksame Maaßregel, um alle Ursachen zu entfernen, die Frankreich in eine neue Revolution hätten stürzen können. Nachdem er gewagt hatte, die

Tiefe der Wunden des Staats zu untersuchen, zeigte er auch die Heilmittel derselben an. Aber nicht jedermann theilte seine Ansichten. Man wollte schrecken durch Beispiele und Bestrafungen. Die vorige Regierung des Königs hatte Fehler begangen, und man war im Begriff, noch größre zu begehn. Die beiden gesetzlichen Verfügungen über die Wahlversammlungen und über die Wahlen, verwundeten die Gemüther der Gemäßigtsten und bekümmerten selbst die treusten Diener des Königs; denn jeder sah die Stürme voraus, welche dieser plötzliche Uebergang von unwidersprechlichen Grundsätzen zu den schwersten Irrthümern herbeiführen mußte.

Solche Irrthümer brachten in Kurzem Alles bis auf den Punct, wo der Minister, welcher noch der Gegenwirkung einen Damm entgegensetzte, sich gezwungen sehn würde, sein Amt aufzugeben; wo alle bei Seite gelegten Listen nach und nach wieder zum Vorschein kommen würden; wo in den zahlreichen Ständen, deren gänzliche Befriedigung blos von der täglichen Frage abhing: hat er noch seine Stelle, oder hat er sie nicht? — dies reichte nämlich zu ihrer Beruhigung hin, sowohl in Beziehung auf die allgemeinen Grundsätze, als in Beziehung auf die persönliche Sicherheit jedes Einzelnen, — ängstliche Besorgnisse immer weiter sich verbreiten; wo endlich Verschwörungen und Aufruhr unaufhörlich, wie die Köpfe der Hydra, sich erneuern würden!

Wir werden diese biographische Nachricht ergänzen, wenn wir die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Herzogs" zu Gesicht bekommen. Man sagt, daß sie die Begebenheiten, welche seit dreißig Jahren die verschiednen Revolutionen herbeigeführt haben, ganz in ihrer eigenthümlichen Gestalt mit edlem Freimuth darstellen, und daß sie nachdrücklich auf alle die hinweisen, welche zu neuen Erschütterungen den Grund legen könnten. Auch bemerkt man, daß sie in einem Geist geschrieben sind, der sich ganz eignet, die Parteien, welche Frankreich entzweien, zu beruhigen und einander zu nahern. Niemand weiß diese besser zu würdigen, als der, welcher so lange sie beobachtete und lenkte; niemand könnte besser in einem Ton zu ihnen reden, auf den sie mehr hören und achten würden.

Uns dünkt, diese Denkwürdigkeiten, abgefaßt im Geist des Friedens und der Erhaltung, werden nicht blos für Frankreich von Nutzen seyn. Ihre Bekanntmachung wird allen Parteien in Europa dienlich seyn, wo man so sehr nach Veränderungen strebt, welche doch nur auf Kosten der Wohlfahrt eintreten könnten. Hat man einmal ohne Noth geändert, so muß man abermals ändern, man kann nicht stehn bleiben. Alles auf der Welt hängt innig zusammen; nichts steht für sich allein. Man gehe nur in Frankreich den Folgen der geringsten Veränderungen nach: sie haben Alles aufrührig gemacht, Alles untereinander geworfen; nichts konnte irgendwo davor sich retten: die Hütte, der Thron, die Altäre wurden gleich mit Blut befleckt; man wühlte Alles auf, selbst in den Tiefen der Gräber.

Noch sind wir nicht von allen unsern Träumen erwacht; es wird Zeit brauchen, um uns von allen Vorurtheilen des Lebens zu heilen. Die alte wie die neue Zeit ist davon erfüllt; auch die „Rechtmäßigkeit" hat ihre Irrthümer; sie zeigt in ihren Abänderungen zu viel Ungeduld. Man bedenke wohl, daß Staaten nicht so leicht sich wieder aufrichten, als sie zu Grunde gehn!

Am Schluß dieser Nachricht müssen wir noch Einiges über die Lebensweise des Herzogs in Dresden sagen. Es scheint ihm in Sachsen zu gefallen; er weiß es ganz zu schätzen, was in den Tagen der Stürme ein Land werth ist, wo die Ruhe fest begründet wird, sowohl durch die treubewahrten alten Sitten seiner Bewohner, als durch die Achtung der Regierung für die Gesetze, und durch die persönlichen Tugenden eines Monarchen, der, seit er nach seiner Entfernung in seine Staaten zurückgekehrt ist, mit nichts sich beschäfftigt, als Thränen zu trocknen, an denen er keine Schuld hat.

Der Herzog von Otranto sieht in Dresden nur sehr wenig Personen bei sich; er lebt ganz zurückgezogen in seiner Familie. Die Augenblicke, welche er nicht in ihrem Umgang verlebt, gehören seinem Arbeitszimmer. Man hört viel von einem wichtigen Brief reden, den er an Lord Wellington über den Gang der Angelegenheiten seit dem letzten halben Jahr geschrieben hat. Dieses Schreiben soll

noch vor der Erscheinung der Denkwürdigkeiten bekannt gemacht werden.

Er spricht von seiner Ungnade mit demselben Gleichmuth und der Mäßigung, wie von andern Ausbrüchen der französischen Revolution. Ist von seinen Feinden die Rede, unter denen die Mehrzahl ihm das Glück dankt, ihr Vaterland wiedergesehn zu haben, mehrere selbst ihr Vermögen und das Leben, — so beschränkt er sich darauf, sie zu beklagen. „Sie sind blind, sagt er, und ihre Blindheit wird fortdauern, denn sie begreifen es nicht, daß sie im Finstern tappen.“*) Zu Zeiten vergleicht er die Dienste, welche die Ultra-Royalisten dem König und der Monarchie zu erweisen glauben, mit jenen, welche die Ultra-Revolutionsmänner der Freiheit und der Republik geleistet haben.

Wir wollen noch einen Zug aus seinem innern Leben anführen, weil nichts so sehr sich eignet, einen berühmten Mann kennen zu lernen.

Man sandte ihm vor einiger Zeit aus Paris Schmähschriften zu, die größtentheils gegen ihn gerichtet waren; er durchlief sie flüchtig und bemerkte dabei: „Ist man viel gelobt worden, so muß man auch auf viele Schmähungen gefaßt seyn; oft erfährt man beides von denselben Personen. Es gibt gemeinen Pöbel unter allen Ständen, selbst unter den Gelehrten; diese, wie alle übrigen, toben nur, sie hassen nicht; das Bedürfniß zu leben setzt sie in jeder Hinsicht in Bewegung; und da ihnen ihre Grobheiten verhältnißmäßig, je höher sie sich versteigen, desto besser bezahlt werden, so kann ich mich nicht über den Vorzug beschweren, den mir diese Leute geben. Uebrigens darf man nicht glauben, daß Schmähschriften gefährlich seyen; man überlasse dies der Zeit, sie fallen von selbst; was allein sich erhält, ist die Wahrheit.“**)

Ein

*) Ce sont des aveugles, et leur aveuglement durera, car ils ne comprennent pas qu'ils sont dans les ténèbres.

**) Quand on a reçu beaucoup d'éloges, on doit s'attendre à récevoir beaucoup d'injures, et souvent des mêmes personnes. Il y a de la canaille dans tous les rangs, même parmi les gens de lettres, celle-ci ainsi que toutes les au-

Ein ausgezeichneter Gelehrter, der nichts mit jenen Schriftstellern gemein hat, Herr Lanoue, hat einen von den dem König durch den Herzog von Otranto vorgelegten Berichten angegriffen. Seine Bemerkungen enthalten hauptsächlich einen doppelten Vorwurf. „Niemand, sagt er,*) ist so reich an Erinnerungen und Hoffnungen in das Ministerium getreten, als der Herzog von Otranto; Niemand hat den hohen Ruf von Geschicklichkeit auf diesen Posten mitgebracht, als Er; die Umstände waren schwierig; aber man kannte seine vollendete Erfahrung, seine seltne Klugheit, seine ungewöhnliche Geschäfftskenntniß; diese mußten ihm die Schwierigkeiten erleichtern, und ihn über die Hindernisse erheben. War die Bekanntmachung jener Denkschrift für die Mehrzahl der Franzosen von Nutzen? Und wurde sie dem König in der Absicht vorgelegt, um ihm Licht zu geben: welchen Vortheil konnten davon die zahlreichen Leser aus allen Ständen haben, auf die der Herzog von Otranto rechnen darf? Was kann man vorschützen, um eine eben so unpolitische als gefährliche, eine eben so unkluge als unnöthige Bekanntmachung zu rechtfertigen? Ich frage den Herrn Herzog von Otranto, wenn ein Privatmann durch ein so furchterregendes Gemälde von unsrer politischen Lage die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieselbe hingelenkt, wenn er nichts als einen bodenlosen Abgrund, und statt aller Rettung nur die Verzweiflung gezeigt, wenn er alle Leidenschaften aufgeregt, Aller Wünsche und Absichten beunruhigt hätte, würde dieser unbesonnene Schriftsteller nicht einer großen Treulosigkeit, oder einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig erschienen seyn? Nun ist es aber ein Staatsmann, ein tiefblickender, staatskundiger Geschäfftsmann, ein Minister des Königs, einer der aufgeklärtesten Staatsrechts-Verständigen von Europa, der jene so weise Regel des Montesquieu vergißt: daß man nichts bekannt machen soll,

---

tres à de la fureur, mais point de haine. C'est le besoin de vivre qui la rémue dans tous les sens. Et comme les sottises leur sont payées à proportion qu'elles s'élevent plus haut, je ne puis me plaindre de la preference qu'elle me donne. Au reste il ne faut pas croire, que les libelles soient dangereux; laissez agir le tems, ils tombent d'eux mêmes: il n'y a que la vérité qui reste.

*) S. le nouvelliste françois de Vienne, 23. livr.

wenn die Nachtheile den Vortheilen gleich sind; noch weit weniger aber darf man dies, wenn die Vortheile klein, und die Nachtheile unendlich groß sind."

Ohne Zweifel wird der Herzog von Otranto selbst in seinen Denkwürdigkeiten auf die beiden Vorwürfe des Herrn de Lanoue antworten, daß er seinen Bericht über die innere Lage Frankreichs bekannt gemacht, und daß er nur das Uebel ohne die Mittel dagegen dargestellt habe. Bis dahin erlaube man uns einige Bemerkungen.

Wir haben diesen Bericht mit Aufmerksamkeit gelesen, wir haben ihn, nachdem uns die tadelnden Bemerkungen des Herrn de Lanoue bekannt geworden waren, nochmals gelesen. Es hat uns geschienen, daß der Bericht ganz das Gepräge der vertrautesten Mittheilung habe. Der Herzog von Otranto spricht darin von allen Parteien ohne Schonung; er zeigt ihnen ihre jetzigen Selbsttäuschungen und ihre alten Irrthümer; er stellt sich mitten hinein in alle Leidenschaften, und erklärt den Entschluß, sie zu unterdrücken; völlig unbefangen braucht er dabei nicht die mindeste Vorsicht in Ansehung seiner selbst, und oft ist die Kraft, ja die Kühnheit, mit welcher er seine Schilderungen entwirft, ein Beweis mehr, daß er um seiner eignen Sicherheit willen auf das Geheimniß bei dieser Mittheilung rechnen mußte. Der Prinzen geschieht darin mit aller ihrem Range schuldigen Achtung Erwähnung; aber er spricht zu ihnen wie ein Mann, der seine Würde fühlt und seine Pflichten gegen den König kennt, dessen Minister er ausschließlich seyn will. Er betrachtet die Prinzen nur als die ersten Unterthanen des Königs; er sagt ihnen starke Wahrheiten über ihre Obliegenheit, durchaus und immer das Beispiel des Gehorsams zu geben, und sich in keine andre Angelegenheit zu mischen, als die ihnen der König anzuvertrauen geruhen werde. Er sieht nirgends Hülfe gegen die Unordnung und Zügellosigkeit, als in einer vollkommnen Unterwürfigkeit, welche jeden an seinen Platz stellt, und Alles unter die mächtige Hand des Monarchen beugt. „Zwei Parteien, sagt der Herzog von Otranto, streben vergebens dahin, daß Revolutionen unser bleibender politischer Zustand werden. Ich gehöre zu keiner von beiden. In Frankreich muß die Mon-

archie seyn und bleiben, nicht aber Frankreich im Zustand der Revolution."

Uns dünkt, daß dem Herzog von Otranto unter Allen am wenigsten die Verbreitung seines Berichts zur Last gelegt werden kann, da er der einzige ist, der dieselbe fürchten mußte.

Wie ist es also mit der Verbreitung dieses Berichts zugegangen? Eine einzige Abschrift, die entwandt oder anvertraut wurde, kann die Sache erklären.

Der zweite Vorwurf den Herr de Lanoue dem Herzog von Otranto macht, scheint uns nicht besser begründet. Hat sein Bericht Frankreich mit den Gefahren, die ihm drohen, bekannt gemacht, so hat er auch die Mittel, sie zu vermeiden, angegeben. Schon sind seine Besorgnisse in Ansehung des Zusammentreffens der Parteien in Erfüllung gegangen, und die richtige Schätzung ihrer gegenseitigen Kräfte hat weit weniger Furcht eingeflößt, als Sicherheit! Der Bericht stellt den König nicht anders dar, als im vollen Besitz seiner Rechte auf die Liebe, die Ergebenheit und die Unterwerfung seines Volks; er baut auf dessen persönliche Eigenschaften jede Hoffnung des Heils; er spricht zu den Franzosen von Gefahren, blos in der Absicht, um sie stärker von der Nothwendigkeit zu überzeugen, zum Schutz des Throns sich aneinander fest anzuschließen. Jedes Wort in diesem Bericht drückt das innige Verlangen aus, von allen Seiten her das Vertrauen und die Ehrfurcht zu dem König wieder zurückzuführen.

Weit entfernt, Alles der Verzweiflung hinzugeben, gibt der Herzog nicht einmal Unruhe zu erkennen. Er beschränkt sich nicht darauf, im Allgemeinen Hoffnungen zu erregen; er erhebt die Gemüther durch bestimmte und sichre Behauptungen; doch möge er selbst sprechen. Sein Bericht vom 15. August 1815 schließt mit folgenden Worten: *)

„Die Begründung der sittlichen Kraft des Staats erfodert es, daß Ew. Maj. einen festen, unerschütterlichen Entschluß fasse. Es ist nöthig, von dem Grundsatz auszugehn, daß die öffentliche Meinung ein wesentlicher Be-

*) Das Original unter No. XII. im Anhang.

standtheil der Regierungskunst geworden ist, und daß sie alle bisherigen Berechnungen derselben verändert hat. Frankreich kann künftig nur mittelst einer verfassungsmäßigen Verwaltungsform regiert werden; die Frage gilt nicht die Erweiterung der Gewalt; die große Frage ist: wie erhält man den Thron, und wie kann man regieren?"

„Nach dieser ersten Entschließung muß eine zweite gefaßt werden. Es gibt zwei von einander sehr verschiedne grundgesetzliche Staatsverwaltungsformen. Nach der einen bewilligt der König so wenig als er nur kann; dann stößt man überall auf Hindernisse, weil Alles auf beiden Seiten bestritten wird. Für England bedurfte es mehrerer Jahrhunderte, ehe es seine politischen Gesetze, eins nach dem andern, erlangte. Dieser Kampf hat den Staat mehr als einmal zerrüttet. Beschränkt man den Raum, welchen man der Freiheit des Volks läßt, so hat dieses nichts dringender zu thun, als jenen Raum sogleich zu befestigen; bei jeder neuen Gefahr umgibt es ihn mit neuen Schutzwehren, und zuletzt erbaut es sich daraus eine feste Burg. Weit ersprießlicher wäre es gewesen, ihm diesen Raum gleich anfangs zu bewilligen. Nach der zweiten grundgesetzlichen Staatsverwaltungsform gibt es einen gleichartigen und verantwortlichen Staatsrath. Mittelst desselben steht der König, als der Verwahrer aller Nationalmajestät und Gewalt, wie in einem undurchdringlichen Kreise, geschirmt gegen alle politischen Erschütterungen. Das Gesetz wird eben so von den Kammern wie von der Regierung vorgeschlagen; diese drei Zweige der gesetzgebenden Gewalt vertheidigen mit derselben Sorgfalt die Rechte des Volks und die königlichen Vorrechte."

„Das Verfassungsgesetz entsteht auf dieselbe Art wie das gemeine Gesetz; die Grundlage dieses Gebäudes aber ist eine Verfassung, in die man mit gewissenhafter Genauigkeit alle Bürgschaften der Freiheit aufgenommen hat. Dieser verschiednen Rücksichten wegen kann ich nicht verhehlen, daß die neue Kammer, welche gebildet werden soll, große Besorgnisse erregen dürfte. Es würde kein Mittel zur Rettung übrig seyn, wenn sie der Verfassung entgegen wäre, und wenn die Meinungen der Ultra-Royalisten darin herrschten."

„In Hinsicht auf die Einheit und die Wiederherstellung des Friedens im Innern, würden Ew. Maj. große Maaßregeln zu ergreifen haben. Bei Entwürfen von Gegenwirkung wäre jede Einheit unmöglich. Es sind Verbannungsbefehle ergangen. Ew. Maj. waren diese abschreckenden Maaßregeln Ihrer eignen Würde schuldig, und Jedermann fühlt es, daß andre Umstände diese Bestrafung nochmals nöthig machen konnten. Gleichwohl ist es ausgemacht, daß die der Verfassung ergebne Partei in diesen ersten Macht-Beschlüssen den Geist einer ganzen Regierung zu erblicken fürchtete, so wie sie die Grundsätze derselben in den Verfügungen über die Wahlcollegien nicht ohne Unruhe gesehn hatte."

„Die verschiednen Bemerkungen, welche ich Ew. Maj. Urtheil anheimzustellen die Ehre habe, sind wenig von denen unterschieden, welchen man weit leichter im J. 1814 hätte folgen können; und es liegt Jedermann vor Augen, wie bei einem solchen Verfahren Alles ganz anders in unsrer Lage und in der von ganz Europa hätte kommen müssen. Wie viel hätte man nicht dadurch abgewandt!"

„Dieselbe Bahn ist wieder zu durchlaufen, und dieselben Klippen sind wieder vor uns. Der Himmel scheint Ew. Maj. den größten Ruhm, den es gibt, vorbehalten zu haben, den Ruhm, allen unsern Revolutionen ein Ende zu machen. Dieselben Menschen, welche jetzt Unruhe unter uns erregen, wollten auch im J. 1814 das Vergangene züchtigen, ohne Bedacht auf die Gegenwart, noch auf die Zukunft. Ich wage es zu sagen: für die großen Fürsten und Staatsmänner hatte die Vergangenheit nie eine andre Bedeutung als die, aus ihr Lehren zu schöpfen. Die Gegenwart und die Zukunft sind die beiden einzigen Führer der Regierungen. Man muß sein vorzügliches Augenmerk nicht auf das richten, was man gethan hat, sondern auf das, was man thut, nicht auf das, was man gesagt hat, sondern auf das, was man sagt. Gegenwirkungen stimmen nicht mehr zu unsrer Denkart und Sitte, und sobald Ein Tropfen Blut in einer politischen Revolution vergossen worden ist, so hat man keine Sicherheit mehr, daß nicht Ströme von Blut vergossen werden können."

„Sollte es nach den von mir vorgeschlagenen Maaßregeln noch theilweis einigen Widerstand geben, so würde man ihn durch Wachsamkeit und Festigkeit unterdrücken."

„Festigkeit war stets die Eigenschaft großer Könige; eine andre ist indeß wichtiger als jene, die Klugheit. Die Monarchen, so groß auch ihre Gewalt sey, sind dem allgemeinen Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen. Es gibt Zeiten, wo man beruhigen muß, statt zu erbittern, wo man vor allen Dingen versöhnen, Zuversicht einflößen und Hoffnung geben muß. Zwei Lehren sind einander entgegengesetzt. Zuvor entscheide man, welche von beiden befolgt werden soll, und ob wir gegen den Strom schwimmen, oder ihm folgen wollen. Gilt das Erstere, so darf man nichts von der Festigkeit erwarten; selbst das eigenmächtigste Verfahren würde nichts ausrichten; die Festigkeit besteht nur in der Mäßigung. Die unsterbliche Catharina fand das Wort Gerechtigkeit für den Menschen noch zu stark; er könne nur die Billigkeit ertragen."

„Ist einmal die Ordnung wieder hergestellt, so wird jeder einsehen, daß die Nachsicht in Ansehung des Vergangnen nicht auf die Gegenwart ausgedehnt werden kann. Dieselbe Festigkeit muß in doppelter Hinsicht, sowohl auf die Kraft als auf die Mäßigung, in allen Beschlüssen der Regierung, in allen Gegenständen der öffentlichen Ordnung, angewandt werden; man wird keine Abweichung dulden, keine Nachlässigkeit; alle Parteien werden in Schranken gehalten, alle Verstoße zurecht gewiesen werden. Man wird streng jeden Unbesonnenen bestrafen, der sich gegen die Regierung feindselig betrüge."

„Diese ersten Erfolge sind aber nicht hinreichend. Indem wir uns, so sehr es nur unser National-Charakter verträgt, England nähern in Hinsicht auf den Umfang unsrer bürgerlichen und politischen Rechte, so werden wir den Vortheil haben, auch jenen gesellschaftlichen Vorzügen näher zu kommen, die eines Theils von der Regierungsform abhängen, andern Theils von dem

äußern Zustand einer Nation. Aus der französischen Revolution darf nichts gerettet werden, als die Rechte und Grundsätze, welche die Zeit geheiligt hat. Wir müssen uns mit ganz Europa in Uebereinstimmung bringen, damit auch wir das Mittel besitzen, an allen Gütern der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung Theil zu nehmen. Eine geschickte Leitung der öffentlichen Erziehung wird bald diesen wichtigen Zweck erreichen. Die Sitten werden ihre sanfte Gewalt wieder erlangen. Durch dieselben Mittel wird die Liebe zum Vaterland auf's Neue erweckt werden; selbst unser Unglück, und die Noth, den Folgen desselben abzuhelfen, wird uns auf das Bedürfniß einer innigen Verbindung hinführen. Dieser Vereinigung und ihren wohlthätigen Folgen werden wir einen neuen National-Gemeingeist verdanken." —

Mit derselben Unparteilichkeit müssen wir auch die Vorwürfe anführen, welche Männer von ganz verschiednen Meinungen, als die des Hrn. Lanoue sind, aber bei gleich guter Gesinnung, dem Herzog von Otranto machen. Indeß laufen ihre Beschuldigungen auf den einzigen Vorwurf hinaus: der Herzog von Otranto hat die Bourbons nach Frankreich zurückgerufen; denn er hat, um ihre Rückkehr zu befördern, den Rückzug des französischen Heers über die Loire bewirkt; und er ist Ludwigs XVIII. Minister gewesen.

Wir haben oft diese Anklage aus dem Munde der Ultra-Revolutionsmänner mit angehört. Sie hat keinen Sinn; aber ungeachtet ihrer Sinnlosigkeit müssen wir ihrer erwähnen. Was wir dagegen bemerken wollen, wird jene nicht abhalten, sie zu wiederholen, denn sie ist nur der Wiederschein der falschen Ansichten, die in ihren Köpfen ein Ganzes bilden, und wovon sie sich nicht mehr losmachen können.

Wir beschränken uns auf folgende Bemerkungen:

1.) Der Herzog hätte sich darauf beschränken können, die Verhaltungs-Vorschriften zu unterzeichnen,

welche man den zur Unterhandlung mit den Ministern der hohen Mächte abgesandten Bevollmächtigten der Kammern mitgab; er hat aber noch besondre Schreiben hinzugefügt, welche die Tageblätter uns mitgetheilt haben, und in welchen er mit eben so bündiger Schlußfolge als ächter Vaterlandsliebe die Rechte der Nation vertheidigt. Er hat also mehr gethan, als man von ihm fodern konnte.

2.) Der Rückzug des französischen Heeres über die Loire ist von allen Mitgliedern der Regierung und von allen Befehlshabern der Armee für nothwendig gehalten worden. Nur Unsinnige konnten glauben daß man noch kämpfen müsse, bei der Gewißheit, ganz zu Grunde zu gehn. Man beruft sich immer auf das Jahr 1793! Aber damals standen die fremden Heere nicht beisammen; sie befanden sich nicht im Herzen von Frankreich; sie waren nicht so an den Krieg gewöhnt; die französische Nation fühlte sich begeistert, sie war nicht erschöpft.

3.) Man wundert sich, daß der Herzog Ludwigs XVIII. Minister gewesen sey. Auch wir sind erstaunt, daß er diesen zurückschreckenden Ministerposten annehmen konnte; von Seiten jedes Andern würde es Verwegenheit gewesen seyn. Aber statt ihn zu tadeln, bewundern wir ihn.

Ludwig XVIII. war das Oberhaupt, welches die verbündeten Monarchen Frankreich geben wollten; unter dieser Bedingung schienen sie geneigt, den Uebeln des Kriegs ein Ende zu machen. Die Fremden kamen nach Paris mit der Ueberzeugung, Buonaparte's Rückkehr sey das Ergebniß einer weit ausgedehnten Verschwörung gewesen; sie verlangten Listen von Verschwornen; man gab sie ihnen zahlreich genug. Wahrlich es bedurfte einer Aufopferung, um den Versuch zu wagen, einen Theil der Uebel abzuwenden, welche dieser unselige Irrthum, vorzüglich in dem ersten Augenblick, wo die Leidenschaften aus der Mäßigung ein Verbrechen machten, hervorbringen konnte!

Die Briefe, die Berichte, die Denkschreiben des Herzogs von Otranto werden die Vorwürfe, welche man ihm gemacht hat, überleben. Er hat Fehler begangen, — wer wird dies leugnen? — denn er hat lange der Verwaltung vorgestanden; aber es gibt einen bedeutenden Unterschied zwischen den Fehlern großer, und den Fehlern kleiner Seelen. Die von uns angeführten Briefe und Berichte sind in unsern Augen Denkmale seines Muths und seiner Redlichkeit; die Reinheit seiner Absichten ergibt sich augenscheinlich aus der einzigen Thatsache seiner Entfernung von den Geschäfften, als er das Uebel nicht verhindern konnte. Hätte er persönliche oder gemeine Absichten gehabt, so würde er Minister geblieben seyn; er würde der Gegenwirkung gedient haben, statt sie zu bekämpfen; er würde der herrschenden Partei geschmeichelt haben, statt sich ihren Angriffen blos zu stellen und der Verbannung und Acht sich hinzugeben.

Man kann unmöglich bestimmen, was in Frankreich geschehen seyn würde, wenn der Herzog von Otranto, als Ludwig XVIII. in St. Denis angelangt war, den Ministerposten aufgegeben oder gar nicht angenommen hätte. Die Nachwelt wird es sagen, welche Dienste er seinem Vaterland in jenem furchtbaren Augenblick erwiesen hat, wo eine gänzliche Auflösung des Staats zu fürchten war.

Auch wird die Nachwelt von den Diensten sprechen, die er dem König würde haben leisten können, wenn man auf seinen Rath gehört hätte.

Jetzt, da die Bourbons auf dem Thron sind, geschieht es vielleicht aus Berechnung des persönlichen Vortheils, oder aus Eitelkeit, daß man sich das Verdienst beilegt, sie zurückberufen zu haben; allein es zeugt von Wahrheitssinn und Bescheidenheit, wenn man dasselbe von sich ablehnt.

Uns dünkt, daß ein Monarch auf die Treue eines Mannes bauen kann, der den Freimuth hat, ihm zu sagen: „Ich habe lange Zeit gearbeitet, um Ihnen den Weg zum Thron zu verschließen; vielleicht hätte er sich

nie vor Ihnen geöffnet, wenn derjenige, dessen Minister ich gewesen bin, klüger gewesen wäre; nun aber, da die Vorsehung Sie auf denselben gesetzt hat, und da Sie glauben, daß ich besser als ein Andrer Ihnen beistehn kann, um Ihre Absichten zu erfüllen und meinem Vaterland zu dienen, gehorche ich dem Gesetz der Pflicht. Ich weihe Ihnen meinen ganzen Eifer und alle meine Erfahrung, wie auch die Folgen davon für mich kommen mögen."

Jakob Necker.

Von

A. W. Schlegel.

Jakob Necker.

Jakob Necker ward den 1sten Mai 1734 in Genf geboren, aus einem adlichen Geschlecht, das ursprünglich im nördlichen Deutschland zu Hause war. Frühzeitig, sobald seine erste Erziehung beendigt war, begab er sich nach Frankreich, und widmete zwanzig Jahr seines Lebens dem Handel und dem Erwerb seines Vermögens. Die Republik Genf ernannte ihn zu ihrem Residenten in Paris; in dieser Eigenschaft kam er in Geschäffts-Verhältnisse mit dem Herzog von Choiseul, und flößte diesem Minister ausgezeichnete Hochachtung vor seinem Charakter und Wohlgefallen an seinem Geiste ein. Da ihn die ostindische Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so ließ er über diesen Gegenstand im Jahr 1773 eine Schrift drucken, worin er die Wichtigkeit einer den Handel betreffenden Frage durch die Zierlichkeit und Reinheit der Schreibart hervorzuheben wußte. Im folgenden Jahr erhielt seine Lobrede auf Colbert den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis. Condorcet, dessen Gedanken schon damals auf die Freiheit gerichtet waren, machte es ihm zum Vorwurf, den Minister eines Despoten gelobt zu haben. Das zweite Werk Neckers, betitelt: Versuch über den Getreidehandel und dessen Gesetzgebung (Essai sur le commerce et la législation des grains), wurde von Turgot und den Oekonomisten (Physiokraten) lebhaft angegriffen. Der Verfasser, wiewohl er im Allgemeinen den Grundsatz der Handelsfreiheit anerkannte, erklärte sich dennoch für ei-

nige Einschränkungen der Getreide-Ausfuhr, welche die Sorge für die ärmern Stände ihm nothwendig zu machen schien. Ein im Jahr 1775 durch die hohen Kornpreise verursachter Aufstand bewies nur allzusehr die Wahrheit seiner Behauptungen. Das Buch des Adam Smith hat eine Anzahl Jahre hindurch für eine Art von Evangelium in der Staatswirthschaft gegolten: aber seitdem scharfsinnige Schriftsteller bewiesen zu haben scheinen, daß einige Theile seines Systems auf unsre jetzige gesellschaftliche Verfassung nicht anwendbar sind, verdient der Versuch über die Gesetzgebung des Kornhandels mit besondrer Aufmerksamkeit wiedergelesen zu werden. Die Finanzen Frankreichs waren in einer beunruhigenden Verwirrung; die Parlamente wurden von Tag zu Tag schwieriger beim Einregistriren der Auflagen, und der Verfall des Credits machte die Anleihen unmöglich. Der erste Staatsminister, Graf von Maurepas, hielt es für das beste Mittel sich aus so vielen Schwierigkeiten herauszuwinden, daß er die Verwaltung der Finanzen einem Mann anvertraute, den die öffentliche Meinung entschieden dazu berief, wiewohl er ein Fremder und ein Protestant war. Im Jahr 1776 wurde also Necker Herrn Tabourcau als Director des königlichen Schatzes beigesellt, und im nächsten Jahr wurde ihm die Verwaltung der gesammten Finanzen übertragen. Wenige Monate vor seinem Eintritt in das Ministerium hatte Necker eine Reise nach England gemacht, wo seine Aufmerksamkeit sich besonders auf den Einfluß gerichtet hatte, den die Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Credit hat. Uebrigens, wiewohl er ein großer Bewundrer der englischen Verfassung war, kann man versichern, daß er zu Anfang seiner öffentlichen Laufbahn nicht im mindesten daran dachte, in Frankreich eine ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Sein einziger Zweck war, in den verschiednen Zweigen der Verwaltung Ordnung und Gerechtigkeit ienzuführen; ein langsames, aber sichres Mittel zur Freiheit zu gelangen, welche nichts anders als die höchste Gerechtigkeit ist. Das, wodurch sich Necker als Staatsmann eigenthümlich auszeichnet, ist die Uebertragung der gewissenhaftesten Sittlichkeit des Privatlebens auf die öffentlichen Geschäffte. Bei solchen Grundsätzen mußt' er jede gewaltsame Revolution scheuen, und man sieht auch, daß er sogar dann, wenn es darauf ankam, Mißbräuche abzustellen oder Privilegien zu vernich-

ten die der Nation nachtheilig waren, sich lieber mit den vorhandnen Ansprüchen gütlich abzufinden gesucht hat, als daß er ohne Schonung hätte durchgreifen sollen, so oft eine durch die Theorie empfohlne Verbesserung, plötzlich und in ihrem ganzen Umfang durchgesetzt, einige Ungerechtigkeiten hätte herbeiführen können.

Die ungleiche Vertheilung der Auflagen, die Privilegien der Stände und der Provinzen, die zahllosen Mißbräuche der Verwaltung, das Elend der untern Stände, machten die Herstellung der Finanzen zu einer unglaublich schwierigen Aufgabe. Necker wollte sie durch die genaueste Sparsamkeit in allen Ausgaben bewirken. Er gab ein in seiner Art einziges Beispiel, indem er das für seine Stelle bestimmte Gehalt ausschlug, und dem Staat ohne alle Vergütung mit dem Aufwand seines eignen Vermögens diente. Dieser Beweis seiner Uneigennützigkeit sollte nicht sowohl dem Schatz eine an sich wenig bedeutende Ausgabe ersparen, als vielmehr ihn selbst in Stand setzen, der Verschwendung der öffentlichen Gelder mit Nachdruck zu steuern, und die Besoldungen und Gnadengehalte zu vermindern, die sich auf unmäßige Summen beliefen.

Frankreich ergriff die Partei der amerikanischen Colonien gegen England, wiewohl es Necker abgerathen hatte. Er nahm zwar lebhaft Antheil an der Sache der Unabhängigkeit Nordamerika's, aber er widersetzte sich einem Bruch, den er entweder als nicht hinreichend veranlaßt, oder nach den Verhältnissen der französischen Monarchie als unpolitisch betrachtete. Indessen mußten die Unkosten des Kriegs in einem verschuldeten und unter der Last der Auflagen schon erliegenden Lande herbeigeschafft werden. Necker nahm seine Zuflucht zu Anleihen. Der Ruf seiner Ueberlegenheit im Finanzwesen und seiner Gewissenhaftigkeit vertrat die Stelle wirklicher Gewährleistungen; und so schuf er ganz allein einen Credit, welchen die Staatseinrichtungen Frankreichs unmöglich zu machen schienen. Er lockte die Capitalisten durch vortheilhafte Bedingungen an, er bestach ihre Einbildungskraft durch Vortheile, die das Loos vertheilen sollte, und Anerbietungen aus allen Theilen Europa's entsprachen seinen Einladungen. Man hat das von Necker eingeführte System der Anleihen auf Leibrenten angegriffen, aber man hat

hierbei nicht genugsam bedacht, wie damals die Lage der französischen Finanzen beschaffen war; man hat vor allen Dingen vergessen, daß Necker nicht in neuen Auflagen, sondern in bloßen Ersparnissen die nöthigen Hülfsquellen zur Zahlung der Zinsen und zur allmähligen Tilgung der Capitale zu finden wußte.

Der Graf von Maurepas pflegte immer gegenwärtig zu seyn, wenn der König mit seinen Ministern arbeitete; ein Anfall vom Podagra hielt ihn einmal in seinem Hause zurück, und Necker benutzte diesen Zeitpunct, um die Entlassung des Ministers der Marine, Herrn von Sartines, dessen Unfähigkeit und unordentliche Geschäftsführung dem Finanz-Ministerium tägliche Verlegenheiten verursachte, und die Ernennung des, eines solchen Vertrauens in jeder Hinsicht würdigen Marschalls von Castries an seine Stelle zu bewirken. Der alte Höfling konnte es Neckern nie verzeihen, daß er einen unmittelbaren Einfluß auf den Geist des Königs ausgeübt hatte; von diesem Augenblick an ward er sein Feind, und spähte unablässig jede Gelegenheit aus, ihn mit Vortheil anzugreifen.

Unter den Verfügungen, welche Neckers erstes Ministerium bezeichnen, war die Einführung der Provincial-Verwaltungen eine der wichtigsten. Den Plan dazu hatte Turgot entworfen, allein Necker hatte zuerst den Muth, ungeachtet des Widerstands jeder Art, den er dabei erfuhr, die Sache ins Werk zu richten. Die Provincial-Versammlungen waren dazu bestimmt, die Auflagen unter die Zahlungspflichtigen zu vertheilen, und die Regierung über die örtlichen Verhältnisse aufzuklären. Ein Viertel ihrer Mitglieder war aus der Geistlichkeit, ein andres Viertel aus dem Adel, und die Hälfte aus dem dritten Stand gewählt. Wenn es wahr ist, daß die Völker einer fortschreitenden Erziehung bedürfen um zur Freiheit zu gelangen, und daß man ihnen nur nach und nach alle Rechte zugestehen darf, auf deren Besitz sie Anspruch haben, so war die Einrichtung der Provincial-Versammlungen das geschickteste Mittel, Frankreich zu einer wahrhaft repräsentativen Verfassung vorzubereiten. Welche Wünsche indeß Necker in dieser Hinsicht hegen mochte, man hat Ursache zu glauben, daß seine Absicht damals weniger darauf ging, eine politische Reform herbeizuführen, als den Mißbräuchen

der

der Verwaltung abzuhelfen und dem bedrängten Theil der bürgerlichen Gesellschaft Lindrung zu schaffen. Die drei unter dem ersten Ministerium Neckers gestifteten Provincial-Versammlungen in Berry, Rovergue und dem Delphinat, brachten in kurzer Zeit die heilsamsten Wirkungen hervor.

Eine Schrift, worin Necker die Vortheile der Provincial-Versammlungen entwickelte, und unter andern darthat, daß sie in der Folge als ein Gegengewicht gegen den Widerstand der Parlamente dienen könnten, wurde durch die Indiscretion eines Herrn vom Hofe öffentlich bekannt, und zog Neckern die Feindschaft dieser Gerichtshöfe zu, die er doch mehr geschont hatte als irgend einer seiner Vorgänger im Ministerium.

Das Recht der todten Hand, eins der beschwerlichsten Lehnrechte, war in den Krongütern abgeschafft. Mehr als dreihundert dem Hof und den Finanzen zur Last fallende überflüßige Aemter waren aufgehoben; die strengste Sparsamkeit führte bei allen Ausgaben den Vorsitz; das Deficit, das Necker im öffentlichen Schatz vorgefunden, war ausgefüllt; die Zinsen für ausgeliehene Gelder standen niedriger als jemals; die ganze Einrichtung der Gefängnisse und Hospitäler war verbessert. Necker wollte das französische Volk zum Zuschauer seines Werks haben, und wenn es nicht bei der Verwendung seiner Einkünfte zu Rathe gezogen war, wollte er, daß ihm wenigstens die Ergebnisse mitgetheilt würden. Ueberzeugt, daß die Oeffentlichkeit der Finanz-Verhandlungen die erste Grundlage des Credits sey, ließ er die Rechenschaft über seine Verwaltung (Compte rendu) drucken, und legte darin das unverhoffte Resultat eines Ueberschusses der Einnahme über die Ausgabe von zehn Millionen dar. Der Eindruck, den diese Schrift machte, ist unbeschreiblich, und die öffentliche Dankbarkeit wurde dem Verfasser von allen Seiten auf die lebhafteste Weise ausgedrückt.

Der Graf von Maurepas, eifersüchtig über die allgemeine Volksgunst, die Necker genoß, glaubte den vortheilhaften Augenblick zu Angriffen auf ihn gefunden zu haben. Er wußte, daß sein Amtsgenosse um keine andre Belohnung als die des öffentlichen Beifalls bemüht war,

und daß seine Ruhmliebe bis zur äußersten Empfindlichkeit über alle Aeußerungen der Meinung ging: er fing also an, heimlich Schmähschriften gegen Necker verbreiten zu lassen. Unter andern griff ein gewisser Bourboulon die Rechenschaft in einer Schrift an, die zu erbärmlich war, als daß sie eine Widerlegung verdient hätte. Necker, der vielleicht solche Gegner hätte verachten sollen, besorgte, daß ihre Schmähschriften, wenn sie das Ansehn hätten vom Hof begünstigt zu werden, seine Mittel Gutes zu stiften vermindern möchten; er hielt es für nothwendig, daß der König durch irgend ein Zeichen seiner Gunst jeder Vermuthung dieser Art ein Ende machte. Er begehrte demnach für sich den Sitz im Staatsrath, und verlangte, daß die Verfasser der Schmähschriften aus dem Haus der Prinzen entfernt würden. Der Eintritt in den Staatsrath ward ihm, als Protestanten, verweigert, worauf er im Jahr 1781 seine Entlassung nahm. Necker hat sich seitdem oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht gewartet, bis ihm der Tod des Grafen von Maurepas erlaubt hätte, bei Ludwig XVI. den entschiednen Einfluß zu gewinnen, dessen er bedurfte um seine Entwürfe für das gemeine Beste durchzuführen, und man muß dieses mit ihm bedauern. Denn man ist berechtigt zu glauben, wenn er sich in seinem Amt behauptet, und fortgefahren hätte für Frankreich allmählig alle die Vortheile zu gewinnen, welche nachher mit Gewalt errungen worden sind, so würde die Revolution entweder gar nicht Statt gefunden, oder eine ganz andre Wendung genommen haben.

Neckers Entfernung aus dem Ministerium ward in Frankreich als ein öffentliches Unglück betrachtet. Alle Städte: alle Corporationen beeiferten sich um die Wette, ihm ihr Bedauern und ihre Bewundrung zu bezeugen. Joseph II., Catharina II.*) und die Königin von Neapel trugen ihm an, ihn an die Spitze ihrer Finanzen zu stellen; allein er hatte zu viel Anhänglichkeit an Frankreich,

*) Wie die große Kaiserin von Rußland über Neckers Verdienste dachte, und mit welcher Theilnahme sie ihn auf seiner politischen Laufbahn begleitete, das sieht man am besten aus ihren eigenhändigen Briefen an Hrn. Grimm, welche Frau von

um auf solche Vorschläge einzugehen. Das erste Werk, womit er sich in seiner Zurückgezogenheit beschäfftigte, war das über die Verwaltung der Finanzen: ein classisches Buch in diesem Fach, und das noch jetzt bei allen Berechnungen der Reichthümer Frankreichs zur Grundlage dient. Es erschien im Jahr 1784, und achtzigtausend Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; niemals hatte ein so wissenschaftlicher Gegenstand eine solche unter allen Ständen verbreitete Neugierde erregt.

Die ersten Nachfolger Neckers waren zwei Parlaments-Räthe, Hr. Joly de Fleury und Hr. von Ormesson, deren Ministerium nur als eine Art von Zwischenreich betrachtet werden kann, so groß war ihre Unwissenheit in den einzelnen Theilen der Verwaltung. Hierauf erschien

---

Staël in einer Anmerkung zu dem Privatleben ihres Vaters hat abdrucken lassen.

Petersbourg, du $\frac{10}{21}$ *Juillet* 1781.

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voilà un beau rêve que la France a fait, et une grande victoire pour ses ennemis. Le caractère de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car le Mémoire vaut bien le Compte Rendu. Le Roi de France a touché du pied à une grande gloire. *Nun das wird schon so bald nicht wieder kommen*, mais cela ne réviendra pas de sitôt. Il falloit à M. Necker une tête de maitre qui suivît ses enjambées.

Petersbourg, du $\frac{11}{22}$ *Juillet* 1781.

La lettre que M. Necker vous a écrite m'a fait grand plaisir; je suis seulement fâchée qu'il ne soit plus en place. C'est un homme à qui le ciel a destiné la première place en Europe sans contredit pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

De Petersbourg, 8. *Novembre* 1784.

J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez-le de toute la mienne. On voit qu'il étoit à sa place et qu'il la remplissoit avec passion, il en convient lui-même. J'aime ce mot. *Ce que j'ai fait je le ferois encore.* Et on ne parle pas ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdûment, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de traverses.

Hr. von Calonne, dessen thörichte Verschwendung jenes berüchtigte Deficit herbeiführte, welches die Ursache oder wenigstens die sichtbare Veranlassung der Revolution ward. Er setzte während des Friedens das System der Anleihen fort, das Necker nur für den Krieg geschaffen hatte; er begünstigte den Luxus des Hofes, um mit Neckers strenger Sparsamkeit einen Gegensatz zu bilden, und verwickelte sich dergestalt in den Folgen seiner Unordnung, daß er keine andre Ausflucht mehr sah, als eine Versammlung der Notabeln zusammen zu berufen. (1787.) In der Berechnung der Finanzen, die er dieser Versammlung vorlegte, gestand er ein Deficit von 56 Millionen ein, aber er behauptete, es sey schon vorhanden gewesen, als sich Necker aus dem Ministerium zurückzog, und bestritt die Richtigkeit der von diesem abgelegten Rechenschaft. Necker antwortete auf die Angriffe des Hrn. von Calonne durch eine Schrift, worin die geistvollste Polemik die siegreiche Beweiskraft der Gründe anziehend hervorhebt. Die Gültigkeit dieser Antwort wurde bald, sowohl von der öffentlichen Meinung als von der Versammlung der Notabeln anerkannt, und Calonne's Entlassung ward unvermeidlich. Bevor Necker seine Widerlegung bekannt machte, hatte er sie dem König vorgelegt und die Erlaubniß begehrt, sie drucken zu lassen. Von Seiten eines Privatmanns, wie es Necker damals war, konnte dies Ansuchen nur als eine ehrerbietige Höflichkeitsbezeugung gegen den König betrachtet werden, und es wäre verkehrt, ihm einen ernsthaften Vorwurf daraus zu machen, daß er, ungeachtet der Gegenvorstellungen Ludwigs XVI., bei der Meinung verharrte, die Ehre mache es ihm zur Pflicht seine Vertheidigung bekannt zu machen. Wie dem auch sey, er wurde bald darauf zwanzig Meilen weit von Paris verbannt, wo jedoch die ausgezeichnetsten Zeugnisse der öffentlichen Gunst, welche er erhielt, ihn über diese augenblickliche Ungnade leicht beruhigen konnten. Nach Herrn von Calonne's Verabschiedung wollte der König Neckern zurückberufen, allein der Baron von Breteuil hielt ihn davon ab, und die Verwaltung der Finanzen wurde Herrn von Fourqueux, einem alten Staatsrath, übertragen, der bald seine vollkommne Unfähigkeit einsah, und dem Erzbischof von Sens, Herrn von Brienne, Platz machte, welchen die Königin beschützte. Die von dem neuen Minister vorgeschlagne Auflage des Stempel-

papiers wurde vom Parlament verweigert; man verbannte das Parlament, und wollte an dessen Stelle einen aus Adlichen und Geistlichen bestehenden obersten Gerichtshof (cour pléniere) setzen; aber die öffentliche Meinung lehnte sich nachdrücklich hiegegen auf, und bald ward eine Zusammenberufung der Reichsstände die allgemeine Losung. Der Erzbischof von Sens war genöthigt, sie im Namen des Königs auf den Monat Mai des Jahres 1789 zu versprechen.

Es geschah im Monat August des vorhergehenden Jahrs, daß die Gewalt der öffentlichen Stimme Neckers zweite Berufung zum Ministerium erlangte. Er hatte so eben in seiner Entfernung von den Geschäfften sein Werk über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen herausgegeben, worin die reinste Sittenlehre in der edelsten Schreibart gepredigt wird. Im Jahr 1781 hatte er das Ministerium mit Bedauern verlassen, jetzo trat er mit Bekümmerniß wieder ein. Als man ihm seine Ernennung meldete, rief er aus: „Warum hat man mir nicht die funfzehn Monate des Erzbischofs gegeben? Aber jetzt ist es zu spät.“ Necker fand den öffentlichen Schatz erschöpft, die Staatspapiere im Werth gesunken, so daß sie eines Morgens nur auf 30 Procent stiegen. Bald boten sich Capitale von allen Seiten an; die Verbannten wurden zurückberufen, die wegen politischer Meinungen Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt: allein die Gährung der Gemüther war schon allzu heftig, als daß es in menschlichen Kräften gestanden hätte, sie zu meistern.

Die aristokratische Partei hat Neckern besonders daraus einen schweren Vorwurf gemacht, daß er bei der Versammlung der Reichsstände dem dritten Stand die gleiche Zahl von Repräsentanten gegeben, wie den beiden übrigen Ständen zusammen. Aber, einmal angenommen, daß die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes nicht eine Pflicht gegen die Nation gewesen wäre, so wäre es dennoch ungerecht, Neckern wegen einer Maaßregel anzuklagen, welche so gebieterisch von der öffentlichen Meinung gefodert ward, daß aller Widerstand in dieser Hinsicht nur die verderblichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Selbst das Parlament von Paris, der eifrigste Vertheidiger des alten Herkommens, war ge-

zwungen gewesen einzugestehn, daß in diesem Stück die ehemaligen Gebräuche nicht zur Richtschnur dienen dürften. Das Einzige, was man Neckern vernünftiger Weise vorwerfen kann, ist, daß er von Neuem die Versammlung der Notabeln berief, und daß er nachher einen Entschluß faßte, welcher der Entscheidung der großen Mehrheit ihrer Bureaur entgegengesetzt war. Man weiß daß das Bureau, bei welchem Monsieur, jetzt Ludwig XVIII., den Vorsitz führte, das einzige war, welches sich für die Verdoppelung erklärte. Aber war es vorauszusehn, daß eben dieselbe Versammlung, die unter dem Ministerium des Hrn. von Brienne sich so eifrig für das Beste der Nation verwendet hatte, sich bald nachher so hartnäckig in Vertheidigung ihrer eignen Privilegien zeigen würde?

Die Entscheidung des Staatsraths vom 27sten December 1788, worin Ludwig XVI., außer der verdoppelten Stellvertretung des dritten Standes, aus eigner, freier Bewegung die Abstellung der versiegelten Briefe (lettres de cachet) und die periodische Zusammenberufung der Reichsstände versprach, erregte einen allgemeinen Enthusiasmus, und der Minister, der solche Beschlüsse angerathen hatte, gelangte auf den Gipfel der Popularität.

Demungeachtet wurde Neckers Lage in Kurzem sehr schwierig; er sah die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, und fühlte, die einzige Weise sie zu lenken sey, daß der König sich selbst in vollem Ernst an die Spitze der Volksbewegung setzte, und im voraus der französischen Nation die Vortheile zugestände, die sie ihm späterhin mit Gewalt entreißen würde. Ludwig XVI. blieb nicht lange dieser Richtung getreu: Necker war das scheinbare Haupt des Ministeriums, aber alle Schritte des Hofes wurden durch einen geheimen Rath, und insbesondre durch den Baron von Breteuil geleitet. Wenn Necker nur den Ehrgeiz gehabt hätte, mächtig zu seyn, so gab es keine Höhe, auf welche ihn nicht die Volksgunst, deren er genoß, hätte emportragen können; allein er machte es sich zur Pflicht, dem König diese Volksgunst aufzuopfern, und selbst diese schmerzlichste aller Aufopferungen wurde bald fruchtlos.

Am 5ten Mai 1789 hatte die Eröffnung der Reichsstände Statt. Necker beschränkte sich in seiner Rede darauf, den Zustand der Finanzen zu entwickeln, die nöthigen Verbesserungen anzudeuten, und die Ergebnisse seiner Arbeiten darzulegen. Der dritte Stand war unzufrieden damit, daß er sich auf die Prüfung der Verfassung nicht eingelassen hatte, und die privilegirten Stände, welche mit Erstaunen sahen, was er in den acht Monaten seines neuen Ministeriums für die Herstellung der Finanzen geleistet hatte, rückten ihm die Berufung der Reichsstände als überflüssig vor. Aber war es möglich, sich von dem feierlichen Versprechen des Königs loszusagen, wiewohl es unter dem Ministerium des Erzbischofs von Sens gegeben war?

Schon ehe die Stellvertreter des dritten Standes sich für eine National-Versammlung erklärten, hatte Necker dem König zu erkennen gegeben, es sey nothwendig, daß die drei Kammern über alles die Auflagen Betreffende sich gemeinschaftlich beriethen, und daß die Abgeordneten einzeln abstimmten, wobei man dann die Berathung nach Ständen für die besondern Interessen und Vorrechte jedes Standes beibehalten, und auf den nächsten Reichstag die Eintheilung in zwei Kammern ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers für die königliche Sitzung vom 23sten Junius war auf dem Punct durchzugehen, als die Königin Alles rückgängig machte. Neue Mitglieder wurden in den geheimen Rath aufgenommen, und statt seines Entwurfs ward eine Erklärung gutgeheißen, die in einem ganz verschiednen Geist abgefaßt war, wiewohl sich hie und da Einiges von seinen Gedanken wiederfand. Der König fing damit an, alle bisherigen Beschlüsse der National-Versammlung umzustoßen. Die Wirkung einer solchen Erklärung war leicht vorauszusehn; Necker widersetzte sich bis auf den letzten Augenblick, und um ihr nicht eine scheinbare Billigung zu geben, nahm er seine Entlassung. Die unvorsichtig eingeschärften Befehle des Königs blieben ohne Wirkung bei der Versammlung; die Königin, in Schrecken gesetzt durch die Volksbewegung, welche sich kund gab, bat noch an demselben Tage Neckern, seine Stelle wieder anzunehmen, indem sie ihm sagte, die persönliche Sicherheit des Königs hänge davon ab, und ver-

sprach, fernerhin keinen andern Rathschlägen als den seinigen Gehör zu geben. Die Nachricht von Neckers Wiedereintritt in das Ministerium wurde in Versailles mit Jubelgeschrei aufgenommen, die Abgeordneten begaben sich in Menge zu ihm. Vielleicht wäre es damals noch Zeit gewesen, der Regierung das Ansehn wieder zu sichern, das der König so unvorsichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilsam seyn konnte: der König befahl den beiden privilegirten Ständen, sich mit der National-Versammlung zu vereinigen, und diese Vereinigung, wiewohl man sich mit Widerwillen und erst nach einer vorlaufigen Protestation des Adels dazu verstand, brachte noch eine wohlthatigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgestellt, wie unvorsichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu lassen, deren man nicht sicher seyn könnte. Seine Vorstellungen wurden nicht gehört; er sah sehr wohl, daß der Hof sich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geschäfften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er sich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen, hatte vorgeschlagen, ihn zu verhaften; aber der König selbst sagte, er sey versichert, Necker werde gewissenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für seinen Charakter! Necker reiste in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüssel ohne sich aufzuhalten. Während der zehn Monate seiner Verwaltung hatte er sich unaufhörlich damit beschäfftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herren Hope in Amsterdam hatte nicht anders, als unter seiner persönlichen Gewährleistung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu versorgen, und er hatte ihnen als Bürgschaft die zwei Millionen seines Vermögens angeboten, welche im königlichen Schatz niedergelegt waren. Sogleich nach seiner Ankunft in Brüssel war seine erste Sorge, an die Herren Hope zu schreiben, daß er ungeachtet seiner Verbannung seine Bürgschaft nicht zurücknehme.

Als sich die Nachricht von Neckers Abreise in Paris verbreitete, so wurden alle Schauspiele geschlossen, wie bei einem öffentlichen Unglücksfall; das ganze Volk der Hauptstadt griff zu den Waffen, und das erste Zeichen der National-Vereinigung, welches man aufsteckte, war eine grüne Cocarde, zu Ehren Neckers, dessen Farbe dies war. Der Graf von Lally-Tolendal schilderte in einer Rede voll der hinreißendsten Beredsamkeit alle Verdienste Neckers um Frankreich, und schlug der National-Versammlung vor, bei dem König um seine Zurückberufung anzuhalten. In Basel erhielt Necker die Briefe des Königs und der Versammlung, und entschloß sich, wiewohl gegen seine Neigung, nach Frankreich zurückzukehren. Ein Brief an seinen Bruder, welchen Frau von Staël in der Geschichte seines Privatlebens hat abdrucken lassen, beweist, daß er, weit entfernt sich mit Stolz des Triumphs seiner Popularität zu erfreuen, nichts als Traurigkeit empfand, indem er sich wieder an die Spitze der Geschäffte stellte. „Nur um den innern Vorwurf zu vermeiden, als habe ich nicht Alles versucht, gehorche ich den Befehlen des Königs; aber die Zeit Gutes zu stiften ist vorüber.“

Die Reise Neckers nach Paris war eine Art von Triumphzug. Die Städte und das Landvolk empfingen ihn mit Jubelgeschrei; man spannte seine Pferde aus, um den Wagen zu ziehen. Unterwegs ließ er verschiednen Personen Pässe ertheilen, die das Volk auf ihrer Flucht aufhalten wollte; er rettete Herrn von Besenval das Leben, indem er es auf sich nahm, den Befehl, ihn nach Paris zu bringen, zu widerrufen. Am nächsten Tag nach seiner Ankunft begab er sich nach dem Rathhaus der Stadt, um den neuen Obrigkeiten sein Verfahren zu erklären; durch die rührende Beredsamkeit seiner Rede erlangte er das Versprechen einer Amnestie für das Vergangne, und der Aussöhnung für die Zukunft; und die Worte: Amnestie! und: Es lebe Necker! ertönten auf dem ganzen Platze.

Diese schöne Volksbewegung war von kurzer Dauer. Schon Tags darauf war Mirabeau bemüht, sie durch seine Reden bei den Sectionen zu vernichten, und die Erklä-

rung der Amnestie ward widerrufen. Von dieser Zeit bis zu seiner Entfernung wandte Necker alle seine Bestrebungen an, um das Ansehn des Königs zu stützen, ohne daß er auch nur einen Augenblick angestanden hätte, ihm seine Popularität aufzuopfern. Die englische Verfassung, der Gegenstand aller Wünsche für Frankreich, hätte vielleicht noch während der zwei ruhigen Monate nach dem 14ten Julius eingeführt werden können, wenn die rechte Seite der Versammlung sich durch seinen Rath hätte leiten lassen, statt auf die übertriebensten Vorschläge der Demokratie einzugehn, in der Hoffnung, das Uebermaaß der Verwirrung werde zur Gegenrevolution führen; aber es gab keine Partei, mit welcher die französischen Aristokraten nicht eher bereit gewesen wären einen Vergleich zu schließen, als mit der Partei der uneigennützigen Freunde einer verfassungsmäßigen Freiheit.

Frankreich litt an allen Uebeln der Theurung; der Schatz war erschöpft. Necker schlug eine Anleihe auf fünftehalb Procent Zinsen vor, die National-Versammlung setzte die Zinsen auf vier Procent herab, und dadurch schlug die ganze Sache fehl. Man mußte zu patriotischen Geschenken seine Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während seines ersten Ministeriums sein Gehalt ausgeschlagen zu haben, gab zuerst das Beispiel, von seinem Vermögen hunderttausend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während seines zweiten Ministeriums sowohl dem König als der Versammlung vorlegte, enthalten Ansichten voll ächter Weisheit, mit eben so viel Scharfsinn als Nachdruck ins Licht gesetzt. Bei der Streitfrage über das blos aufschiebende Veto, schlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte sich schon entschieden gegen das absolute Veto erklärt, und überdies wär' es unvorsichtig gewesen, das Ansehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräsentanten auf's Spiel zu setzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher seine Beistimmung zu geben, als

bis ihre Grundsätze auf eine Verfassung angewandt seyn würden. Bald darauf versetzte die Revolution vom 6ten October die Versammlung nach Paris, und machte es den Ministern durchaus unmöglich, der herrschenden Partei zu widerstehn.

Im Jahr 1790 lehnte sich Necker gegen die Abschaffung der Titel auf, nicht aus Widerspruch gegen irgend eine liberale Theorie, sondern nach einer richtigen Schätzung der Triebfedern, welche auf die menschliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabsäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beschluß der Versammlung bestätigte, so hatte Necker den Muth, seine Meinung bekannt zu machen, wie sehr sie auch mit den Leidenschaften des Augenblicks im Widerspruch stehen mochte.

Die Abschaffung aller Privilegien der Stände und Provinzen, die Eintheilung Frankreichs in Departemente, die gleichförmige Vertheilung aller Auflagen, Alles dies hatte ohne Zweifel den National-Reichthum vermehrt. Aber bis eine neue Einrichtung der Verwaltung an die Stelle des umgestürzten Gebäudes getreten war, konnt' es an zahllosen Verlegenheiten in den Finanzen nicht fehlen. Um ihnen abzuhelfen setzte die National-Versammlung eine Maaßregel ins Werk, welche die strenge Gerechtigkeit nicht gut heißen konnte: die Vereinigung der Güter der Geistlichkeit mit den Staatsdomänen. Necker bestritt diese Maaßregel; er konnte zwar nicht wünschen, daß die Geistlichkeit fernerhin einen abgesonderten Körper im Staat bildete, und sich in allen ihren Reichthümern und Vorrechten behauptete; er sah in der That die Geistlichen nur als Nutznießer von Einkünften an, wovon das Capital der Nation angehörte; allein er fand es ungerecht, sie ohne eine billige Vergütung außer Besitz zu setzen, und wollte, daß die Vereinigung mit den Staatsdomänen nur allmählig, nach dem Absterben der mit den Beneficien Beliehenen, vorgenommen würde. Er lehnte sich nachdrücklich dagegen auf, daß man die ungeheure Summe von 1800 Millionen Assignaten in Umlauf setzen, und besonders,

daß man ihnen einen gezwungnen Curs geben wollte. Er sagte in einer eindringlichen Schrift alle die Uebel voraus, welche diese Maaßregel nach sich ziehen würde: die Unsittlichkeit der Agiotage, den unvermeidlichen Fall des Papiergeldes, den geringen Preis, wofür die Nationalgüter verkauft werden würden.

Mit welcher edelmüthigen Hingebung sich auch Necker der Vertheidigung des königlichen Ansehns widmen mochte, so war er doch weit entfernt, das vollkommne Vertrauen Ludwigs XVI. zu besitzen. Die Aristokraten vergaßen den Muth, womit er sie gegen die Volkspartei in Schutz genommen hatte; sie verziehen ihm nicht das unerlaßliche Verbrechen, die Freiheit zu lieben. Schon damals, wie jetzt, suchten sie ihre Stütze in der Gewalt fremder Waffen und riethen dem König, ohne Prüfung alle Beschlüsse der National-Versammlung zu bestätigen, bis zu dem Augenblick, wo er außerhalb Frankreich wär, und Alles widerrufen könnte. Auf der andern Seite fing die Partei der Jacobiner an, in der Versammlung die herrschende zu werden; Mirabeau selbst sah sich in der Minorität. Bei einer solchen Lage der Sachen konnte Necker nicht mehr hoffen, irgend etwas Gutes zu stiften; kein Pflichtgefühl legte ihm die Nothwendigkeit auf im Amt zu bleiben, und er begehrte seine Entlassung. Aber aus einem Uebermaaß zarter Gewissenhaftigkeit ließ er die zwei niedergelegten Millionen im königlichen Schatz, sey es, um ein Pfand seiner Verwaltung zu hinterlassen, sey es, um nicht durch ein Beispiel des Mißtrauens der Maaßregel der Assignate als Privatmann zu schaden, die er als Minister nachdrücklich bestritten hatte.

Necker verließ Paris am 8ten September 1790, um über Basel nach der Schweiz zurückzukehren, und auf eben dem Wege, den er ein Jahr zuvor wie im Triumph durchzogen hatte, fand er alle Gemüther durch die Heftigkeit der revolutionären Parteien entfremdet. Von dem Volk in Arcis sur Aube aufgehalten, war er genöthigt an die National-Versammlung zu schreiben, um die erfoderlichen Befehle zur Fortsetzung seiner Reise auszuwirken.

Von diesem Zeitpunct an bis an seinen Tod, hat Necker die Schweiz nicht wieder verlassen, und vornehmlich zu Coppet, an den Ufern des Genfer Sees, gewohnt. Wiewohl er den Geschäfften fremd geworden war, so hörte er dennoch nicht auf, an Frankreich den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und die verschiednen politischen Werke, die er in der Einsamkeit schrieb, haben, so zu sagen, einen prophetischen Charakter durch die Art, wie er die auf einander folgenden Erscheinungen der französischen Revolution prüft. Mit eben so viel Muth als Scharfsinn sagt er die Folgen der Fehler voraus, welche die jedesmal herrschende Partei beging. Seine unterscheidende Eigenthümlichkeit als Schriftsteller ist eine ungemeine Würde des Styls und eine Sorgfalt für die Harmonie der Sprache, welche sogar manchmal allzuweit getrieben ist, indem sie seinen Schriften eine zu gleichmäßige Farbe gibt. Wenn ihm jedoch die Würde die erste Eigenschaft des Styls bei ernsthaften Gegenständen zu seyn schien, so hat er übrigens, theils durch kleinere Schriften, theils durch einzelne Stellen seiner politischen Werke bewiesen, daß er die Waffe des Lächerlichen mit Kraft und Gewandtheit zu führen wußte. Ein Aufsatz über das Glück der Dummköpfe (sur le bonheur des Sots), welchen Frau von Staël nach ihres Vaters Tod hat wieder abdrucken lassen, ist ein Meisterstück von feinem Scherz. — Das Werk: über die Verwaltung Herrn Neckers, von ihm selbst (1 Bd. in 8.), ist das Erste, was er nach seiner Entfernung von den Geschäfften herausgab; es ist die Geschichte seines zweiten Ministeriums, worin er sich über Frankreich mit einer Gemüthsbewegung ausdrückt, wie einem Mann von Gefühl die innigste Freundschaft sie eingeben könnte. Sein Werk über die ausübende Gewalt in großen Staaten (2 Bände in 8.), welches kurz darauf zu Anfang des Jahres 1792 erschien, ist ein classisches Buch. Die darin angestellte Prüfung der Verfassung vom Jahr 1791, welche damals in Frankreich so großen Enthusiasmus erregte, ist unübertrefflich an Scharfsinn und ruhiger Vernunft.

Ein Aufsatz Neckers zur Vertheidigung des Königs, den er am Schluß des Jahres 1792 drucken ließ, zog ihm

die Einrückung seines Namens in das Verzeichniß der Ausgewanderten zu; in der Folge bewirkten die Schritte seiner Tochter beim Directorium, daß er ausgestrichen ward. Die Convention legte zu gleicher Zeit Sequester auf die zwei Millionen, die er dem öffentlichen Wesen anvertraut hatte, wiewohl selbst im Schooß einer solchen Versammlung sich einzelne Stimmen gegen diese Ungerechtigkeit erhoben.

Im Jahr 1797 erschien seine Geschichte der französischen Revolution (4 Bände in 8.). Sein vornehmster Zweck bei deren Bekanntmachung war, die Mängel der Directorial-Verfassung zu prüfen: und in der That wendet er hierbei einen solchen Scharfsinn auf, daß seine Schlüsse ihn beinahe dahin bringen, die Revolution des 18ten Fructidor anzukündigen, welche kurz darauf Statt fand.

Selbst mitten in seiner öffentlichen Laufbahn hatte Necker das Bedürfniß gefühlt, über die Religion zu schreiben. Die Betrachtung dieser hohen Wahrheiten wurde ihm in der Einsamkeit noch nothwendiger, und im Jahr 1800 gab er unter dem Namen religiöse Sittenlehre (Cours de morale réligieuse, 3 Vol.) Reden über Texte aus dem Evangelium heraus. Dieses Werk ist geschickter als irgend eine seiner übrigen Schriften, einen richtigen Begriff von seiner edlen Schreibart und seinem tiefen Gefühl zu geben.

Seine letzte politische Schrift ist vielleicht die merkwürdigste unter allen, sowohl an sich selbst, als wegen der Umstände, unter denen sie erschien. In einem Augenblick, wo alle Parteien sich an Buonaparte anschlossen, wo seine Macht täglich anwuchs, wagte es Necker in seinen letzten Ansichten der Politik und der Finanzen (dernières vues de politique et de finances. 1802. 1 Vol.), alle die Fallstricke zur Unterjochung Frankreichs zu enthüllen, welche die consularische Verfassung versteckte. Nach einer gründlichen Prüfung dieser Verfassung legt er zwei Entwürfe vor, den einer Monarchie,

und den der einen und untheilbaren Republik; und er scheint zu beweisen, daß der letzte dieser Plane der einzige auf die damalige Lage Frankreichs anwendbar sey. Wenn man unter Neckers Schriften nur diese allein läse, so könnte man glauben, seine Meinungen hätten sich zur Demokratie hingeneigt; wenn man sie aber mit den vorhergehenden vergleicht, so wird man sich überzeugen, daß seine Gründe zu Gunsten der Republik hauptsächlich zum Angriff gegen die monarchischen Anschläge des ersten Consuls dienen. Buonaparte wurde durch die Bekanntmachung dieses Buchs heftig gereizt, er hatte Frau von Staël in Verdacht mit daran gearbeitet zu haben, und von dieser Zeit schreibt sich die Verfolgung her, der sie eine Reihe von Jahren hindurch ausgesetzt war, weil sie den von ihrem Vater ererbten Grundsätzen der Freiheit unverbrüchlich getreu blieb.

Necker starb zu Genf am 9ten April 1804 im 70sten Jahr; er genoß bis zum letzten Augenblick seines Lebens der vollen Thätigkeit seiner Geisteskräfte, welche das Alter eher erhöht, als vermindert hatte. Alle, welche ihn besonders während der letzten Jahre gekannt haben, sind überzeugt, daß er im Privatleben der sittlichen Vollkommenheit so nah kam, als es nur irgend einem Menschen möglich ist. Der Verlust seiner Frau, die kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz starb, war ein Unglück für ihn, worüber er sich lange nicht trösten konnte. Nachher wurde die Anhänglichkeit an seine Tochter sein vorwaltendes Gefühl; und die vollkommne Innigkeit, die zwischen so ausgezeichneten Gemüthern Statt fand, macht beiden gleiche Ehre.

Nach seinem Tode gab Frau von Staël zusammen in Einem Bande abgerißne Gedanken ihres Vaters heraus, welche einen Begriff von der Anmuth seines Geistes im mündlichen Gespräch geben können; dann eine Hervorbringung so verschiedner Art von seinen übrigen Schriften, daß sie eine besondre Aufmerksamkeit verdient. Es ist eine wahre Geschichte als Novelle behandelt, worin Necker kurz vor seinem Tod die Liebe zweier Gatten mit

einer Lebhaftigkeit des Gefühls schilderte, welche die jugendlichste Einbildungskraft beweist. Diese nachgelaßnen Schriften ihres Vaters hat Frau von Staël mit einer Schilderung seines Privatlebens begleitet, worin die Trauer über seinen Verlust mit der tiefsten Wahrheit des Gefühls ausgedrückt ist.

Coppet im Juny 1816.

Angelica Catalani.

Von

G. L. P. Sievers.

Digitized by Google

Angelica Catalani.

Der Augenblick, wo Madame Catalani ihr seltnes Talent auch in Deutschland zu bekunden im Begriff ist, scheint mir der passendste, um von ihr selbst und ihrer Künstlerschaft in diesen Blättern zu sprechen. Meine Absicht ist, dabei ausführlicher und gründlicher zu verfahren, als gewöhnlich in Journalen und Zeitungen geschieht, wo man sich meistens auf einen allgemeinen Lobspruch oder Tadel beschränkt. Da Madame Catalani den ausgebreitetsten Ruf als Sängerin hat, so will ich sie zwar zunächst in dieser Eigenschaft beurtheilen; aber ich will dabei nicht stehen bleiben, sondern auch von ihr sprechen als Schauspielerin und überhaupt als Künstlerin, um den Platz zu bestimmen, auf welchem sie vermöge der Gesammtheit ihres Künstlerthums in dem Gebiet der Kunst steht.

Die witzelnde, nur an der Oberfläche hinstreifende Kritik der französischen Journalisten ist einer gründlichen Beurtheilung dieser allerdings einzigen und wunderbaren Frau durch allerlei Phrasen ausgewichen, unter welchen eine der schimmerndsten ist: die Catalani sey nur mit sich selbst zu vergleichen. Aber wenn es auch wahr ist, daß durch bloße Vergleichung mehrerer Kunsttalente unter einander wenig gewonnen wird, und ein so unfruchtbares Bestreben am füglichsten unterlassen wird, so kann doch nicht geleugnet werden, daß es in der Kunstwelt ein Ideal gibt, nach welchem, da es höher als jede Kunstleistung steht, eine solche allerdings beurtheilt werden kann und

muß, daß ohne ein solches Ideal jedes Urtheil nur bezugsweis auf etwas selbst Unbestimmtes und Schwankendes ausgesprochen werden kann. Damit glaube ich den Gesichtspunct hinlänglich bezeichnet zu haben, aus welchem ich alle die Bemerkungen, welche ich über die künstlerische Individualität dieser berühmten Frau hier vorlegen will, angesehen wünsche.

Zunächst einige Worte über ihre physische Persönlichkeit. Sie werden um so mehr hier am rechten Orte seyn, als es nicht nur schon an und für sich interessant ist, sich von berühmten Personen vermittelst einer treuen Beschreibung ein möglichst lebendiges Bild entwerfen zu können, sondern im gegenwärtigen Fall eine solche Skizze zu den interessantesten philosophischen und artistischen Bemerkungen Anlaß geben wird.

Obgleich im Kirchenstaate, also im Herzen eines Landes geboren, welches seinen Einwohnern einen so unverkennbaren Stempel nationeller Körperbildung aufdrückt, zeigt die Gestalt dieser Sängerin durchaus keine jener Umrisse und Formen, welche wir wohl sonst an Römerinnen wahrzunehmen gewohnt sind. Madame Catalani ist mehr klein, zierlich, mit einem Wort mehr nordisch geformt; von der großen, kräftigen Gestaltung des Südens findet sich keine Spur. Kaum hat ihre Physiognomie in dem mehr großen als kleinen Auge einen Zug südlicher Abstammung offenbart, als sie plötzlich im übrigen untern Theil des Gesichts die tiefe, gleichsam plastische Einheit des Auges mit jener zersplitterten Vereinzelung der Züge, die den nordischen Gesichtern eigen ist, und in welchen sich der Verstand ankündigt, zu vertauschen strebt. Dieses Gemisch südlicher und nordischer Züge würde dem ohnehin zusammengedrungnen Gesichtsumriß, dem die freie Entfaltung, welche an der griechischen Bildung entzückt, fehlt, alles Wohlgefällige und Interessante rauben, wenn nicht dieser Mangel an regelmäßiger Schönheit durch die reichlichen Gaben der Grazien ersetzt würde. Daher geschieht es denn auch, daß die Männer, Anmuth und Schönheit verwechselnd, den Reizen der Catalani mit Enthusiasmus huldigen, während die unparteiischere Frauenwelt mit Recht den einmüthigen Ausspruch thut, daß sie nicht schön, ja kaum hübsch sey.

Jene so eben angedeutete Verschmelzung des Südens und Nordens verbreitet sich über die ganze Körperphysiognomie der Catalani, und ist in ihr als wahrhaft vollendet zu betrachten. Unverkennbar drückt sie sich selbst im Gang aus, welcher phantastisch-kräftig und im Sinn der Römerin auftritt, aber in der zerstückelten, schwankenden, witzig-verständigen Sitte der Französin endet. Ueberall offenbart sich dieser vollendete Conflict, der in der ganzen physischen Persönlichkeit ein Ganzes hervorbringt, das bei seiner heterogenen Zusammensetzung zwar nicht dem Kunstsinn, wohl aber den witzig-verständig gebildeten Geistern ein Gnüge leistet, wovon es wenige Beispiele geben möchte, und das sich schon bei der persönlichen Erscheinung der Künstlerin durch lauten Beifall zu erkennen gibt.

Es ist nicht erst seit heute bemerkt worden, daß zwischen Körper und Geist eine Wechselwirkung Statt finde, eine Wirkung, die in demselben Grade wiederzugeben scheint, in welchem ihr selbst gegeben wird, weshalb auch allen physiognomischen Systemen eine unwandelbare Wahrheit zu Grunde liegt. Aber ich gehe noch weiter, und behaupte, daß eine solche Wechselwirkung zwischen Körper und Geist sich nicht allein moralisch, sondern auch in den künstlerischen Anlagen des Menschen offenbart. Dies zeigt sich auf eine eminente Weise bei der Catalani, deren künstlerische Bildung als Sängerin und Schauspielerin ebenfalls eine Zusammensetzung aus Romantischem und Witzigem ist.

Fragen wir nun, wie aus diesen verschiedenartigen Theilen ein künstlerisches Ganzes hervorgehen solle, so müssen wir freilich antworten, daß dies nicht möglich sey. Denn die wahre Kunst will nur das Eine und Ganze, welches aus einer so innigen Zusammenfügung völlig gleichartiger Theile entsteht, daß diese durchaus aufhören, als einzelne Theile hervorzuragen. Den höchsten Kunstforderungen kann daher auch in der Catalani durch die Verschmelzung des Romantischen und Witzigen nicht vollkommen genügt werden.

Anders aber ist es, wenn wir an die Stelle des wahren Künstlers, der, wie er selbst durch Anschauung Genuß gewährt, auch wieder durch bloße Anschauung genie-

ßen will, den Kritiker setzen, der nicht unmittelbar durch Anschauung, sondern mittelbar durch die Reflexion genießen will. Seinem Geist gibt jedes künstlerische Streben Nahrung; er will, um sich zu interessiren, kein vollendetes Kunstwerk. Daher kommt es denn auch, daß die Catalani, ohne in irgend einer Gattung — eine einzige ausgenommen, von der später die Rede seyn wird — etwas wahrhaft Vollendetes zu leisten, aber auch eben so entfernt von dem eigentlich Verfehlten, dem Kritiker einen ausnehmenden Reiz gewährt, indem sie unaufhörlich seine Aufmerksamkeit fesselt und seine Thätigkeit anregt. Der große Haufe aber, den alles Mechanische, besonders wenn es, wie bei der Catalani, fast vollendet erscheint, vorzugsweis anspricht, findet in ihr eine nie empfundne Befriedigung.

Betrachten wir Madame Catalani zuvörderst als Sängerin, so muß natürlich zuerst von ihrer Stimme die Rede seyn. Auch in ihr ist eine Verbindung von südlicher, gleichsam materieller Fülle, und nordischem geistigen Metallton vorhanden. Ihre Stimme ist weder eigentlich kräftig sonor, wie die italienischen Organe, noch durchaus silbertönend, wie die deutschen; ja diese Stimme offenbart sogar dann und wann ein gewisses Etwas, das gerade im umgekehrten Verhältniß zu dem steht, was sonst wohl den Charakter einer vollendeten Reinheit der Stimme ausmacht, ein Etwas, das dem Ohr einen wunderbaren Reiz gewährt, da es als eine Unregelmäßigkeit oder Unvollkommenheit neben so großen Vollkommenheiten steht.

Was den Umfang ihrer Stimme betrifft, so ist, da an und für sich darauf nichts ankommt, so viel ich weiß, nie öffentlich davon die Rede gewesen. Erstaunen dürfte aber das große Publicum, wenn es erfährt, daß dieser Umfang ausnehmend beschränkt ist. Ich habe zu wiederholtenmalen gehört, daß sie in dem bekannten Duett im Fanatico per la musica, wo ihr der Vater die Scala zu singen befiehlt, schon bei dem Ton f in der einmal gestrichnen Octave die sonore Bruststimme mit einer weit untergeordneten Kopfstimme vertauschte. Dieser Unterschied wurde hier um so auffallender, als sie hier in gehaltenen Noten singen mußte. Die Töne bis zu b, h singt sie im lang-

langsamen Zeitmaaß, wo sie folglich jedem derselben eine Quantität geben muß, schon mit großer Anstrengung, und c. kann kaum noch verständlich und in einer geschwinden Verzierung von ihr angegeben werden. Wenn demnach Pariser Journalisten von ihr verlangen, sie solle Mozartsche Musik singen, so verrathen sie dadurch eben so große Unbekanntschaft mit dem Wesen dieser Musik, als mit der Stimme der Catalani. Eine Königin der Nacht, eine Constanze, eine Donna Elvira u. s. w. zu singen, ist ihr physisch unmöglich. Dies ist auch der Grund, warum sie stets lieber solche Musik, die eigens für sie componirt worden, als die Musik fremder Componisten wird singen wollen. Eines noch andern Umstands, der sie außer Stand setzt, nicht allein Mozartsche, sondern überhaupt alle eigentlich deutsche Musik zu singen, werde ich noch in der Folge erwähnen. Den beschränkten Umfang der Stimme theilt übrigens die Catalani, wie musicalischen Litteratoren nicht unbekannt seyn wird, mit vielen berühmten Sängerinnen. Die Fausti, Hasse's Gattin, konnte das einmal gestrichne g nicht mehr singen, und der Todi war es bei der ungewöhnlichen Stärke und Kraft ihrer von Natur ebenfalls beschränkten Stimme nur durch große Anstrengung und Uebung gelungen, sich eine bedeutende Höhe zu verschaffen.

In Ansehung der Extensivität darf die Stimme der Catalani mit der Stimme einer Todi oder Mara nicht verglichen werden. Was bei diesen Kraft und Fülle, ja oft ein Uebermaaß an Stärke war, ist bei der Catalani eine gewisse gediegne Zierlichkeit, welche sich zuweilen, wiewohl mit ungleichem Erfolg, auch in Kraft zu äußern strebt. Ein Ersatz für das, was ihrer Stimme an physischer Stärke abzugehen scheint, ist ein so wunderbar leichter Ansatz, eine so ausnehmend qualitative Gediegenheit, daß sich beides sicher bei keiner andern Sängerin in gleichem Grad finden dürfte. Die Lippen öffnen sich, und schon ist der Ton in seiner ganzen Vollkommenheit, und zugleich mit der möglichsten qualitativen Stärke und Bestimmtheit vorhanden.

Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß diejenige Methode eines Sängers die einzig richtige seyn kann, die der Natur seiner Stimme am angemessensten ist,

die von dieser bedingt wird. Eine denkende Künstlerin, wie die Catalani, weiß diese Methode aufzufinden, und die, welcher sie sich vorzugsweis gewidmet hat, wird auch mit ihrer Stimme in dem richtigsten Verhältniß stehn.

Schon aus dem Angeführten ergibt sich, daß die Catalani mit richtig leitendem Bewußtseyn verfährt, wenn sie auf den eigentlich hohen, ernsten Styl im Gesang Verzicht geleistet zu haben scheint, denn die Eigenschaften ihrer Stimme werden ihr nie erlauben, ihn sich mit Glück anzueignen. Ja die Wahrheit gebietet mir hinzuzusetzen, daß sie zum ernsten Vortrag ihre Stimme überall nicht genugsam ausgebildet zu haben scheint: vielleicht eine Folge der zu frühen praktischen Ausübung, wodurch sie gehindert ward, dem theoretischen Studium die genügende Zeit zu widmen. Als Beleg möge mir folgendes dienen. Sie singt im Fanatico per la musica die Scala in B dur einigemal im langsamen Zeitmaaß und ohne Begleitung herauf und herunter. Kaum sollte man glauben, daß ein Organ, welches im geschwinden Tempo und in der naiven Gattung jede Schwierigkeit mit bewundernswürdigem Glück zu besiegen vermag, bei dieser Aufgabe, die jede mittelmäßige deutsche Sängerin vollkommen löset, gänzlich scheitern könne. Und doch ist dies der Fall. Daran ist aber nicht allein der beschränkte Umfang ihrer Stimme Schuld, sondern ihr geht die eigentliche Natur dieses Vortrags auch in dem Umkreis der Stimme ab, wo sie sich mit größter Freiheit und entschiedenstem Erfolg bewegen kann.

Aeußere Umstände aber haben sie genöthigt, bisher fast immer nur tragisch zu singen. Wodurch hat sie nun zu ersetzen gesucht, was sie für ihren ernsten Gesangstyl in der Sphäre des wahrhaft hohen, einfachen Vortrags nicht erreichen konnte? Dadurch, daß sie — und das ist die eigentliche, nie genug zu rügende Schattenseite dieser so einzigen Sängerin — an die Stelle des großen, edlen, würdevollen Styls, der einzig in intensiver Haltung und Verschmelzung der Töne unter einander besteht, eine forcirte Manier des Vortrags setzt, welche theils in einer gewaltsam hervorgestoßnen und grell aufgetragnen Articulation der Passagen, theils aber, und noch häufiger, in einem gänzlich bedeutungslosen Herauf- und Herabrollen unmit-

kelbar auf einander folgender Töne, oft durch anderthalb Octaven hindurch, besteht. Diese unselige Aftermethode, der sie sich vorzugsweis zur Bezeichnung des Zorns bedient, schleicht sich, was allerdings sonderbar scheinen muß, zuweilen auch in den naiven, zierlichen Vortrag als mechanisches Mittel ein, um die nöthige Abwechslung hervorzubringen, und hier wird sie zur wahren parodirenden Caricatur. Ja was noch mehr ist, sie vertauscht diese widerliche Manier nicht selten in demselben Worte mit dem naiven zierlichen Vortrag, sowohl in der komischen als tragischen Oper; dem denkenden, gebildeten Zuhörer ein Beweis, daß auch das eminenteste Talent nicht vor den ärgsten Verirrungen gesichert ist. Ueberflüssig wär es, wenn ich noch weitläuftig anführen wollte, wie auch das Auge des Hörers durch diese Afterverzierung beleidigt wird, indem dabei das Kinn der Sängerin in eine höchst unangenehme zitternde Bewegung geräth.

Nach diesem vielleicht hart scheinenden aber gerechten Tadel, den ich aus Achtung für die Wahrheit nicht verschweigen durfte, wende ich mich zu dem, was des Lobes und der Bewundrung würdig ist, und trage kein Bedenken, zu behaupten, daß in der zarten, zierlichen, naiven Gattung die Catalani unter allen lebenden Sängern und Sängerinnen nicht ihres Gleichen hat. Fürwahr, hier sind ihre Verzierungen so wunderbar mannigfaltiger und vollendeter Natur, daß auch der ernsteste musikalische Kritiker durch das momentane materielle Vergnügen, abgesehn von jedem künstlerischen Bezug auf Einheit und Zweckmäßigkeit zwischen Form und Materie, unbewußt zum Lobe, ja zur enthusiastischen Verehrung gewaltsam fortgerissen wird. Wirkt sie aber schon so mächtig auf den ernsten Kritiker, dem das Einzelne, so vollendet es auch seyn mag, der Verfehltheit oder Unzweckmäßigkeit des Ganzen stets untergeordnet erscheinen muß, so läßt sich schon daraus auf den Beifall schließen, den sie bei der Menge findet. Diese reißt sie nicht selten zu einem Enthusiasmus hin, der an einen besinnungslosen Taumel gränzt.

So viel von der künstlerisch-mechanischen Natur ihres Gesangs; um mein Urtheil vollständig zu machen, ist mir übrig, von dem ästhetisch-dramatischen Werth desselben zu sprechen.

Der künstliche Gesang im Allgemeinen zerfällt in zwei Abtheilungen: in den Gesang als Gesang an sich, und in den Gesang als Erzeugniß eines dramatischen Ereignisses. Der Vortrag jener ersten Gattung, des Concertgesangs, welcher nichts weiter als Darlegung einer mechanischen Kunstfertigkeit beabsichtigt, ist und darf blos äußerlich formell, gleichsam plastisch seyn; er wird einzig durch sich selbst bedingt, und ist vollendet, sobald das ganze Gebiet der zur Ausführung erfoderlichen Hülfsmittel mit vollkommner Machthabung beherrscht wird. In diesem Gesang ragt Madame Catalani vielleicht als die erste lebende Sängerin hervor. Die zweite Gattung, die ästhetisch-dramatische, ist und muß nothwendig das Erzeugniß der dramatischen Situation seyn, und von dieser Ausdruck, Colorit, Zeichnung, überhaupt Seyn und Wesen erhalten. Wenn der Concertgesang in der plastischen Form abgeschlossen ist, so muß der dramatische Gesang dagegen alle bloße Form vermeiden, und wenn jener durch die bloße Anschauung wirkt, so kann dieser nur durch den menschlich-sentimentalen Eindruck wirken. In der letzten Gattung ist die Catalani, wie die meisten großen Sänger und Sängerinnen, minder ausgezeichnet, und nur in solchen Rollen zeigt sie sich mit einem vollständigen Erfolg, in welchen der plastische Ausdruck über den dramatischen des Gesangs den Sieg davon trägt. Daher ist die Gräfin in Figaro's Hochzeit, abgesehn von der hohen Lage der Gesangpartie und von dem gänzlichen Mißverstehn dieser Rolle in schauspielerischer Hinsicht, wovon ich noch sprechen werde, wegen der Nothwendigkeit des dramatisch-sentimentalen Ausdrucks eine minder gelungne Darstellung von ihr; und derselbe Fall wird bei allen Rollen eintreten, welche mehr die Schauspielerin als die Sängerin in ihr in Anspruch nehmen.

Indem ich hier von Madame Catalani als Sängerin endige, gehe ich auf sie als Schauspielerin über.

Ihre Leistungen finde ich in dieser Kunstgattung eben so weit entfernt von bloßer Routine, als von dem eigentlichen künstlerischen Bewußtseyn; ja, mir ist in der Wirklichkeit noch kein Talent vorgekommen, das so durchaus auf der scharfgezognen Grenzlinie zwischen Kunst und Mechanismus, zwischen Bewußtseyn und Zufall stände. Alle

Schöpfungen dieser Frau als Schauspielerin sind, wenn wir den Maaßstab der wahren Kunst an sie legen, oft so ganz ohne allen künstlerischen Zusammenhang, bestehen oft so ganz nur in den disparatesten Einzelnheiten, daß dem Kenner statt Befriedigung ein widriges Gefühl daraus entspringt. Von der andern Seite weiß die Catalani diese Einzelnheiten mit einem solchen Reichthum von Grazie auszustatten, sie mit solcher, an Bewußtseyn gränzender Keckheit hervorzubringen, daß der Unmuth des Critikers entwaffnet, und der große Haufe dem imponirenden Blendwerk bewußtlos unterthänig wird. Doch soll nur von ihren komischen Darstellungen obiges Urtheil gelten, das ich durch einige Beispiele rechtfertigen will.

Zu den Rollen, in welchen die Catalani als Schauspielerin am meisten zu gefallen scheint, gehört die Aristea im Fanatico per la musica, mit Musik von Simon Mayr. Diese Aristea ist, wenn man von einem dergleichen Unwesen überhaupt einen Charakter angeben kann, eine in den Metastasio verliebte, sentimentale, stets in Emphase und Extase versunkne Närrin, welche zugleich — und das ist das einzige Klare, was man in ihrem Thun und Treiben wahrnimmt — einen Abscheu vor der Ehe hat. Die Art und Weise, wie Madam Catalani durch eine sehr glücklich getroffne, hochtrabende Manier diese Rolle darzustellen sucht, steht in wirklichem künstlerischen Zusammenhang mit dem Charakter derselben, und selbst der strenge Kritiker muß ihr darin ein großes Lob ertheilen. Nun begibt es sich, daß die gute Aristea, welche nicht heurathen und auch nicht singen will, durch diesen Eigensinn den lieben Vater in nicht geringe Wuth setzt. Diese soll beschwichtigt werden. Und wie geschieht das? Plötzlich den metroman-sentimentalen, ja halb wahnwitzigen Charakter der Rolle verlassend, geht Madame Catalani, ein zweiter Proteus, in eine wahrhaft besonnene, kindliche Naivetät über, indem sie in einem Liede, durch welches der Vater gerührt werden soll, rein und wahrhaft, ohne alle künstlerische Einschränkung und Beimischung, d. h. mit allen Auswüchsen einer bewußtlosen Natur das Bild eines Kindes, das den erzürnten Vater durch Abbitten und Liebkosen besänftigen will, darzustellen sucht. Sie geht um ihn herum, sieht abwechselnd mit schalkhaften, und dann wieder mit verschämten Augen,

mit vor der Bruſt gehaltnen Händen und mit zur Erde gebeugtem Kopf von unten zu ihm hinauf, zupft ihn an Kleid und Hand, küßt ihm ſogar das Kleid, ſtößt ihn naiv-unverſchämt mit dem Ellenbogen in die Seite, ſtreichelt ihm das Kinn, und hüpft dann, komiſch am Erfolg verzweifelnd und gleichſam das letzte Mittel zur Beſänftigung ergreifend — ob ernſtlich gemeint, oder perſiflirend, oder parodirend, iſt nicht zu entſcheiden — zum Tiſch, ergreift eine Roſe, und ſteckt ſie dem Vater vor die Bruſt!!

Noch ein andres Beiſpiel einer mit dem Charakter der Rolle in geradem Widerſpruch ſtehenden Darſtellungsweiſe:

In derſelben Oper legt ſie das bekannte: Nel cor non più mi sento (Mich fliehen alle Freuden) ein, und ſingt die Worte erzählend, theils ihrem Vater, theils ihrem Geliebten vor. Obgleich in der vorhandnen Situation dieſe Worte nur eine ernſte Bedeutung haben können, ſo iſt doch Spiel und Vortrag der Catalani ohne allen Ernſt und durchaus parodirend. Bei den Worten: Mi pungichi, mi pizzichi, mi mastichi, mi stuzzichi, fährt ſie mit geſpitzten Fingern, mit geſpitztem Mund, mit geſpitzter Phyſiognomie, ja ich möchte ſagen mit geſpitztem Körper, auf ſich ſelbſt, auf Vater und Bräutigam ein, wogegen Letztere nicht ermangeln, nach hergebrachter Sitte ihr recht ergetzlichen italieniſchen Lazzi zum Beſten zu geben. Sieht man davon ab, daß dies komiſche carikirte Spiel mit dem darzuſtellenden ernſten, hochtrabenden Charakter völlig unverträglich iſt, ſo wird man eingeſtehn, daß Madam Catalani dieſe komiſchen Einzelnheiten mit einem ſolchen Aufwand von Laune, Freiheit und Keckheit hervorbringt, daß man offenbar ſieht, ſie ahne die Kunſt, und es bedürfte vielleicht nur einer leiſen theoretiſchen Andeutung, um ſie in den Stand zu ſetzen, praktiſch das blos Mechaniſche in das Bewußt-Künſtleriſche überzutragen.

Eine wahre Künſtlerin würde ein ſo heterogenes Spiel nie anbringen, noch auch anzubringen wagen. Aber die Freiheit der Madame Catalani, die keine Gefahr kennt, und folglich auch keine fürchtet, dieſe Freiheit, die gerade die haarſcharfe Grenzlinie bezeichnet, auf welcher ſie in der Mitte zwiſchen Kunſt und Mechanismus ſteht, iſt die Ur-

sache, daß jenes gewagte Spiel wenigstens in einem mechanischen Zusammenhang erscheint. Und dieses Spiel gelingt ihr in meinen Augen sogar mechanisch vollendeter, als unſ'rer Händel-Schütz das ihrige in der Margaretha künstlerisch gelingt, so wenig auch, wenn von eigentlichem Künstlerthum die Rede ist, beide verglichen werden können. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, daß eine glücklich organisirte Natur an dem Instinct einen sicherern Führer hat, als die Kunst selbst ist. Denn wo diese berechnet, wählt und verwirft, ohne gerade immer das Rechte zu treffen, folgt jener einer dunkel gefühlten Nothwendigkeit. Das hindert indeß nicht, daß der Zuschauer nicht oft das bange Gefühl haben sollte, es möchte ein solches Wagstück mißlingen. Ich finde dieses Gefühl der peinlichen Theilnahme nicht unähnlich, die uns ein Seiltänzer durch seine halsbrechende Kunst abnöthigt. Oft habe ich eine bange Erwartung, wie sie sich aus dem Labyrinth herauswinden werde, auf den Gesichtern der Zuschauer sich malen sehn, die freilich am Ende in ein um so freudigeres Gefühl und in um so lautern Beifall sich auflöste, als die Besorgniß vorher peinigend gewesen war.

Noch eines Beispiels muß ich erwähnen, wo Madame Catalani ein Spiel anbringt, dessen eigentliche Natur zwar in der Rolle selbst begründet ist, das aber trotz dem in der äußern mechanischen Ausführung einen sehr gewagten Charakter annimmt. In den Tre Sultane, von welcher Oper noch weiter unten die Rede seyn soll, tritt sie in der Scene, wo sie scheinbar vom Sultan Abschied nehmen will, ohne allen Schmuck in einem kurzen rothen Röckchen mit weißer Schürze auf. Während der Sultan sie in tiefer Zerknirschung vermuthet, verhüllt sie sich gegen denselben das Gesicht, lacht schalkhaft, schlägt die Schürze zurück und begleitet dann die Worte: Mal grado il rispetto, non posso trattenermi dalle risa, mit einem Spiel, welches so sonderbar verfehlt und doch auch wieder so sonderbar reizend ist, daß man kaum widerstehen kann, zu Beifallsbezeigungen hingerissen zu werden. Sie gibt diese Scene im Character der Naivetät, da doch die Rolle selbst durchaus den gefallsüchtigen Charakter der Coquette hat.

Wenn die bisher angeführten Abweichungen von den Gesetzen der Kunst doch noch eine gewisse Befriedigung gewähren, so ist dies nicht immer der Fall. Um auch dafür Beispiele anzuführen, nenne ich die Gräfin in Figaro's Hochzeit und das junge naive Mädchen in La Caccia di Enrico Quarto, einer Uebersetzung der Partie de Chasse d'Henri Quatre. Erstere Rolle, deren ich schon erwähnt habe, vergreift Madame Catalani gänzlich: sey es nun, daß sie ihr aus Abneigung keine Aufmerksamkeit schenken mag, sey es, daß ihr der Charakter der Rolle, der eben so weit vom Tragischen wie vom Komischen entfernt ist, bisher unverständlich geblieben. Am meisten verfehlt sie die Scene mit dem Patent. Statt hier eine stete Unruhe zu zeigen, die nur durch das Gelingen der Mittel, mit welchen sie sich aus der Verlegenheit zu ziehen sucht, erheitert werden muß, spielt sie die ganze Scene mit einem triumphirenden Muth, der nicht allein mit dem Inhalt dieser Scene, sondern überhaupt mit dem Charakter der ganzen Rolle in Widerspruch steht. Das junge Mädchen in der Jagd Heinrichs des Vierten aber verfehlt sie in so fern, als ihre Naivetät hier, wo sie sich nicht linkisch zeigt, zur Caricatur wird.

Was ich bisher über Madame Catalani als komische Schauspielerin gesagt habe, würde sich in folgendes Gesammturtheil zusammenfassen lassen. Ihren Darstellungen fehlt der strenge künstlerische Zusammenhang, und man erblickt statt dessen nur glückliche Einzelnheiten und Andeutungen, die aber von der geistigsten Organisation ihrer Künstleranlagen zeugen und meist durch eine so reiche Fülle natürlicher Grazie unterstützt werden, daß selbst ein Aristarch dadurch versöhnt werden könnte.

Uneingeschränktes Lob gebührt der Catalani in ihren tragischen Darstellungen. In diesen herrscht ein so kunstgerechter, aus dem Innersten eines großen fruchtbaren Gemüths entsprungner Zusammenhang, daß er durchaus auf den einzig wahren und unwandelbaren Grundsätzen der Tragik zu beruhen scheint. Als Beleg führe ich die Rolle der Semiramis an, die ich ohne Bedenken eine vollendete Kunstdarstellung nenne. Man wird diesen Lobspruch nicht für übertrieben halten, so auffallend es auch im ersten Augenblick scheinen mag, daß eine Frau, die in

der Komik nur höchst bedingungsweise befriedigen kann, in der Tragik das Lob erschöpft, wenn man sich erinnert, daß die Tragik im Vergleich mit Komik sich in engen und gemeßnen Grenzen bewegt, und daß überdies der tragischen sowohl, als der komischen Darstellung der Italiener durch den recitativischen Vortrag des Dialogs das Verdienst der Declamation, so weit sie dadurch zur Mechanik wird, abgehen muß.

Um den ganzen Umfang der künstlerischen Leistungen der Madame Catalani zu erschöpfen, muß ich noch ein Wort von ihren mimischen Darstellungen hinzusetzen, womit sie mich in den Tre Sultane wahrhaft überraschte. In der bekannten Scene, wo Roxelane den Sultan durch Tanz und Gesang zu fesseln sucht, setzt die Catalani, die im Gesang schon alle Kunst erschöpft hat, als Tänzerin aber wahrscheinlich nicht auftreten mag, an beider Stelle sogenannte mimische Darstellungen. Anfangs, wo mich zunächst nur das Gewagte der Unternehmung beschäfftigte, empfand ich Erstaunen, das aber bald in Bewundrung überging. Einige ihrer Bilder der Jungfrau erschienen mir als sehr gelungen, und überhaupt konnt' ich ihren kecken, freien Bestrebungen in dieser Gattung meinen Beifall nicht versagen.

Später hatte ich Gelegenheit, sie selbst zu befragen, was sie auf diesen Zweig der Kunst geführt habe; man hatte mir gesagt, daß die Darstellungen der Lady Hamilton, denen sie in London beigewohnt, sie dazu angeregt hätten. Sie dagegen versicherte mir, daß dies nie der Fall gewesen, sondern daß sie schon in ihrer frühsten Jugend in Italien durch die Betrachtung der Antiken sey angereizt worden, diese körperlich nachzubilden, und das zu einer Zeit, wo sie von der Lady Hamilton und ihren Kunstbestrebungen nichts gewußt habe. Da wir dieser Versicherung vollkommnen Glauben beimessen, so sind wir um so mehr genöthigt, über den Umfang der Kunsttendenz, welche diese merkwürdige Frau über alles ästhetische Wissen ausdehnt, zu erstaunen.

Indem ich hier von Madame Catalani als Künstlerin ende, halte ich es dem Interesse für gemäß, noch folgende Notizen über die verschiednen und sehr mannigfaltigen Er-

eignisse ihres Lebens, und über ihre Verhältnisse als Directrice des italienischen Theaters zu Paris hinzuzufügen.

Sie ist zu Sinigaglia im Kirchenstaate um das Jahr 1784 geboren, und in dem Kloster Gubbio, in der Nachbarschaft von Rom, erzogen worden. Bekanntlich ist Musik ein Hauptgegenstand in den klösterlichen Erziehungsanstalten Italiens. Schon in ihrem siebenten Jahr entwickelte die Catalani ein so wunderbares Talent für den Gesang, daß man selbst aus der Ferne herbeiströmte, sie zu hören, und endlich die Ortsobrigkeit dem Kloster untersagte, das Wundermädchen ferner öffentlich singen zu lassen.

In ihrem funfzehnten Jahr verließ sie das Kloster, und sang auf einigen Theatern Oberitaliens. Ihr Ruf verbreitete sich schnell bis ins Ausland, und aus Lissabon wurde ihr ein ausnehmend vortheilhaftes Engagement angeboten, dem sie sogleich folgte. Die unglaublich schnellen Fortschritte, mit welchen sie hier immer mehr und mehr sich vervollkommnete, steigerten nicht nur das Entzücken des Publicums immer höher, sondern verschafften ihr auch nach vier Jahren einen Ruf nach dem Lande, welches glänzende Talente am glänzendsten belohnt, nach England. Sie machte ihre Reise dahin über Frankreich. Damals erregte sie in Paris zuerst einen Enthusiasmus, der während ihres jetzigen Dortseyns nur noch zugenommen hat. In England wurde ihr nicht minder, während eines neunthalbjährigen Aufenthaltes daselbst, der ungetheilteste Beifall. Sie erwarb, ihrem eignen Geständniß zufolge, in Lissabon und London ein sehr bedeutendes Vermögen.

Ludwig XVIII., der sie schon von England her kannte, ertheilte ihr nach seiner Rückkehr nach Frankreich ein zwölfjähriges Privilegium zur Gründung eines neuen königl. italienischen Theaters, mit einem jährlichen Zuschuß von 160,000 Franken. Sie war bereits mit der Organisirung desselben beschäfftigt, als Buonaparte von Elba zurückkehrte. Sie folgte dem König nach Gent, und durchreiste von hier aus die Niederlande und Holland. Diese Reise war für sie ein Triumphzug. Trotz der von außen herandrohenden Gefahr wurde sie allenthalben mit Enthusiasmus

siasmus empfangen, und gewann, nach ihrer eignen Aussage, während dieses dreimonatlichen Aufenthalts im Königreich der Niederlande hundert und funfzig Tausend Franken reinen Ueberschuß. Als sie darauf im Gefolge des Königs nach Paris zurückgekehrt war, gab sie bis zum October des vorigen Jahres, wo ihre neue Entreprise beginnen sollte, öffentliche Concerte, die mit einem Eifer besucht wurden, als erschiene sie zum erstenmal in Paris. Vor Allen bemühte sich die zahlreiche Partei der Königlichgesinnten, ihr durch einen fleißigen Besuch ihrer Concerte die bewiesene Anhänglichkeit an Ludwig XVIII. zu lohnen. Sie selbst aber versäumte nicht, durch eine lobpreisende Ode auf Frankreich, in der die Worte Evviva la Francia, declamirend und triumphirend vorgetragen, nie ihre Wirkung verfehlen konnten, den Enthusiasmus noch mehr anzuschüren.

Am 2ten October 1815 endlich eröffnete sie in der Straße Favart das Théâtre Royal Italien. Sie hatte den größten Theil der in Paris bereits vorhandnen italienischen Operngesellschaft — welche bisher in unnatürlicher Vereinigung mit den französischen Schauspielern des weitentlegnen Theaters Odeon ein kümmerliches Daseyn gefristet hatte — engagirt, und mehrere neue Sänger von auswärts her verschrieben. Von diesen sind bis jetzt nur ein Tenorist und eine Sängerin eingetroffen, und beide haben unglücklicher Weise nicht gefallen. Schon dadurch hätte Madame Catalani in Verlegenheit kommen müssen. Aber auch noch andre Umstände trugen dazu bei. Madame Morandi, Mitglied des vormaligen italienischen Theaters, eine Frau, die mit einer ausnehmend gefälligen Gesangmethode ein seltnes, feines, sehr verständiges Spiel und eine körperliche Grazie ohne Gleichen verbindet, ward nicht wieder engagirt. Sie behauptet, Madam Catalani habe ihr nur darum durchaus unannehmbare Bedingungen angeboten, um ihr Engagement unmöglich zu machen; diese dagegen versichert, ihr Bedingungen gemacht zu haben, wie sie von den Umständen geboten wurden. Madame Fodor-Mainvielle aber, welche vormals auf dem italienischen Theater alle ersten Rollen gesungen hatte, mochte die Nähe der Catalani nicht ertragen, und brach ihren Contract. Sie eilte nach England, nachdem sie sich von ihren Verbindlichkeiten, denen sie sich durch heimliche Flucht hatte entziehen wollen, losgekauft hatte.

Dadurch sah Madame Catalani in Betreff des wirklichen Personals sich auf sich selbst, und zugleich auf zwei oder drei Opern beschränkt. Nur sie konnte Zuschauer herbeiziehn; sang sie nicht, so war auch das Haus leer. In diesem Zustand befand sich ihre Unternehmung, als sie sich zur Reise nach Deutschland anschickte. Ob inzwischen die von ihr verheißnen und vom Publicum mit Sehnsucht erwarteten „vielen großen und berühmten Sänger und Sängerinnen" eintreffen werden, kann nur die Zeit lehren. Aber auch im günstigsten Fall wird dies Unternehmen, wie jede italienische Opernbühne, immer eine Fremdlingspflanze auf dem Pariser Boden seyn, und schwerlich je zu einem vollen Gedeihn gelangen. Davon liegt der Grund in der Kunstbildung der Pariser.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen über die individuelle Persönlichkeit dieser merkwürdigen Frau.

Abweichend von der gewöhnlichen Sitte der Italiener, bei welchen wir oft einen kleinlichen Sinn für gemeine Sparsamkeit neben großen Talenten erblicken, lebt Madame Catalani in Paris auf einem großen Fuß; in einer mittelmäßigen Stadt Deutschlands könnte er fast ein fürstlicher heißen. Der Armen nimmt sie sich mit Freigebigkeit an; sie hat nie die Bitte, mit ihren Talenten die Nothleidenden zu unterstützen, zurückgewiesen. In der Gesellschaft erscheint sie höchst anspruchslos. Sie, die das Entzücken vieler Tausende gewesen und noch ist, verschmäht es gleichsam, in dem engen Kreise der Gesellschaft ihren Geist oder ihre Körpergaben geltend machen zu wollen. Sobald die Unterhaltung ihre Kunst tiefer berührt, scheint ein lebendigerer Geist in ihr zu erwachen. Denn sie liebt ihre Kunst wahrhaft leidenschaftlich, und mit der besondern Eigenthümlichkeit, daß sie sich unzufrieden, ja unglücklich fühlt, wenn ihr nicht die Nothwendigkeit obliegt, zu einer bestimmten Stunde das Theater, sey es für eine Probe oder eine Vorstellung, betreten zu müssen. So ist dieser Zwang, den andre Künstler verabscheuen, für sie ein Lebenselement. Ihre Leidenschaftlichkeit für den Gesang zeigt sich auch darin, daß sie in gesellschaftlichen Kreisen mit eben so vieler Bereitwilligkeit und eben so sichtbarer Begeistrung singt, als im Theater vor Tausenden von Zuhörern.

Ich weiß dieſen flüchtigen Zügen nichts Schöneres hinzuzuſetzen, als daß Madame Catalani, ſchon ſeit zehn oder zwölf Jahren an einen vormaligen Militär, Namens Valabrègue, verheirathet, auch als Gattin und Mutter die allgemeine Achtung genießt und verdient.

Mit dem Inhalt dieſer wenigen Seiten ſchließe ich dieſe Kunſtnachricht über eine Frau, deren ſeltnes und vielſeitiges Talent nicht auf eben ſo vielen Bogen gehörig ergründet und erörtert werden dürfte.

Paris, im Mai 1816.

* * *

Ein Freund, der Madame Catalani vor mehr als zehn Jahren in Liſſabon, Madrid und Paris hörte, hat uns folgende, damals von ihm niedergeſchriebne Bemerkungen und Notizen mitgetheilt, welche wir wegen einiger intereſſanten Details hier noch anhängen.

„Ich lernte Madame Angelica Catalani in Liſſabon kennen, wo ſie eine Zierde der italieniſchen Oper und der Liebling des Publicums war. Ihr Spiel iſt wahr und natürlich. Als Circe, und vorzüglich als Amelia in der neuen Oper Duca di Foix vereinigte ſie alle Vorzüge ihres Geſangs und Spiels durch jene Innigkeit des Gefühls, welche nur ein begeiſtertes Gemüth hervorbringen kann. Sie iſt nicht ſchön, hat aber Würde und Grazie in ihren Bewegungen. Die Empfindung, mit der ſie ſingt, gibt ihrer Phyſiognomie den ganzen Zauber der Verklärung. Ihr blaſſes, ernſtes Geſicht erheitert ſich, und ſpricht die Ahnungen der Poeſie aus. Nach meinem Gefühl kommen ihr nur wenige von unſern deutſchen Schauſpielerinnen in der Mimik des Hohen, Zärtlichen und Naiven gleich. Was ſie vor allen Opernſchauſpielerinnen, die ich kenne, auszeichnet, iſt die Wahrheit ihres Spiels. Man wird in demſelben keine Spur von Koketterie gewahr, mit der ſich ſonſt wohl oft die Kunſt der italieniſchen Sängerinnen zu ſchmücken pflegt. Sie iſt eben deswegen in der Wahl ihrer Kleidung nicht allemal glücklich. In Madrid gefiel die Künſtlerin nicht weniger als in Liſſabon. Sie ſang vor der Königin in Aranjuez, gab hierauf in Madrid ein öffentliches Concert und ſang in mehrern der erſten Häuſer, wo ſie überall mit Auszeichnung empfangen wurde. Das Publicum war aber mit ihr, und nicht ohne Grund, ſehr unzufrieden; denn ſie

hatte ungewöhnlich hohe Preise angesetzt. Jede Loge des ersten und zweiten Rangs im Coliseo de los Caños kostete 6 Medaillen oder 96 Piaster (der Piaster 1 Thlr. 10 gr. sächs.); in der dritten und vierten Reihe halb so viel. Jede Loge enthält höchstens sechs Plätze. Ein Platz auf der Gallerie kostete 8 Piaster, in der Luneta 4 und im Parterre 2 Piaster. Die Einnahme soll sich an diesem Abend auf 20,000 Piaster belaufen haben. Der Adel bezahlte die Logen und andre Plätze drei- bis sechsfach höher als der Preis war. Man schickte ihr Ringe, Juwelen, kostbare Shawls u. s. w. Eine spanische Dame, welche eine Loge nahm, verehrte der Sängerin ein Körbchen, in welchem ein Bouquet der schönsten Blumen lag, die ein Ring mit Brillanten zusammenband, und unter den Blumen lagen 20 Medaillen. In Lissabon, wo sie mit ähnlicher Galanterie oft beschenkt worden, empfing sie einst ein Schreibzeug, dessen Streusandfaß mit kleinen Diamanten angefüllt war, die man auf 2000 neue Cruzaden schätzte. Madame Catalani erschien mit Würde und Eleganz. Allein so schön sie die Bravour-Arien aus dem Mithridates, der Semiramis, dem Duca di Foix u. s. w. sang, so tief wurde sie gekränkt. Das Orchester, welches an sich nicht viel taugt, accompagnirte, vielleicht absichtlich, sehr schlecht, und eine Faction im Parterre bezeigte der Sängerin sogar seinen Unwillen durch Pochen und Pfeifen. Nach diesem zweifelhaften Siege trat Madame Catalani nur noch einmal öffentlich auf. Sie sang blos zwischen Acten eines sogenannten Drama sacro, und an diesem Abend war ihr Triumph vollständig."

Friedrich Konrad Hornemann.

Von

F. G. Crome,
in Lüneburg.

Digitized by Google

Friedrich Konrad Hornemann.

Friedrich Konrad Hornemann, geboren zu Hildesheim im October 1772, zeigte schon früh Spuren des Geistes und der Sinnesart, die ihn in spätern Jahren zu Unternehmungen trieben, welche mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa's auf sich gezogen haben. Indeß schienen die Umstände, unter denen seine Bildung begann, die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten seines Geistes wenig zu begünstigen, und geraume Zeit verfloß, ehe er seine wahre Bestimmung entdeckte und sich in Verhältnisse versetzt sah, in denen er die Lust, aber auch nur zu früh das Ende seines Lebens finden sollte.

Sein Vater war erster Prediger an der Andreaskirche zu Hildesheim, seine Mutter gleichfalls aus einer Familie, deren Häupter alle in öffentlichen, besonders in geistlichen Aemtern standen. Unter diesen Umständen schien es sich nach der Sinnesart jener Zeiten von selbst zu verstehn, daß der junge Hornemann dem Studiren, und namentlich der Theologie gewidmet wurde. Man hielt ihn zu einer gelehrten Schule; unter die schlechtern Schüler gehörte er nicht, aber Ausgezeichnetes entdeckte sich eben so wenig an ihm. Sein Sinn war auf das Neue, Ungewöhnliche, Gefährliche gerichtet, sein kraftvoller, nie von einer Krankheit befallner Körper hob diesen Sinn. Aber nach der Bestimmung, die man ihm gegeben hatte, lag ein wohl nützliches, aber stilles, alltägliches Leben vor ihm, und dieses enthielt nichts, was dem innern Beruf seines

Geistes zusagte. Diese Liebe zu dem Ungewöhnlichen offenbarte sich auch in der Wahl und der Art seines Umgangs. Stand und äußere Verhältnisse berücksichtigte er nie; wo er etwas Treuherziges und Kräftiges fand, dem schloß er sich an; so war ein alter Unterofficier, der viel kriegerische Abenteuer erlebt und die Gabe hatte, diese auf eine dem jungen Hornemann angenehme Weise zu erzählen, lange Zeit und bis zu seiner Entfernung von Hildesheim sein Liebling; und bei aller Anhänglichkeit an seine Freunde und Blutsverwandten, von der sein Leben manchen auffallenden Beweis enthält, fehlte es ihm von jeher an hinlänglicher Kenntniß und Beachtung der willkührlich angenommnen Formen des Umgangs, wodurch er von denen, welche den Werth des Menschen nach der Abglättung äußerlicher Sitten beurtheilen, oft verkannt, für hart und roh und feinerer Gefühle unfähig gehalten wurde.

Indessen war sein Vater, als Hornemann erst das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ihm schon entrissen, auch der mütterliche Großvater, dessen Rath bei allen Familienmitgliedern sehr viel galt, einige Jahr vorher verstorben, und der Mutter weicherer Sinn schien leichter zu bewegen, den Wünschen des angehenden Jünglings nachzugeben. Er ging damit um, den Plan einer gelehrten Bildung aufzugeben, und sich auf eine militärische Laufbahn vorzubereiten, die seiner Sinnesart mehr Befriedigung versprach als das stille, gleichförmige, gefahrlose Leben der gelehrten Stände. Der Kampf um Gibraltar, und die Heldenthaten der britischen Seemacht im amerikanischen Krieg, welche in diese Zeit von Hornemanns Leben fielen, beschäfftigten ihn Tag und Nacht; aber sein Ideal war doch eigentlich der große Friedrich und das preußische Heer. Dieses prangte damals noch im ungetrübten Glanz der Thaten des siebenjährigen Kriegs, und Hornemann kannte dies Heer und die Verhältnisse des Einzelnen in demselben nur sehr oberflächlich und von Weitem. Aber einem so gesunden Verstand, wie der seinige war, konnten die wahren Verhältnisse dieser Dinge nicht lange unbekannt bleiben; vielleicht trugen selbst die Märsche preußischer Truppen durch seine Vaterstadt auf dem Zuge gegen und von Holland dazu bei, ihm die Augen zu öffnen. Wir wissen, welche Grundsätze in Hinsicht der innern An-

ordnungen des Kriegsstands zu jener Zeit von den Regierungen befolgt wurden. Es konnte dem jungen Hornemann nicht unbekannt bleiben, ein wie alltägliches und glanzloses, damit wir nicht sagen elendes Loos, seiner warte, wenn er, der aus einer rechtlichen und nicht unangesehenen, immer aber doch nur unadeligen Familie entsproßne, auch mit dem besten Willen und nach der eifrigsten Vorbereitung, in den Militärstand treten würde. Solches aber wollte der junge Hornemann nicht und konnte es nicht wollen; daher wurde der ganze Plan aufgegeben, und Hornemann entschloß sich wieder zum Studiren.

Aus mehrern Gründen, unter denen die Hoffnung, daß ganz neue Umgebungen es ihm nicht wenig erleichtern würden den wiederaufgenommnen ältern Lebensplan mit neuem Eifer zu verfolgen, wohl der wichtigste seyn mochte, wurde er um Ostern 1788 in das Haus und den Unterricht seines Oheims, des Rectors der Stadtschule zu Lüneburg, Crome, gesandt, woselbst er drei Jahr verweilte. Von Lüneburg ging er nach Göttingen, auf welcher Universität er von Ostern 1791 bis 1794 dem theologischen Studium oblag.

Auch in dieser ganzen Periode zeigte es sich, daß er noch nicht in den Kreis eingetreten sey, für den die Natur ihn bestimmt hatte. Er trieb und erlernte nicht ohne Fleiß und Anstrengung, was er treiben und erlernen mußte, aus Pflichtgefühl und weil es der einmal gefaßte Lebensplan so mit sich brachte, aber ohne wahre Lust und Liebe für die Hauptsache desselben. Sein Herz hing an andern Dingen; die Neigungen seiner Kindheit waren noch in ihrer ganzen Stärke vorhanden. So wie vormals die Geschichtsbücher des alten Testaments, welche die Heldenzeit der Hebräer beschreiben, der ursprüngliche engländische Robinson, dessen Geschichte noch ungleich thatenreicher und also anziehender ist, als die jetzt fast allein bekannte Campe'sche Bearbeitung, endlich vor Allen die abenteuerliche Geschichte der Insel Felsenburg, diejenigen Bücher waren, welche er las und wieder las und fast auswendig wuste, so zogen ihn auch jetzt die Geschichten des vielgewanderten Odysseus, die Kämpfe um Troja, die Aeneide, und vor Allen die Helden der Varus-Schlacht gar gewaltig an; überhaupt liebte er von Dichtern und Prosaikern nur, was

sich auf Krieg und Reiseabenteuer bezog. Sein Geist war beständig mit solchen Dingen beschäfftigt, so oft nicht irgend ein andres nothwendiges Geschäfft ihn in Anspruch nahm. Einst hatte er sich eine lange, aber wohl zusammenhängende Geschichte ersonnen von einem Abenteurer, der unter wunderbaren Schicksalen auf noch unentdeckten Inseln ein unverdorbnes und bildsames Volk fand, in langen Kriegen voll mannigfaltiger Begebenheiten gegen mächtige, gleichfalls unentdeckte Völker durch das Uebergewicht seiner europäischen Cultur diesem Volk große Dienste leistete, desselben Anführer und König wurde ꝛc. Vielleicht hatte irgend ein altes Geschichtbuch ihm den ersten Stoff und Faden dieser Erzählung gegeben. Allein er hatte sich so sehr hineingedacht in dieselbe, daß sie ganz und gar sein Eigenthum geworden war. Er erzählte sie, wie wenn er selbst die Hauptperson gewesen sey, und zwar mit einer solchen lebendigen Theilnahme, daß er unter den Knaben beständig aufmerksame Zuhörer fand*), denen er immer zu früh abbrach. Seine Wahl des Umgangs war noch immer dieselbe, in seinem Benehmen war noch immer etwas Hartes und von den conventionellen Formen Abweichendes, obgleich die Verhältnisse, unter denen er lebte, ihn zwangen, sich unter dieselben zu fügen. Meilenweite Spaziergänge, bei denen er kein Wetter scheute, und querfeldein auf ungebahnten Wegen hervorragende Höhen, oder verborgne Thäler, oder die Ueberbleibsel der alten Zeit in Ritterburgen oder Hühnengräbern am liebsten besuchte, waren seine angenehmste Erholung. Dabei waren nur solche Begleiter ihm willkommen, welche seinen Sinn theilten, oder über welche er ein gewisses Uebergewicht hatte. Fand er diese nicht, so zog er lieber allein, er konnte dann seinen Gedanken am ungestörtesten nachhängen. In Wirthshäuser, besonders in solchen wo sich Stadtgesellschaften fanden, kehrte er dann nicht leicht ein; er suchte etwas darin, der Erfrischungen, deren Genuß andern Städtern bei solchen Ausflügen nothwendig scheint, gänzlich entbehren zu können. Ueberhaupt lebte er mäßig, und hat sich nie irgend eine Art der Ausschweifungen erlaubt, denen die kräftige männliche Jugend sich so oft zu überlassen pflegt.

---

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes gehörte zu denselben.

Unter solchen Umständen war seine Schul- und Universitätszeit verflossen, er mußte nun seinen Unterhalt durch eine Hauslehrerstelle suchen. Diese fand er um Ostern 1794 zu Hannover, auch wurde er mit Beibehaltung derselben im Sommer 1795 zum Mitlehrer an der dortigen Hofschule ernannt. Die Verbindungen, welche er sich an diesem Ort zu verschaffen wußte, und von denen jene Anstellung eine Folge war, bewiesen, daß man in ihm einen brauchbaren Mann fand, und eröffneten ihm vortheilhafte Aussichten; allein er fühlte sich nicht glücklich in diesen Verhältnissen. Alle seine Zeit und alle seine Kräfte wurden von Beschäfftigungen in Anspruch genommen, denen er eigentlich nie mit ganzem Herzen zugethan war, und was ihn noch mehr drückte, war, daß er sich jetzt ganz und gar in eine Lebensweise fügen mußte, die seinen Neigungen oft geradezu widersprach. Ob der erste Gedanke, sich in eine ganz andre Laufbahn zu werfen schon früher in Göttingen, oder erst damals in Hannover bei ihm entstanden ist, können wir freilich nicht nachweisen; so viel ist aber gewiß, daß die ihm so wenig zusagenden Verhältnisse in Hannover nicht wenig beigetragen haben, seinen neuen Lebensplan zur Reife zu bringen.

Es war nämlich zu seiner Kenntniß gekommen, daß zu London eine Gesellschaft existirt, welche sich mit der Erforschung des unbekannten Innern von Afrika beschäfftigt, und zu diesem Zweck auf ihre Kosten Reisende aussendet. Diese Nachricht warf einen mächtigen Funken in seine Seele; es leuchtete ihm die Hoffnung auf, seinen alten Lieblingswunsch, entfernte noch unerforschte Gegenden zu bereisen, erfüllt zu sehn. Bis dahin hatte er sich ihm nie ganz überlassen können — denn woher die Mittel nehmen ihn zu befriedigen? Jetzt war nur noch die Frage: wie mich mit der afrikanischen Gesellschaft in Verbindung setzen? Wie sie überzeugen, daß ich ein paßliches Werkzeug ihrer Plane bin? Diese Fragen beschäfftigten Hornemann Tag und Nacht, das für ihn so Unangenehme in seiner Lage zu Hannover gab ihnen ein täglich steigendes Interesse*), und indem er jeden freien Augenblick, den er nur

*) Wie sehr seine Verhältnisse in Hannover dazu beitrugen, den Plan seiner großen Reise zur Reife zu bringen, mag unter

erobern konnte, anwandte, um sich mit den Absichten und der Verfassung jener Gesellschaft, mit dem was ihre bisherigen Reisenden schon entdeckt hatten und was von den künftigen noch zu entdecken war, bekannt zu machen; so bildete er gerade dasjenige in sich aus, was ihn der afrikanischen Gesellschaft vorzüglich empfehlen mußte. Endlich faßte er sich ein Herz, dem Hofrath Blumenbach zu Göttingen, dessen Verbindungen mit der afrikanischen Gesellschaft er kannte, seine Wünsche zu entdecken. Es war im Nachsommer 1795 als er dieses that.

Blumenbach wurde nicht wenig überrascht durch diese Mittheilung des jungen Mannes, welcher früherhin wohl seine Vorlesungen besucht, aber in dem er nichts entdeckt hatte, was ihn von dem großen Haufen seiner Zuhörer auszeichnete. Aber er fand bald, daß Hornemann eine nicht gewöhnliche Kenntniß von den Gegenden, welche er zu bereisen wünschte, so wie von der Natur solcher Reisen besaß, alle Schwierigkeiten, welche es dabei geben würde, wohl erwogen, und alle Einwürfe, die gegen seinen Plan gemacht werden konnten, sich selbst schon gemacht, aber auch schon gehoben hatte. Nicht ohne Hoffnung, Hornemanns Wünsche zu unterstützen, entließ er ihn; doch wollt' er sich erst näher nach ihm erkundigen. Alle Nachforschungen fielen zu Hornemanns Gunsten aus; so brachte Blumenbach die Sache an die afrikanische Gesellschaft. Diese wollte vor Allem genauere Nachrichten über Hornemanns Ansichten und Plane haben; Blumenbach schrieb ihm deshalb nach Hannover. Kaum glaubte er seinen Brief in Hornemanns Händen, als dieser schon auf sei-

---

andern folgender kleine Zug beweisen. Als es entschieden, aber nur erst seinen vertrauten Freunden bekannt war, daß er reisen würde, sprach er oft und gern davon, welch' ein Vergnügen es ihm machen würde, wenn er vor gewissen Personen, um derentwillen er bis dahin sich so oft in die lästigen Formen eines fast höfischen Anstands hatte schmiegen müssen, nun auf einmal in dem Aufzug eines afrikanischen Reisenden erscheinen, sie mit der Ankündigung seines Abzugs überraschen, und im Ton der Gleichheit treuherzigen Abschied von ihnen nehmen könnte. Er hat nie etwas dieser Art gethan, aber er sprach oft und gern von den Auftritten, die eine solche Ueberraschung geben würde, die er sich gar spaßhaft dachte und sehr lebhaft auszumalen wußte.

nem Zimmer erschien, die Antwort persönlich zu bringen. Hornemann hatte eine Nacht durchwacht um den verlangten Aufsatz zu fertigen, und war dann als rüstiger Fußgänger, bei ungünstiger Witterung, in gar kurzer Zeit von Hannover zu Blumenbach geeilt. Der Aufsatz erhielt Blumenbachs vollkommnen Beifall, eben so den der afrikanischen Gesellschaft zu London. Nach einigen Hin- und Herschreiben war die Sache in Ordnung. Hornemann sollte einige Monate in Göttingen zubringen, um sich auf seine Reise noch besser vorzubereiten, dann in London nähere Instructionen abholen und die große Reise selbst beginnen.

Seine Freude war grenzenlos; ein neues Leben war ihm aufgegangen. Er eilte, von seinen amtlichen Verhältnissen in Hannover sich loszumachen, um Göttingen wieder zu beziehn. Dies geschah im Vorsommer 1796. Hier lebte er einzig der Vorbereitung auf seine große Reise. Was nur ihre Ausführung begünstigen oder ihren Nutzen erhöhen konnte: Kenntniß der Sprachen, Sitten und Lebensweise der Völker und der Natur der Gegenden, welche er zu besuchen gedachte, Bekanntschaft mit der Kunst, die geographische Lage mit unvollkommnen Hülfsmitteln zu bestimmen, einige medicinische Kenntnisse, um die eigne Gesundheit besser erhalten, und den rohen Afrikanern sich als Arzt empfehlen zu können, Uebungen im Zeichnen nach der Natur, einige mechanische Fertigkeiten u. s. w. war Gegenstand seines feurigsten Eifers. Man muß bedenken, daß Hornemann von Jugend auf und bis zum Sommer 1796 in Verhältnissen lebte, die seine Thätigkeit größtentheils für ganz andre Dinge in Anspruch nahmen, als welche zur Vorbereitung auf eine Reise ins innere Afrika dienen konnten, daß er, bei aller Lebhaftigkeit des Wunsches, fremde, unentdeckte Gegenden zu besuchen, bis zum Sommer 1795 nicht wissen konnte, ob dieser Wunsch je in Erfüllung gehen werde, und am wenigsten, welche Gegenden und welche Völker des Erdbodens zu besuchen ihm vielleicht noch einmal vergönnt seyn würde, daß also diese doppelte Ungewißheit theils seinen Eifer im Einsammeln der erforderlichen Kenntnisse schwächen, theils ihn des Vortheils eines bestimmten Gegenstands berauben mußte, endlich, daß Hornemanns Fassungskraft im Allgemeinen keineswegs außerordentlich,

und er für einige Gegenstände, namentlich für das Zeichnen, ohne künstlerische Anlagen war. Dies wohl erwogen, ist zu bewundern, wie viel Hornemann in den sechs Monaten leistete, welche er zu Göttingen zubrachte; — man sah an ihm recht augenscheinlich, wie Lust und Liebe so unendlich Vieles vermögen. Von recht vielen der göttingischen Lehrer wurde ihm gar herrlich in seinen Bemühungen fortgeholfen; Blumenbach besonders war sein thätigster Gönner und Freund. Das Körperliche wurde auch nicht vernachlässigt, fortgesetzt wurden besonders die Gewöhnungen an eine einfache Lebensart voller Entbehrungen und Anstrengungen. Da Hornemann die Kinderblattern nie gehabt hatte, und diese Krankheit in reifern Jahren und unter einem heißern Himmelsstrich doppelt gefährlich ist, so ließ er sich dieselben mehr als einmal einimpfen, aber jedesmal ohne Erfolg; Beweis genug, daß er sie nicht zu befürchten hatte.

Ehe wir Hornemanns fernere Schicksale beschreiben, muß noch eines Umstands erwähnt werden, der beweist, daß diejenigen ihm Unrecht thun, welche, getäuscht durch eine oberflächliche Bekanntschaft mit seinem Benehmen, ihn einer gewissen Rauheit des Sinns und des Mangels an feinerm Gefühl beschuldigen.

Seine Mutter lebte nach ihres Mannes Tod in den drückenden Verhältnissen einer fast vermögenslosen Prediger-Witwe. Von ihren übrigen Kindern, zwei Töchtern und einem jüngern Sohn, konnte sie für die Unterstützung ihres Alters wenig erwarten, unsern Hornemann betrachtete sie mit Recht als die Stütze desselben. Er hatte sich beständig als guter Sohn und Bruder bewiesen; manche Züge, die von seinem zarten Familiensinn zeugen, könnten angeführt werden. Bei seinen großen Planen war ihm nichts schmerzhafter, als die Zerstörung der Hoffnungen, welche die gute Mutter auf sein Bleiben und seine dereinstige Anstellung im Vaterland gebaut haben mochte. Es kostete ihm einen gewaltigen Kampf, seine Plane und Hoffnungen ihr mitzutheilen und ihre Einwilligung zu erbitten; ohne diese wollte er das große Werk nicht unternehmen. Aber er knüpfte gleich vom Anfang her an seine Verhältnisse zu der afrikanischen Gesellschaft eine Hoffnung, deren Verwirklichung er nie aus den Augen verlor,

er machte es zu einer der Bedingungen, unter denen er in ihre Dienste trat, daß man seiner Mutter, auf den Fall seines Todes im Dienst der Gesellschaft, eine Pension zusichre. Auch dieser Wunsch fand eine günstige Aufnahme. So hatte Hornemann die Kindespflichten erfüllt, und konnte mit ruhigem Herzen die Bahn seines großen Berufs verfolgen. Aber die vortreffliche Frau, welche, lange vorher ehe diese Sache in Ordnung war, ihre Einwilligung zu einer Unternehmung gegeben hatte, welche auch sie als einen wahrhaft göttlichen Beruf betrachte, sollte die Früchte der Sorgfalt des guten Sohns nicht genießen; sie starb im dritten Jahr nach seiner Abreise, und der letzte Brief, welchen er ihr unter dem 6. April 1800 von Mursuck aus schrieb, fand sie nicht mehr am Leben.

Im Februar 1797 verließ Hornemann Göttingen, und nachdem er einige Tage in seiner Familie zu Hildesheim zugebracht hatte*), ging er über Cuxhaven nach London.

---

*) Auch der Verf. dieses Aufsatzes, welcher damals zu Helmstädt studirte, hatte sich, von Hornemann aufgefordert, zu Hildesheim eingefunden. Natürlich drehten sich alle Unterhaltungen um die afrikanische Reise. Hornemann war höchst vergnügt, vorzüglich auch darüber, daß seine Plane fur die Richtung seiner Reise den Beifall der afrikanischen Gesellschaft gefunden hatten. Er pflegte sich zu rühmen: „ihm sey es vergönnt, den Sturm unmittelbar auf das Herz seiner Dame (Afrika) zu machen, während die Mitbewerber, Brown und Parck, sich begnügen müßten, ihr Hand und Mund zu küssen" Außerdem gab Knigge's bekannter Roman „Nachrichten über die Aufklärung in Abessinien", in Beziehung auf Hornemanns Vorhaben vielfachen Stoff zu manchem Gespräch. Bekanntlich erzählt jener Roman, wie ein Deutscher nach manchem Abenteuer in Abessinien angekommen und dort zum ersten Minister des Königs erhoben sey, dann die Mitglieder seiner Familie nach sich gezogen, und diese zu den wichtigsten Aemtern des Abessinischen Staats angestellt habe u. s. w. Ein gleiches Glück wurde Hornemann geweissagt; man empfahl sich seiner Protection, und er war gütig genug, Aemter und Würden vorläufig zu vertheilen. Was damals ein unterhaltender Scherz war, diente, als späterhin die Nachrichten über Hornemann ausblieben, manchem seiner Freunde zu einigem Trost. Man dachte sich, daß ein ausgezeichnetes Glück an einem der Höfe des innern Afrika's Hornemann eben so gut zurückhalten und ihn verhindern könnte, Nachrichten von sich zu geben, als wir leider! diesen Mangel jetzt nur der Wahrscheinlichkeit seines Todes zuschreiben müssen.

Hier fand er die allergünstigste Aufnahme, und wurde von der afrikanischen Gesellschaft mit einem Zutraun beehrt, wie es noch keinem ihrer frühern Reisenden geschenkt war. Was man schon vorhin ihm versprochen hatte, wurde bestätigt. Man billigte seine Vorschläge über die Art und Richtung seiner Reise; man gab ihm keine besondern Instructionen über das Einzelne der Ausführung seiner Plane oder der Gegenstände, auf deren Erforschung er seine Aufmerksamkeit vorzüglich richten sollte, sondern überließ dieses seinem Ermessen und seiner Beurtheilung der jedesmaligen Umstände; man setzte nichts fest über die Summe der Reisekosten, sondern empfahl ihm nur, keinen wichtigen Zweck seiner Reise aus Furcht vor einem vergrößerten Aufwand zu versäumen u. s. w. Hornemann war höchst erfreut, und fühlte seinen Eifer für eine würdige Ausführung des großen Unternehmens nicht wenig gestärkt. „Kein einziger Engländer", so schrieb er seiner Mutter unter dem 21. März, „mit dem ich in Verbindungen ge„kommen bin, hat das blicken lassen, was man engländi„schen Stolz nennt, wenigstens nicht gegen mich. Meine „hiesige Aufnahme geht weit über meine Erwartung, und „ist so, wie ich sie vernünftiger Weise nur je wünschen „konnte. Wie ich mehr Achtung erlangen könnte, wenn „ich geborner Engländer und 20 Jahr lang Professor zu „Oxford gewesen wäre, sehe ich nicht ein. Die afrikani„sche Gesellschaft hat mir völlig überlassen, wie ich meine „Plane einrichte und ausführe, sie wünscht, daß ich nach „Aegypten gehen und von da in's Innere, wo möglich „nach Kaschna vordringen möge — gerade so wie es immer „mein Wunsch war; — ich soll mir Zeit nehmen; sie er„mahnt mich zur Geduld und zur größten Vorsicht für „meine Gesundheit und Leben, weitere Instructionen gibt „sie mir nicht — so trug es mir Graf Moira in der Ver„sammlung des engern Ausschusses vor. Ich kann nicht „leugnen, daß ein so uneingeschränktes Zutraun mir nicht „wenig schmeichelt; denn was ich jetzt von mir sagen kann, „kann wahrlich nicht leicht ein Reisender, der nicht auf „eigne Kosten, sondern für fremde Rechnung reist, von „sich rühmen. Desto mehr werde ich Alles thun, um mich „eines so großen Zutrauns würdig zu machen. Da ich „nun ganz frei bin, so werde ich wenigstens 3—4 Mo„nate in Aegypten bleiben, mich an's afrikanische Klima „und die dortige Lebensart gewöhnen, Bekanntschaften

mit

„mit den Negerkaufleuten machen, — durch diese nähern „Vorbereitungen hoffe ich schon den dritten Theil des ganzen Werks vollendet zu haben. — Uebrigens ist's eine „Lust hier, und ich denke mir in Cairo auch. London ist „wahrlich ein Ort, wo man Empfehlungsschreiben für alle „Gegenden der Welt bekommen kann; ich habe jetzt schon „viele für Aegypten u. s. w." — Wir sehen, wie Hornemann seinen Aufenthalt in London betrachtete. Bereichert mit mancherlei Nachrichten über die von ihm zu bereisenden Gegenden, gestärkt in seinem Eifer durch das zuvorkommende Vertraun der afrikanischen Gesellschaft und andrer angesehenen Männer*), ausgerüstet mit wirksamen Empfehlungsschreiben, verließ er England am 29sten Junius 1797, seine Reise über Frankreich weiter fortzusetzen.

Obgleich mitten im Krieg gegen England, hatte das französische Directorium auf die Verwendung eines der thätigsten Mitglieder der afrikanischen Gesellschaft, Sir Joseph Banks, Hornemann die Erlaubniß und einen Paß durch Frankreich zu reisen gegeben. Er hoffte auch in Paris einige Beförderungsmittel seiner Reise zu finden, und diese Hoffnung betrog ihn nicht. Der berühmte Astronom la Lande interessirte sich besonders für ihn; er wurde dem National-Institut vorgestellt; der Generalconsul du Roché empfahl ihn einem türkischen Kaufmann aus Tripolis ꝛc. Dieser letztere war besonders eine sehr wichtige Bekanntschaft für Hornemann. Manches, was selbst der gelehrteste Europäer nicht wissen konnte, und was doch für Hornemann höchst wichtig seyn mußte, erfuhr er durch diesen Afrikaner; ja er wußte sich seine Freundschaft so sehr zu

*) Sogar von den Mitgliedern der sogenannten hannöverschen Gesandtschaft zu London wurde Hornemann mit Auszeichnung aufgenommen. Er schreibt von ihnen: „Baron von Lenthe und Best sind sehr artige Männer. In Lenthen sucht man gar den hannöverschen Minister nicht. Am Dienstag war ich bei'm Minister von Lenthe zu Mittag, Thee und Abendessen u. s. w."

verschaffen, daß dieser ihn eines Tags mit einem arabisch geschriebnen Empfehlungsschreiben an einen seiner Freunde in Cairo, Hadschi Cassan Benhassan, überraschte. Dieser Brief war in einem recht treuherzigen Tone geschrieben; — „und wenn du siehst, daß er mit unsichern Leuten „abreisen oder einen zu gefährlichen Weg nehmen will, „so rathe ihm ab und hilf ihm dazu nicht; leiste ihm alle „Höflichkeit, wie wenn ich selbst zu dir käme u. s. w." — so lautete es in diesem Briefe.

Mit vergrößerten Hoffnungen verließ Hornemann Paris nach einem vierzehntägigen Aufenthalt, und eilte den Küsten des mittelländischen Meeres zu. Aber er fand zu Marseille keine Gelegenheit unmittelbar nach Alexandrien, wohl aber ein Schiff nach Cyprus, und zugleich die Versichrung, daß von dieser Insel aus mit Aegypten großer Verkehr getrieben würde. So reiste er am 11ten August von Marseille über Cyprus nach Alexandrien, woselbst er ohne weitere Abenteuer am 13ten September 1797 ankam.

Das Glück, welches seine bisherigen Reisen begleitet hatte, schien ihn auch in Aegypten aufzusuchen. Zu Alexandrien, wo er vom engländischen Consul sehr freundschaftlich aufgenommen wurde, traf er einen Mönch, welcher gerade dasselbe Kloster zu Cairo besuchen wollte, in welchem Hornemann seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, und dieser Mönch war ein Deutscher, der aber wegen seiner langen Entfernung vom Vaterlande das Arabische besser sprach, als das Deutsche. Mit diesem reiste er zu Wasser den Nil hinauf über Rosette nach Cairo, woselbst er am 27sten September ankam. Er traf dort einen andern Deutschen, den Major Schwarz, welcher in Gesellschaft eines Engländers jene Gegenden bereiste, und durch den er manche nützliche Nachricht einzog; — ja, was ihm noch viel mehr werth war, einen andern Deutschen, Joseph Freudenburg, gebürtig aus Köln, welcher schon vor zwölf Jahren gezwungen worden war die Muhammedanische Religion anzunehmen, die Wallfahrt nach Mecca dreimal gemacht hatte, und Arabisch und Türkisch mit großer Fer-

tigkeit sprach. Hornemann bediente sich seiner als Dolmetscher. Ihm gefiel dieses Amt, und da er Hornemanns weitere Absichten erfuhr, so bot er sich ihm zum fernern Begleiter an. Es war nicht zu übersehn, wie große und mannigfaltige Dienste ein solcher Mann leisten, und wie er der einzige seyn mußte, der auf den Fall von Hornemanns Tod seine Papiere nach Europa überbringen konnte. Daher nahm Hornemann ihn an, und glaubte ihn überdies durch das Versprechen einer besondern Erkenntlichkeit von Seiten der afrikanischen Gesellschaft fester sich verbinden zu dürfen und zu müssen.

Von Cairo aus wollte nun Hornemann seine eigentliche Entdeckungsreise beginnen. Ueber diese Stadt ziehen alljährig die Karavanen der Muhammedanischen Pilgrime aus dem nördlichen und westlichen Afrika nach Mecca und von dort in's Vaterland zurück; ihnen schließt sich eine Menge andrer Reisenden an. Die bedeutendste dieser Karavanen zieht von Cairo über Sirah und Augela nach Mursuck, der Hauptstadt des Reiches Fessan. Mursuck liegt etwa 200 bis 220 d. M. in westlicher, ein wenig nach Süden abweichender Richtung von Cairo, und etwa 80 bis 90 d. M. in südlicher, wenig gen Osten abweichender Richtung von Tripolis. Mursuck ist ferner der Mittelpunct, in dem sich fast alle Wege vereinigen, welche die nördlichen und nordöstlichen Küstenländer von Afrika mit den von Europäern noch unbesuchten, aber höchst merkwürdigen Binnenländern des mittlern Afrika verbinden. Von Mursuck aus gehen Karavanen nach Cairo, Bergasi, Tripoli, Gadames, Burnu, Twat, Kaschna, der Hauptstadt des Landes Sudan u. s. w. Gelang es Hornemann nach Mursuck zu kommen, und dort für einen Muhammedaner zu gelten, so konnt' er ohne große Schwierigkeiten seine fernere Reise mit einer der nach dem Süden ziehenden Karavanen fortsetzen, und die wohlangebauten und starkbevölkerten Länder an den Ufern des Nigers oder Joliba besuchen, welche durch ungeheure Wüsten von Afrika's Küstenländern getrennt, gewissermaaßen einen besondern Welttheil für sich ausmachen. Auf diese Binnenländer war Hornemanns Aufmerksamkeit eigentlich gerichtet. Man wußte schon länger, daß dort noch manches Wichtige

zu entdecken sey, und daß sich Vieles in der Natur dieser Gegenden und ihrer Bewohner, in der Beschaffenheit des Bodens und seiner Erzeugnisse, in der Richtung der Gebirgszüge und dem Laufe und der Verbindung der Gewässer ganz anders finden würde, als man früherhin geglaubt hatte. Während Hornemann noch in London war, kamen sichre Nachrichten von einem andern Reisenden der afrikanischen Gesellschaft, Mungo Park, dort an, welche es außer allen Zweifel setzten, daß die Flüsse Senegal und Gambia an der Abendseite eines bedeutenden Gebirges entspringen, welches kaum anderthalbhundert Meilen von der westlichen Küste von Afrika entfernt ist; daß von dem entgegengesetzten Abhange dieser Gebirge herab ein mächtiger Strom in östlicher Richtung seinen Lauf durch das mittlere Afrika nimmt, und daß an den fruchtbaren Ufern dieses Wassers, welches die Einwohner Joliba, Zad, Nil Abid nennen, sehr zahlreiche Völkerschaften wohnen. Diese Gegenden zu erforschen, die Fragen aufzuhellen: ob dieser Joliba derselbe Fluß sey, welchen die Alten den Niger nannten, und ob dieser seine Gewässer, wie die Wolga und der Orus, in einen Landsee ergösse oder mit dem Nil vereinige? welche Verbindungen und Verhältnisse zwischen diesen Gegenden und den noch entferntern Landstrecken des innern südlichern Afrika's und der Gebirgsländer der Ostküste statt fänden? u. s. w., war die Aufgabe, welche Hornemann zu lösen sich vorgenommen hatte. Was er auf seiner fernern Reise von London nach Cairo, und an diesem Ort erfuhr, vermehrte seine Kenntniß von den Mitteln, diese Gegenden zu erforschen. Der schon vorhin erwähnte türkische Kaufmann aus Tripoli, den Hornemann in Paris kennen lernte, und dem er seine Absichten mittheilte, war gar nicht damit zufrieden, daß er über Cairo gehen wollte, sondern rieth ihm, von Tripoli aus unmittelbar über Mursuck den Weg in's Innere einzuschlagen. Allein zu London hatte er nun einmal den Weg über Cairo zu nehmen festgesetzt, und Alles war auf diese Richtung seiner Reise berechnet. Sie bot überdem manche anderweitige Vortheile dar. Es kam Alles darauf an, daß Hornemann im Innern nicht als Christ und Europäer erkannt wurde. Dies war leichter zu erreichen, wenn er zu Cairo, an einem Orte, wo eine Menge nichtchristlicher Fremdlinge von mehrern Seiten zusammenströmen, als zu

Tripoli, einer Seestadt, wo dies bei weitem nicht so sehr der Fall ist, sich den in's innere Afrika ziehenden Karavanen anschloß. Die glücklichen Umstände, welche Hornemann in Cairo fand, haben wir schon vorhin bemerkt. Sie begünstigten seine Verwandlung in einen muhammedanischen Kaufmann nicht wenig. Er machte sich mit den Sitten, der Sprache und den Religionsgebräuchen jener Völker bekannt, wahrscheinlich hatte er auch, um seine Absichten desto besser zu verbergen, das Kloster, in welchem er sich zuerst aufhielt, schon länger verlassen. Da die Muhammedaner, welche Mecca besuchen, dort viele ihrer Glaubensgenossen kennen lernen, welche das Arabische nicht sprechen, und in Sitten und Gebräuchen manches Abweichende haben, so konnte auch seine noch unvollkommne Fertigkeit im Arabischen, so wie in der Nachahmung der Sitten und Gebräuche des Landes, Niemand auffallen, und nach und nach mußte er sich in allen diesen Dingen seinen Reisegefährten gleichstellen. Die wichtigsten Gebete und Religionsgebräuche der Muhammedaner hatte er sich ganz zu eigen gemacht, er las täglich den Koran, und wo er selbst nicht ausreichen konnte, sollte ihm sein Freudenburg aushelfen. So war Hornemann voller Hoffnung und Muth, welche sich in allen seinen aus Aegypten nach Europa geschriebnen Briefen auf's lebhafteste ausdrückten, als plötzlich mehrere unvorhergesehene Hindernisse von großer Wichtigkeit eintraten, deren endliche Beseitigung aber nur dazu dienen konnte, sein Zutraun zu der glücklichen Beendigung des großen Unternehmens um ein Bedeutendes zu befestigen.

Ende Mai's 1798 gedachte Hornemann von Cairo abzureisen; aber im April verbreitete sich die Pest in dieser Stadt, und Jedermann mußte sich eingezogen halten, um die Ansteckung zu vermeiden. Die Karavane nach Fessan fing an sich zu versammeln, aber Hornemann wagte es nicht, sich hinzubegeben und die Anschaffung der unmittelbaren Reisebedürfnisse zu besorgen; auch fehlt' es ihm bei dem unterbrochnen Verkehr zu jener Zeit an Geld. Seiner Vorsicht ungeachtet, kam ihm dennoch die Gefahr nahe genug: in demselben Hause, welches er bewohnte, starb eine Frau an der Pest; er selbst blieb von diesem Uebel be-

freit. Indeß ließ es allmählig nach, und Hornemann erneuerte seine Bekanntschaft mit einigen Männern der Karavane, die in der Stadt geblieben waren um einige Freunde zu erwarten, die von Mecca kommen sollten; ein französisches Handelshaus wollte ihm das nöthige Geld vorstrecken; er sah seine Abreise nahe, da erscholl plötzlich die Nachricht von der französischen Landung bei Alexandrien (den 2. Juli 1798). Die Wuth des Volks drohte alle Fremden zu ermorden, sie musten sich in die Festung flüchten, die Karavane nach Fessan zerstreute sich, die von Mecca wurde durch die Furcht vor den Franzosen zurückgehalten; selbst als diese Cairo besetzt und die Sicherheit der Europäer hergestellt hatten, war zu befürchten, theils, daß der Karavanen-Verkehr noch länger unterbrochen werden, theils, daß die Franzosen die fernern Unternehmungen eines Reisenden, der im Dienst einer englandischen Gesellschaft stand, beschränken oder ganz untersagen würden. Allein Alles ging besser als Hornemann gehofft hatte. Französische Gelehrte führten ihn bei dem Obergeneral ein, und dieser, damals noch nicht wenig bemüht, den Ruhm eines Beschützers der Wissenschaften zu gewinnen, erlaubte ihm nicht allein seine Plane zu verfolgen, sondern gab ihm auch Pässe und bot ihm Geld und andre Unterstützungen an. Auch fing, so wie der erste Schrecken vorüber und die Ruhe einigermaaßen wiederhergestellt war, der Karavanen-Verkehr wieder an; die von Mecca erwarteten Pilger kamen an, die Karavane nach Fessan bildete sich, Hornemann rüstete sich aus und schloß sich ihr an, und hatte endlich das Vergnügen, am 4ten Septbr. 1798 in ihrer Mitte aus der Nähe von Cairo gen Fessan aufbrechen zu können.

Es ist hier der Ort nicht zu erzählen, welche Beobachtungen er auf dieser Reise machte, welche Nachrichten er einzog, und wie sehr, was er auf derselben erfuhr, ihn mit neuem Muth und erhöhter Lust, sich in die noch entferntern Länder des innern Afrika's zu begeben, erfüllen mußte. Wen solche Dinge anziehen, mag über sie das Tagebuch seiner Reise nachschlagen.*) Aber einer Begeben-

*) S. Fr. Hornemanns Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuck. Weimar 1802.

heit derselben müssen wir gedenken. Hornemann hatte sich vielleicht zu unvorsichtig mit der Durchsuchung der Ueberbleibsel beschäfftigt, welche von dem im Alterthum hochberühmten Tempel des Jupiter Ammon, neben der Stadt Sirah, befindlich sind. Die Einwohner dieser Stadt, auf's höchste gereizt durch den unerwarteten Einbruch der Franken in Aegypten, wie alle Eingebornen des nordöstlichen Afrika's, und in jedem Reisenden, dessen Betragen von dem gewöhnlichen abwich, einen fränkischen Kundschafter argwöhnend, waren mehrere hundert Bewaffnete stark der Karavane nachgeeilt, und schienen Hornemanns Tod verlangen zu wollen. Er ahnete nichts von der Gefahr, die über seinem Haupt schwebte, als ihn Freudenburg, den er ausgeschickt hatte, zu sehn, was es gäbe, mit der schrecklichen Nachricht überraschte. Dieser Mensch hatte den Kopf verloren; er gab Alles auf, und wollte nur sein Leben so theuer als möglich verkaufen. Hornemann untersagte ihm alles Aufsehnerregende, und ging unbewaffnet auf die Versammlung der Siraher zu, unter die sich einige Mitglieder der Karavane gemischt hatten. Niemand antwortete ihm, als er mit dem gewöhnlichen Gruß der Muhammedaner unter sie trat, vielmehr riefen einige ihm zu: „du bist einer der neuen Christen aus Cairo, und hierher gekommen unser Land auszukundschaften." Hornemann, ohne darauf zu antworten, setzte sich neben einen angesehnen Mann aus Sirah, mit dem er schon vorher Umgang gehabt hatte, und sagte zu ihm: „aber sage mir, „Bruder, sahst du je dreihundert bewaffnete Männer drei „Tagereisen machen, um zwei Männer zu verfolgen, die „zehn Tage als Freunde unter ihnen lebten, mit ihnen „aßen und tranken, und deren Zelt jedem offen stand? „Du selbst hast uns angetroffen wie wir beteten und im „Koran lasen, und nun beschuldigst du uns, wir gehörten „zu den Ungläubigen in Cairo, die wir doch jetzt meiden? „Weißt du nicht, daß es eine große Sünde ist, einem Recht„gläubigen zu sagen, er sey ein Heide? Von dir erwar„tete ich mehr Verstand und mehr Gottesfurcht." Der Ernst und die Fassung, mit der Hornemann diese Rede vortrug, machte vielen Eindruck; der Angeredete suchte sich zu entschuldigen. Indeß fuhr einer aus dem gemeinen Haufen mit Beschuldigungen fort; Hornemann wandte sich gegen ihn: „Schweige doch ja, Freund", sagte er zu

ihm, „wollte Gott ich wäre der arabischen Sprache hin„länglich mächtig, ich würde dir und Hunderten deines „Gleichen Fragen vorlegen, die euch beweisen sollten, daß „ich gründlicher im Islam unterwiesen bin, als ihr.“ — „Wahrlich“, sagte darauf ein alter Mann, „dieser ist jün„ger als jener, und doch unerschrockner.“ (Sie meinten Freudenburg, dessen Angst sie bemerkt haben mußten.) „Mein Begleiter“, erwiederte Hornemann sogleich, „fürch„tet sich nicht vor euch, denn wir haben Freunde, vor de„nen ihr euch fürchten müßt. Weißt du wohl was es sa„gen will, einem Mann, der mit Sultanen und Prinzen „umgeht, vorzuwerfen, er sey ein Ungläubiger?“ — Die Versammlung, durch das Bisherige schon sehr beruhigt, fragte nun noch, warum Hornemann und sein Begleiter christliche Briefe bei sich führten? Hornemann merkte, daß Freudenburg die Unvorsichtigkeit gehabt haben müsse, den französischen Paß zu zeigen; aber dieses Papier, welches kein andrer aus der Karavane zu lesen verstand, konnte ihnen jetzt nicht mehr schaden. Hornemann holte es aus dem Zelte, und brachte zugleich den Koran mit. Einer der Sirayer nahm den Paß, entfaltete ihn und fragte gar ehrbar: „ob Niemand dies lesen könne?“ Alle verneinten es, auch Hornemann und sein Begleiter, denen man dieselbe Frage vorlegte; sie sagten nur: es sey ihnen gegeben um sicher aus Cairo zu kommen. „Aber dieses da“, sagte Freudenburg und nahm Hornemann den Koran aus der Hand, „dieses da ist das Buch, welches ich verstehe.“ Nun forderte man die beiden Deutschen auf im Koran zu lesen, um zu zeigen daß sie Muhammedaner wären. Und siehe, sie lasen nicht allein, sondern Freudenburg wuste ganze Stellen aus dem Gedächtniß herzusagen, und Hornemann ganze Sprüche aufzuschreiben. Dies Letztere besonders ist eine gar seltne Kunst in diesen Gegenden. Alle rechtlichen und religiösen Männer unter den Sirahern und in der Karavane waren nun ganz und gar für die beiden Deutschen gewonnen; sie traten zu ihrer Vertheidigung auf, und die welche nur mitgezogen waren, weil sie hofften es sollte etwas zu plündern geben, mußten schweigen. So wurden die beiden Deutschen nicht allein aus dieser großen Gefahr gerettet, sondern ihr Ruf als besonders gelehrte und religiöse Männer war auch unter ihren Begleitern fest begründet.

Am 17. November 1798 traf Hornemann mit der Karavane zu Murſuck, der Hauptſtadt des Reiches Feſſan, ein. Anfangs hatte er die Abſicht, mit einer Karavane, welche wenig Tage nach ſeiner Ankunft nach Agades und Kaſchna, (Agades etwa 120 d. M. ſüdlich von Murſuck, Kaſchna etwa 60 bis 70 d. M. ſüdweſtlich von Agades) weiter in's innere Afrika zu ziehn. Allein mehrere Umſtände, beſonders die durch einen Krieg geſtörte Sicherheit dieſes Wegs, bewogen ihn, eine Karavane von Burnu zu erwarten, mit welcher er nach dieſer Stadt (etwa 140 bis 150 d. M. ſüdöſtlich von Murſuck) zu reiſen, und von dort aus die Ufer des Joliba und die Stadt Kaſchna zu bereiſen gedachte. Indeß ſtarb ſein Freudenburg, und er ſelbſt wurde einige Zeit von einem endemiſchen Fieber befallen; Alles, was er zu Murſuck von wichtigen Dingen in Erfahrung bringen konnte, hatte er eingeſammelt, und es wurde bekannt, daß die Karavane aus Burnu erſt ſpät eintreffen und erſt am Ende des Frühjahrs 1800 die Rückkehr antreten werde.*) Hornemann beſchloß, die Zwiſchenzeit zu

*) Nach genauer Durchſicht der dieſen Theil von Hornemanns Leben betreffenden Nachrichten, iſt mir etwas aufgefallen, über welches die Herausgeber ſeines Tagebuchs keine weitere Auskunft geben. Am 17. Nov. 1798 kam H. zu Murſuck an, gleich darauf geht die Karavane nach Agades und Kaſchna ab. Nun verweilt er bis Mitte 1799 in Murſuck, und hat dann noch Zeit genug, den Abſtecher nach Tripoli zu machen, von wo er erſt am 20. Jan. 1800 nach Murſuck zurückkehrt, und dann erſt am 7. April 1800 weiter in's Innere abgereiſt iſt, oder abzureiſen dachte, (denn mit den Briefen vom 6. April ſchließen ſich die Nachrichten von ihm.) War denn vom Novbr. 1798 bis April 1800, alſo in anderthalb Jahren, keine ſichre Reiſegeſellſchaft ins tiefere Innere zu finden? Ging die Karavane nach Burnu, ſo gut wie im April 1800, nicht auch im Frühjahr 1799 ab? So viel mir bekannt iſt, geht auf den großen Karavanenſtraßen alljährig wenigſtens eine Karavane, und die, von denen hier die Rede iſt, ſind doch gewiß unter die beſuchteſten zu rechnen. In den Nachrichten welche ich benutzen kann, (außer den gedruckten liegen noch drei eigenhändige Briefe Hornemanns an ſeine Mutter aus Tripoli vom 20. Aug. 1799, eben daher vom 19. Oct. 1799, und aus Murſuck vom 6. Apr. 1800 vor mir) finde ich keine unmittelbare Beantwortung der vorhin aufgeworfnen Fragen. Nun ſagt H. in dem Brief vom 19. Oct. 1799, „daß er etwa ½ Monat nach ſeiner Ankunft in

einer Reise nach Tripoli zu benutzen — denn wer sollte nach Freudenburgs Tod seine bis dahin gemachten Entdeckungen der afrikanischen Gesellschaft überschicken, wenn auch er umkommen sollte? Mitte Juni's reiste er von Mursuck ab, und kam nach zwei Monaten in Tripoli an; hier hielt er sich bis zum 1. Decbr. auf. Er wohnte in einem türkischen Wirthshaus (Fanduck), woselbst er das Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Mursuck ordnete, und nebst mehrern Briefen an seine Angehörigen und die afrikanische Gesellschaft absandte. Um seine Rolle als Muhammedaner sicher fortspielen zu können, vermied er den Umgang mit den dortigen Christen so viel als möglich; er scheint nur allein das Haus des engländischen Consuls besucht zu haben, weil dieser derjenige war, durch welchen er seine Briefe und Nachrichten nach Europa sandte, und das zur fernern Reise nothwendige Geld bezog. Von dieser Reise hegte er die größten Hoffnungen. Freudenburgs Tod hielt er für keinen großen Verlust, da er jetzt das Arabische besser sprach als jener, und er war entschlossen, nie wieder einen Europäer oder irgend etwas Europäisches an Kleidungen, Büchern u. s. w. mit sich zu nehmen, überzeugt, desto sichrer sein Geheimniß zu bewahren, und allenthalben für einen Muhammedaner zu gelten. Nur allein der Bascha von Tripoli wußte was Hornemanns Absicht war, und hatte versprochen, ihm in Allem zu helfen, weil er wegen der Nähe der engländischen Flotten ein großer Freund der Engländer war, und sie in Allem sehr begünstigte.*) Außerdem fand er zu Tripoli auch den tür-

---

Mursuck (also gegen Ende Januars 1799) das Fieber bekommen habe". setzt aber nicht hinzu, wie lange dieses anhielt. Es ist möglich, daß es ihn verhindert hat, schon im Frühjahr 1799 mit der Karavane nach Burnu abzureisen, und daß der Tod seines Begleiters, welcher während Hs. Krankheit erfolgt zu seyn scheint, so wie die eigne Unpäßlichkeit an die Möglichkeit seines Todes durch eine Krankheit (an welche er vormals nie glaubte) ernstlich erinnernd, ihn bewogen habe, vor allen Dingen seine bisherigen Reisebemerkungen in sichre Hände zu bringen.

*) Hornemanns eigne Worte, mit denen er seine Verhältnisse zu dem Bascha von Tripoli in dem Briefe vom 19. Octbr. 1799

kischen Kaufmann wieder, dessen Bekanntschaft er im Sommer 1797 zu Paris gemacht hatte, und auch dieser unterstützte ihn mit Rath und That. Vor seiner Rückreise nach Mursuck wurde Hornemann in öffentlicher Audienz dem Bascha vorgestellt; dieser rief ihn bei seinem angenommnen türkischen Namen auf, und übergab ihm einen auf diesen Namen ausgestellten Paß, in welchem er ihn für einen seiner Leute ausgab, der eine weite Geschäfftsreise vorhabe, und jeden Gläubigen ersuchte, diesen Mann, dem er selbst die Erlaubniß gegeben habe die ganze Welt zu durchreisen, friedlich ziehen zu lassen. So verließ Hornemann am 1. Decbr. 1799 Tripoli, und kam nach einer glücklichen Reise am 20. Januar 1800 zu Mursuck an. Von Mursuck schrieb er drei Briefe an die afrikanische Gesellschaft, unter dem 20. Febr., dem 24. März und dem 6. April; die beiden letztern waren mit Briefen an seine Mutter begleitet. Aber die vom 24. März sind nie angekommen. Die angekommnen sind voller angenehmer Aussichten auf die fernere Reise. Hornemann hatte zu Mursuck die Freundschaft eines Sheriffs von Burnu, eines verständigen und von dem Sultan jenes Landes sehr geschätzten Mannes, gewonnen, mit dem er im März nach Burnu abreisen wollte, um von da aus in der Mitte des Sommers sich nach Kaschna zu begeben. Er freute sich, nicht mit der Anfangs März von Mursuck unmittelbar nach Kaschna abgegangnen Karavane gezogen zu seyn, da Ende dieses Monats Nachrichten eingingen, daß sie von umherstreifenden Tibbo's bedroht würde. Gewöhnt an den Himmelsstrich und die Lebensart jener Gegenden, geübt in der Arabischen und nicht unbekannt mit der Burnu-Sprache, allgemein für einen Muhammedaner gehalten und unter dem unmittelbaren Schutz zweier Sheriffe stehend, glaubte er, sich für die Fortsetzung seiner Reise das Beste versprechen

---

an seine Mutter beschreibt. Es wird dadurch außer Zweifel gesetzt, was der deutsche Herausgeber des Hornemannschen Tagebuchs (S. XIX. der Vorrede) nur zu vermuthen scheint. Aber Hornemanns Zusatz „daß wegen Nähe der engländischen Flotten der Bascha ein großer Freund der Engländer sey" stellt dies Verhältniß in ein Licht, welches nicht blos zu günstigen Folgerungen Veranlassung gibt.

zu können. Ob er den schwarzen Eingebornen aus Burnu, dessen er in dem Briefe vom 19. Oct. 1799 an seine Mutter erwähnt, der dreizehnmal von Fessan nach Burnu, und fünfmal von Burnu nach Kaschna reiste, dessen sehr große Treue er rühmt, den er zur Aufsicht seiner Sachen zu Fessan zurückgelassen zu haben scheint, und mit welchem er die Reise nach Burnu und Kaschna unternehmen wollte, bei seiner Rückkehr nach Fessan noch am Leben gefunden hatte und auf die fernere Reise wirklich mitnehmen würde, dies geht aus den eingelaufnen Briefen Hornemanns nicht hervor; vielleicht war es in denen vom 24. März gemeldet. Diese sind nie angekommen, obgleich Hornemann bei ihnen, wie bei allen seinen Briefen, die Vorsicht gebraucht hatte, sie als werthloses Papier um Fessanische Waaren zu wickeln, welche er, mit einem gleichgültigen arabischen Handlungsschreiben begleitet, an einen Vertrauten (wahrscheinlich den engländischen Consul zu Tripoli), abschickte. Zufolge der allerletzten Briefe aus Fessan vom 6. April 1800, dachte Hornemann am Tage darauf mit der Karavane nach Burnu abzureisen. Welchen Rückweg er nach seiner Ankunft am Joliba und zu Kaschna einschlagen würde, konnt' er noch nicht bestimmen. Nach frühern Aeußerungen aus Cairo dachte er von Kaschna entweder den Joliba hinauf und nach Senegambien, oder über das östliche Afrika nach Mecca zu gehn, und von einem dieser Puncte aus nach Europa zurückzukehren. Er hoffte nicht, auf diesen Reisen Gelegenheit zu finden, den Seinigen Nachricht von sich zu geben, er rieth ihnen nur ruhig zu seyn, und immer das Beste zu hoffen, wenn sie auch mehrere Jahre hindurch nichts von ihm hören sollten.

Allein nicht eine Spur von Hornemanns fernern Schicksalen ist seit jener Zeit aufzufinden gewesen, viel weniger ist er selbst wieder erschienen. Alles, was hin und wieder über ihn verlautete, hat sich bald als leeres Gerücht bewiesen. Leider darf wohl an dem Tod dieses Mannes, der so große Hoffnungen erweckte, nicht mehr gezweifelt werden, und selbst die Früchte der Entdeckungen, welche er nach seiner Abreise von Mursuck gemacht haben kann, scheinen gänzlich verloren. Nicht einmal,

wie weit er vorgedrungen, und wo und wann, und ob durch Krankheit oder durch Gewalt er umgekommen seyn mag, hat sich ausfindig machen lassen. Ein Gedanke läßt sich dabei nicht wohl unterdrücken. Aus dem Briefe, welchen Hornemann am 31. August 1798 von Cairo an die afrikanische Gesellschaft abgesandt, geht hervor, wie nothwendig er es erachtete, daß auch nicht der leiseste Verdacht, als sey er ein reisender Europäer, auf ihn fallen müsse. Er wollte nicht einmal, daß der engländische Consul zu Tripoli sich bei Fessanischen Kaufleuten oder andern Eingebornen nach ihm erkundigen sollte, selbst wenn diese ihm Briefe von Hornemann überbrächten, weil schon allein die Nachfrage eines Christen diese argwöhnischen Menschen aufmerksam machen, und sein Leben in Gefahr setzen würden.

Diese zwar große und beschwerliche, aber doch gewiß sehr nothwendige Vorsicht, scheint nachher nicht immer beachtet worden zu seyn. Der Bascha von Tripoli wurde mit der Natur der Hornemannschen Reise bekannt gemacht, und unterstützte seine Unternehmungen, weil er damals Freund der Engländer war. Man weiß aber, wie veränderlich, argwöhnisch und rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel jede Politik ist; nun gar die Politik jener Fürsten der afrikanischen Raubstaaten! Ueberdem ist es, da der Fürst und außerdem auch der schon oft erwähnte türkische Kaufmann um das Geheimniß wuste, fast unglaublich, daß zu Tripoli kein andrer Muhammedaner außer ihnen etwas von Hornemanns Absichten erfahren haben sollte. Nimmt man hinzu, daß sein Nachfragen und seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände, um welche die Eingebornen sich wenig bekümmern, gar leicht Argwohn erregen, ja daß der Paß des Bascha von Tripoli, der in einer der Landessprachen abgefaßt war, auch von Nichtmuhammedanern oder Feinden der tripolitanischen Macht leicht bemerkt werden, und ihm dann mehr zum Nachtheil als zur Empfehlung dienen muste, so ist es gar wohl denkbar, daß auch Hornemann verfolgt und eines gewaltsamen Todes gestorben ist.

* * *

Sein Schicksal mag nun aber auch gewesen seyn welches es will, immer wird die Kühnheit seines Unternehmens, der Fleiß, mit dem er sich auf dasselbe vorbereitete, und die Festigkeit, mit der er dessen Ausführung verfolgte, Hornemann als einen der Männer darstellen, welche es verdienen, in dem ehrenden Andenken ihrer Mitbürger fortzuleben.

Carl August Malchus.

Selbstbiographie.

Digitized by Google

Carl August Malchus.

Carl August Malchus, Graf von Marienrode, ist am 27. September 1770 in Mannheim geboren. Seine Eltern haben in Zweibrücken gelebt, woselbst sein Vater Burgvogt der herzoglichen Schlösser gewesen ist, und die Oberaufsicht über die übrigen herrschaftlichen Gebäude in der Residenz gehabt hat. Gleich in seiner frühesten Jugend hat er glückliche Anlagen verrathen, die, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit, die Veranlassung zu der besondern Theilnahme geworden sind, die der Herzog Carl, sein Taufpathe, für seine fernere Ausbildung bezeigt hat. Den ersten vorbereitenden Unterricht hat er in dem elterlichen Hause erhalten, bis er in seinem zehnten Lebensjahr das Gymnasium in Zweibrücken bezogen, außerdem aber noch den besondern historischen Unterricht des ältern Erter genossen hat. Schon als Knabe von acht Jahren hat er seinem Vater, und zuweilen auch dem Herzog, die Zeitungen vorlesen müssen, welcher Umstand, so unbedeutend er auch an und für sich scheinen möchte, dennoch auf seine Bildung von wesentlichem Einfluß gewesen ist, indem dieses Zeitungslesen seine Wißbegierde, diese aber seinen Eifer für das Lesen historischer und geographischer Bücher, so wie für die Lectüre überhaupt, in einem solchen Grade geweckt hat, daß er beinah auf allen Umgang mit seinen Jugendgespielen verzichtet, und sehr oft die für seine Repetitionen bestimmten Stunden im Geheim auf dieselbe verwendet hat. Im Jahr 1785 (Michaelis) ist er auf das Gymnasium in Mannheim (in wel-

chem er in die vierte Classe eingetreten ist) geschickt, und als Pensionär in dem bei demselben befindlichen Convict untergebracht worden, was einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht hat, indem die beinah klösterliche Ordnung, mit welcher das Leben und Studiren der Pensionäre eingerichtet war, als die erste Veranlassung zu der strengen Ordnung betrachtet werden kann, die er in der Eintheilung seiner Zeit und in seinen Geschäfften selbst beobachtet, und nachmals auch von seinen Mitarbeitern und Untergebnen verlangt hat. Vielleicht weniger als andre vorzügliche Gymnasiasten mit eigentlichen Schulkenntnissen ausgerüstet, dagegen aber durch seine große Lectüre mehr, als Jünglinge es gewöhnlich sind, für die höhern Studien vorbereitet, hat er Michaelis 1787 in einem Alter von siebenzehn Jahren die Academie in Heidelberg bezogen, seit welchem Zeitpunct er ohne Führung irgend einer Art sich selbst überlassen gewesen ist.

Eine Aeußerung des Herzogs Carl, dem er nach seinem Abgang vom Gymnasio die in demselben erhaltnen Preise und Zeugnisse vorgelegt hatte: „daß wenn er ferner fleißig studiren würde, er ihn zu sich nehmen und etwas Rechtes aus ihm machen wolle", hat ihn für das Studium des Staats-Rechts und der Staats- und Cameral-Wissenschaften bestimmt, welchen er sich daher auch, sowohl während seines zweijährigen Aufenthalts in Heidelberg, als auch in Göttingen, wohin er sich Michaelis 1789 begeben hatte, vorzüglich gewidmet hat, ohne daß er jedoch das Studium der Jurisprudenz und andrer Wissenschaften vernachlässigt hätte, unter welchen er jenes der historischen Hülfswissenschaften unter Gatterers besonderer Leitung mit so großem Eifer getrieben hat, daß er zum Mitglied des historischen Instituts erwählt worden war. Nach seinem Plan hatte er bis Ostern 1791 in Göttingen bleiben wollen, als ihm im December 1790 von dem Hofrath v. Martens und dem G. J. R. Pütter der Antrag gemacht worden war, den zum Staatsminister in Mainz ernannten Grafen v. Westphalen dahin als Ministerial-Privatsecretär zu begleiten; welchen Antrag, (nachdem er die Einwilligung des Herzogs erbeten, und zu einer zweijährigen Abwesenheit erhalten hatte,) er um so lieber angenommen hatte, als die Wirkungen der französischen Revolution auf sein Vaterland die Aussicht zu ei-

ner baldigen Versorgung in demselben ohnehin getrübt hatten.

Obgleich sein Wunsch, durch die Praxis selbst Gelegenheit zu seiner Ausbildung zum Geschäfftsleben zu erhalten, um deswillen nur sehr unvollkommen erfüllt worden ist, weil, wie es sich sehr bald gezeigt hat, die Ministerial-Existenz des Grafen von Westphalen mehr als Ehrenposten betrachtet worden war, so ist die kurze Zeit, die er in diesem Verhältniß verlebt hat, durch die Einsicht der Correspondenz mit dem kaiserlichen Hof, jener mit den Reichs- und Kreisdirectorial-Gesandten und mit den andern Kurhöfen, die, wie so manches Andre, meistens mit dem instructiven Gutachten des Kanzlers von Albini unter den sämmtlichen Ministern circulirt hat, dennoch für ihn in einem hohen Grad lehrreich gewesen, indem er hierdurch die erste Ansicht von praktischer Behandlung von Geschäfften der Art erhalten hat, die ihm in seinen bald darauf eingetretnen neuen Verhältnissen vom größten Nutzen gewesen ist.

Graf von Westphalen war nämlich im Julius 1791 zum kaiserl. königl. bevollmächtigten Minister bei den Kurhöfen zu Coblenz und Bonn und bei dem westphälischen Kreis ernannt worden, welchen Posten derselbe im Januar 1792 angetreten, und bei welchem er mit Genehmigung und zu der ihm oft bezeigten Zufriedenheit des Departements die Stelle als Legations-Secretär versehen hat, da Hr. v. Kornrumpf, der früher als solcher angestellt gewesen, schon seit mehrern Jahren sich zurückgezogen hatte. Das doppelte Verhältniß des kaiserl. Hofes, als Reichs-Oberhaupt und als Macht, hatte den Legationen im Reiche überhaupt ein vielseitiges Interesse gegeben, welches durch den Aufenthalt der französischen Prinzen in Coblenz, den bald darauf ausgebrochnen Reichskrieg, die Beziehungen mit dem General-Commando der k. k. Armeen, so wie überhaupt durch manche andre Umstände und Verhältnisse für diese Legation insbesondre auf einen solchen Grad erhöht worden war, daß sie, was sie auch in der That gewesen, als eine der wichtigsten betrachtet worden ist. — Im Jahr 1792 hat er der Kaiserkrönung, im August desselben Jahrs der Wahl des Fürst-Bischofs in Lüttich, im Jahr 1793 dem Kreisconvent in

Cöln, und 1794 der Bischofswahl in Corvey beigewohnt, in welchem Jahr er seit Julius bis in den Mai 1795, sich meistens in dem Hauptquartier des Generals v. Clerfayt aufgehalten, dann aber den Minister nach Niedersachsen, und im Herbst dieses Jahrs nach Wien (woselbst er schon einmal vom Septbr. 1791 bis in den Januar 1792 gewesen,) begleitet hat, im März 1796 aber nach Hildesheim zurückgekehrt ist, um den wegen der Neutralität des nördlichen Deutschlands daselbst versammelten Convent zu beobachten, da wegen Mißbilligung desselben durch den kaiserlichen Hof der Minister selbst sich hatte entfernen müssen. Dieser Convent ist zugleich auch die Schluß-Epoche des ersten Abschnitts in seinem Geschäfftsleben gewesen, indem durch die damaligen Umstände die Thätigkeit der Legation völlig gelähmt, und dadurch er selbst in Unthätigkeit versetzt worden war, die bis zu Anfang des Jahres 1799 fortgedauert hat*), wo er (9. Febr.) zum Domsecretär und Schatzactuar erwählt, und bald darauf (27. Junius) auch zum Hofgerichts-Assessor ernannt worden, und hierdurch in einen ganz neuen Wirkungskreis getreten ist, indem er als Domsecretär zugleich mit der Verwaltung des Vermögens des Domcapitels beauftragt, als Schatzactuar aber dessen Consulent und Vertreter in den landschaftlichen Angelegenheiten gewesen ist, in welcher Eigenschaft er die Führung des so bekannten Hildesheimischen Bauern-Processes hat übernehmen müssen, den er durch Erwirkung einer obsieglichen Sentenz des Kammergerichts (30. Octbr. 1800) beendigt hat.**) Die

---

*) In dieser Periode hat er aus officieller Veranlassung geschrieben:

1) Ueber die Verification der Erzherzoglich Oesterreichischen Gesandten mit denen der Kurfürsten des H. R. R. 1794.
2) Ueber das Matricular-Wesen des niederrheinisch-westphäl. Kreises. 1793.
3) Anti-Fragmente 1795, und einige andre Flugschriften, in der durch den Basler Frieden veranlaßten Fehde.
4) Ueber die von Frankreich verlangte Uebertragung der Schulden der Länder auf dem linken Rheinufer auf das rechte Ufer. 1798.

**) Vorzüglich durch die Schrift:

Ueber die Hochstift-Hildesheimische Staats-Verwaltung. Hildesheim 1800.

Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens der Exemten, die durch den bekannten Vergleich von 1793 Ein Drittheil aller Landes-Schulden als Propre-Schuld übernommen hatten, ist ein andrer wichtiger Gegenstand, durch den er, so wie überhaupt in allen übrigen Zweigen der landschaftlichen Verwaltung, in die Verhältnisse dieses kleinen Staats eingewirkt hatte, bis daß durch die Secularisation desselben, und dessen am 1. August 1802 erfolgte Einverleibung in die preußische Monarchie, auch seine individuelle Thätigkeit abermals eine ganz neue Richtung erhalten hat.

Die Darstellung der Hochstift-Hildesheimischen Staats-Verwaltung, die er im Sommer 1800 geschrieben, und die dem Berliner Cabinet officiel mitgetheilt worden war, ist die Veranlassung gewesen, durch welche er diesem bekannt geworden, und daß er bald nach der Besitznahme zum Mitglied der Special-Organisations-Commission ernannt worden ist, welche Auszeichnuug indeß den Neid der übrigen Staatsdiener erregt hat, der, so wie die bald darauf durch ihn vollzogne Aufhebung der Klöster und Stifter, als die erste Ursache zu der nachmals gegen ihn aufgeregten Verfolgung betrachtet werden muß. Selten leisten Menschen in Fällen, wo ihr Interesse gefährdet wird, andern diejenige Gerechtigkeit, die sie unbedingt für sich selbst fordern, und so war es natürlich, daß die Unzufriedenheit über diese Aufhebung, durch die dem katholischen Adel und einer großen Anzahl von bürgerlichen Familien Aussicht und Mittel zur Versorgung und Bereicherung entzogen worden ist, sich auch auf den Commissarius, der sie hat vollziehen müssen, erstreckt hat,

---

Außerdem hat er in diesem Proceß noch
a) Etwas über den Hildesheimischen Bauern-Proceß. Hildesheim 1799.
b) Etwas über die Accise 1799 —
und in dem Prozeß der Aufschwörungsfähigen Paderbornischen Ritterschaft
Ueber die Rechtmäßigkeit der Ausschließung vom Landtag und die Nicht-Aufschwörungsfähigen Glieder der Paderbornischen Ritterschaft. 1801.
geschrieben.

besonders da dieser, einzig seiner Pflicht folgend, Wünsche und Hoffnungen nicht erfüllt hat, die manche der Betheiligten auf seine kaum aufgelösten Verhältnisse gegründet hatten.*)

Unter den übrigen Arbeiten, durch die er bei der Commission mehr oder weniger auf die neuen Verhältnisse des Fürstenthums eingewirkt hat, sind die Auseinandersetzung des Staats mit den Exemten wegen der Landes-Schulden, und die den neuen Verhältnissen gemäße Regulirung des Steuerwesens, sodann die Einleitung zur Errichtung eines stabilen, bei den Landwirthen selbst asservirten Land-Magazins, die umfassendsten, und letztre vorzüglich um deswillen wichtig gewesen, indem durch sie der Provinz die für dieselbe wichtige freie Kornausfuhr bleibend erhalten worden ist.**) Am 7. März 1803, mithin einige Monate vor Anstellung der übrigen Staatsdiener, ist er, und zwar, wie das von Sr. Maj. dem König vollzogene Bestellungs-Patent sich ausdrückt: „um ihm einen wohl„verdienten Beweis des Allerhöchsten Beifalls wegen sei„ner vorzüglichen Geschicklichkeit und bewährt gefundnen „Rechtschaffenheit zu geben", zum wirklichen Kriegs- und Domänen-Rath bei der Cammer in Halberstadt ernannt worden, bei welcher er im Julius desselben Jahrs eingetreten ist. Seit seinem Eintritt in die Cammer, bis zu

---

*) Seine Commissions-Acten sind loco instructionis und als Muster an die Special-Commissionen in den übrigen Provinzen geschickt, dadurch aber auch die Unzufriedenheit der Clerisei in denselben ebenfalls gegen ihn aufgereizt worden. Wie sehr er übrigens gesucht hat, das Wohl der Klostergeistlichen, so viel es mit seiner Dienstpflicht vereinbarlich war, zu befördern, und wie sehr dieses von diesen anerkannt worden ist, beweist der Umstand, daß zwei Prälaten ihm nach der Aufhebung zum Beweis ihrer dankbaren Erkenntlichkeit für die ihnen und ihren Kloster-Geistlichen bezeigte Schonung, mittelst anonymer Briefe, der eine ein silbernes Kaffee-Service von etwa 100 Thlr. Werth, der andre ein solches von Porzellan zugesandt haben, was er dem Organisations-Chef angezeigt, und welcher ihn durch ein auf Special-Befehl ausgefertigtes Rescript zur Annahme autorisirt hat.

*) Gr. v. Sooden scheint, als er späterhin einen ähnlichen Vorschlag hat drucken lassen, jene Einrichtung nicht gekannt zu haben.

seinem Austritt aus derselben, ist er, theils durch den ihm zugetheilten Wirkungskreis, theils durch vielfältige besondre Aufträge und Commissionen, eins der thätigsten Mitglieder derselben gewesen. Seine thätigste Periode fällt indeß in die nach der unglücklichen Schlacht von Jena erfolgte feindliche Occupation des Cammer-Departements, während welcher ihm die Bearbeitung der durch dieselbe veranlaßten Geschäffte übertragen gewesen ist, die er zum Vortheil desselben geführt, und (wie damals anerkannt worden ist) bewirkt hat, daß dasselbe von der Uebernahme eines Theils der Lasten, die das so unverhältnißmäßig angezogene Herzogthum Braunschweig auf ersteres zu wälzen versucht hatte, befreit geblieben ist.

Mit der Errichtung des Königreichs Westphalen durch den Tilsiter Frieden hat sich für ihn zum drittenmal eine neue Laufbahn eröffnet, in welcher er bald auf einen größern Schauplatz gestellt, in einem fortdauernd steigenden Verhältniß bis zur Auflösung dieses Staats thätig gewesen ist. Seine Wünsche waren auf die Präfectur des Saal-Departements (Halberstadt) gerichtet, statt welcher Anstellung er aber am 9. Januar 1808 zum Staatsrath ernannt worden ist. Unter sämmtlichen damals für die Finanzsection des Staatsraths ernannten Mitgliedern sind der Magdeburgische Cammer-Präsident von Bülow und er die einzigen gewesen, die an der Finanz-Partie gearbeitet, und daher auch practische Kenntnisse und Notizen zur Stelle gebracht hatten, die, bei der Organisation eines neuen Staats überhaupt wichtig, in dem aus so verschiedenartig constituirten und verwalteten Provinzen zusammengesetzten Königreich aber um deswillen von so größerem Interesse gewesen sind, weil die französischen Minister in Allem, was auf Localitäten und auf deutsche Administrations-Grundsätze Bezug gehabt hat, durchaus fremd gewesen sind. Beide sind daher auch gleich vom ersten Anfang an in vorzügliche Thätigkeit gesetzt worden, so wie auch beide, gleich von jenem Zeitpunct an, einen verschiednen Weg eingeschlagen haben, indem erstrer am Hof und unter dem Adel Connexionen gesucht, letztrer aber sich mehr an die vorhandnen Geschäfftsmänner angeschlossen hat.

Als der provisorische Finanz-Minister Beugnot im März 1808 nach Paris zurückgekehrt war, hatte er für

dieſes Miniſterium beide dem König vorgeſchlagen, der in ſeiner Auswahl mehrere Tage geſchwankt, zuletzt aber, vorzüglich durch den Kriegsminiſter Morio beſtimmt, ſich für den Grafen von Bülow entſchieden hat.*) Die günſtigen Geſinnungen, die bei dieſer Gelegenheit der König für den Staatsrath Malchus gezeigt hatte, ſind indeß die erſte Veranlaſſung zu der Jalouſie geworden, die erſtrer gegen letztern gefaßt, und ſeitdem bei jeder Gelegenheit geäußert hat.

Wenige Monate nach ſeinem Eintritt in den Staats-Rath, iſt er zum General-Director der Steuern (April 1808), bald darauf (Mai) zugleich auch zum General-Liquidator der Staats-Schuld und zum General-Director der Amortiſations-Caſſe ernannt worden, welche letztern beiden Stellen er jedoch im Junius 1809 wieder abgegeben hat, weil, ungeachtet ſeiner ſelbſt unmittelbar beim König gemachten Gegenvorſtellungen, der Miniſter einen großen Theil von den dieſer Caſſe gehörenden Fonds in den Staats-Schatz gezogen, und dadurch erſtere außer Stand geſetzt hatte, ihre Verpflichtungen erfüllen zu können. In dieſer dreifachen Eigenſchaft hat er alle auf die ihm anvertrauten Verwaltungs-Zweige Bezug habenden Decrete und Inſtructionen**) entworfen, und überhaupt

*) Der König hatte durch den Miniſter Jollivet den Staatsrath Malchus von ſeiner Abſicht auf ihn unterrichten laſſen, was dieſer nicht allein verbeten, ſondern ſelbſt den Gr. v. Bülow davon benachrichtigt hatte.

**) Z. B. das Decret vom 29. März 1808 wegen Errichtung der General-Direction der Steuern — die zwei Decrete vom 2. Mai, das Geſetz vom 14. Julius 1808 über die Staats-Schuld, und das Decret vom 17. November über die Organiſation der Amortiſations-Caſſe; — die Geſetze vom 5. Auguſt 1808 und vom 12. Februar 1810 über die Patentſteuer, jene vom 21. Auguſt 1808 über die Grundſteuer, und das Decret vom 3. Septbr. 1808 über die Erhebung der Steuern; — das Decret vom 22. Januar 1809 über die Aufhebung der Zünfte, und viele andre über einzelne Gegenſtände. Ferner gehören hieher die verſchiednen Reden in der Verſammlung der Reichsſtände, in welchen die Motive zu den vorgelegten Geſetz-Entwürfen entwickelt ſind: vom 14. Julius 1808 über die öffentliche Schuld, vom 17. Julius über das Anlehen von 20 Millionen; über die Grundſteuer vom 13. Auguſt 1808, über die Patent- und Stempelſteuer im Februar 1810, ſämmtlich im weſtphäli-

zur Begründung und Ausbildung des Finanz-Systems thätig mitgewirkt, außerdem aber, theils aus besonderm Auftrag, theils auf Ersuchen des Ministers, viele Gegenstände bearbeitet, die seinem eigentlichen Wirkungskreis fremd gewesen sind.

Außerdem ist er mit mehrern Missionen, — 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reservirten Domänen; 1810 vom März bis August nach Hannover, zur Einleitung und Vorbereitung der Organisation der hannöverschen Provinzen, und im September 1810 bis Januar 1811 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domänen-Streitigkeiten — beauftragt, und auch nachmals im Jahr 1813 zweimal an den Kaiser Napoleon nach Mainz und nach Magdeburg gesandt gewesen, bei welcher letztern Mission er diesen, wiewohl ohne Erfolg, von der Unmöglichkeit der unbedingten Fortsetzung des Requisitions-Systems zu überzeugen versucht, dagegen aber die Suspension des zur Sequestrirung des Elb-, Saal-, Ocker- und Aller-Departements ertheilten Befehls, und den Erlaß einer geforderten bedeutenden Requisition erwirkt hat. *)

Am 7. April 1811 hat er, nach Entlassung des Grafen von Bülow, das Finanz-Ministerium, anfänglich provisorisch, und nachdem der König seine wiederholte Bitte: daß er eine andre Wahl treffen möge, zurückgewiesen hatte, am 19. Mai definitiv übernehmen müssen, mit welchem er seit dem Anfang des Jahres 1812 die Leitung aller auf die Verpflegung der Truppen Bezug habenden Angelegenheiten, und seit October 1813 auch das Ministerium des Innern verbunden hat. Am 5. August 1810 ist er zum Baron, im November desselben Jahrs zum Commandeur

---

schen Moniteur abgedruckt; sodann die Instruction für die Directoren der directen Steuern, die Anlage und Erhebung der Patentsteuer betreffend 1808, und acht gedruckte Instructionen über die Veranlegung der Grundsteuer.

*) Nämlich zehntausend Wispel Hafer, eben so viel Weitzen und Roggen, und vierhundert Tausend Centner Heu und Stroh. Er hatte gegen Napoleon mit solchem Nachdruck gesprochen, daß dieser ihn mit der Anrede: qui êtes vous, qui m'osez parler de la sorte? unterbrochen hatte.

des Ordens der westphälischen Krone, und im Jahr 1813 zum Grafen creirt worden.

Während des Bestehens des Königreichs wegen seiner gerade durchgehenden Strenge eben so sehr gefürchtet, als er durch seine Carriere und seinen ausgedehnten Wirkungskreis der Gegenstand der Jalousie von beinah allen Classen gewesen ist, sind nach der Auflösung des erstern seine Person und seine Verwaltung mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit angefeindet worden, ohne daß jedoch einer seiner Ankläger sich genannt, oder durch erwiesene Thatsachen die gegen ihn gerichteten Anschuldigungen bewahrheitet hätte; welchen er daher auch nur unter dem Titel: Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, besonders seit dem Monat April 1811. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1814, eine öffentlich abgelegte Rechenschaft entgegengesetzt hat, die, mit großer Kälte geschrieben, ohne Widerlegung geblieben ist. *)

Wenn, wie der würdige Veteran von Struensee äußert:**) „es überhaupt wahr ist, daß man das Ver„fahren eines Ministers nicht allemal aus Gründen einer „allgemeinen Theorie tadeln oder verwerfen darf, sondern „daß zu dessen vollständiger Beurtheilung die genaue „Kenntniß der ganz individuellen Umstände, unter wel„chen er gehandelt hat, gehört", so hätte bei der Aburtheilung über diesen Minister eine solche Berücksichtigung um so mehr eintreten müssen, als allgemein, und selbst von seinen Anklägern eingeräumt ist, daß die Finanz-Verwaltung des westphälischen Staats überhaupt, vorzüglich aber in der Periode, wo sie ihm übertragen gewesen ist, zu den allerschwierigsten Aufgaben gehört hat.

Er hatte sich zum Grundsatz gemacht, daß jeder Staatsdiener sich gleichsam als Soldat auf einem vertrau-

---

*) Specielle Ausstellungen gegen seine Verwaltung in den deutschen Blättern Nro. 242 (Februar 1815), und seine Erläuterungen und Rechtfertigung in den deutschen Blättern. Neue Folge. 2r Bd. 3ts St.

**) In seinen Abhandlungen über wichtige Gegenstände ꝛc. 1r Bd. S. 257.

ten Posten betrachten müsse, auf welchem von der gelobten Treue nur vorhergegangene Aufkündigung des Dieners, oder Entlassung von Seiten des Regenten, entbinden könne. Diesem Grundsatz in jedem seiner verschiednen Dienst-Verhältnisse unerschütterlich treu, hat er jedes andre Verhältniß seiner Ansicht von Dienstpflicht untergeordnet, hierdurch aber auch sich sehr oft dem Vorwurf von Undank ausgesetzt.

Seit seiner frühesten Jugend an große Thätigkeit gewöhnt, war diese ihm zum Bedürfniß, und selbst Gegenstand seiner Ambition, zugleich aber auch, so wie die Spannung, in welcher die beständige Anstrengung seinen Geist erhalten hat, die Ursache der Morosität und der Kälte geworden, die in seiner Art zu seyn vorherrschend gewesen, und oft als Stolz gedeutet worden ist. Für Vergnügen wenig empfänglich, und nur für seine Geschäffte lebend, hat er mit Strenge, die oft selbst an Härte gegränzt, Gleiches von seinen Mitarbeitern und Untergebenen, so wie überhaupt strenge Subordination gefordert, die er selbst in seinen jedesmaligen Verhältnissen streng beobachtet hatte.

In den frühern Perioden seines Geschäfftslebens, bis zu seinem Eintritt in die Cammer in Halberstadt, beständig nur seiner eignen Beurtheilung überlassen, hat er in den spätern Verhältnissen eben so wenig weitläufige Discussionen über Geschäffte geliebt, als ungern von den Motiven seiner Ansichten und Handlungen Rechenschaft gegeben, so wie er überhaupt gegen Widerspruch empfindlich gewesen ist, jedoch aber jeder ihm gegebnen bessern Ueberzeugung jedesmal gleich nachgegeben, nur aber jeden Schein von Aufdringen derselben ungern geduldet hat.

Für seine Freunde warm, hat er auf seine Feinde wenig geachtet, ihnen vielmehr seine Gleichgültigkeit gegen sie gern fühlen lassen, zugleich aber auch eine Art Stolz darein gesetzt, gegen sie streng gerecht zu seyn. Unausgesetzt darauf bedacht, in Geschäfften sich nicht errathen zu lassen, ist er in Allem, was auf diese Bezug gehabt hat, selbst gegen seine vertrautesten Freunde verschlossen gewesen, wogegen er in Privat-Verhältnissen durch Zuvorkommenheit und bezeigtes Zutrauen leicht hat gewonnen,

eben darum aber auch um so leichter hat getäuscht werden können, je ungerner er von seinem einmal geschenkten Vertrauen zurückgekommen ist, oder seine Täuschung eingestanden, vielmehr in Allem gern die angenehmere Seite aufgefaßt hat.

Eifersüchtig darauf, nicht allein seine Selbstständigkeit zu behaupten, sondern auch bei Andern den Glauben an diese zu erhalten, hat er niemals weder sich an eine andre Partie angeschlossen, noch eine solche für sich gebildet, eben so Niemanden, selbst seine Freunde nicht, besonders begünstigt, vielmehr jeden, entweder auf die Verhältnisse mit ihm gegründeten, oder durch Exemplificationen motivirten Anspruch auf Auszeichnung oder Belohnung, vorzüglich aber alle Standes-Prätensionen zurückgewiesen. Dabei ist er gegen seine Mitarbeiter erkenntlich, bei der Leichtigkeit und Ausdauer, mit der er selbst gearbeitet hat, aber auch schwer zu befriedigen gewesen.

Stets nur den Zweck vor Augen habend, hat er vorzugsweis diejenigen Mittel gewählt, die nach seiner Ueberzeugung am sichersten und schnellsten haben zum Ziel führen können, ohne sich durch ein ängstliches Abwägen derselben, oder durch Formalitäten und Formen aufhalten zu lassen, die er zwar nicht als unwesentlich betrachtet, aber als dem Zweck selbst untergeordnet, jedesmal wo sie mit diesem hätten collidiren oder dessen Erreichung aufhalten können, unbedenklich bei Seite gesetzt hat.*)

Nach seiner Ansicht war ein Staatsdiener auf jeder Stufe in der hierarchischen Ordnung, nur für seine eigne Handlung, und für diese nur so lange, als nicht Billigung oder Annahme der höhern Behörde sie zu der ihrigen

*) Aus diesem Grunde hat er z. B. die durch die Umstände absolut nothwendig gewordne Erhöhung der Steuern vorgeschlagen und ohne Concurrenz der Reichsstände vorgenommen, die er bei der Unvermögenheit der Stände, auf die Umstände, durch welche diese Dringlichkeit veranlaßt worden ist, wirken zu können, als eine leere Formalität betrachtet, und bei der nicht ungegründeten Besorgniß, daß demungeachtet die Stände den durch diese Umstände nothwendig gewordnen Maaßregeln widersprechen möchten, es für weniger nachtheilig gehalten hat, ohne sie dem Drang der Zeit nachzugeben, als im offenbaren Widerspruch mit ihnen handeln zu müssen.

gemacht hatte, verantwortlich, zugleich aber auch zum passiven Gehorsam gegen höhere Befehle verpflichtet, weshalb er nicht allein jede Maaßregel, sobald sie, und selbst im Fall sie gegen seine Ueberzeugung und gegen seinen Widerspruch genommen war, mit Beharrlichkeit ausgeführt, sondern auch unbedingte Folgeleistung mit Strenge gefordert, und in dieser Passivität eine Hauptstütze der Verwaltung gesehen hat.

Er hatte sich aus der Ansicht der äußern und innern Verhältnisse des westphälischen Staats zwei Maximen abstrahirt, die er gleichsam als die Leitsterne für seine Handlungsweise unverrückt im Auge gehalten hat, nämlich: daß die politische Existenz des Königreichs an sein Einverständniß und an sein gutes Vernehmen mit Frankreich geknüpft sey; sodann: daß die innere Consolidirung desselben nur durch vollständige Verschmelzung aller Verhältnisse und aller verschiedenartigen Interessen, so wie durch Wegräumung aller Hemmnisse des Ackerbaues und der Industrie, und durch gleiche Anziehung der vormals privilegirten Stände zu allen Staats-Lasten bewirkt werden könne.

Diesen Maximen gemäß hat er in den Verhältnissen mit Frankreich, besonders seit dem Vorgang vom December 1810, durch genaue Erfüllung aller noch so lästigen tractatmäßigen Verpflichtungen, eben so sehr jeden Anlaß zu gegründeten Beschwerden zu entfernen gesucht, als er unter Beziehung hierauf und auf die nämlichen Tractaten, jeder neuen Prätension sich standhaft widersetzt hat. Dabei hat er seit Ende 1812, wo bei der Nachbarschaft der französischen Armeen jede Zögerung in Erfüllung der Requisitionen die gewaltsamsten Maaßregeln zur Folge gehabt haben würde, durch jedesmal schleunige Erfüllung derjenigen, die er nach den Umständen als unausweichlich hat betrachten müssen, Zutrauen in die Bereitwilligkeit des Gouvernements zu erwecken gesucht, und dadurch eine große Masse drückender Forderungen abgewandt.

Eine Folge der Maxime, die er sich in Betreff der innern Consolidirung des Staats gebildet hatte, war die Standhaftigkeit, mit welcher er die Annahme der gleich nach Entstehung des Königreichs von ihm aufgestellten

Idee der Zusammenwerfung aller Schulden bewirkt, die Aufhebung aller Exclusiv-Privilegien, und die Ablösung der Gutsherrlichen Rechte befördert, vorzüglich aber die Beharrlichkeit, mit welcher er die gleiche Besteuerung des Grundeigenthums überhaupt, insbesondre aber die der vormals steuerfreien Grundstücke betrieben hat. Diese Beharrlichkeit ist es auch, die, wo nicht Ursache zu der bestimmten Beschuldigung seiner Anhänglichkeit an das physiokratische System, doch zu der Meinung, daß er für dasselbe eine besondre Vorliebe hege, Anlaß gegeben hat, die er indeß so wenig für dieses, als überhaupt für irgend ein andres System gehabt hat, vielmehr sich zum Grundsatz gemacht hatte*), daß jeder Staat seine Verwaltungs-Maximen aus den Local- und übrigen Verhältnissen abstrahiren und diesen aneignen, überhaupt mehr nach praktischen Ansichten, als nach bloß theoretischen Abstractionen handeln müsse, weshalb er auch, ohne das Studium der neuern staatswirthschaftlichen Litteratur zu vernachlässigen, auf die Legislation in andern Staaten und auf die Wirkungen und Folgen derselben jederzeit eine vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet hat.

Mehrere seiner Freunde, die die Schwierigkeit seiner Lage gefühlt, hatten gewünscht, daß er sich von den Geschäfften hätte zurückziehen mögen, welche Idee er selbst zweimal gefaßt, der König aber unter Hinweisung darauf, daß ein Staatsdiener so wenig als ein Soldat im Augenblick der Gefahr seinen Posten verlassen dürfe, zurückgewiesen hat, dessen Vertraun, so wie seine eigne ökonomische Lage, und auch die Ueberzeugung, daß sein Abgang in den Verhältnissen, durch die der Staat gelitten hat, nichts abändern könne, ihn bestimmt haben, bis zu der am Ende October 1813 erfolgten Occupation desselben auszuhalten, wo er, dem Befehl des Königs gemäß, demselben nach Paris gefolgt, und gleich nach Abschluß des Pariser Friedens nach Deutschland zurückgekehrt ist.

*) Die Memoires von Sully waren das erste größere Werk, welches er uber die Finanz-Verwaltung gelesen, und für welches er in frühern Zeiten eine große Vorliebe gehabt hat. In neuern Zeiten war Say sein Lieblings-Schriftsteller.

Schlußerinnerung des Herausgebers.

Nach dem Grundsatz, daß in diesem der Zeitgeschichte gewidmeten Werk die verschiedenartigsten, selbst die entgegengesetztesten Stimmen der Zeit verlauten dürfen, und daß es Jedem, der in einem öffentlichen Leben die Augen der Zeitgenossen auf sich gezogen, gestattet seyn solle, sich selbst hier abzubilden, ist auch der vorstehenden Selbstbiographie die Aufnahme nicht verweigert worden. Der Mann, der das vorliegende Bild von sich entworfen, stellt dasselbe zu seiner Selbstvertheidigung gegen mehrere Angriffe auf, die in der letzten Zeit ihn getroffen. Gehört müssen aber alle Parteien werden, und obwohl hier weder ein Kampfplatz, noch ein Gerichtshof eröffnet ist, soll doch getreulich aufbewahrt werden, was eine künftige reine Ausbeute des wahrhaft Geschichtlichen unsrer Zeit fördern, und Aufschlüsse über die mannigfaltigen Erscheinungen in derselben gewähren kann. Das, zum Glück schnell vorübergehende Daseyn des Königreichs Westphalen ist doch auch ein Glied in der Kette der neuern deutschen Geschichte geworden, und die Männer, die in demselben einige Bedeutung erlangten, haben denn auch eine geschichtliche Wichtigkeit gewonnen. Ihre Stellung in jenem, mitten in Deutschland gegründeten und doch undeutschen Reich gefährdet überall ihr Ansehn unter den Landesgenossen. Da es aber an sich noch kein begründeter Vorwurf ist, daß sie, in einer unglücklichen Zeit, unter fremder Herrschaft, dem Dienst des Vaterlands sich nicht ganz entzogen, so wird man gern Alles aufnehmen, was hinreichend darthut, wie sie auch unter verfänglichen Verhältnissen eine ächtvaterländische Gesinnung und ihre Würde nicht verleugneten.

Wir müssen bezweifeln, daß auch günstige und geneigte Leser die vorstehende Selbstschilderung für eine genügende Selbstvertheidigung halten werden. So willig nun dem Verfasser hier das Wort vergönnt ward, so wenig kann andern wohlbegründeten Darstellungen derselben

Verhältnisse die Gegenrede versagt werden, die nicht außenbleiben soll. Was wir in dieser Hinsicht schon gesammelt haben, das hoffen wir noch vermehren zu können, und laden Alle, welche durch zuverlässige Beiträge zu einer allseitigern Erörterung mitzuwirken vermögen, recht angelegentlich dazu ein.

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Digitized by Google

Andeutungen.

Unter diesem Titel sollen von nun an die einzelnen Abtheilungen dieses Werks kürzere Beiträge, die dem Plan und Zweck des Ganzen entsprechen, und von mehrern bewährten, einsichtsvollen und erfahrnen Mitarbeitern sorgfältig gesammelt werden, den Lesern mittheilen. Es wird dabei nicht nur eine reichere, anziehende Mannigfaltigkeit, sondern auch eine größere Vollständigkeit, die, wenn nur ausführlichere Darstellungen geliefert würden, unerreichbar bliebe, beabsichtigt. Auch dabei ist es nicht zunächst auf bloße Unterhaltung und einen erhöhten Reiz für dieselbe, sondern auf eine Sammlung alles dessen, was die Geschichte der Zeitgenossen wahrhaft bereichern kann, angelegt. In der thätigen Mitwirkung, durch welche viele vortreffliche Männer unser Unternehmen fester begründet und vielfältig begünstigt haben, in der lebhaften Theilnahme, deren dasselbe schon jetzt sich zu erfreuen hat, fanden wir Aufmuntrung und Erweckung, Alles zu versuchen, was auf eine empfehlenswürdige Weise den Werth desselben erhöhen kann.

Der Plan, größere, umfassendere Schilderungen merkwürdiger Zeitgenossen hier aufzustellen, machte, wie uns bald die Erfahrung lehrte, die Ausschließung vieler gehaltvoller, und für die Zeitgeschichte nicht unwichtiger Bemerkungen, Nachrichten, größerer und kleinerer Actenstücke, die nur Theile vollständigerer Lebensbeschreibungen

waren, unvermeidlich, und obwohl alle Beiträge der Art zum künftigen Gebrauch und zu einer zu befördernden Verarbeitung zu größern Darstellungen aufbewahrt werden, so ist doch das Verweilen ein, das Manches zu lange den Lesern vorenthalten würde, Manches vielleicht gar nicht zur öffentlichen Kunde kommen möchte.

Seit der ersten Ankündigung unsers Plans sind wir mit vielen der sachgeschickten kundigen Männern, Diplomatikern und Gelehrten in Verbindung gekommen, auch mit solchen, denen bald Muße, bald Neigung zu weitläuftigern Arbeiten fehlt, die aber mit einzelnen schätzbaren und vollkommen beglaubigten Notizen uns beschenkt haben, und noch ferner beschenken werden. Damit diese freundliche Geneigtheit nicht erkalte, wollten wir gern recht bald von dem Besten, was eingeliefert worden, einen zweckmäßigen Gebrauch machen, und auch dadurch zu weitern Mittheilungen ermuntern, damit nichts, was dem künftigen Geschichtschreiber wichtig seyn kann, durch den Mangel an Aufforderung und Gelegenheit, auch scheinbar kleine Züge hervortreten zu lassen, verloren gehe.

Es schien daher der Entschluß sich zu rechtfertigen, solche Mittheilungen, in einem besondern, reichhaltigen Abschnitt, schon jetzt vorzulegen, nicht als sollten dadurch vollständigere Biographieen und Charakteristiken ersetzt oder ausgeschlossen werden, sondern vielmehr um durch die aufgenommenen Bruchstücke auch zu diesen stärker aufzufordern, in jedem Fall aber wenigstens so viel zu liefern, als in unsrer Gewalt ist.

Mancher beobachtet einen Zeitgenossen nur in Einem Zeitraum seines Lebens, und mag denn wohl manches Wichtige über ihn aussprechen, ohne gerade sein ganzes Leben beschreiben zu können. Es werden solche Bruchstücke hier einen Platz finden, und gewiß nicht unnütz seyn.

Es geschieht auch wohl, daß man sich lange mit dem Plan zu einer größern Darstellung umherträgt, und über dem Plan nicht zur Sache kömmt. Denn mit Recht sehen die Kundigsten eine gute Lebensbeschreibung für eine nicht geringe, noch leichte Arbeit an. Mancher findet, indem er dazu sich anschickt, Lücken, die er nicht ausfüllen, Zwei-

sel, die er nicht lösen, Fragen, die er nicht beantworten kann, und um nun, da einmal ein ganzes Bild gegeben werden soll, nichts unvollkommnes zu leisten, unterläßt er lieber den ganzen Versuch. Auch deshalb scheint es zweckmäßig, diesen Raum zu eröffnen, der auch bloße Umrisse, gehaltvolle und in sich selbst hinlänglich klare Stücke aus größern Gemälden aufnehmen soll.

Auch ist in unsʼrer Zeit so vieles geschehn, so manche ungemeine Kraft hervorgetreten, daß, obwohl die öffentlichen Blätter und Zeitschriften schon viele Wege zur Mittheilung darbieten, doch zur Aufbewahrung ächter und zuverlässiger Nachrichten von dem reichen und vielgestaltigen Zeitleben nicht leicht ein Sammelplatz überflüssig seyn kann, zumal wenn die Beschaffenheit desselben auch die Wahrheit des Inhalts verbürgt. Alles nun, was wirklich geschichtlich ist, und in das Leben der Zeitgenossen tiefer eingreift, oder aus demselben bedeutender und beziehungsreicher hervortritt, das soll auch in einzelnen mannigfachen Zügen, Winken, Andeutungen, Bemerkungen, hier niedergelegt werden. Selbst gehaltvolle Anekdoten aus dem Leben der Zeitgenossen, minder bekannte, den Menschen selbst in seiner Eigenthümlichkeit bezeichnende, werden eine Aufnahme finden, obwohl eine Anekdotenjagd eben nicht beabsichtigt wird.

Die Bedingungen der Aufnahme sind übrigens bei diesen Beiträgen dieselben, die für die ausführlichern Darstellungen früher angegeben werden. Doch werden, sowohl zur Vermeidung möglicher Mißdeutungen und Mißverhältnisse, als dem Wunsch mehrerer Einsender gemäß, die Namen derselben in der Regel hier nicht genannt werden. Dem Herausgeber aber haftet der Name und Charakter der Mitarbeiter für die Wahrheit der Berichte. Von Ungenannten wird nichts angenommen. Dieselbe Abtheilung des Werks steht auch allen Ergänzungen und Berichtigungen der ausführlichern, wie der kürzern Aufsätze, jedem begründeten Widerspruch offen.

Möchten die ersten Andeutungen, die nun folgen, recht Viele zur Einsendung ähnlicher veranlassen, wozu wir alle Kundigen recht angelegentlich einladen.

K. E. Oelsner.

Oelsner (K. E.), geboren 1764 in Schlesien (ein Jugendfreund Wilhelms von Humboldt). Er hielt sich lange als diplomatischer Agent der Stadt Frankfurt in Paris auf, bis er unter Bonaparte sich nach und nach von aller Theilnahme an Staatssachen zurückzog. Das Schauspiel der französischen Revolution hatte seine Aufmerksamkeit, wie die so vieler andern redlichen Deutschen, ernstlich angezogen und sein Nachdenken aufgeregt. Mehrere seiner Schriften, wie die über Sieyes, fallen in diese Zeit. Seine große Sprachfertigkeit, seine umfassenden Kenntnisse geschichtlicher und staatswirthschaftlicher Gegenstände, so wie seine richtige Ansicht der Dinge, blieben den französischen Staatsmännern, mit welchen er zu thun hatte, nicht unbemerkt, und es geschahen ihm vortheilhafte und bedeutende Anträge, die er jedesmal ablehnte. Sein Vaterland mocht' er so wenig verleugnen, wie seine Gesinnung, welche er niemals unter falschen Schein beugte. Die Verleumdung suchte die verschmähte Heuchelei zu rächen und ihn für einen Kundschafter Bonaparte's auszugeben; allein diese von dem französischen Uebersetzer ber berüchtigten geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud ausgesonnene Nichtswürdigkeit ist für den einigermaaßen Unterrichteten nur lächerlich, und durch die Thatsache hinlänglich widerlegt. Für die Zeitgeschichte werden seine in der Archenholz'schen Minerva befindlichen, aus dem Dumouriez'schen Feldlager vor Grandpré geschriebenen Briefe, und seine Beiträge für die Hu-

berschen Zeitschriften (Friedens-Präliminarien, Clio u. s. w.) immer sehr wichtig bleiben. — Auszuzeichnen ist seine Schrift über Mahomet in trefflichem Französisch. — Von ihm wären Denkwürdigkeiten über die französische Revolution zu wünschen; in seiner scharfen und eigenthümlichen lebhaften Schreibart würden sie einen doppelten Reiz für uns haben.

Bei der Wiederkehr Bonaparte's von Elba verließ Oelsner Frankreich, und erhielt von der preußischen Regierung, mit welcher er bereits längere Zeit in Verbindung stand, einstweilen eine Anstellung in dem Fach der auswärtigen Angelegenheiten, wo seine helle Einsicht und erfahrungsreiche Geschicklichkeit dem Staat in vielfacher Art nützlich seyn muß.

Gustav Graf von Schlabrendorf.

(Geboren zu Breslau im Jahr 1749.)

Eine ausführliche Schilderung dieses höchst ausgezeichneten Mannes würde ein großes Buch erfordern. Er ist nie als Schriftsteller aufgetreten, hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, und hat nichts desto weniger den ausgebreitetsten Einfluß auf unzählige Weise für sein Zeitalter wohlthätig ausgeübt; wie auch einst Sokrates nichts geschrieben, sondern nur desto mächtiger durch Tugend und Rede gewirkt hat.

Ein sehr ansehnliches Vermögen und sonstige günstige Verhältnisse setzten ihn früh in den Stand, ganz seinem Trieb nach Erkenntniß in fast allen Kreisen menschlicher Forschung nachzuhängen. Nachdem er Deutschland durchreist und noch vor der Revolution Frankreich gesehn,

brachte er ſechs Jahr in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb ſeitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiſt ſtand er im drängenden Gewühl dieſes großen politiſchen Lebens, eifrig und thätig für Alles, was in dem Wechſel der Ereigniſſe als wahrhaft gut und rechtſchaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anſtalten, die er gefördert, die menſchenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen, in den verſchiedenſten Fällen, dargereicht, ſind nicht aufzuzählen.

Doch iſt dies Alles nichts gegen die Wirkung ſeines eben ſo tiefen, als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der herrlichſten Beredtſamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einſtrömte, und beſonders für Deutſche, deren er die Beſten und Würdigſten in Paris ſeit fünf und zwanzig Jahren zu ſeinem ehrenden Umgang ſich drängen geſehn, lehrreich und heilſam war. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geſchehenden, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, hinreißend über die politiſchen Gegenſtände, und Vieles, was in Büchern oder Depeſchen unter anderm Namen Aufſehn und Bewundrung erregte, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich erneuerten Geſpräche; ſein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war ſo groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgeſprochne noch als ſein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefſinnigen Unterſuchungen, die ſich aus eigner, alleinſtehender Kraft in den höchſten Höhen, zu denen der Aufſchwung deutſcher Philoſophen in neuerer Zeit gelangt, einheimiſch fanden, und die großen Anſchauungen, die ſein großartiger Sinn auffaßte, geſtalteten ſich zu einer vollſtändigen Philoſophie des Staats, und zu einem ſtrengen Syſtem aller dahin gehörigen Verfaſſung und Einrichtung. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. ſeine Forſchungen über Sprache mit-

theilte, würde durch die wunderbarsten Aufschlüsse überraschen.

Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahr lang im Gefängniß, und jeden Tag des Todes gewärtig, bis der Fall der Jakobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Bonapartes Herrschaft, gegen den er nie aufhörte mit allem Nachdruck der Wahrheit zu reden, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte. In einem schlechten Zimmer, das er nie verschließt und selten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerrissener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Besuche an, die ihm täglich von Menschen aller Art und jedes Standes zukommen; sein ganzes Wesen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade seinen rechtschaffnen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen sucht, nichts erwartet, der ohne Ehrgeiz und sogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beschäfftigt war, ließ ihn in Ruh; seine edle Freimüthigkeit und sein ungebeugter Trotz hatten gesiegt. Seine Einkünfte verwendet' er, da er für sich fast gar nichts brauchte, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute; denn in fast dreißigjähriger Abwesenheit blieb er ein Deutscher, und ein Preuße, und ein Schlesier, als ob er immerfort im Vaterland geblieben wäre, und so wußte und kannte er auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußischen Kriegsgefangnen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und das in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst späterhin wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollt' er an der endlich seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preußischen Volks thätigen Theil nehmen und nach Preußen zurückkehren, allein böse Ränke wusten dies zu hintertreiben, und er muste in Paris die

Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus mußte sein vaterländischer Eifer so herrlich in die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Bonaparte's im folgenden Jahre [illegible] abermals, Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er sich in Paris, ein unbestechlicher Zuschauer der Dinge die da kommen sollen, und deren Anschein wohl nirgends von der Art ist, um einen Mann wie ihn mit jugendlichen Hoffnungen allzusehr zu reizen.

Zur Charakteristik des Fürsten Talleyrand.

(Aus einem Briefe, in Wien, zur Zeit des Congresses geschrieben.)

Er gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei wechselnde Bestrebungen am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das wahre Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, um nicht den Begebenheiten zu weichen; eben so wenig Stand hielt das Vorbild vaterländischer Größe, das ihm unter Napoleons Herrschaft seine Dienstthätigkeit veredeln sollte, und das er andern und vielleicht sich selbst einzureden angenehm finden mußte; es blieb ihm zuletzt keine andre Triebfeder mehr, als sein persönlicher Nutzen, und so wurde er für diesen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Napoleons gewesen war. Der Eigennutz bildete sich bei ihm desto mehr als Geldgier aus, je mehr er früher den Druck der Armuth gefühlt hatte, und diese Sucht nach Geld blieb in ihm alleinherrschend, und bestimmt die Hauptrichtung seines Handelns. Die Art desselben hat viel von dem Wesen seines frühern Standes behalten, daher Verschlossen-

heit, ruhige Verstellung, schwerer Ernst und geistreiche gesellige Leichtigkeit, wie Alles dies bei Leuten gewöhnlich ist, deren innerer Ueberlegenheit das äußere Auftreten ihrer Person nicht entspricht. Wie jedoch die Menschen, wenn sie aufhören sich von sogenannten schwärmerischen Ideen beherrschen zu lassen, diesen darum noch gar nicht entsagt zu haben brauchen, sondern sie nur nicht mehr allem Andern vorziehen, so neigt auch Talleyrand mit Vergnügen sich zu den Richtungen seiner Jugend, und hat inmitten alles Wechsels, sofern nur sein eigner Vortheil es erlaubte, für die ersten Revolutionsideen eine starke Vorliebe bewahrt, die ihn auch oft in äußern Handlungen und Urtheilen leitete. Auf gleiche Weise ist er auch so lange als möglich ein Freund seiner Freunde, mit aufrichtigem Herzen, das schwer zur Verleugnung zu bringen ist; eben so ein beharrlicher Begünstiger der Schriftsteller und Gelehrten, die er unter allen Umständen für sich zu gewinnen und zu erhalten gesucht hat. Die große Uebersicht und Zusammengenommenheit seines Geistes, die Richtigkeit seines Blicks, und die kundige Erfahrenheit im großen Gang der Geschäffte würden ihn an seiner jetzigen Stelle bedeutender machen, wenn nicht die Achtung der Bessern ihm gänzlich entzogen, und sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen selbst den Bourbons zweideutig wäre. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent besteht darin, Andre arbeiten zu machen; selbst bedeutende Männer weiß er in dieser Hinsicht seinen Zwecken glücklich unterzuordnen. Er versteht besser die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter läßt er sich in seinem scharfen Urtheil durch nichts irren, keine Leidenschaftlichkeit stört ihn, auch kein Haß, keine Rachsucht, die ihm ganz fremd ist, keine Eigenschaft imponirt ihm, und bliebe gegen ihn wenig zu machen, wenn er nicht die Entscheidung der Waffen scheute, und das Geld liebte. —

Charakteristik des Generals, Grafen von Wallmoden.

Edler Gemüth, scharfer Verstand, kalter Entschluß und eine gewisse Gelassenheit, die sich wenigstens über das ganze äußere Handeln verbreitet, sind die Eigenschaften, die man sogleich beim ersten Anblick Wallmodens wahrnimmt. Der Gang der Weltbegebenheiten, an welchen er seit vielen Jahren, sowohl im Krieg als im Frieden, thätig Theil nahm, war in der Periode Napoleons für Alle, die unter so vielartigen Umständen mit ihrer politischen Thätigkeit eine entschiedne Gegnerschaft gegen ihn behaupteten, zugleich eine Schule klüger Verlegenheit und besonnener Ruhe. Wir finden auch in Wallmoden die ohne Zweifel durch diese Schule geübte Geschicklichkeit, eine Menge von Rücksichten zu beachten und glücklich zu verarbeiten, für welche ohne diese Geschicklichkeit vielleicht nur noch das Mittel übrig bliebe, sich darüber hinauszusetzen.

Er faßt die Mängel und Hindernisse einer Sache desto schärfer auf, je weniger sein Verstand durch Bilder der Begeistrung gestört wird, die er wohl würdigt, erwägt und ehrt, aber nie willkührlich in sich hervorbringt. Er wird daher als Feldherr nicht leicht ein großes Unglück erleiden, noch ein erlittenes gleich unersetzlich glauben; aber im Gegentheil auch nicht leicht für große Wagnisse die sichre Eingebung fühlen; damit verträgt sich sehr gut die unerschrockne Tapferkeit, mit welcher er die Gefahr persönlich verachtet und sucht, sobald es einmal zum Treffen gekommen ist. Er ist unterrichtet, hat äußerst viel Welt, und dabei doch eine edle Nachlässigkeit in unbefangner Freiheit, besitzt die angenehmste Gabe zu sprechen, doch mehr für die höhere Gesellschaft, als für die Menge, die er weder verachtet noch ehrt, sondern seinem Wesen blos fremd fühlt. Seine Ruhe und Mäßigung sind größtentheils ein Erzeugniß des Erlebten, und nicht ohne Beimi-

schung des Ueberdrusses, den das vornehme Leben so leicht herbeiführt, und der Gleichgültigkeit, welche das Gefühl nicht sowohl tödtet als einschläfert. Haß und Neid kennt er nicht, und selbst sein Ehrgeiz, der nur auf das Wirkliche geht und durch Aeußerlichkeiten nicht gereizt wird, ist ohne Leidenschaft. Er macht nie mit Aufwand geltend, was er besitzt, und noch weniger sucht er den Schein dessen, was ihm fehlt.

* * *

Die in den europ. Annalen (bei Cotta) gegebne Nachricht von Wallmodens Feldzug gegen Davoust hat allerdings Wallmoden selbst zum Verfasser, obgleich er dieser Angabe in öffentlichen Blättern widersprechen ließ. Er schrieb französisch, und der Aufsatz konnte, so wie er war, nicht öffentlich erscheinen, und wie er gegeben ward, von ihm nicht anerkannt werden.

Winke zur Charakteristik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen.

Von dem tiefen Innern, den Anlagen menschlicher Einsicht und herrlicher Größe dieses vielverkannten Prinzen mögen folgende an sich unscheinbare Züge, die von einer liebenden Hand, unmittelbar in seiner Nähe, aufgezeichnet worden, für manchen Sinnvollen besseres Zeugniß seyn, als die ausführlichste Schilderung.

Er sagte tausendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich!" Dieser Gedanke war schon lange die Triebfeder seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte er sich nur Alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und ohne für diesen Gedanken einen Ausweg zu haben, alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich ſchlecht zuſammengeſetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verſtieß, zog er die Beſſern an ſich und ſchätzte ſie, wie z. B. Johannes von Müller, Phull, Gualtieri, Gentz, Schiller ꝛc. Auch kannt' er ſeine Leute genau, und trug im Innern ein ganz andres Urtheil über ſie, als die Gleichförmigkeit ſeines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So ſagt' er einmal, als ihm ein Freund Vorwürfe machte, daß er manche Leute in ſeinem Hauſe ſähe und vor der Welt als ſeine Freunde gelten ließ, die ſeiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen bekannten Schwelger nannte, der ſich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß Alles von ihm, ſagt' er lächelnd, aber er iſt mir wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und zoddle ihn ein Bischen, und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken."

Daß er auch Lob und Bewundrung nur nach wahrem Werthe ſchätzte, und ſich durch kein falſches beſtechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angeſehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenſtand ihres Lobpreiſens gewählt hatte, gelegentlich äußerte. „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die ſie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben ſo; ſie wußte gar nichts von mir, und ſie kann ſich eben ſo hinaufreizen und ſich gegen den Mann, der da geht, eben ſo betragen — (es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber) — wenn ſie von ihm gehört hat; nicht ein Funken von Urtheil iſt in ihr." Von einer andern Frau, die er unendlich liebte, aber doch nicht in aller Rückſicht hoch ſtellen konnte, ſagt' er mit ſchmerzlichklarem Bewußtſeyn: „ſie fällt mir nie ein, wenn ich beim Fortepiano bin, bei meinen edelſten Stimmungen und Ideen!"

Ein andermal fragt' ihn Jemand nach einem Mann, deſſen Namen er in einer gewiſſen Beziehung erwähnt hatte, und wollte wiſſen, was denn an dem Mann ſey? Er wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich, weil die Frage ſchon öfter geſchehen war, wartete dann ein wenig, und ſagte nach einer Pauſe ſehr gelaſſen und geſammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken wäre: „das iſt ein ſo gewöhnlicher Menſch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm

Sinn!) — kurz, um Ihnen mit Einem zu zeigen, was er für ein Mann ist, will ich Ihnen weiter gar nichts sagen, als daß er die Uniform ohne Hemd auf bloßem Leibe trägt, damit sie knapp sitzt."

Er war in seinem Innern unaufhörlich beschäfftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken und überraschte nicht selten seine vertrauten Freunde durch wahre Geistesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man sie ihm am wenigsten zutraute. Sein Geist reichte sehr weit, und alles eigentlich Menschliche faßt' er tief und lebhaft auf; seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und selbstständigen Wegs, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle dessen, was er gesehn, erlebt und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redefluſſe seine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeisterung fortreißend sprach. Er wußte aber auch jenes recht gut, und als er eines Abends mit einem Freunde und seinem dreijährigen Knaben allein bei'm Theetisch saß, und das Kind immer um den Tisch lief und etwas sagen wollte, ohne damit fertig werden zu können, sagt' er, nachdem er es lange innig angesehn, mit Lächeln: „Es geht dir wie deinem Vater, du sprichst auch mit großer Schwierigkeit."

Als ein Beispiel seiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menschlichen Schwäche nachsichtig vertraut, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender angenehme Zug: In Magdeburg besucht' er einmal mit einer ganzen Gesellschaft die Kunstübungen englischer Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für sich und seine Gesellschaft ein Goldstück, was den Umständen nach eben nicht zu verschwenderisch, noch zu karg seyn mochte. Ein kleiner, eleganter Kaufmann, der dicht dabei stand, wollte die Gelegenheit, den königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbei lassen, und gab mit auffallender Art zwei Goldstücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Gesellschaft machte diesen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns lachend aufmerksam; der Prinz aber zog sogleich den Hut ab, und sagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichsam betroffen: „O davor habe ich den größten Respect!"

Rudolstadt 1816,
gedruckt in D. E. J. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Beilagen.

(Pièces justificatives.)

Nr. 1.

Umlaufſchreiben an die Biſchöfe.

(Circulaire aux évêques.)

Paris, le 25 Brumaire.
(16 Nov. 1799.) An 1. du Consulat.

Aucun peuple civilisé n'a été sans culte ou sans plusieurs cultes; mais aucun peuple connu n'a été assez éclairé pour donner à la religion la place qu'elle doit avoir.

Les uns ont fait des loix religieuses, comme des loix civiles et criminelles une partie du code social, et leur Pontificat étoit une magistrature. Le gouvernement en étoit d'abord plus fort; mais quand les opinions religieuses perdoient leur force, il perdoit la sienne.

Chez d'autres peuples le gouvernement et la religion ont été deux puissances à côté l'une de l'autre qui se touchoient sans cesse, pour s'appuyer, pour se combattre; là les Ministres du Culte ont été tour à tour oppresseurs, opprimés. C'est l'histoire de l'Europe moderne.

D'autres temps sont arrivés; la Raison les a préparés; la Religion doit les bénir. Vous ne serez plus exposés ni à exercer la persécution ni à la souffrir. Tous les cultes seront libres; et s'il en est qui reçoive une protection particulière, ce sera celui qui servira le mieux la République. Le Gouvernement ne veut pas accorder de privilège, mais il veut reconnoître les services.

Après tant de querelles dont nous avons tous payé les torts ou les erreurs de nôtre sang, ne jettez plus des regards trop douloureux sur votre puissance et votre fortune passée: un gouvernement, qui vient de se former au milieu du peuple et des malheurs, connoît trop la nature pour vous faire un crime de vos regrets: peut-être même pense-t-il qu'il eût été plus juste comme plus généreux et plus prudent de vous épargner tant de sacrifices et de graduer ceux que vous deviez faire. Mais

dans vos malheurs personnels, si vous avez la foi que vous prêchez, vous avez une grande consolation: ils ont ramené votre culte à ce qui a toujours relevé les puissances qui déclinent, aux principes de son institution.

Voyez déjà comme vos infortunes ont fléchi les haines de ceux même qui vous accusent de leurs maux. Un assentiment universel a applaudi au décret qui n'exige plus de vous aucun serment, qui ne vous demande que votre promesse de lui être fidèles. Rien ne vous gêne plus dans vos scrupules même les plus timides.

Celui qui apparut aux hommes pour leur apporter les maximes de cette morale céleste que vous leur prêchez, n'en demandoit pas autant aux Puissances de la terre; ils n'avoient pas plus de moyens de faire de leur foi la foi de l'univers, eux qui trois siècles après la naissance du Christianisme le placèrent sur le trône de l'Empire Romain avec Constantin qui leur devoit aussi ce trône. Mais songez-y: ces magnifiques perspectives qui se rouvrent pour se prolonger au-delà des temps et des mondes visibles, se refermeront devant vous, si vous ne tenez pas tout ce que vous promettez au gouvernement.

Ce n'est pas d'être fidèle à la République de prêcher qu'il faut lui obéir, en prêchant aussi qu'il faut la haïr. Lui enlever l'amour des François c'est la trahir.

Songez-y encore; c'est envain qu'on tiendroit un langage différent dans les prédications qui sont entendues et dans les confessions qui sont secrettes; le secret de vos inspirations dans ce tribunal où vous disposez des ames, sera révélé par les dispositions des ames que vous dirigez et que vous formez.

Non, rien ne vous est plus possible à l'égard de la République que d'acquérir des titres à ses faveurs en prêchant ses maximes avec les vôtres, en les gravant ensemble au fond des coeurs émus par les motifs et par les prix immortels que vous présentez aux vertus.

Signé: *Fouché.*

Nr. 2.

Umlaufſchreiben an die Präfecten.

(Circulaire aux préfets.)

Paris, le 30 Brumaire.
(21 Nov. 1799.) An 1. du Consulat.

Citoyen Préfet,

Vos rapports avec la Justice sont intimes et nombreux, les relations qu'ont entre elles l'action de la Police et l'action de

la Justice, se touchent réellement, elles se pénètrent et semblent se confondre. Sans cesse elles concourent aux mêmes actes. Combien cependant, en général, ce concours a été loin d'être un accord! Entourée de formes qu'elle ne trouve jamais assez multipliées la Justice n'a jamais pardonné à la Police sa rapidité, la Police affranchie de presque toutes les entraves n'a jamais excusé dans la Justice ses lenteurs. Les reproches qu'elles se font mutuellement, la société entière les fait souvent à l'une et à l'autre. On reproche à la Police d'inquiéter l'innocent, à la Justice de ne savoir ni prévenir, ni saisir le crime. Parce qu'elle a été dans la main des Rois, la Police a passé plus généralement pour un instrument du Despotisme: la Justice parcequ'elle est rendue par les organes des loix, a paru souvent égarée dans leurs obscurités et dans leurs contradictions. Chez certains peuples ombrageux à l'excès, jaloux á l'excès de leur liberté, on a sacrifié la Police à la Justice: chez d'autres peuples plus impatiens d'être trainés avec lenteur dans les formes et dans le labyrinthe de tant de loix, on a fait de la Justice elle-même une Police.

Qu'on porte un oeil attentif sur les lieux et sur les momens de leur action, on pensera que la Police et la Justice ne peuvent exister pour le véritable ordre social, ni l'une sans l'autre, ni entièrement confondues l'une dans l'autre.

Considérez, en effet, la Justice avant qu'elle juge et après; avant, renfermée dans ses temples, elle ne pourra pas avec honneur et elle ne voudra pas en sortir pour promener ses pas et ses regards dans les lieux publics, dans les asiles secrets où la sûreté générale et particulière peuvent être troublées, où les délits, les crimes et les forfaits peuvent être commis. Ce n'est pas seulement sa gravité auguste qui seroit compromise, c'est son integrité. Dans cette surveillance active les juges seroient souvent témoins; et un juge ne doit jamais l'être. Pour bien peser les témoignages des autres dans les balances, il ne doit jamais y mettre le sien. En faisant arrêter elle même les prévenus, par cet acte seule, la Justice se constitueroit avec eux en état de guerre, état si contraire à un bon jugement. Elle n'auroit ni la confiance de l'accusé, ni la confiance de la société, ni entièrement sa propre confiance excepté dans les momens où elle auroit perdu celle de tout le monde.

Considérez la Justice après qu'elle a jugé et lorsqu'il faut exécuter ses jugemens: est-ce elle qui dressera les échafauds, qui conduira aux lieux des supplices les malheureux qu'elle a condamnés? Tous les peuples de la terre ont senti que si le même pouvoir qui prononce une sentence de mort, la fait exécuter, la Justice ne paroit plus condamner des coupables, mais tuer des hommes. Tous les peuples de la terre ont senti qu'au milieu des scènes terribles de l'exécution de ses arrêts, la Justice si elle en préside elle-même l'execution, peut cesser d'être l'amour des hommes pour en devenir la terreur. Rien de tout ce qui entoure la puissance judiciaire ne doit montrer en elle que la pure et céleste puissance de la raison eternelle;

c'est dans que la Justice sera ce qu'elle doit être : une véritable religion sociale.

Les moyens qui précèdent les actes de la Justice et les suivent [illegible] sont [illegible] de la Justice criminelle ne doit être [illegible] aux moyens appartenant à l'art de la Police.

C'est à la Police, plus encore peut-être que des regrets et des larmes, pour les crimes qu'elle n'aura pas empêchés, de les crimes peuvent être commis ; c'est elle qui, dans tous moments, l'arme prête, doit être active, attentive à tous les lieux qui peuvent se prêter à tous les moyens et de mettre les prévenus à la main de la Justice et d'assurer ou de rendre tout ce qui [illegible] à la [illegible] des actes.

Dans ce partage de fonctions entre la Police et la Justice les plus pénibles, sans doute, sont celles qui font que la moitié des citoyens devient à la Police. Mais les fonctions les plus agréables ne sont pas toujours les plus utiles à remplir dans le cœur des magistrats qui savent qu'il y a des devoirs et pour la pratique de ces devoirs la nécessité de pas qu'ils puissent davantage : grand mot, qui prescrit au zèle de ne se point exercer et quand ceux qui président aux moyens d'exécution ne l'ont pas prononcé ; dans cette division de deux ministères rigoureux la rigueur de tous les deux se tempère.

Pour les Magistrats de la Police, lorsqu'ils dirigent l'exécution des décrets de la puissance judiciaire, cette exécution se place tout à la même point de vue et presque à la même distance que pour la société elle-même dont l'existence la rend nécessaire et dont la volonté générale l'ordonne.

Que dis-je? Citoyen Préfet, c'est lorsque vous vous en approcherez de plus près que vous aurez souvent le plus d'occasions et le plus de moyens d'adoucir pour votre cœur les rigueurs de vos fonctions. Ces moyens et ces occasions vous les trouverez toujours dans votre vigilance à faire suivre dans les arrestations des prévenus les ordres positifs des loix et dans l'accomplissement des arrêts contre les coupables les vœux de ce sentiment sublime d'humanité qui depuis un demi-siècle et chez toutes les nations éclairées de l'Europe a retenti autour des tribunaux et des échafauds.

Ce que les ordres positifs des loix vous commandent le plus impérieusement, c'est de ne tenir aucun citoyen sous la main de la Police que le tems strictement nécessaire pour le mettre sous la main de la Justice. Les loix font elles-mêmes quelques exceptions à cette loi, unique garantie de toutes les autres, ces exceptions rares et bien déterminées, bien limitées les loix les font comme à regret et presque avec effroi. Si nous en ajoutions une seule, nous ne serions plus les magistrats de la Police, mais les agens de la Tyrannie.

Pour toutes les arrestations et à tous les instans les agens de la Police doivent donc être en état de produire les preuves écrites qui constatent le moment précis où un citoyen a été arrêté et le moment précis où il a été déposé sous la garde

Digitized by Google

des loix. La société toute entière à cet égard a le droit d'interroger et le Ministre de la Police et les Préfets et tous leurs agens.

N oubliez jamais combien il est dangereux de faire des arrestations sur de simples soupçons. Songez que vos actes, alors même qu'ils seront des erreurs, seront une première présomption contre ceux que vous conduirez devant la justice; et méditez dans votre conscience tremblante les histoires de tant d'innocens qui n ont été envoyés par la justice sur les échafauds que parcequ'ils avoient été menés par l'erreur devant la Justice.

Ces voeux de l'humanité présentés par la philosophie de la France aux Puissances et aux juges de l'Europe ne sont pas de même gravés dans le coeur de tous ceux qui servent la République Ce n est pas seulement en ajoutant la moindre rigueur aux rigueurs absolument indispensables pour l'exécution des loix et des arrêts de la Justice, que nous serions coupables; nous le serions encore, si nous ne tempérions pas ces rigueurs par tous les adoucissemens qu'elles peuvent recevoir. Celui qui n'a pas encore entendu sa sentence, n'est pas encore pour nous un ennemi de la société; celui qui s est entendu prononcer la peine qu'il va subir, ne l'est plus. Il n'a rien à expier avant; après, il a tout expié. La pitié de tout ce qui n'est pas inexorable et barbare l'environne, ce n'est plus qu une victime que la société est condamnée à immoler; la société doit pleurer sur elle et sur lui.

La nécessité de punir les délits tient beaucoup aux imperfections de l'art social qui ne sait pas les prévenir: en les punissant, les ministres de l'ordre social contractent une grande dette envers l'humanité qui se couvre de voiles de deuil, qui murmure et gémit.

Aquittez la, Citoyen Préfet, cette dette sacrée par tous les ménagemens, par tous les égards que la pitié vous inspirera pour de si grands malheurs.

Signé: *Fouché.*

No. 3.

Schreiben an den Kaiſer Napoleon.

(Lettre à l'Empereur Napoléon.)

J'ai pris congé du Roi de Naples; je ne dois dissimuler à V. M. aucune des causes qui ont arrêté l'activité naturelle de ce Prince. La prémière est l'incertitude où Vous l'avez laissé sur le commandement des armées de l'Italie. Le Roi dans ces deux dernières campagnes Vous a donné tant de preuves

de son dévouement et de ses qualités militaires qu'il s'attendoit à recevoir de Vous cette marque de confiance. Il se sent humilié à la fois, et de Vos soupçons et de l'idée de se trouver placé sur la même ligne que Vos Généraux.

2. On lit sans cesse au Roi: si pour conserver l'Italie à l'Empereur, vous dégarnissez votre royaume de troupes, les Anglois vont y opérer des débarquemens et y exciter des séditions d'autant plus dangereuses que les Napolitains se plaignent hautement de l'influence de la France: dans quel état, ajoute-t-on, se trouve cet Empire? sans armée, découragé par une campagne que ses ennemis ne regardent pas comme le terme de ses maux, puisque le Rhin n'est plus une barrière et que l'Empereur loin de pouvoir garantir l'Italie a peine à s'opposer à l'envahissement de ses frontières d'Allemagne, de Suisse et d'Espagne. Songez à vous, lui écrit-on de Paris, ne comptez que sur vous même. L'Empereur ne peut plus rien même pour la France, comment garantiroit-il vos états? Si dans le tems de sa toute-puissance il eut la pensée de réunir Naples à l'empire: quel sacrifice seroit-il porté à faire pour vous; il vous sacrifieroit aujourd'hui à une place forte.

3. D'un autre côté Vos ennemis opposent au tableau de la situation de la France celui des avantages immenses que présente au Roi son accession à la coalition: ce Prince consolide son trône, aggrandit ses états; au lieu de faire à l'Empereur le sacrifice inutile de sa gloire et de sa couronne, il va répandre sur l'un et l'autre l'éclat le plus brillant en se proclamant le défenseur de l'Italie, le garant de son indépendance. Se declare-t-il pour Votre Majesté, son armée l'abandonne, son peuple se soulève. Sépare-t-il sa cause de celle de la France, l'Italie toute entière accourt sous ses drapeaux; tel est le langage que parlent au Roi des hommes qui tiennent de près à Votre gouvernement. Peut-être ne fait-on en cela que s'abuser sur les moyens de servir V. M. La paix est nécessaire à tout le monde: déterminer le Roi à se mettre à la tête de l'Italie est à leurs yeux le plus sûr moyen de Vous forcer à faire la paix.

Je suis arrivé à Rome le 18 Ici comme dans toute l'Italie le mot *d'indépendance* a acquis une vertu magique. Sous cette bannière se rangent, sans doute, des intérêts divers, mais tous les pays veulent un gouvernement local, chacun se plaint d'être obligé d'aller à Paris pour des réclamations de la moindre importance. Le gouvernement de la France, à une distance aussi considérable de la capitale ne leur présente que des charges pesantes, sans aucune compensation, conscriptions, impôts, vexations, privations, sacrifices, voilà, se disent les Romains, ce que nous connoissons du gouvernement de la France. Ajoutons que nous n'avons aucune espèce de commerce, ni intérieur, ni extérieur, que nos produits sont sans débouchés, et que le peu qui nous vient du dehors nous le payons un prix excessif.

Sire, lorsque Votre Majesté étoit au plus haut degré de la gloire et de la puissance, j'avois le courage de Lui dire la vérité parceque c'étoit la seule chose qui Lui manquoit. Aujourd'hui, je la Lui dois également, mais avec plus de ménagement puisqu'Elle est dans le malheur. Son discours au corps législatif auroit fait une profonde impression sur l'Europe et auroit touché tous les coeurs, si Votre Majesté eût ajouté au désir qu'Elle a manifesté pour la paix, une renonciation magnanime à Son ancien système de monarchie universelle. Tant qu'Elle ne se prononcera pas sur ce point, les puissances coalisées croiront ou diront que ce système n'est qu'ajourné, que Vous profiterez des evénemens pour y revenir. La nation Françoise elle-même restera dans les mêmes alarmes. Il me semble que si, dans cette circonstance, Vous concentriez toutes Vos forces entre les Alpes, les Pyrénées et le Rhin, et que Vous fissiez une déclaration franche de ne pas dépasser ces frontières naturelles, Vous auriez tous les voeux et tous les bras de la nation pour défendre Votre Empire: et certes cet empire seroit encore le plus beau et le plus puissant du monde; il suffiroit à Votre gloire et à la prospérité de la France. Je suis convaincu que Vous ne pouvez avoir de véritable paix qu'à ce prix. Je crains d'être seul à Vous parler ce langage. Défiez Vous des mensonges des courtisans; l'expérience a dû Vous les faire connoitre. Ce sont eux qui ont poussé Vos armées en Espagne, en Pologne, en Russie, qui Vous ont fait éloigner de Vous Vos plus fidèles amis, et qui dernièrement encore Vous ont détourné de signer la paix à Dresde. Ce sont eux qui Vous trompent aujourd'hui et qui Vous exagèrent Votre puissance. Il Vous en reste assez, pour être heureux et pour rendre la France paisible et prospère, mais Vous n'avez rien de plus et toute l'Europe en est persuadée, il seroit même inutile de chercher à lui faire illusion, on ne la tromperoit plus.

Je conjure Votre Majesté, de ne pas rejetter mes conseils, ils partent d'un coeur qui n'a cessé de Vous être attaché même dans les momens où il l'auroit voulu. Je n'ai point le sot amour-propre de voir mieux qu'un autre, si chacun avoit la même franchise, il Vous tiendroit le même langage. Il Vous auroit parlé comme moi après la paix de Tilsit, après la paix de Vienne, avant la guerre contre la Russie, et en dernier lieu à Dresde.

Il est affligeant pour la dignité de l'homme que je sois le seul qui ose Vous dire ce qu'il pense. Si Votre Majesté éprouve de nouveaux malheurs, je n'aurai pas à me reprocher d'avoir cessé de Lui dire la vérité. Au nom du ciel mettez un terme à la guerre; faites que les ames puissent trouver un moment pour se reposer!

J'ai l'honneur d'être etc.

à Rome, le 27. Decbr. 1813.

signé: *le Duc d'Otrante.*

Nr. 4.

Schreiben an den König Joachim.

(Lettre au Roi Joachim.)

J'ai reçu vos lettres, et la copie de celles que vous avez écrites à l'Empereur. Je les conserve pour en fair usage, lorsque l'occasion s'en présentera. Si vous lisiez le compte que j'ai rendu à l'Empereur de la situation de l'Italie et des motifs qui vous ont déterminé à négocier avec les puissances coalisées, vous seriez convaincu que je n'ai pas besoin d'être encouragé à oser dire la vérité. J'ai toujours pensé que c'est trahir les Princes, que de la leur cacher.

Vous croyez que votre alliance avec la coalition est le seul moyen de conserver le trône, et que cette alliance servira mieux que vos armes les véritables intérêts de la France. Il seroit superflu de vous répéter les objections que je vous ai faites à ce sujet; mais je dois insister sur la nécessité où vous vous trouvez de constituer une bonne armée. C'est votre garantie; c'est le moyen d'avoir de l'influence dans la coalition. Ne craignez point de défections parmi vos officiers et vos soldats, quand vous serez à leur tête, quand ils seront convaincus que vous servez votre patrie. Qui plus que vous a exposé sa vie pour elle et d'une manière plus glorieuse? Faites-leur connoitre que vous ne mettez en mouvement votre armée, que pour le bonheur de la France et celui de votre pays.

On vous a cru indécis jusqu'à ce jour et alors toutes les opinions, tous les sentimens, n'ont eu aucun centre, aucun appui, aucune direction. Votre armée, au lieu de former son moral et sa discipline, a perdu son tems dans des débats politiques. Vos Généraux ont jetté eux-mêmes de l'incertitude dans les esprits, en demandant ce qu'on ne pouvoit ni leur accorder ni leur refuser.

Je vous en conjure; songez surtout à vous créer une grande considération, faites estimer votre caractère, ce sera, à la longue votre seule puissance, ce sera la seule barrière qu'on n'osera franchir; quel souverain voudroit s'attirer le reproche odieux d'avoir violé la foi qu'il vous a donnée! L'ambition n'est pas aveugle à ce point: on n'ose pas toujours tout ce qu'on peut.

Vous m'invitez à vous défendre contre la calomnie; ne vous inquiétez point du jugement qu'on portera sur le parti que vous avez pris. Il étoit de mon devoir de vous en détourner, j'ai rempli ce devoir avec conscience. Mais aujourd'hui que votre décision est arrêtée, je dois à l'amitié que vous avez pour moi, de vous dire, que la moindre hésitation seroit funeste. Elle donnerait à vos nouveaux alliés le droit de se délier de vous et de vous demander des garanties. Votre conduite, dans cette circonstance, sera appréciée,

comme toutes les choses de ce monde, par les succès. Si vous pouvez contribuer à la pacification générale, si votre nom acquiert assez de poids dans la balance des affaires de l'Europe, pour relever la dignité des trônes et l'indépendance des nations, on vous bénira sur toute la terre. Hâtez-vous de proclamer que vous n'avez fait alliance avec la coalition, que parcequ'elle prête son appui à ce noble dessein. Montrez à l'Italie l'étendue et la solidité de vos vues positives sur sa prospérité. Des espérances vagues ne feroient que l'agiter, et n'obtiendroient pas sa confiance.

Je vois avec peine les soulèvemens dans les campagnes; ils détruiront vos ressources et amèneront une anarchie que vous ne pourrez plus comprimer. Si vous êtes obligé de faire des levées en masse, il faut y mettre de la mesure. L'ordre et la discipline ne nuisent pas à l'activité. Veillez à ne remuer que les passions que vous pourrez satisfaire.

Pardonnez la franchise de mes conseils au désir que j'ai de vous voir heureux et assez puissant pour rendre à la France ce que vous en avez reçu.

J'ai l'honneur d'être etc.

Florence, le 20. Janvier 1814.

signé: *le Duc d'Otrante.*

P. S. Je reçois, à l'instant, la lettre dans la quelle vous m'invitez à mettre par écrit les réflexions que j'ai eu l'honneur de vous faire sur la constitution qu'on vous demande. Je vais m'occuper de ce travail. Ne vous laissez pas entraîner, je vous prie, de jetter au milieu du peuple *napolitain* des idées auxquelles il n'est pas préparé. Traitez-le comme vous avez traité vos enfans: ne lui accordez que ce qui lui convient. Je crains que ce mot de constitution que j'entends sur toute ma route, ne soit, dans le grand nombre, qu'un désir vague de ne pas obéir.

Nr. 5.

Schreiben an den Kaiser Napoleon, vom 23. April 1814.

(Lettre à l'Empereur Napoléon.)

Sire,

Lorsque la France et une partie de l'Europe étoient à Vos pieds, j'ai osé Vous faire entendre constamment la vérité. Maintenant que Vous êtes dans le malheur, j'éprouve plus de crainte de blesser Votre sensibilité en Vous parlant le langage de la sincérité; mais je Vous le dois, puisqu'il Vous sera utile et même nécessaire.

Vous avez accepté, comme retraite, l'île d'Elbe et sa souveraineté. Je prête une oreille attentive à tout ce qui est dit au sujet de cette souveraineté et de cette île. Je crois qu'il est de mon devoir de Vous assurer que la situation de cette île en Europe ne Vous convient pas, et que le titre de souverain de quelques acres de terre convient encore moins à celui qui a possédé un Empire immense.

Je Vous supplie de peser ces deux considérations, et Vous sentirez combien elles sont fondées.

L'île d'Elbe est à très-peu de distance à l'Afrique, de la Grèce et de l'Espagne; elle touche presque aux côtes d'Italie et de France. De cette île, la mer, les vents et une petite felouque peuvent Vous amener subitement dans les pays les plus exposés à l'agitation, aux événemens, aux révolutions. La stabilité n'existe encore nulle part; dans cet état de mobilité des nations; un génie comme le Vôtre peut toujours exciter de l'inquiétude et des soupçons parmi les puissances Européennes; sans être criminel, Vous pouvez être accusé, et sans être criminel, Vous pouvez aussi faire du mal; car l'alarme est un grand mal, tant pour les gouvernemens que pour les nations.

Le Roi qui monte sur le trône de France désire regner uniquement par la justise; mais Vous savez de combien de passions un trône est entouré, et avec quelle adresse la haine donne à la calomnie les couleurs de la vérité.

Les titres que Vous conservez, en rappellant à chaque instant ce que Vous avez perdu, ne peuvent servir qu'à augmenter l'amertume de Vos regrets; ils ne paroîtront pas des débris, mais une vaine répresentation de tant de grandeurs qui se sont évanouies. Je dis plus; sans Vous honorer, ils Vous exposeront à de plus grands dangers. On dira que Vous ne gardez ces titres, que parceque Vous conservez toutes Vos prétentions. On dira que le rocher de l'île d'Elbe est le point d'appui sur lequel Vous voulez placer le levier, d'où Vous chercherez à soulever de nouveau le monde entier.

Permettez-moi de Vous dire toute ma pensée. Il seroit plus glorieux et plus consolant pour Vous de vivre comme un simple particulier; et à présent l'asile le plus sûr et le plus convenable pour un homme comme Vous, est dans les Etats-Unis de l'Amérique.

Là, Vous recommencerez Votre existence au milieu d'un peuple encore neuf qui saura admirer Votre génie sans le craindre. Vous serez sous la protection de loix également impartiales et inviolables comme tout ce qui respire dans la patrie de Franklin, de Washington et de Jefferson. Vous prouverez aux Américains que si Vous étiez né parmi eux, Vous auriez pensé et voté comme eux; et que Vous eussiez preféré leurs vertus et leur liberté à toutes les dominations de la terre.

signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 6.

Schreiben an den Grafen von Blacas, vom 23. Juni 1814.

(Lettre au Comte de Blacas, du 23 Juin 1814.)

L'agitation de la France a pour causes, dans le peuple, la crainte du retour des droits féodaux, dans les possesseurs des domaines nationaux qui forment une si grande partie de notre population, l'inquiétude pour leurs domaines, dans ceux qui se sont prononcés fortement pour la République ou pour Bonaparte, le doute sur leur sûreté personnelle, dans l'armée la perte et le regret de tant d'espérances de gloire et de fortune que Bonaparte présentoit sans cesse à l'ambition et à l'imagination des soldats et des généraux, dans la classe de ceux qui vouloient pour la France ce que possède l'Angleterre depuis plusieurs siècles, l'étonnement où les laisse la Carte constitutionelle dont le Roi a voulu faire une émanation de la puissance héréditaire de son trône.

Parmi ces causes la plus dangereuse étoit précisément celle dont toute la sagesse du Roi et de ses Ministres n'auroit pu prévoir ni empêcher entièrement l'action. Le mécontentement des troupes, cet inconvénient qui a lieu, plus ou moins, à la fin de toutes les guerres, devoit nécessairement agir avec bien plus d'étendue et de danger à la fin des guerres de Bonaparte qui sembloient promettre le partage de l'Europe à ses lieutenans: mais ce n'est que par les autres causes que l'action de celle-là peut devenir très-grave.

Une armée, et une armée surtout formée par la conscription, prend toujours l'esprit de la nation au milieu de laquelle elle vit; elle finit toujours par être contente ou mécontente avec la nation et comme elle; et si lorsqu'elle a perdu, tout-à-coup, toutes les chances de fortune que lui offroient les guerres. D'un conquérant les soldats rentrés dans leurs foyers entendent leurs père et mère, leurs frères et leurs amis exprimer des craintes pour leurs propriétés, pour leur sûreté et pour leur liberté: le gouvernement quelque fort qu'il soit et quelque cher qu'il doive être à la nation, doit aussi tout craindre pour lui-même; il aura en vain des yeux et des oreilles présens et ouverts partout, il devra toujours craindre.

Mallet n'étoit pas un fou; c'étoit un audacieux. Il y aura d'autres hommes qui seront fous et qui mettront en péril tout ce que la France attend du retour de ses Rois.

Pour arrêter sûrement l'action de cette cause, la seule réellement menaçante, la seule à laquelle peut se mêler encore le génie de Buonaparte, il faut étouffer les autres causes; il eût été plus aisé de ne pas les mettre en mouvement.

Qu'est-ce qui a répandu des inquiétudes si vives et si universelles parmi les acquéreurs des domaines nationaux? C'est que la garantie qui leur a été donnée avoit été donnée également et par les mêmes proclamations et par les mêmes déclarations à des millions de François qui durant la République ont émis des votes qui n'ont pu devenir des fautes ou des crimes imputables que sous la Monarchie; leur cause est la même, et quand les engagemens pris envers les uns n'ont pas été remplis, les promesses faites aux autres ne les rassurent plus.

Une nation où depuis 25 ans les esprits et les ames ont été dans une action assez forte pour donner des secousses à l'univers, ne peut pas, sans de longues gradations, rentrer dans un état doux et paisible: il ne faut donc pas entreprendre d'arrêter son activité, il faut donner à cette activité devenue dévorante d'autres alimens, il ne faut pas lui dire qu'elle doit renoncer à l'idée d'être la première nation de l'Europe, il faut diriger son génie et ses incomparables facultés naturelles vers une grandeur utile aux autres nations et infiniment plus glorieuse pour elle-même; il faut ouvrir et élargir de toute part les carrières sans bornes de toutes les industries, de toutes les branches de commerce, de tous les arts de la main et du goût, de toutes les sciences et de leurs découvertes, enfin de tout ce qui étend la raison et la puissance de l'homme. Le 19me siècle commence à peine: il faut qu'il porte le nom de Louis XVIII., comme le 17me le nom de Louis XIV.

Les intérêts devenus les plus chers de la nation sont tous attachés et subordonnés à l'intérêt du nouvel ordre social établi par la Carte constitutionelle. Le moyen le plus prompt d'environner le trône de toutes les affections du peuple françois, c'est de présenter à sa passion pour les débats politiques et législatifs les discussions de la chambre des Pairs et de la chambre des Députés, sur des projets de loix tels que la loi répressive des abus du pouvoir et des délits de la presse, tels que la loi de *l'habeas corpus* qui détermine les conditions de la plus grande liberté individuelle, tels qu'un plan d'instruction publique où ce qu'il y a de plus pur dans la raison et de plus certain dans la religion concurroient à enseigner la morale à toutes les classes du peuple.

Eh! que de sacrifices des passions les plus personnelles et les plus dures on obtiendroit, s'ils étoient demandés à un peuple satisfait de ses loix et de son gouvernement!

Une multitude de François dévoués à tous les malheurs des Bourbons, comme ils l'avoient été à leur puissance, sont revenus avec la dynastie de leurs Rois; mais ils ne peuvent pas rentrer dans des domaines qui ne sont plus les leurs, sans exciter de violentes commotions et une guerre civile. Le plus grand nombre n'a pas même de domaines à réclamer. Eh bien! qu'un des Ministres de sa Majesté avec la logique d'un esprit sain et l'éloquence d'une ame qui sent tout ce

qu'on doit à de grands malheurs et à de grandes vertus, demande à la chambre des Pairs et à la chambre des Députés une somme annuelle destinée à servir d'indemnité des infortunes et à des indigences si dignes d'être assistées par une nation héroïque et sensible; j'en réponds, la proposition dans les chambres seroit transformée en loi par acclamation.

C'est ainsi que les réactions ont un terme et que ce terme devient la paix et le bonheur de tous.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

No. 7.

Schreiben an einen Minister des Congresses in Wien, vom 25sten September 1814.

(Lettre à un Ministre au Congrès de Vienne, du 25 Septbr. 1814.)

Une personne, qui a eu l'honneur de vous voir à Vienne, m'a rendu compte de la manière obligeante dont vous lui avez parlé de moi: j'en suis extrèmement touché. Cette personne m'a assuré que vous étiez dans la persuasion que j avois ici de l'influence dans les affaires publiques. Je dois vous parler avec confiance: depuis que j'ai pris congé de vous à Paris, je me suis retiré avec mes enfants dans ma terre, où je m'occupe de leur éducation. Ne croyez pas cependant que j'oublie, dans ma retraite, les intérêts de la France et de l'Europe; ils me seront toûjours chers, et ils sont inséparables dans ma pensée comme dans mes affections. Ma plus profonde conviction c'est que dans tous les temps, mais aujourd'hui surtout et à l'avenir, toutes les nations de l'Europe, à quelque distance les unes des autres qu'elles soient placées, doivent être ensemble éclairées ou ignorantes, en paix ou en guerre, dans les malheurs ou dans les prospérités; elles s'aideront ou se nuiront plus que jamais. L'Angleterre elle-même sera soumise à cette loi; pour conserver ses prospérités elle a besoin de les répandre au loin.

Dans cette circonstance où les plus grands intérêts vont être agités au congrès qui va s'ouvrir à Vienne, je ne puis refuser de m'en entretenir avec vous. Vous connoissez la franchise de mon caractère et mon amour pour la vérité; je ne vous dissimulerai rien. Je vous parlerai d'abord de la France; je suis François. Je parlerai ensuite de l'Empire Germanique: et parler de cet empire ce sera parler de tous. Il est bien vrai et bien convenu que les Césars de Vienne n'ont

rien de commun avec les Césars de l'ancienne Rome; mais il est très-vrai aussi que, non seulement depuis Charles-Quint, mais depuis Charlemagne, c'est dans votre Empire et par vos Césars que les destinées publiques de l'Europe ont toujours été soumises à des loix moins versatiles et moins arbitraires que celles que la force seule impose aux peuples. Le Congrès de Vienne rappelle le traité de Westphalie, qui a fait tant de bien à plus de vingt nations; et on en attend davantage de celui de Vienne. Ici ce sont les souverains eux-mêmes qui sont rassemblés. Ils n'auront aucune excuse aux yeux des nations, s ils ne leur assurent pas la paix et le bonheur.

Elles ont été pour longtemps de grandes révolutions, celles qui ont fait passer la France de l'antique Monarchie à la République, de la République à l'Empire de Bonaparte et de cet Empire à la Royauté constituée des Bourbons. Dans tous ces mouvements il n'y en a eu qu'un auquel la nation toute entière ait pris une véritable part; celui qui en 1789 tendit à donner au roi et au peuple une constitution destinée à légitimer, à consacrer et à perpétuer l'autorité de l'un et la liberté de l'autre; voilà uniquement où l on tendait; on a été entraîné à tout le reste: nous avons été comme précipités à cette conquête d'une grande partie de l'Europe que nous expions assez.

Il y a quelques mois et sur le bord même d'un abîme plus profond que tous les autres, la France a cru toucher au terme de tous les torts et de tous les malheurs. Ce rayon d'espérance a brillé et s'est éteint. Nous ne voyons plus d'abîmes autour de nous; mais nous entendons le bruit sourd des passions qui les creusent.

Que sont ces menaces et ces présages? d'où naissent-ils? il faut bien le savoir pour les écarter.

Il est très certain que depuis le 30 et 31 Mars dernier le retour des Bourbons en France et sur le trône a paru à tous les François de tous les partis le moyen le plus prompt et le plus sûr de mettre fin à toutes les révolutions et à toutes les guerres; et cette fin, après tant de fatigues et de maux, a semblé à tous, non pas un bonheur, mais un repos trop nécessaire pour être refusé, assez doux pour être même désiré. Mais est-ce dans l'obéissance à des maîtres, ou dans une liberté soumise à des loix et à des rois qu'on a entendu se reposer? Vous étiez à cette époque à Paris, je m'en rapporte à votre témoignage.

La France n'a plus un sentiment exagéré de son indépendance, elle sait aujourd'hui qu'il ne peut y avoir de liberté, de paix et de prospérité que là où règne l'esprit d'ordre, de règle et de subordination. Mais elle n'est pas dans la même situation où se trouvent quelques états de l Europe. Ils ont des usages et des moeurs qui sont des appuis contre les invasions du pouvoir, et en France tout est détruit, il n'y a plus qu'une constitution qui puisse être notre égide.

Vous m'objectez peut-être que la France a obtenu du voeu et de la volonté du Roi toute l'indépendance constitutionelle qu'elle désiroit, toute celle au moins, dont elle a besoin et dont elle peut jouir sans danger. Oui, sans doute, si on juge de la Carte constitutionelle *octroyée* sous Louis XVIII. par la bonne foi de son caractère royal, par le soin qu'il prendra constamment à interpréter tous les articles équivoques dans le sens le plus national; non, si on juge par la manière dont ces articles sont déjà interprétés: ce mot même *d'octroyer* a effarouché tous les esprits.

La nation a vu, avec douleur et avec humiliation, que son Roi n'ait pas voulu recevoir d'elle les nouvelles loix fondamentales et régulatrices de toutes les autorités et de toutes les destinées; elle s'est étonnée qu'appellé par elle à un trône élevé sur des nouvelles bases, il ait dédaigné de joindre aux titres de ses ayeux les suffrages donnés par les représentans de trente millions de François.

Toutes les ames ont été oppressées lorsqu'on a fait violer au Roi ses engagemens qui devoient être sacrés et inviolables comme sa personne. Depuis ce moment les idées de franchise et de loyauté qu'on avoit conçu du gouvernement des Bourbons et qui rendoient leur retour et leur règne si faciles, se sont changées en défiance et en inquiétudes extrêmes. Les partis qui étoient disposés à montrer les uns envers les autres une émulation de sacrifices et de générosité, ont repris leurs prétentions. Au lieu d'une scène touchante et dont l'effet eût été si utile, si moral, osons dire ce que nous apercevons au fond des coeurs, toutes les existences paroissent livrées aux ressentimens et aux vengeances; et dans ces dangers qui peuvent n'être qu'imaginaires, on tourne de toutes parts les yeux pour trouver des remparts, des appuis et des défenseurs.

On ne m'accusera pas d'avoir montré peu de zèle et de prévoyance dans ma correspondance avec la Cour. Le 23 Avril j'écrivois à S. A. R. Monsieur: „En jouissant du présent il faut s'assurer de l'avenir. Notre avenir doit se composer non de quelques jours d'acclamations, mais d'un long cours de règnes heureux et de siècles. Les beaux jours qui luisent sur la France seront bientôt altérés et obscurcis, si on laisse répandre les moindres alarmes." Le 23 Juin j'écrivis à Mr. le comte de Blacas: „On sait bien où commencent les réactions, on ne sait pas où on les arrête, elles entraînent tout, elles entraînent surtout la puissance souveraine devant laquelle les résistances ne deviennent sensibles et visibles qu'à l'instant où elles sont plus fortes que cette puissance même.

Je viens de vous faire connoître les routes dangereuses dans lesquelles on a engagé le Roi et l'influence de ce premier pas sur la disposition des esprits. Je vais vous parler avec la même sincérité sur ce que les François éprouvent de la ré-

duction de leur territoire et leurs rapports nouveaux avec l'Europe.

A l'origine de la révolution, dans ces jours sereins encore, et dont la sérénité se répandoit sur la raison publique, l'un des premiers dogmes politiques professés et décrétés par l'Assemblée constituante, fut *l'horreur* des conquêtes: et ce n'étoit pas là une de ces formules de modérations qui voilent souvent les ambitions les plus ardentes; c'étoit l'expression sincère et pure d'un peuple qui se préparant à être libre, sentoit profondément le besoin d'être juste, et d'environner de limites sa force comme celles des rois et des autres peuples, esclaves ou affranchis. Il y avoit plus d'un demi siècle que cette *horreur* des conquêtes remplissoit les pages les plus éloquentes de nos écrivains les plus sublimes; et averties par les leçons des sages, les ames s'étoient ouvertes aux douces impressions des sentimens de la nature: nous pensions tous alors non comme Louis XIV. et Louvois, mais comme Fénélon et le duc de Bourgogne.

Pourquoi donc nous sommes nous précipités sur toute l'Europe? Ma réponse sera bien simple. C'est que toute l'Europe se précipita sur nous. L'Europe nous menaçoit de toutes parts, non parceque nous voulions conquérir, mais parceque nous voulions être libres. Les Emigrés ne sortoient pas de la France pour l'abandonner, mais pour y rentrer les armes à la main, soutenus des armées de l'Autriche et de la Prusse. Nos frontières retentissoient de trompettes guerrières, trois ou quatre grandes armées ennemies étoient déjà aux portes de Paris; et nous décrétions des principes et des loix; nous n'avions pas encore une armée. Dès que nous en eumes une, elle fut forte de toute l'énergie et de tout l'enthousiasme de la liberté. Victorieux à Jemappes les François arrivèrent bientôt dans la Belgique, mais la Belgique ne fut pas conquise, elle s'offroit et se donnoit. Elle étoit une indemnité, très riche à la vérité, de nos provinces ravagées, de tous les maux qu'on nous avoit fait, de ceux qu'on nous promettoit encore, et quoiqu'une antique tradition, consacrée déjà dans les Gaules et toujours conservée, eût fait de la rive gauche du Rhin la barrière naturelle de la France; depuis même que la supériorité de nos armes fut établie; depuis que nous nous mimes à avancer toujours, sans jamais rétrograder, parmi les citoyens françois, ceux qui entendoient peut-être le mieux les intérêts de la République, ne vouloient pas qu'elle s'étendit jusqu'au Rhin.

C'est sous l'Empire et sous le règne de Napoléon, non sous nos constitutions populaires, que toutes les limites données à la France par la nature et par le droit des gens de l'Europe ont été renversées et franchies par nos conquêtes.

La France a fait des conquêtes sans les désirer avant de les faire, sans les aimer après les avoir faites. Mais je dois

dire : Elle les regrette amèrement depuis qu'elle les a perdues, non parceque cette perte est une diminution de son territoire, mais parcequ'elle en est une de sa gloire.

C'est de la vanité, je l'avoue ; mais les peuples sont vains comme les individus. Vous ne pensez pas que la vanité qui gémit de ses blessures, ne mérite ni égards ni ménagemens.

Quand un peuple qui est vain est de plus fier, intrépide, savant et héroique dans l'art militaire, il faut donner à la vanité blessée d'un tel peuple tout ce qui est nécessaire pour le consoler, tout ce que les droits des autres peuples et la morale universelle ne lui refusent pas. C'est de la vanité mortifiée que, plus d'une fois, sont sorties les tempêtes qui ont bouleversé le globe.

Ce fut, sans doute, un grand bienfait pour l'Empire Germanique et pour l'Europe d'avoir mis fin à une guerre qui avoit duré trente années presque sans trève et sans interruption, et dans laquelle on s'égorgeoit souvent à la fois sur plus de trente champs de bataille : ce ne fut pas là cependant le bienfait le plus grand du traité de Westphalie. Ce qui mérite une éternelle reconnoissance des hommes, c'est d'avoir étouffé par ce traité un si grand nombre de querelles et de combats que cette guerre même avoit fait éclore ; c'est d'avoir trouvé des points et des noeuds de conciliation pour les intérêts divers ; c'est d'avoir donné à la terre le premier exemple de plusieurs sectes religieuses qui consentent à vivre en paix à côté les unes des autres, à se partager les temples, et même à s'en servir quelquefois par indivis ; c'est d'avoir stipulé les intérêts de tant de petits princes, de tant de petites villes, de tant d'individus presqu'imperceptibles dans ce traité où de puissants Electeurs, des Rois et un Empereur figuroient comme parties contractantes ; c'est d'avoir fait sortir de cet immense chaos où tout paroissoit à jamais brouillé et perdu, non un autre chaos, mais l'ordre et même des principes de morale et de justice qui ne se sont plus séparés de la politique, que Leibnitz a sanctionnés par son admiration et Frédéric le Grand par son glaive qui les avoit, un instant, compromis ; c'est enfin d'avoir placé au milieu de l'Europe, où tout, depuis de tant de siècles, se décidoit par les armes, un empire composé de puissances soumises à des tribunaux et à des loix.

Cette construction sociale, composée de matériaux tous gothiques, mais unis par un plan et un ciment moderne ; cet édifice dans lequel trente millions d'hommes trouvoient protection et sûreté, n'existe plus ! une autre guerre, de près de trente ans aussi, n'en a pas seulement détruit l'architecture, mais jusqu'aux matériaux même ; il seroit au moins très difficile de les retrouver tous ! et il seroit impossible de les ajuster dans leur ancienne intégrité et dans la même disposition.

Que faut-il donc faire ? un autre plan, qui s'éloigne, sans doute le moins possible, des habitudes germaniques, mais

qui cependant reçoive les changemens que le mouvement des siecles a rendu nécessaires. Je voudrois une autre organisation sociale qui se rapprochât de la première en ce qu'elle seroit de même composée de différens peuples, de différens états, de différens princes, unis par des conventions, par des loix et par des forces communes, mais qui, pour l'avantage de tous, en différât autant que les lumieres du 19me siècle sont au-dessus des lumieres du 17me.

Le sol de la Germanie, depuis la Baltique jusqu'aux Alpes tyroliennes, et depuis le Rhin jusqu'aux frontières de la Pologne, peut contenir assez au large et faire vivre dans une assez grande aisance dix a douze peuples qui ne seroient ni trop forts ni trop foibles. Ces dix à douze peuples auroient une existence distincte et ils en auroient une commune. Ils obéiroient à des loix qui pourroient être différentes et à des loix qui devroient être nécessairement les mêmes. Il est aisé de voir qu'il s'agit ici d'une confédération de peuples dont chacun auroit sa souveraineté intérieure, et tous ensemble formeroient et reconnoîtroient une autre souveraineté destinée à protéger chacun de la force et de la justice de tous.

Il faudroit dans ce plan autant de constitutions particulières que de peuples, et une constitution générale qui seroit le bien fédéral et même social de ces dix a douze états.

Dans ces constitutions chaque état feroit ses loix par ses représentans; et à la tête de ces législations seroient des Princes, des Rois, revêtus d une partie de la puissance exécutive.

La représentation et la puissance fédérale sortiroient comme d'elles-mêmes de ces douze peuples et de ces douze gouvernemens représentatifs, et elles auroient pour chef suprême un Empereur électif.

Je ne fais qu'indiquer des vues; mais si on ne les dédaignoit pas comme des chimères ou comme des rêves, les moyens d'exécution se trouveroient aisément; ils se présenteroient en foule à tant d'hommes éclairés qui vont former le congrès de Vienne.

Je terminerai cette longue lettre en indiquant les avantages de ce plan qui ne peut déplaire qu'aux partisans aveugles du pouvoir absolu, et qui donneroit à douze monarques une puissance plus grande et plus inviolable que toutes celles qui jusqu'à présent ont gouverné et désolé la terre.

1. Tous les Princes de la Germanie dépossédés de leurs titres et dépouillés de leur fortune, en tout ou en grande partie, trouveront dans les hautes chambres des constitutions de leurs pays respectifs des traitemens en honneur et en fortune et des indemnités de toutes leurs pertes; les grands Electeurs et les Rois verront leur territoire s'étendre, leur puissance s'agrandir et leur autorité devenir plus sacrée et plus chère; les villes libres seront plus libres que jamais; elles seront en-

tourées à la fois de leurs droits, de leurs remparts et de toute la force encore de la monarchie dont elles feront partie, et de l'Empire dont leur monarchie sera partie elle-même; le titre de chef de l'Empire Germanique ne sera plus un titre presque aussi vain que superbe; ce titre auguste remettra dans les mains de l'Empereur une puissance réelle aussi grande que celle des anciens Césars de Rome.

2. On assure que la Pologne, si voisine de la Germanie, rétablie dans son ancienne intégrité, et constituée en monarchie, doit avoir pour Roi l'Empereur Alexandre. Quelle réunion de forces dans la même main! dans celles d'Alexandre elles ne peuvent être que bienfaisantes; elles le seront et pour les peuples dont il va diriger les destinées, et même pour tous les autres: la haute magnanimité qu'il a deployée dans la capitale de la France et son amour si tendre pour l'humanité en sont de sûrs garans; mais dans une autre main, dans celle de son successeur, s'il n'est pas un autre Alexandre, que cette réunion de forces peut devenir terrible pour tout le globe!

L'Empire Germanique constitué sur ce nouveau plan contiendroit et arrêteroit toutes les irruptions du nord du côté de l'occident et de l'Europe; et la Russie et la Pologne réunies ne pourroient plus se précipiter avec succès que dans les vastes déserts qui les séparent de la Chine, ou vers les parties de l'Asie plus méridionales, plus fertiles, et retombées depuis longtemps de la civilisation des Sémiramis et des Cyrus dans la barbarie presque des Tartares.

3. Il n'y a rien qui tourne en accroissement de puissance pour les Princes comme le bien qu'ils font aux peuples. La Germanie et ses douze monarchies, libres par la seule force de leurs influences et de la puissance de la raison ne tarderoient pas longtemps à être imitées dans tous les pays de l'Europe où il n'y a encore rien de semblable. La marche du gouvernement françois qui n'est pas équivoque, mais incertaine, deviendroit plus ferme et ne donneroit plus aucune inquiétude. La liberté de la presse ne seroit plus employée qu'à porter autour du trône des Bourbons les expressions de l'amour des François et les créations du génie ami de l'ordre social. Ferdinand VII. peut-être a trop fait de mal aux Cortès et aux hommes eclairés de sa nation pour jamais les aimer; mais si sous son règne l'Espagne ne peut pas être sans inquisition, l'inquisition, à coup sûr, seroit toujours sans bûchers; et dès qu'on aura bien vu que les bûchers ne peuvent jamais être rallumés, il n'y aura de l'inquisition que le nom de redoutable. Le congrès de Vienne s'honoreroit aux yeux de la raison humaine, s'il demandoit que le nom même de l'inquisition fût aboli à Madrid et à Rome. Le Pape avoueroit alors qu'il ne faut pas entreprendre d'épurer ce qui est monstrueux et abhorré.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 8.

Schreiben an den Herzog von Wellington, vom 27. Juni 1815.

(Lettre au Duc de Wellington, du 27 Juin 1815.)

Mylord,

Vous venez d'agrandir votre nom par de nouvelles victoires remportées sur les François, c'est donc par vous surtout que les François sont connus et appréciés. Vous voterez pour leurs droits au milieu des puissances de l'Europe.

Dans ce conseil de souverains votre crédit et votre influence ne peuvent pas être moindres que votre gloire.

Les voeux des nations qui ne calomnient ni ne flattent, ont fait connoitre votre caractere. Dans vos conquêtes votre droit de gens a été la justice, et votre politique la voix de votre conscience.

Vous trouverez les demandes que nous vous ferons par nos plénipotentiaires conformes à la justice la plus rigoureuse.

La nation françoise veut vivre sous un Monarque, elle veut aussi que le Monarque regne sous l'empire des loix.

La République nous a fait connoitre tout ce qu'ont de funeste les excès de la liberté, l'Empire tout ce qu'a de funeste l'excès du pouvoir. Notre voeu, et il est immuable, est de trouver, à égale distance de ces excès, l'indépendance, l'ordre et la paix de l'Europe.

Tous les regards en France sont fixés sur la constitution de l'Angleterre, nous ne prétendons pas être plus libres qu'elle, nous ne consentirons pas à l'être moins.

Les représentans du peuple françois travaillent à son pacte social. Les pouvoirs seront séparés, mais non divisés: c'est de leur séparation même qu'on veut faire naitre leur harmonie.

Dès que ce traité aura reçu la signature du souverain qui sera appelé à gouverner la France, ce souverain recevra le sceptre et la couronne des mains de la nation.

Dans l'état actuel des lumières de l'Europe un des plus grands malheurs du genre humain ce sont les divisions de la France et de l'Angleterre; unissons-nous pour le bonheur du monde!

Mylord, nul homme en ce moment ne peut aussi puissamment que vous concourir à mettre l'humanité toute entière sous le meilleur génie et dans une meilleure condition.

Le Président du Gouvernement de la France.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

Nr. 9.

Schreiben an den Fürsten Blücher, vom 1ten Juli 1815.

(Lettre au Prince Blücher, du 1 Juillet 1815.)

Prince,

Indépendemment du cours des négociations, je me fais un devoir d'écrire personnellement à votre Altesse au sujet d'un armistice dont le refus, je l'avoue, me semble inexplicable. Nos plénipotentiaires sont au quartier-général depuis le vingt-huit, et nous sommes encore sans une réponse positive.

La paix existe déjà, puisque la guerre n'a plus d'objet. Nos droits à l'indépendance, l'engagement pris par les souverains de les respecter n'en subsisteroient pas moins après la prise de Paris; il seroit donc inhumain il seroit atroce de livrer des batailles sanglantes qui ne changeroient en rien les questions qui sont à décider.

Je dois parler franchement à votre Altesse. Notre état de possession, notre état légal qui a la double sanction du peuple et des deux chambres, est celui d'un gouvernement où le petit-fils de l'Empereur d'Autriche est le chef de l'état. Nous ne pourrions songer à changer cet état des choses que dans le cas, où la nation auroit acquis la certitude que les puissances révoquent leurs promesses, et que leur voeu commun s'oppose à la conservation de notre gouvernement actuel.

Ainsi quoi de plus juste que de conclure un armistice? Y a-t-il un autre moyen de laisser aux puissances le temps de s'expliquer, et à la France le temps de connoître le voeu des puissances?

Il n'échappera point à votre Altesse que déjà une grande puissance trouve dans notre état de possession un droit personnel d'intervenir pour ses propres intérêts dans nos affaires intérieures aussi longtemps que cet état ne sera point changé, il en résulte une obligation de plus pour les deux chambres de ne pouvoir consentir aujourd'hui à aucune mesure capable d'altérer notre possession.

La marche la plus naturelle à suivre n'est-elle pas celle que l'on vient d'adopter sur nos frontières de l'est? On ne s'est pas borné à un armistice entre le maréchal Bubna et le maréchal Suchet, il a été stipulé que nous rentrerions dans nos limites du traité de Paris, parce qu'en effet la guerre doit être regardée comme terminée par le seul fait de l'abdication de Napoléon.

Le Feldmaréchal Frimont de son côté a consenti à l'armistice, pour venir, a-t-il dit, par des arrangemens préliminaires au devant de ceux qui peuvent avoir lieu entre les Alliés.

Vous ne serez même pas, si l'Angleterre et la Prusse sont chargées de veiller au salut de notre indépendance : car si nous ne pouvons nous en assurer contre la volonté des souverains. La volonté de deux puissances ne pourra-t-elle pas nous asservir ? Est-ce pour nous que nous avons besoin de garanties ? Voudriez-vous, Prince, détruire une armée, rendre vos places ouvertes, et livrer votre nouveau souverain à une telle puissance si un tel choix qui est si contraire à votre vœu ?

Je ne crains pas moi-même d'aller au devant de toutes les objections. On m'imagine peut-être que l'occupation de Paris par deux cent mille hommes m'empêchera de faire tout ce que vous pouvez avoir de raisons de désirer. Louis XVIII sur le trône : mais comment l'empêcher ? Ces maux de la guerre qu'on ne pourroit plus attribuer qu'à ce motif, seroit-elle un moyen de réconciliation ?

Je dois déclarer à votre Altesse que toute tentative détournée pour nous imposer un gouvernement avant que les puissances se soient expliquées, forceroit aussitôt les chambres à des mesures qui ne laisseroient dans aucun cas la possibilité d'un rapprochement. L'intérêt même du Roi est que tout reste en suspens. La force peut le replacer sur le trône, mais ne l'y maintiendra pas. Ce n'est ni par la force, ni par des surprises, ni par les vœux d'un parti, que la volonté nationale pourroit être ramenée à changer son gouvernement. C'est même en vain que dans le moment actuel on nous offriroit des conditions pour nous rendre un nouveau gouvernement plus supportable. Il n'y a point de conditions à examiner, tant que la nécessité de plier sous le joug et de renoncer à notre indépendance ne nous sera pas démontrée. Or, Prince, cette nécessité ne peut pas même être soupçonnée avant que les puissances soient d'accord. Aucun de leurs engagemens n'a été revoqué, notre independance est sous leur garde; c'est nous qui entrons dans leurs vues et dans le sens de leurs déclarations, ce sont les armées assiégeantes qui s'en écartent.

D'après ces mêmes déclarations, il n'y en eut jamais de plus solemnelles, tout emploi de la force en faveur du Roi par ces mêmes armées sur la partie de notre territoire où elles seules dominent, seroit regardé par la France comme l'aveu du dessein formel de nous imposer un gouvernement malgré notre volonté. Il nous est permis de demander à votre Altesse, si elle-même a reçu un tel pouvoir. D'ailleurs ce n'est pas la force qui pacifie. Une résistance morale repousse la forme de gouvernement qu'on avoit fait adopter au Roi; plus on useroit envers la nation de violence, plus on rendroit cette résistance invincible. L'intention des généraux des armées assiégeantes ne peut être de compromettre leur propre gouvernement et de révoquer par le fait la loi que les puissances se sont imposées à elles-mêmes.

Mon Prince, la question est toute entière dans ce peu de mots :

Napoléon a abdiqué, comme le désiroient les puissances; la paix est donc rétablie; on ne devroit pas même mettre en question quel est le prince qui recueillera le fruit de cette abdication.

Notre état de possession seroit-il changé par la force? les puissances ne rempliroient plus leur but, outre qu'elles violeroient leurs promesses, des promesses faites à la face du monde entier.

Le changement viendroit-il de la volonté nationale, il faudroit alors, pour que cette volonté fût dans le cas de se prononcer, que les puissances eüssent d'abord fait connoître leur refus formel de laisser subsister notre gouvernement actuel. Leur armistice est donc indispensable.

Voilà, mon Prince, des considérations dont il est impossible de ne pas sentir toute la force. Dans Paris même, si l'issue d'une bataille vous en ouvroit les portes, je tiendrois encore à votre Altesse le même langage: c'est celui que tient toute la France; on auroit donc fait couler sans utilité des flots de sang? Les prétentions qui en seroient la cause, en seroient-elles mieux assurées et moins odieuses?

J'espère avoir bientôt avec votre Altesse des rapprochemens qui nous conduiront, les uns et les autres, à l'oeuvre de la paix, par des moyens plus conformes à la raison et à la justice. L'armistice nous permettra de traiter dans Paris; et il sera facile de nous entendre sur le grand principe que le repos de la France est une condition indispensable du repos de l'Europe.

Ce n'est qu'en voyant de près la nation et l'armée que vous pourrez juger à quoi tient ce repos et la stabilité de notre avenir.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

No. 10.

Schreiben an den König, vom 7ten Juli 1815.

(Lettre au Roi, du 7 Juillet 1815.

Sire,

Le retour de Votre Majesté ne laisse plus aux membres du gouvernement d'autre devoir à remplir que celui de se séparer. Je demande, à l'acquit de ma conscience personnelle, à Lui exposer fidèlement l'opinion et les sentimens de la France.

Ce n'est pas Votre Majesté que l'on redoute; Elle a vu pendant onze mois que la confiance dans Sa modération et dans

Sa justice soutenoit les François au milieu des craintes que leur inspiroient les entreprises d'une partie de Sa cour.

Tout le monde sait que ce ne sont ni les lumières, ni l'expérience qui manquent à Votre Majesté; Elle connoit la France et son siècle, Elle connoit le pouvoir de l'opinion; mais Sa bonté Lui a trop souvent fait écouter les prétentions de ceux qui L'ont suivie dans l'adversité. Dès-lors il y a eu deux peuples en France. Il étoit pénible, sans doute, à Votre Majesté d'avoir sans cesse à repousser ces prétentions par des actes de sa volonté. Combien de fois Elle a dû regretter de ne pouvoir leur opposer des loix nationales!

Si le même système se reproduit, et que, tirant tous les pouvoirs de l'hérédité, Votre Majesté ne reconnoisse aucun des droits du peuple autres que ceux qui lui viennent des concessions du trône, la France, comme la première fois, sera incertaine dans ses devoirs; elle aura à hésiter entre son amour pour la patrie et son amour pour le Prince, entre son penchant et ses lumières; son obéissance n'aura d'autre base que sa confiance personnelle dans Votre Majesté; et si cette confiance suffit pour maintenir le respect, ce n'est pas du moins ainsi que les Dynasties s'affermissent, et qu'on écarte tous les dangers

Sire, Votre Majesté a reconnu que ceux qui entraînoient le pouvoir au delà de ses limites, sont peu propres à le soutenir quand il est ébranlé; que l'autorité se perd elle-même dans le combat continuel qui la force de rétrograder dans ses mesures; que moins on laisse de droits à un peuple, plus sa juste défiance le porte à conserver ceux qu'on ne peut lui disputer, et que c'est toujours ainsi que l'amour s'affoiblit, et que les révolutions se préparent.

Nous Vous en conjurons, Sire, daignez cette fois ne consulter que Votre propre justice et Vos lumières! Croyez que le peuple françois met aujourd'hui à sa liberté autant d'importance qu'à sa propre vie. Il ne se croira jamais libre, s'il n'y a pas entre les pouvoirs des droits également inviolables. N'avions-nous pas, sous Votre Dynastie, des Etats-Généraux qui étoient indépendans du Monarque?

Sire, Votre Majesté ne peut attendre les évènemens fâcheux pour faire des concessions; c'est alors qu'elles seroient nuisibles à Votre intérêt, et peut-être même plus étendues. Aujourd'hui les concessions rapprochent les esprits, pacifient et donnent de la force à l'autorité royale; plus tard, les concessions prouveroient sa foiblesse: c'est le désordre qui les arracheroit, les esprits resteroient aigris.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 11.

Note an die vier Miniſter der verbündeten Mächte. Paris, den 20ſten Juli 1815.

(Note adressée aux quatre Ministres des Puissances Alliées. Paris, le 20 Juillet 1815.)

La situation de la France se compose d'un grand nombre de données, qu'il est nécessaire de bien apprécier, si l'on ne veut pas être trompé par de fausses apparences. Plusieurs de ces données se rattachent à des faits antérieurs; les unes tiennent à nos opinions permanentes, à des principes qui n'ont rien de commun avec les coups de la fortune; les autres n'ont été produites que par les derniers évènemens.

Les maux de la France avoient déjà éclairé et rapproché les esprits avant l'abdication de Bonaparte, et même avant les hostilités; il ne s'agissoit plus de défendre des intérêts personnels et étrangers à ceux de la patrie; et le Roi, dès son entrée à Paris, a trouvé dans tous les coeurs les élémens d'une prompte pacification. Un état de désordre subsiste encore; mais il tient à des causes faciles à écarter, il cessera même bientôt, à moins qu'une fausse politique n'y mette obstacle; et il y auroit autant d'erreur que d'injustice, si l'on donnoit à ce désordre inévitable le nom de résistance ou de révolte.

Pour juger de notre situation, il faut remonter à ce qui s'est passé avant et depuis le 20 Mars. Bonaparte a employé plus d'un prestige pour ressaisir et retenir le pouvoir; et une nation, quand elle est trompée avec adresse, ne peut s'éclairer que par les évènemens. L'illusion avoit déjà cessé pour tous les hommes sages avant le revers de l'armée; la conviction ne se forme pas dans la multitude avec la même rapidité.

Les causes du mal étoient anciennes. On n'avoit point assez remarqué qu'une révolution de vingt-cinq ans ne pouvoit pas se terminer sans des conciliations, des précautions et des ménagemens. Une grande partie de nos malheurs est venue de ce défaut de prévoyance. Pourquoi le dissimuler maintenant? un zèle imprudent et exagéré pour les règles et les maximes de l'ancienne monarchie fit bientôt commettre plusieurs fautes aux royalistes et même à quelques-uns des Ministres du Roi: il en résulta des inquiétudes de plus d'un genre, un ébranlement dans l'opinion et une désaffection pour le gouvernement.

Cette opposition morale qui étoit connue de toute l'Europe, ne pouvoit échapper aux calculs de Bonaparte: il n'eut pas besoin d'une autre incitation pour venir se jeter au milieu de ce mécontentement et de ces élémens de discorde. Autant les chances périlleuses d'une conspiration et du secret qu'elle auroit exigé, auroient pu faire avorter ses projets, autant il put compter avec une espèce de certitude sur la stupeur que

produit toujours une grande nouveauté, et sur l'irréflexion et l'entraînement des esprits, quand ils sont frappés soudainement par une entreprise audacieuse et inattendue.

Une défection isolée et qui ne devint que trop décisive, facilita sans doute l'entrée de Bonaparte à Grenoble, dans le seul moment où l'on pouvoit encore écarter les maux qu'il nous apportoit; il n'en fut pas ainsi trois jours après: il avoit déjà, quand il se présenta devant Lyon, une force quelconque, ou du moins des moyens suffisans pour une guerre intestine. Ce fut d'ailleurs à Lyon qu'il commença à développer ses plans astucieux. Ses promesses d'affermir la liberté civile et politique par tous les genres de garantie, et les assurances qu'il donnoit ou qu'il faisoit entendre, d'être soutenu par l'Autriche, produisirent l'effet qu'il vouloit en obtenir. Il eut dès ce moment un appui dans la population; ce qui ne permettoit plus de le repousser, sans armer les citoyens les uns contre les autres. Cette crise fut d'ailleurs si rapide, que dans le court passage de l'hésitation à l'entraînement, et de là à la nécessité d'obéir, la justice la plus rigoureuse trouveroit bien peu de coupables, quand même la crainte de se jeter dans la guerre civile permettroit ici l'application du mot: révolte: il étoit bien difficile aux citoyens d'empêcher ce que le gouvernement ne put empêcher lui-même.

Il importe surtout de faire remarquer tout ce qui se rattache à la pacification de la France. L'illusion qui seule maintenoit le gouvernement de Bonaparte, s'affoiblit successivement. On n'eut aucun doute, peu de tems après son entrée dans Paris qu'il nous apportoit la guerre étrangère. Mais dans cet intervalle il s'étoit emparé de tous les ressorts du gouvernement. Ses forces augmentoient chaque jour par l'appel des anciens soldats. Il avoit d'ailleurs remplacé l'espérance de la paix par celle des négociations.

Forcé de s'expliquer sur cette constitution libérale et populaire qu'il avoit si pompeusement annoncée, l'attente publique fut trompée à un tel point qu'un cri d'indignation retentit dans toute la France. Il y a à regretter que dans ce moment décisif des négociations n'aient pu s'ouvrir, tant avec le Roi qu'avec les Puissances: la publication que fit Bonaparte de son acte additionel aux Constitutions auroit été pour lui le signal de sa déchéance.

On découvrit encore, quoiqu'un peu plus tard, qu'il nous avoit trompés sur les forces qu'il disoit avoir, et qu'il nous sacrifioit à sa situation désespérée. Mais les choses en étoient venues à cette extrémité que, sans un revers, ni la France, ni l'armée n'auroient pu se prononcer. Les Souverains avoient fait des promesses, et l'on ignoroit leurs desseins, parcequ'il étoit resté en effet beaucoup de vague dans leurs déclarations. On ignoroit également les desseins du Roi, et l'on craignoit pour lui-même autant que pour le repos de la France, que ses Ministres ne voulûssent persister dans quelques-unes des erreurs de son précédent gouvernement. Les

Chambres de leur côté ne vouloient pas s'exposer à aggraver les maux en employant de faux remèdes, et en dévançant les evènemens. On vouloit surtout éviter l'inconvénient de se tromper sur la volonté des Souverains; et c'est ce qui a produit ce défaut d'unanimité qui subsiste encore en partie, mais qu'il ne faut attribuer qu'à une hésitation excusable. Enfin, on pourroit affirmer que si l'exclusion donnée par les actes du congrès au gouvernement de Bonaparte, avoit été étendue à tout autre gouvernement que celui du Roi, on seroit parvenu en France à empêcher la guerre d'éclater. Cette dernière remarque ne paroîtra point indifférente dans un moment où il faut faire avec équité la part des fautes réelles, pour ne pas les confondre avec les effets de la nécessité ou de l'embarras des circonstances.

Ces considérations, quoique générales, étoient des données indispensables pour le jugement qu'il s'agit de porter de notre situation. Bonaparte étoit déjà perdu sans retour avant son abdication; il ne lui étoit resté d'influence que sur les simples soldats qui s'imaginoient le retrouver encore invincible; les derniers revers ont enfin détruit ce dernier prestige. Etranger désormais à la France, comme il l'a été à nos moeurs et à nos véritables intérêts, il n'a plus, il n'aura jamais en France de partisans que l'on puisse être dans le cas de redouter.

L'armée est dans la situation où l'a mise la convention de l'armistice; elle n'en violera point les conditions; on ne la verra point non plus enfreindre ses devoirs. Si elle diffère de se prononcer avec unanimité, c'est qu'on l'abandonne à elle-même, et que le gouvernement hésite sur les ordres qu'il a à lui donner, parcequ'il voudroit pouvoir les concilier avec toutes les mesures d'une pacification générale. L'armée de son côté, en se considérant comme l'armée de la nation et comme l'armée du Roi, ignore comment elle doit se conduire pour servir le Roi et la patrie. Le Roi cependant n'aura qu'à disposer d'elle pour se faire obéir. La dissolution de l'armée, soit qu'on l'ordonne, soit qu'on la provoque indirectement, seroit une faute des plus graves. Des troupes réunies se décident facilement à l'obéissance, et l'obeissance est toujours l'auxiliaire du bon ordre. La conduite et l'exemple de l'armée, qui est essentiellement citoyenne et nationale, auroit la plus grande influence sur la pacification des départemens.

Il y a aussi de l'hésitation dans une partie de l'intérieur de la France; il y a même de la résistence sur quelques points. Il faut l'attribuer à l'ignorance de ce qui se passe, à l'interruption des communications, à la marche des troupes étrangères, qu'on avoit espéré de voir stationnaires, quand la guerre est terminée, et aux inquiétudes qu'on a sur l'avenir; les négociations de la paix ne sont point encore commencées, le peuple ne connoît aucune des intentions des Puissances.

La vérité est cependant que la France n'aspire qu'à resserrer son union avec le Monarque. Les Souverains désirent, sans doute, que la France soit calme et tranquille sur toutes

[illegible] Il est en leur pouvoir d'[illegible] la France comme [illegible] des Puissances [illegible] Tout le monde [illegible] chacun est [illegible] convaincu que le Roi, [illegible] ne trouvera autour de lui aucun obstacle qui l'empêche de donner à la liberté [illegible] des garanties suffisantes.

Les proclamations du Roi [illegible] sans doute l'ordre public; mais en [illegible] à son [illegible], le Roi ne [illegible] de faire [illegible], du moins en partie, les [illegible] de la France. En attendant, le peuple ne veut et ne peut juger de l'avenir que par les promesses des Souverains; et il n'y eut jamais de promesses plus solennelles. La France a [illegible], autant que cela a été possible, les seules conditions qui lui étoient demandées, et qui devoient écarter la guerre, [illegible]; elle a même regardé comme une condition formelle ce qui n'étoit qu'un désir et un vœu des Souverains.

Aucun des dangers que l'on pouvoit craindre à l'époque de la paix de Paris n'existe plus. On avoit laissé à Bonaparte un territoire, un titre et un état de Souverain; son abdication n'étoit qu'un traité avec les Puissances. Il a été maintenant abandonné par la fortune: il n'a plus ni peuple, ni armée, ni prétentions. La prudence exige cependant que sa position ne lui laisse plus aucun moyen de troubler le repos des autres.

Ses frères n'ont jamais eu en France aucun crédit: ils n'ont pas les grandes qualités qui donnent de l'influence. Toutefois il convient de les éloigner de la France: sans être d'aucun danger personnel, de fausses espérances pourroient survenir, et les engager à servir d'instrumens à d'autres. Le chef de cette famille survivra peut-être à son abdication; il a d'ailleurs un fils; et s'il a manqué quelque développement aux déclarations des Puissances, il pourroit paroître nécessaire de les rendre maintenant plus explicites. Au reste, il ne seroit ni dans nos mœurs ni dans les principes de la justice d'empêcher les membres de la famille de Bonaparte de vendre leurs biens en France, et d'en jouir dans les pays étrangers. Leurs biens sont même peu importans.

Le même esprit de prévoyance pourroit s'appliquer peut-être à quelques autres individus, mais en bien petit nombre; car sur ce point il y a bien plus de danger à étendre les applications qu'à les restreindre. Il ne faut jamais voir dans les troubles publics que la première cause qui les a produits; tout cesse avec cette cause; et l'on a toujours vu que

les recherches après une faction ne servent qu'à faire naître d'autres factions. La situation d'Henry IV. quand il entra dans Paris, étoit moins fâcheuse que celle du Roi, puisqu'il monta sur le trône sans le secours des troupes étrangères et par ses propres victoires. Sa clémence cependant fut sans bornes. C'est à ses ennemis qu'il prodigua ses faveurs, ne croyant pas avoir besoin de recourir à ce moyen pour retenir ses partisans. Ses bontés envers le Duc de Mayenne laissoient douter, s'il ne l'avoit pas toujours eu à ses côtés pour compagnon de ses combats. Mademoiselle de Guise avoit engagé ses diamans pour mettre à prix la tête de son Roi; cette circonstance ne fut pour Henri IV. qu'une raison de plus de lui accorder la distinction la plus marquée. Ce Prince savoit bien que la paix ne s'établit qu'en faisant cesser toutes les inquiétudes; qu'on ne pourroit frapper une seule tête qui n'est plus d'aucun danger, sans menacer des milliers de citoyens, et sans s'exposer, par cela même, plus tôt ou plus tard, à de nouveaux bouleversemens. Les germes de haine que l'on jette dans les coeurs au commencement d'un nouveau règne, n'y meurent jamais.

On auroit beau multiplier les recherches, on se convaincra que personne n'a eu conoissance d'aucune conspiration, qui ait précédé l'arrivée de Bonaparte sur les côtes de Provence; et avant d'attaquer qui que ce soit à ce sujet, ne faudroit-il pas accuser d'abord les Ministres du Roi, qui n'ont su ni deviner ni prévenir le départ de l'île d'Elbe? Après que le débarquement a été effectué, tout ce qui s'est passé n'a été que le déplorable résultat de l'entraînement et de la précipitation. On sent fort bien que ce n'est pas une poignée de soldats qui protégeoit Bonaparte dans la ville de Lyon, au milieu d'une population de cent-mille ames. Quelques individus à cette époque ont peut-être un peu plus marqué que les autres; mais celui-ci diroit qu'il a été entraîné par ses officiers et par ses soldats; un autre répondroit que ses troupes l'ont abandonné, ou qu'elles l'ont emporté dans leur mouvement; et pour un principal coupable que l'on chercheroit à convaincre, ou l'on ne découvriroit que des innocens, ou bien l'on trouveroit des milliers de complices. On ne peut se dissimuler combien de pareilles poursuites paroîtroient encore plus odieuses au milieu des malheurs publics. On opposeroit à ces inutiles vengeances l'éclatant contraste de la magnanimité si connue des Souverains. On voudroit envain faire croire que ceux-ci les exigent, c'est au Roi seul qu'on les imputeroit; et l'on se rappelleroit que Bonaparte lui-même, dans les derniers momens de son dangereux pouvoir, n'a pas du moins manqué de modération. Que répondroit-on encore à cette objection que le trône devoit préserver la France du retour de Bonaparte au moins autant que la France devoit en préserver le trône?

Enfin, voulût-on écarter huit ou dix individus, car à peine arriveroit-on à ce nombre, on n'a qu'à attendre quel-

ques instans, et ces individus s'éloigneront d'eux-mêmes. Dans tous les cas, des arrestations et des jugemens seroient nécessaires à éviter; la police n'auroit qu'un avis à donner, et le but seroit rempli, sans détruire la sécurité, et sans compromettre la clémenee. La France sera pacifiée en un clin d'oeil sous tous les rapports qui peuvent intéresser les Souverains; mais elle ne le sera jamais pleinement relativement au repos et au bonheur du Roi, si tout n'est pas oublie, s il n'y a pas une égale répression de toutes les opinions extrêmes, de quelque hauteur que partent ces opinions, et si tous les partis ne jouissent pas de la protection des loix avec la même certitude et la même confiance.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

Nr. 12.

Ein Bruchſtück aus dem Bericht vom 15ten Auguſt 1815.

(Fragment du rapport du 15 Août 1815.)

L'organisation de la force morale exige que Votre Majesté prenne une résolution ferme et immuable. *Il faut partir* du principe que l'opinion publique est entrée comme un élément dans l'art de gouverner, et qu'elle en a changé toutes les combinaisons. La France ne peut plus être gouvernée que par le regime constitutionnel. La question n'est pas d'étendre le pouvoir, la grande question est de conserver et de pouvoir regner.

Après cette prémière résolution il faudra en venir à une seconde. Il y a deux régimes constitutionnels bien différens l'un de l'autre. Dans l'un le roi accorde le moins qu'il peut. Alors tout devient obstacle, parceque tout devient, de part et d'autre, un objet de dispute. Il a fallu plusieurs siècles à l'Angleterre pour obtenir, l'une après l'autre, ses loix politiques. Cette lutte a plusieurs fois bouleversé l'état. Quand on rétrécit l'espace qu'on laisse à la liberté du peuple, le premier soin de celui-ci est de fortifier aussitôt ce terrain; il l'entoure de nouveaux ouvrages à chaque danger nouveau, et il finit par en faire une forte citadelle: il auroit mieux valu dans le principe le lui accorder. Dans le second état du régime constitutionnel il y a un ministère homogène et responsable. Le monarque qui est dépositaire de toute la puissance et de toute la majesté nationales, est placé, au moyen du ministère, dans une enceinte impénétrable, à l'abri de toutes les agitations politiques. La loi est également proposée par les chambres et le gouvernement. Les trois branches de la légis-

lation défendent, avec le même soin, les droits du peuple et les prérogatives royales.

La loi constitutionnelle se forme de la même manière que les loix ordinaires, et la base de cet édifice est une constitution dans laquelle on a fait entrer scrupuleusement toutes les garanties de la liberté. Sous ces divers rapports, je ne puis dissimuler que la nouvelle Chambre, qui va se former, peut donner des inquiétudes. Il ne resteroit aucun moyen de salut, si elle n'étoit pas constitutionnelle, et si les opinions ultra-royalistes y dominoient.

Sous le rapport de l'union et de la pacification intérieure, V. M. auroit de grandes mesures à prendre. Toute union seroit impossible avec des plans de réaction. Il y a eu des ordonnances d'exil. V. M. devoit cet acte de répression à sa propre dignité et chacun sent que d'autres circonstances ont pu encore nécessiter cette punition. Il est certain cependant que le parti constitutionnel a craint de voir dans ces premiers actes de l'autorité la couleur de tout un règne, comme il a craint d'en voir les principes dans les ordonnances sur les collèges électoraux.

Les diverses idées que j'ai eu l'honneur de soumettre à V. M., sont peu différentes de celles qu'il auroit été plus facile d'adopter en 1814, et le monde entier peut juger du changement qu'un tel système auroit apporté dans notre situation et dans celle de toute l'Europe; que de maux auroient été prévenus!

La même carrière est à parcourir, et les mêmes écueils sont devant nous. Le ciel semble avoir voulu réserver à V. M. la plus grande des gloires, celle de mettre un terme à toutes nos révolutions. En 1814, les hommes qui nous agitent aujourd'hui, vouloient aussi frapper le passé, en ne songeant ni au present ni à l'avenir. Osons le dire: le passé n'a jamais été d'aucune considération pour les grands princes, ni pour les hommes d'état, que pour y puiser des leçons; le présent et l'avenir sont les deux seules boussoles des gouvernemens. Ce n'est pas de ce qu'on a fait, mais de ce qu'on fait, ce n'est pas de ce qu'on a dit, mais de ce qu'on dit, qu'il faut s'occuper principalement. Les réactions ne sont plus dans nos moeurs, et dès qu'une goutte de sang vient à couler dans une révolution politique, il n'y a plus aucune certitude qu'il n'en sera pas versé des torrens.

Si d'après les mesures que je propose, il y avoit encore quelques résistances partielles, on les contiendroit par la vigilance et par la fermeté. Cette dernière qualité fut toujours celle des grands rois; une autre qualité lui est cependant supérieure, c'est la prudence. Les Souverains, quelque grand que soit leur pouvoir, sont soumis à la commune loi de la nécessité. Il y a des temps où il faut calmer au lieu d'aigrir, où il faut, avant tout, concilier, rassurer et faire espérer. Deux doctrines sont opposées; commençons par décider laquelle des deux sera suivie, et si nous voulons remonter con-

tre le torrent ou bien le descendre : s'il s'agit de le remonter, il n'y a rien à attendre de la fermeté, le despotisme même seroit impuissant, la fermeté n'est que dans la modération. L'immortelle Cathérine trouvoit que le mot *justice* étoit trop fort pour l'homme, et qu'il ne pouvoit supporter que *l'équité*.

Une fois que l'ordre sera rétabli, chacun sentira que l indulgence sur le passé ne peut s'étendre au présent. La même fermeté, sous son double rapport de la force et de la modération, s'appliquera à tous les actes du gouvernement, à toutes les parties de l'ordre public ; on ne souffrira aucune déviation, aucune négligence ; tous les partis seront contenus, tous les écarts seront redressés ; on punira avec sévérité tous les indiscrets qui se placeront en état d'hostilité envers le gouvernement.

Ces premiers succès ne suffiront point encore. En nous rapprochant de l'Angleterre (autant que peut le comporter notre caractère national sous le rapport de l étendue de nos libertés civiles et politiques, nous aurons l'avantage de nous rapprocher aussi de ces distinctions sociales dont les unes se rattachent ; à la forme du gouvernement, et les autres à l'état extérieur d'une nation. Il n'y a à sauver de la révolution françoise que les droits et les principes que le tems a consacrés. Il faut nous mettre en harmonie avec toute l'Europe, pour avoir le moyen de prendre part à tous les avantages de la civilisation générale. Une habile direction de l'éducation publique atteindra bientôt ce but important. Les moeurs reprendront leur doux empire ; par les mêmes moyens l'amour de la patrie renaitra ; le besoin de nous unir viendra de nos malheurs mêmes et de la nécessité de les réparer. C'est à cette union, c'est au bien qu'elle produira, que nous devrons un nouvel esprit public.

Zeitgenossen.

IV.

(Neue Folge. Vierter Band.)

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1841.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspuncte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht blos noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunct nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherrn und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben verüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Vierte Abtheilung.

Digitized by Google

Friedrich von Matthisson.

Selbstbiographie.

Digitized by Google

Friedrich von Matthisson.

Matthias Matthisson, geboren 1699 zu Elbing in Westpreußen, wohin sein Vater, ein schwedischer Kaufmann, Familie und Handelshaus von Stockholm versetzt hatte, gestorben 1773 als Prediger der Dorfgemeinden Krakau und Prester bei Magdeburg, nach beinahe funfzigjähriger Amtsführung, war so glücklich, die Versorgung von sechs wohlgerathnen Söhnen zu erleben. Der älteste von diesen, Johann Friedrich, war als preußischer Feldprediger Augenzeuge der größten und entscheidendsten Scenen des siebenjährigen Kriegs. Als Kanzelredner ward ihm ungetheilter Beifall. Officiere und Gemeine von allen Regimentern besuchten seine Betstunden. Außerdem hatte die Natur ihn mit der, in Italien häufig, in Deutschland selten vorkommenden Gabe, in Versen zu improvisiren, freigebig ausgestattet. Von einer metrischen Predigt, die er kurz vor einem Treffen, nach dem Wunsch des Prinzen Heinrich von Preußen hielt, hat sich im Gedächtniß mehrerer Veteranen aus jener Heldenzeit noch lange manches kernhafte Bruchstück bewahrt.

Als bei'm Ueberfalle von Hochkirchen sich einige Regimenter der preußischen Armee zusammenzogen, und aus dem Lager gegen des unerwarteten Feindes zahlreichere Macht andrangen, faßte der Obrist von Phull, Commandeur eines Magdeburger Garnisonregiments, den

Feldprediger in's Auge, wie er sich schnell auf das Pferd warf, um seine Person hinter der Fronte pflichtmäßig in Sicherheit zu bringen. „Wohin, Herr Feldprediger?", rief der Obrist in scherzhaft-gutmüthigem Ton ihm zu, „halten Sie fein Stich und bleiben Sie bei uns." Mit kaltblütiger Besonnenheit gab der Mann des Friedens dem Mann des Kriegs zur Antwort:

Der Ruf geht nur an euch, ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin;
Stich halt' ich nicht, ich reite weiter,
Bis dort zu jenen Bergen hin;
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat.

Und so ritt er den Höhen von Doberschütz zu, wo das preußische Heer nach der Schlacht in concentrirten Massen wieder ein Lager bezog. Im Jahr 1758 folgte er dem Ruf als Prediger nach Hohendodeleben, einem ansehnlichen, in der magdeburgischen Börde gelegenen Dorfe, und wurde so mit seiner Lebensgefährtin, einer gebornen Calezki aus Zerbst, nach langer Trennung auf's Neue vereinigt. Aber kaum waren zwei glückliche Jahre verflossen, als er diesem stillern Wirkungskreise durch den Tod entrissen wurde, bevor er das Kind noch segnen konnte, welches die trostlose Gattin in Kurzem gebären sollte. Einen Monat nach dem Hintritte dieses Frommen und Gerechten, dessen Wandel der Spiegel seiner Lehre war, erblickte Friedrich Matthisson, von dessen Leben hier ein kurzer Abriß mitgetheilt werden soll, neben des Vaters kaum geschlossenem Grabe das Licht, am drei und zwanzigsten Tage des Jahres 1761. Bald mußte seine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen, und sich in dem engen und unheimlichen Witwenhause einrichten, so gut als der Umstand es nur irgend gestatten wollte, daß die arme Frau genöthigt war, nicht nur die Wohnung, sondern auch das daran stoßende Gärtchen mit der Witwe des Vorgängers von ihrem verstorbenen Gatten zu theilen. Sie setzte dem lieblosen und heimtückischen Benehmen dieser Megäre, die sogar ihre sorgfältig besäeten und bepflanzten Gemüsebeete, nach dem Zeugniß der Nachbarn, mehr als einmal verwüstete, stets den sich nie verläugnenden frommen, gelassenen, aber doch festen Sinn entgegen, und erhielt so den häuslichen

Frieden. Uebrigens fand sie den genügendsten Ersatz für jeden Verlust und für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter, als Friedrich. Die Abgeschiedenheit, worin die Kleinen aufwuchsen, machte eins dem andern mit jedem Tage unentbehrlicher. Sie liebten sich mit kindlicher Schwärmerei, und nicht selten ließ die Schwester den aufrichtigen Willen laut werden, für jedes Vergehn des Bruders die Schuld auf sich zu nehmen, und statt seiner dafür zu büßen. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen hatten die Geschwister mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum Cantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während sie sich mit Handarbeiten beschäfftigte, aus der Bibel vorzulesen. Diese gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, sondern bestimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Bei der Erkennungsscene in der Geschichte Josephs und seiner Brüder versagte dem Knaben die Stimme, und er konnte vor Schluchzen lange nicht fortfahren. Bald ward es eine Belohnung musterhaften Betragens und außerordentlichen Fleißes, die Geschichte Josephs laut lesen zu dürfen.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1770, als die Mutter nach der frugalen Abendmahlzeit in der Gartenlaube den Kindern so eben, wie sie oft pflegte, viel von des verewigten Vaters Kriegsreisen, mehr aber noch von seinen Tugenden erzählt hatte, brachte die Magdeburger Botenfrau einen Brief mit einem Siegel, das herrnhuthische Fahnenlamm vorstellend. „Ach! vom lieben Herrn Schwager in Salza!" war der freudige Ausruf der Gutes ahnenden Empfängerin. Friedrichs zweiter Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt Großen-Salza (durch ihre Gradirwerke und Salzpfannen den preußischen Landen von hoher Bedeutendheit), gab in diesem Schreiben den angelegentlichen Wunsch zu erkennen, des unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinigen betrachten zu dürfen, da er fest entschlossen sey, sich niemals zu verheirathen. Er endete mit der Versicherung, väterlich für den Knaben zu sorgen, und ihn vorzugsweise nur das lernen zu lassen, wozu er die entschiedensten Anlagen in ihm entdecken würde.

Die Mutter, hocherfreut über die günstige Schicksalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinsicht geborgenen Sohns in Ordnung, und führte ihn selbst in die Arme seines guten Oheims, der den Pflegling mit warmer Herzlichkeit aufnahm, eben so wie die Tante, eine schöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hauswesen des Bruders vorstand. Diese galt in der ganzen Gegend wegen ihres angebauten Verstandes und gebildeten Geschmacks für eine merkwürdige Erscheinung, und gar nicht mit Unrecht, wie solches unter andern auch ihre Briefe an den edlen Dichter von Köpken, den Stifter des, unter dem Namen der Mittwochsgesellschaft in Magdeburg noch bestehenden litterarischen Vereins, unwidersprechlich beurkunden. Die Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä und Geßner standen in ihrer kleinen, aber erlesenen Büchersammlung oben an; dann folgten die bremischen Beiträge, die Litteraturbriefe und einige Erbauungsbücher von Spalding, Tiede, Sturm und Pazke. Diese Zierde ihres Geschlechts, die in Absicht auf ächte Geistescultur dem Zeitalter, worin sie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte sich eine besondere Angelegenheit daraus, der Geschmacksbildung des Neffen, der sich ihr Wohlwollen in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, auf jede Weise förderlich zu seyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern sie des Knaben Fassungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieser, nach vollbrachtem Tagewerk in der Stadtschule, theils vorlesen, theils abschreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßners Idyllen mit Geläufigkeit, und, nach dem Urtheil der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzusagen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß von Geßners Hirtendichtungen diejenigen ungewählt blieben, worin der kleine Amor zu mancherlei losem und muthwilligem Spiel auf Rosenblättern durch die Luft schwimmt. Mit solcher heitern Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Contrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verstimmter Mann neigte zu dem, durch die Aebte Steinmetz und Hähn von Kloster Berge ausgegangenen

Pietismus, und stand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhutercolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegesohn, dem er der sorglichste und liebevollste Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgischen Gesangbuch auswendig lernen, und vorzugsweise solche, worin die mystischen Symbole und Embleme der Nachfolger Zinzendorfs am wenigsten gespart waren. Dessen ungeachtet nahm er, als ehemaliger eifriger Beförderer der vorgenannten Mittwochsgesellschaft, lebhaften Antheil an den Fortschritten der vaterländischen Litteratur, und hatte jedesmal große Freude, wenn Köpken, Pazke, Funk, Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter seinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neuesten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek mit rücksichtloser Unpartheilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Musenproduct mitgetheilt. Indem der adoptirte Sohn vom Hause in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach sich mit etwas anderm zu schaffen machte, war er einer der aufmerksamsten Hörer dieser Verhandlungen, ungeachtet ihm wer weiß wie vieles davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmonische Verse mit einer Art von Zauber auf sein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Fest, wenn Pazke, der in Magdeburg und seinen Umgebungen für den größten Declamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug.

Des Oheims kränkelnder Zustand ward immer bedenklicher. Die Symptome der Schwindsucht zeigten sich bald unverkennbar. Er starb 1771. Die Schwester zog nun mit ihrem zum zweitenmal vaterlos gewordenen Neffen, wieder nach Krakau in das Elternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthisson und seine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweise aufnahmen. Des letztern Mutter und Schwester kamen zum Besuch, um ihn wieder nach Hohendodeleben abzuholen. Das wollte der Großvater aber keineswegs zugeben, sondern verhieß mit Freuden, so lange Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch fristen würde. Der treue Seelsorger und Rathgeber seiner Pfarrkinder ward nun im hohen Alter noch der Lehrer des zweimal verwaisten Enkels, mit einem so unermüdlichen Eifer

und einer so strengen Regelmäßigkeit, als wenn von ihr keinem andern Verhältniß die Rede gewesen wäre. Er hatte die Genugthuung, sein redliches Bemühen im Ganzen durch des Lehrlings aufrichtiges Wollen und regen Fleiß vergolten zu sehen. Als dieser das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß er keineswegs im Wissen und Können hinter seinem Alter zurückgeblieben sey, besonders in den Sprachen von Griechenland und Rom, die er als die solidesten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete, und für die er folglich dem Zögling überwiegende Vorliebe einzuflößen gestrebt hatte. Hierzu gesellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für Friedrichs Geschmacksbildung. Er war dieser Wohlthäterin seiner Jugend mit einer Dankbarkeit hingegeben, die an Schwärmerei gränzte. Sie erschien ihm als der Inbegriff aller Geistesvollkommenheit im Reden, und aller Herzensvollkommenheit im Handeln. Ihm war kein größeres Glück bekannt als ihr Beifall, und kein größeres Unglück als ihr Mißfallen. Ermunterungen und Warnungen, von ihr ausgesprochen, waren ihm gleich wichtig und gleich unvergeßlich. So näherte sich Friedrich im Pfarrhause zu Krakau, unter heitern und freundlichen Vorzeichen, dem Uebertritt in das Jünglingsalter. Eines Abends, als er der Tante die ersten Rosen aus dem Gärtchen bringen wollte, das er selber anbaute, fand er sie nicht im Wohnzimmer, wo sie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Uebelseyn hatte sie befallen, das in Kurzem sich als hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erste gewaltige Schlag, der das innere Wesen Friedrichs und seinen angebornen Frohsinn erschütterte. Er war unzertrennlich von der Leiche, sprach zu ihr und bat sie mit dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Wie man den Sarg einsenkte, war ihm zu Muthe, als ginge vor seinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus dem eignen Gärtchen.

Von jetzt an wurden die Stellen aus Klopstocks Messias, welche die Verstorbene wenige Wochen zuvor mit ihm gelesen hatte, ihm zur Lieblingsunterhaltung. Sein kräftigster Trost aber waren der Engländerin Eli-

sabeth Rowe Sendschreiben von Verstorbnen an Lebende, weil sie den Glauben in ihm befestigten und stärkten, daß es den Geistern der Abgeschiedenen vergönnt sey, die Pfade der Hinterbliebenen segnend und mitwissend bis zur Wiedervereinigung zu umschweben. Die Eltern trauerten in sich gewendet und schweigend. Niemand vermochte dem greisen Vater nach der Trennung vom Liebling seines Herzens noch ein Lächeln abzugewinnen. Er überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinscheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Die lauten Klagen der Pfarrkinder, von denen er die meisten getauft, confirmirt und getraut hatte, waren die schönsten Lobreden des Unbescholtnen und Gesegneten. Da Friedrich fast jeden Tag davon Zeuge seyn konnte, (denn er war oft sein Begleiter zu Hülfsbedürftigen und Kranken), wie der Verewigte gleich einem Schutzgeist in der Gemeinde waltete, und wie diese dagegen wieder von ihrer Seite mit jedem Tage einmüthiger darauf bedacht war, durch Erfreulichkeiten mancher Art sich ihm dankbar und liebreich zu erweisen, so bildete sich nach und nach in seinem Gemüth der fest bestehende Wunsch, daß ihm das Loos eines Dorfpredigers fallen, und er dieses Loos im unbeneideten und geräuschlosen Wirkungskreise des Großvaters würdig erfüllen möge.

Der verdienstvolle Frommann war Abt zu Kloster Berge. Er hatte dem von ihm geschätzten Prediger in Krakau vor geraumer Zeit schon das Wort gegeben, seinen Enkel unter die Freischüler des Pädagogiums aufzunehmen. Dem gemäß nun bezog der junge Matthisson jene berühmte Lehranstalt, deren Gebäude, hart an den südlichen Festungswerken von Magdeburg und nicht fern vom Elbufer gelegen, mit ihrem hohen Rüsterngange ansehnlich und malerisch in's Auge fielen. Hier that sich ihm ein ungewohnter und neuer Schauplatz auf, besonders im Betreff des Tons, welcher damals in Worten und Benehmen unter dem zahlreichen, größtentheils aus Adlichen bestehenden Schülerpersonale vorherrschte. Fast alle Studirende, selbst die jüngsten von ihnen, suchten vor der Zeit, entweder den Officier oder Academiker zu spielen, und wem es ernstlich darum zu thun war, als ein würdiges Mitglied vom sogenannten Renommistenorden anerkannt und gepriesen zu werden, der durfte sich, wie

die jungen Herrn sich entdeckten, wo kleine Präsente etwas besser lasen. Hieraus entspann sich gewöhnlich höchst ärgerliche Opposition bei Lehr- und Lernstunden. Nur wenigen Individuen des ersten glang es, durch überwiegende Talente, innere Bildung und männliche Haltung dem rohen Hange zu Frivolität Einhalt zu gebieten. Die ordnungsliebenden, rechtlichen und fleißigen Schüler, deren Zahl übrigens gar nicht unbeträchtlich war, konnten gegen die trunkgierige Partei niemals aufkommen, und bildeten deshalb unter sich eine stille Gemeinde, die, den rechten Gebrauch der Schuljahre unverrückt vor Augen und im Herzen, sich die Neckereien und Pfeilschüsse der lustigen Bursche, die im Zeitvertreiben und Federhüten einander stürzten und sich mitunter auch schon auf den Degen forderten, wenig oder gar nicht kümmern ließ. Eins der achtungswerthesten Mitglieder der stillen Gemeinde war ein Berliner, Namens Coppius. Dieser vortreffliche Jüngling, der mit achtzehn Jahren bereits Mann war, hatte sich das Gesetz als heilig vorgeschrieben, jeden ahnungslosen und unverdorbenen Ankömmling vor physischer und moralischer Gefahr liebevoll zu warnen. Da Matthisson seinem prüfenden Blick als ein solcher erschien, so war er ohne Zeitverlust eifrig darauf bedacht, sich ihm zuvorkommend und freundlich anzunähern. Bald hatte man gegenseitig ein offnes und herzliches Verhältniß begründet. Der ältere Freund verlor den jüngern fast niemals aus dem Gesicht, und ertappte die Verführung, so oft sie dem Unerfahrnen eine Schlinge bereitete, jedesmal auf der That. Durch die Lesung von Lavaters Tagebuch eines Beobachters seiner selbst, die Coppius ihm angelegentlich empfahl, ward sein Gewissen zwar auf einen Grad verengt, daß es ihm ein sündhaftes Beginnen schien, in fremdem Garten eine abgefallene Frucht aufzulesen; aber im Allgemeinen hat sie doch zur Gesunderhaltung seines geistigen und körperlichen Menschen bedeutend mitgewirkt.

Während eines Ferienaufenthalts in Hohendodeleben bei Mutter und Schwester, lernte Matthisson den jungen Rosenfeld kennen, dem der Vater schon vor mehrern Jahren als Prediger im benachbarten Dorfe Hohenwarsleben verstorben war, und welcher sich nun auf dem Kloster unsrer lieben Frauen in Mag-

deburg zur Universität vorbereitete. Beide Jünglinge fühlten schon bei'm ersten Sehen sich zu einander hingezogen, und schlossen einige Tage später den Vertrag, jeden Gedanken und jedes Gefühl durch Red' oder Schrift in Zukunft immer brüderlich umzutauschen. So ging es auch in Erfüllung bis zu Rosenfelds Tod. Poesie und Musik waren die Zielpuncte seines geistigen Strebens, und also Klopstock und Gluck, wie sich das jedem Kunstgeweihten von selbst darstellen muß, die gefeiertesten Heroen seines aufkeimenden Genies. Nur um den Wünschen einer geliebten Mutter nicht unkindlich zu begegnen, widmete der feurige Jüngling vor der Hand sich dem Studium der Theologie.

Im Garten von Kloster Berge, unter den hohen Rüsterngewölben des nicht unpassend also getauften Poetenganges, dichtete Friedrich Schmit, Lehrer der englischen und italienischen Litteratur und Sprache am dortigen Pädagogium, seine schönsten Lieder an Stella, welche die frühern Göttinger Musenalmanache bekannt machten. Durch diese schwärmerischen Ergießungen eines tiefen und innigen Gefühls, im Geiste Petrarca's, noch mehr aber durch das freundliche Aufmuntern ihres humanen Verfassers, entglomm zuerst in der Seele Matthissons die Liebe zur Dichtkunst, die kurz darauf durch Hölty's Gesänge noch stärker angefacht wurde. Der einzige lyrische Versuch aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben seiner Poesien sich erhielt, und woran er niemals eine Sylbe änderte, ist ein von mehrern Tonkünstlern in Musik gesetztes Lied, überschrieben: die Betende. Er behielt für das kleine Jugendgedicht stets besondere Vorliebe, weil der Gegenstand, welcher es veranlaßte, wenn auch schon längst in die Stille der Geisterwelt übergegangen, in allen Lagen und Verhältnissen der spätern Jahre dennoch seinem Herzen immer gleich theuer und unvergeßlich blieb. Er wagte nun auch metrische Uebersetzungen aus Horaz und Anakreon. Von den letztern ließ Borheck, sein griechischer Sprachlehrer, einige drucken in den Klosterbergischen Vorlesungen über Anakreons Lieder. Gotters Uebersetzung von Gray's Kirchhofselegie, und Heinse's Biographie Tasso's trieben ihn mächtig an zur Erlernung des Englischen und Italienischen, wozu sich auch erwünschte Gelegenheit fand.

Dusch und Meinhard erhöhten, durch ihre Verdeutschungen aus beiden Sprachen, in ihm den Eifer, sich darin zu vervollkommnen. Heinse's glänzend colorirtes Gemälde vom Leben und Leiden des großen Torquato Tasso setzte seine Phantasie dermaaßen in Gluth, daß er, trotz der Gefahr, im Ertappungsfall dafür zu dreitägigem Stubenarrest verurtheilt zu werden, eines Abends, nach der Betstunde, sich noch in den Garten stahl, um unter dem Laubgewölbe des Poetenganges mit den schönen Leonoren Gespräche zu halten, und in den paradiesischen Gefilden von Sorrento, unter blühenden Orangenwipfeln, sich idealische Welten zu träumen. Auch machte Heinse Raphael, den Maler, ihm in dieser Lebensperiode, wo er nur noch von Raphael dem Erzengel predigen und catechisiren gehört hatte, zuerst bekannt und wichtig durch die Zergliedrung der Schönheiten eines Haupt-Bildes von dem göttlichen Meister in der Düsseldorfer Gallerie, welche Wielands jugendlicher Mercur der empfänglichen und dankbaren Lesewelt im Jahr 1776 mittheilte.

Alles was Matthisson in Versen oder Prosa ausarbeitete, wurde dem treuen Rosenfeld zu strenger Beurtheilung mitgetheilt. Die wöchentliche Correspondenz der beiden Freunde dauerte bis zur Abreise nach Halle, wo sie Stubengenossen wurden, regelmäßig fort. Rosenfelds erste Dichterversuche waren Oden, in welchen er seinem großen Vorbilde, Klopstock, nicht ohne Kühnheit und Feuer nachzufliegen strebte. Schummel, damals Rector des Klosters Unsrer lieben Frauen, der sich immer als ein strenger Kunstrichter angehender Musenjünger bewies, fällte darüber ein günstiges Urtheil und war der Meinung, Rosenfeld könne dereinst ein ausgezeichneter Dichter werden. Späterhin that Rolle, bei Gelegenheit seiner ersten musicalischen Compositionen, den Ausspruch, daß er auch als Tonsetzer zu nicht minder vortheilhaften Hoffnungen berechtige.

Der Abt Frommann starb, von vielen Redlichen betrauert, und Resewitz ward von Kopenhagen, wo er als Prediger sich einem zahlreichen Publicum beliebt gemacht hatte, zu seinem Nachfolger berufen. Die Erwartungen, welche man von dem berühmten Verfasser des

Buches von der Erziehung des Bürgers, als umsichtigen und weisen Schuldirector, gefaßt hatte, blieben, wie die Folge deutlich zu Tage brachte, großentheils unerfüllt, woran wohl der schroffe Despotismus, womit er die meisten Lehrer, und die parteiische Nachsicht, womit er manche Schüler behandelte, hauptsächlich Schuld waren. Friedrich Schmit und andre wackere Männer nahmen ihren Abschied. Auch verminderte mit jedem Jahre sich die Anzahl der Studirenden, ohne, bis zur letzten traurigen Katastrophe des Klosters Berge, jemals wieder beträchtlich zuzunehmen. Der Verlust Friedrich Schmits ward indeß, in manchem Betracht, mehr als doppelt wieder ersetzt durch Christian Gottlieb Perschke aus Insterburg, einen jungen Mann von vielseitiger, besonders philologischer Gelehrsamkeit, feinem Geschmack, rastlosem Fortstreben und feuriger Einbildungskraft. Nur entfernte sein entschiedner Enthusiasmus für geniale Neuerer, von denen hier besonders Basedow genannt werden muß, ihn bisweilen allzuweit von der goldnen Mittelspur. Heyne zählte ihn zu seinen vorzüglichsten Schülern. Auch stand er zu Göttingen in genauerer Beziehung mit einigen Mitgliedern des dortigen Dichterbundes, besonders mit Hölty. Ein Sterblicher, der diesen liebenswürdigen Sänger nicht nur von Angesicht gesehen, sondern sogar sich seines täglichen Umgangs erfreut hatte, mußte Matthissons Augen sehr natürlich als ein bedeutendes Wesen erscheinen. Auf jede Weise war er daher um des neuen Lehrers Wohlwollen bemüht. Offen und herzlich begegnete dieser dem Wunsch des Jünglings, und ging unvermerkt in das Verhältniß des Vertrauten und Freundes aus dem des Lehrers und Vorgesetzten über. Rosenfeld ward mit in dieses Bündniß gezogen, fühlte sich aber weniger zu Perschke, als zu dem rühmlich bekannten Philologen und Alterthumsforscher Gurlitt hingeneigt, der um diese Zeit als Oberlehrer zu Kloster Berge angestellt worden war.

Perschke widmete dem jungen Freund die meisten seiner Nebenstunden. Er las mit ihm, zur Uebung im Englischen, Addisons Zuschauer und Macphersons Ossian, erwärmte für das Hebräische den etwas erkalteten Eifer auf's Neue dadurch, daß er ihn die von Herder

in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts meisterhaft verdeutschten Bibelstellen mit dem Grundtext vergleichen ließ, wandte sein Erkenntniß- und Beurtheilungsvermögen so viel als möglich von einseitiger Anschauung ab, und suchte vor allen Dingen ihm die Gewohnheit unbedingt anzueignen, täglich nicht nur etwas Nützliches oder Schönes auswendig zu lernen, sondern auch etwas Selbstgedachtes oder Selbstempfundnes zu Papier zu bringen. Oft hieß er ihn auch Monologe aus Shakspeare declamiren, den er für das größte Dichtergenie aller Zeiten erklärte, und trug dann Hamlets *To be or not to be* gewöhnlich selber vor, wobei er in Ton und Geberde Brockmann zu copiren suchte, dessen warmer Bewundrer er zu Hannover geworden war. Das Kunststück mißlang ihm auch um so weniger, da er wirklich in Gang, Statur und Organ manches mit Brockmann gemein hatte.

Die Rohheit und Verwilderung in Treiben und Rede, womit, wie schon oben bemerkt ward, ein großer Theil der Studirenden befangen war, sahen die Vorgesetzten mit großem Wohlgefallen seit Jahr und Tag entweder sich merklich mildern, oder auch ganz und gar verschwinden; aber keineswegs durch Lehren vom Catheder und Exempel im Lebenskreise, sondern durch die drei Romane: Werther, Siegwart und Sophiens Reise, deren Lesung unter den jungen Leuten an der Tagsordnung war, und eine merkwürdige Sittenreform hervorbrachte. Nur wegen der moralisch-gleichen Wirkungen konnten diese ästhetisch-ungleichen Geisteswerke hier neben einander gestellt werden. Wie viel aber eigentlich bei dem Tausch gewonnen, und ob schlechterdings gar nichts dabei verloren wurde, das dürfte zur allseitigen Befriedigung strenger und eigensinniger Moralisten, wenigstens nicht auf den ersten Wink zu erörtern seyn. Aber zu den erwiesenen Thatsachen gehört es, daß nach der wunderbaren Revolution die Schlägereien allmählig aufhörten, der geheimen Spielgesellschaften weniger wurden, die zuchtlosen Bücher, welche Perückenmachergesellen aus Leihbibliotheken zutrugen, keinen Eingang mehr fanden, das Verhalten gegen die Vorgesetzten eine Art von Geschliffenheit annahm, und von Insolenzen gegen diese geplagten Männer kaum noch die Rede war. Die Zeit, welche

von

von aufgegebenen Klaſſenarbeiten übrig blieb, wandten mehrere junge Leute nun dazu an, Tagebücher zu führen, poetiſche Anthologien aus den Muſenalmanachen zuſammenzutragen, oder Epiſteln voll religiöſer Minneſchwärmerei an überirdiſche Lotten, Marianen und Julien zu dichten. Auch an Miller und Hermes wurden Dank- und Lobſchreiben gerichtet. Letzterer antwortete, zur hohen Freude eines dieſer jugendlichen Briefſteller, im herzlichſten und geiſtreichſten Tone von der Welt. Um, wie Werther, auf romantiſchen Spaziergängen den Homer dereinſt in der Urſchrift leſen zu können, lernten zwei Schüler mit größtem Fleiß und Eifer die bisher als drückenden Schulzwang von ihnen vernachläſſigte Sprache des Mäoniden. Als der ehrwürdige Abt Jeruſalem gerade in dieſer ſeltſamen Romanenperiode mit ſeinen Töchtern der Familie des Abts Reſewitz einen Beſuch machte, lief die Kunde davon ſogleich von Zimmer zu Zimmer, und bald hörte man überall die Frage: „haſt du ſchon die Schweſtern Werthers geſehen?“ Nur von fern ſie erblickt zu haben, galt für ein beneidenswerthes und unvergeßliches Glück. Uebrigens läßt ſich hiſtoriſch darthun, daß von allen damals verwertherten Schuljünglingen zu Kloſter Berge Göthe's Meiſterwerk nicht nur keinen zum Selbſtmord verleitet, ſondern vielmehr noch manche derſelben angefeuert habe, ſich näher mit Mutter Natur und ihren Schooßkindern Homer und Oſſian zu befreunden.

Schon längſt brannten Roſenfeld und Matthiſſon vor Begierde, Friedrich den Großen, welchen ſie mit Stolz ihren Landesvater nannten, von Angeſicht kennen zu lernen. Daher wanderten ſie im Sommer 1777 nach dem Dorfe Körbelitz unweit Magdeburg, wo der Monarch über die Regimenter der Provinzen Magdeburg und Halberſtadt Heerſchau halten ſollte. Sie ſtaunten den hochgefeierten Verewiger und Emporbringer eines der kleinſten Königreiche von Europa mit einer Bewunderung an, als ob er ein Xenophon oder Epaminondas geweſen wäre, und hörten zum erſten wie zum letztenmale die Harmonie ſeiner unglaublich wohlklingenden Stimme. Es iſt beglückend, außerordentlichen Männern gerade in Momenten zu begegnen, wo ſie einen kräftigen Pinſelſtrich zu ihrer eignen Charakteriſtik liefern. So

ging es den beiden Freunden mit Friedrich dem Großen. Bei'm Abreiten aus dem Standquartiere, der gewohnten Dorfschenke, hätte der kürzeste Weg zu den versammelten Heerschaaren durch eine fröhlich aufsprießende Saatbreite geführt. Schon zeigten sich einige Männer der Umgebung bereit, hineinzusprengen, als der König nicht mit unwilligem, aber kalt befehlendem Tone die denkwürdigen Worte sprach: „Meine Herrn! wir müssen die Hoffnungen armer Leute respectiren." Ein weiter Umweg war die Folge dieses humanen Herrscherworts.

Perschke war ein eifriger Freimaurer. Das Wohl des Ordens lag ihm fast eben so sehr am Herzen, wie das Wohl seiner Freunde. Er schlug daher ungesäumt, als hätt' es die Erfüllung einer Gewissenspflicht gegolten, der Magdeburger Loge, worin er als Bruder Redner in Ansehn und Achtung stand, Rosenfeld und Matthisson zu Mitgliedern vor. Die Sache ward mit so günstigem Erfolg von ihm betrieben, daß die Freunde, trotz ihrer maurerischen Minderjährigkeit, nach einem Ballotage ohne schwarze Kugel, der Aufnahme werth erfunden und am nämlichen Abend zu Lehrlingen eingeweiht wurden. Dankbar erkannten beide während ihres akademischen Lebens, daß die Freimaurerei sie vor den gefährlichen Thorheiten der Winkelorden bewahrte, und sie näher mit vielen guten und weisen Männern in Beziehung setzte, deren Beispiel und Lehre auf ihre moralische und wissenschaftliche Bildung nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb.

Im Frühjahr 1778 überraschte Perschke die Freunde durch den Vorschlag, ihn auf einer Lustfahrt nach Dessau zu begleiten, um dem Philanthropin Basedows, worauf die Blicke von ganz Deutschland gerichtet waren, und auch dem schönen Landschaftsgarten von Wörlitz den lange von ihm projectirten Besuch zu machen. Ein wohlgezogener und gutmüthiger Jüngling aus Holstein, Namens Hedemann, den die Eltern der besondern Aufsicht Perschkes vertraut hatten, war ebenfalls von der Partie.

Die fröhliche Reisegesellschaft wohnte, kurz nach ihrer Ankunft in Dessau, der Gottesverehrung im Betsaale des Philanthropins bei, der mit Blumengewinden

und Tangelreis festlich verziert war. Basedow hielt eine Rede voll Kraft und Salbung über die Pflichten des kindlich gesinnten Zöglings gegen den väterlich gesinnten Lehrer. Die Zöglinge, fast alle von freiem Ausblick und blühender Gesichtsfarbe, trugen gestutztes Haar und gleichförmige Kleidung. Kein Federhut unterschied, wie zu Kloster Berge, den Edelmann vom Bürgerlichen, eben so wenig als eine reichlicher besetzte Tafel. Der Fürst von Dessau und seine Gemahlin, durch die edelste Wohlgestalt vor allen Anwesenden ausgezeichnet, fehlten selten in diesen wahrhaft erbaulichen und herzerhebenden Sonntagsversammlungen. Nach der Gottesverehrung machten die Fremdlinge im Garten des Philanthropins, der in umgitterten Quadraten unter die Zöglinge vertheilt war, Basedows Bekanntschaft. Die Physiognomie des sinstern Mannes gehörte zu den urkräftigen und kernhaften, welche man häufig auf Albrecht Dürers und Lukas Kranachs Gemälden antrifft. Sein Sprechen war kurz und gediegen, wie der altrömische Steinschriftenstyl. Einen schönen Knaben von ungefähr acht Jahren stellte Basedow den Reisenden vor, indem er sagte: „Das ist unser Erbprinz. Er lernt itzt gehorchen, um einst befehlen zu können."

Perschkes Enthusiasmus für Alles, was er im Dessauer Erziehungsinstitute sah und hörte, sprühte nicht in Funken, sondern schlug in Flammen auf. Matthisson that im Stillen den Wunsch, nach vollbrachtem Universitätswerke hier in die Reihe der Lehrer zu treten. Hedemann hatte so großes Wohlgefallen am Thun und Wesen der Philanthropisten gefunden, daß er, um der Natur auch wieder näher zu rücken, gleich diesen ihren zwanglosen Kindern, sich, mit Perschkes freudiger Zustimmung, unverzüglich das Haar stutzen ließ.

Die Parkanlagen von Wörlitz übertrafen selbst Perschkes Erwartungen, die doch gewiß immer viel näher an den Sternen, als am Erdboden hinstreiften. Für Matthisson blieben sie, sogar im Laufe seines vieljährigen Reiselebens, das Musterbild einer landschaftlichen Gartenschöpfung. Die Freunde feierten hier das Bundesfest ihrer Verbrüderung, und einen seligern Tag hatten sie nie zuvor mit einander durchlebt. Wie aus Ei-

nem Munde quoll der Wunsch, nach Jahren in diesem, aus Dichterträumen in Wirklichkeit übergegangenen Elysium, wenn auch nicht unter gleichen Umständen, doch gewiß mit gleichen Herzen wieder zusammenzutreffen.

Um die Gondelfahrt auf dem See nicht allein zu machen, schloß gegen Abend ein Franzos sich der Gesellschaft an. Dieser glaubte dem herrlichen Park die glänzendste Lobrede zu halten, indem er ausrief: „*Ma foi! c'est Chantilly!*“ Das klang nicht viel anders, als wenn jemand nach Lesung der Messiade seinem Entzücken durch die Worte Luft machen wollte: „*Ma foi! c'est la Henriade!*“

Nach diesem angenehmen Ausflug schickten Rosenfeld und Matthisson sich zur Abreise nach der Universität an. Sie hatten die Schuljahre gewissenhaft benutzt, und, wie die Vorgesetzten sich darüber schriftlich erklärten, in Sprachen und Wissenschaften einen guten und soliden Grund gelegt. Zur Steuer der Wahrheit muß hier noch im Allgemeinen bemerkt werden, daß auf beiden Pädagogien die Sprach- und Wissenschaftsfächer größtentheils zweckgemäß und genügend besetzt waren. Zu Kloster Berge trug Lorenz, der verdienstvolle Uebersetzer des Euklid, auch Botanik nach dem Sexualsystem vor, woran Althof (jetzt königl. Leibarzt in Dresden), Walther (jetzt lutherischer Oberpfarrer in Dessau) und Matthisson den lebhaftesten Antheil nahmen. Letzterer bestieg in der Folge keinen Alpengipfel, ohne sich dieses Elementarunterrichts dankbar zu erinnern.

Die Trennung von Perschke wurde den beiden Freunden durch den Umstand noch um vieles bitterer, daß sie von diesem treuen Führer und Rathgeber in einem Augenblicke scheiden mußten, wo er sich mit Resewitz in Streitigkeiten verwickelt sah, die täglich einen ernsthaftern Charakter annahmen. Den ersten Anlaß dazu gab das Haarabschneiden des jungen Hedemann, welches der Abt für eine eigenmächtige Neuerung erklärte, und gegen Perschke, den er einen Begünstiger und Anhänger der philanthropischen Schwindler nannte, darüber in die bittersten Schmähungen ausbrach. Da dieser stürmischen Scene bald eine noch stürmischere folgte, so hielt es

Perschke für das Gerathenste, der Uebermacht aus dem Wege zu gehen, und verließ Kloster Berge, wo nach solchen Vorgängen, wie mit Sicherheit vorauszubestimmen war, ihm durch andre und andern durch ihn kein Heil mehr gedeihen konnte. Er lebte nun als Privatgelehrter zu Magdeburg, bis der Graf Burghaus unter vortheilhaften Bedingungen ihn zum Oberprediger auf seiner Standesherrschaft Sulau in Niederschlesien ernannte. Das Wohlwollen dieses begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußischer Rittmeister zu Aschersleben in Garnison stand, und sich stets mit ausgezeichnetem Eifer für das Freimaurerwesen thätig bewies, erwarb sich Perschke durch den Vortrag einiger Logenreden voll Energie, Geist, Feuer und Leben.

Kurz vor der Abreise nach Halle begleitete Matthisson seine Schwester noch zum Traualtare. Sie wurde die Gattin des Predigers Beust, der ihrem unvergeßlichen Großvater im Seelsorgeramte zu Krakau und Preßer nachgefolgt war. Die Mutter vertauschte das für sie jetzo völlig vereinsamte Witwenhaus in Hohendodeleben, auf der Tochter dringendes Verlangen, nun gegen die wohlbekannte Pfarrwohnung in Krakau.

Hier ist auch noch des bedeutenden Antheils Erwähnung zu thun, welchen der Dichter von Köpken, der in Magdeburg einem gastfreien, besonders durchreisenden Gelehrten und Künstlern offen stehenden Haushalt, viel Anmuth und Leben gab, an Rosenfelds und Matthissons ästhetischer Bildung hatte, besonders in Hinsicht auf die schöne Litteratur der Britten, Italiener und Franzosen. Beide durften während ihrer Schuljahre seine Wohnung wie die heimathliche betrachten, und fanden stets in ihm einen väterlichen und belehrenden Freund. Durch ihn wurden sie, bei'm Abgang nach der Academie, seinem nachmaligen Schwiegersohn Niemeyer angelegentlich empfohlen, der schon im Jünglingsalter durch die Charakteristik der Bibel und das religiöse Drama Abraham auf Moria zu einem vielgenannten Schriftstellernamen gelangte. Was ihnen Köpken im Laufe der Schulzeit gewesen war, das wurde Niemeyer ihnen im Laufe der Universitätszeit. Besonders that sein ansehnlicher Bücherschatz, namentlich in Bezug auf geschicht-

liche, philologische und antiquarische Studien, jedem ihrer litterarischen Wünsche die vollste Genüge. Was die Freunde noch außerdem zu diesem Thäter und Beförderer alles Guten und Schönen hinzog, war seine Vorliebe für Klopstock, die fast an Vergötterung gränzte, und welche sie, mit jugendlicher Schwärmerei, so innig theilten. Erst vor Kurzem hatte Niemeyer ausdrücklich die Reise nach Hamburg unternommen, um des großen Dichters persönliche Bekanntschaft zu machen. Durch die anziehenden Erzählungen von dieser Wallfahrt wurde das Verlangen der Freunde, Klopstocks Antlitz zu sehen und seine Stimme zu hören, um vieles noch erhöht, und ihrem Lebensplan von Stund' an eine Reise nach Hamburg mit eingeschaltet.

In Halle lebten die Freunde, in Gemäßheit ihres Lieblingswunsches, nun stets ungetrennt. Sie bewohnten das nämliche Zimmer und besuchten die nämlichen Hörsäle. Der Cursus der theologischen und philosophischen Wissenschaften ward, unter Semler, Nösselt, Knapp, Niemeyer und Eberhard, nach der hergebrachten Scala von ihnen durchmessen, und ohne namhaftes Hinderniß keine Vorlesung versäumt.

Rosenfeld betrat niemals die Kanzel, weil der Gedanke, den Tonsetzer mit dem Dichter in seiner Person auf das innigste zu vereinbaren, jeden Tag unumschränktere Herrschaft über ihn ausübte. Er nahm Privatunterricht im Generalbaß bei dem bekannten Musikdirector Türk, und versuchte sich in der Composition von eignen Gedichten, die den aufmunternden Beifall des Lehrers erhielten. Auch half er, mit warmer Liebe zur Sache, seinem Stubengenossen im Klavierspielen vorwärts, worin dieser vom Organisten zu Kloster Berge den ersten Unterricht erhielt. Durch gleichen Enthusiasmus für die Musik ward auch ein Freundschaftsband zwischen Rosenfeld und Spazier geknüpft, dessen Tenorstimme schon bei theatralischen Festlichkeiten in Rheinsberg vom Prinzen Heinrich von Preußen als volltönend und gefällig war anerkannt worden. Durch den Beitritt mehrerer tonkundigen Jünglinge bildete sich nach und nach ein musikalischer Verein zu wöchentlichen Uebungskonzerten. In einer andern Gesellschaft, die Mittwochs und Sonn-

abends zusammenkam, und welcher die beiden Freunde gleichfalls angehörten, wurden Homers Werke und die griechischen Tragiker gelesen. Wen eben die Reihe traf, als Uebersetzer und Ausleger aufzutreten, oder, wie die Jünglinge sprachen, den Professor zu spielen, der mußte sich wohl vorbereitet haben, und auf mancherlei Fragen und Einwürfe gefaßt seyn. Bürger und Stolberg wurden, als Uebersetzer der Ilias, fleißig mit einander verglichen, und, ähnlich dem großen Kampf zwischen den Gluckisten und Piccinisten, brach bei diesem Anlaß ein kleiner Kampf zwischen den Bürgerianern und Stolbergianern aus, nach dessen schneller Endigung beide Theile sich, wie gewöhnlich, den Sieg zuschrieben.

Durch einen Schweizer Namens Veith, der sich überall als dankbarer Zögling und feuriger Lobredner Lavaters ankündigte, wurde Matthisson bewogen, des letztern physiognomische Fragmente zu einem kurzen Studium zu machen. Klingt es vielleicht auch paradox, so bleibt es dennoch wahr, daß für ihn aus dieser Lectüre sich nur das dankenswerthe Resultat ergab, in Winkelmanns Werke tiefer einzudringen; denn es wurde dadurch ein brennendes Verlangen in ihm erweckt, sich den bildenden Künsten und ihren gepriesensten Werken vertrauter anzunähern.

Einige Versuche im Predigen, die Matthisson zu Holleben, einem sächsischen Dorfe unweit Lauchstädt, anstellte, mochten sich, mit ähnlichen in der Nachbarschaft von Halle verglichen, immer noch gut genug ausnehmen. Wenigstens gelang es ihm, die fleißig memorirten Kanzelreden ohne Stocken und Anstoß vorzutragen. Zu seiner nicht geringen Unlust aber hatte jede Predigt stechenden und beklemmenden Schmerz in der Brust für ihn zur unausbleiblichen Folge. Er suchte daher, nach eines geschickten Arztes wohl beherzigter Warnung, das reizende Bild von Goldsmiths ländlichem Presbyterium aus der Phantasie los zu werden, und beschloß, im Schul- und Erziehungswesen für den zerstörten Lieblingsplan Entschädigung zu suchen, weil ihm, ohne beträchtlichen Zeitverlust, wenigstens in der Nähe, kein anderes Wirkungsfach offen stand. Rousseaus Emil und Trapps Collegium über die Pädagogik, neben der entschiedenen Vorliebe für

das Dessauer Philanthropin, trugen zur Befestigung dieses Entschlusses unstreitig das meiste bei.

Die Bewohner der nächsten Dörfer um Halle waren in der That übel daran. Sie sahn sich nicht nur verurtheilt, den meistens gehaltlosen, oft mit Angstschweiß vor der Stirn mühselig herausgestotterten Probestücken unbärtiger Tugend- und Bußprediger zuzuhören, sondern auch oft noch höchst ärgerlichen Auftritten in der Kirche dabei zuzusehen; denn gewöhnlich suchten andre Studenten, die der Kanzel gegenüber sich in Reih und Glied stellten, dem Redner durch unverwandtes Anstieren und grimassirendes Gesichterschneiden, nach ihrer Sprachweise, das Concept zu verrücken. Auch ereignete sich damals der Fall, daß ein treuer Pudel, den ein Predigerstudent vor dem Gottesdienste sorgfältig eingesperrt hatte, von solchen Andachtstörern in Freiheit gesetzt, und seinem Herrn, zum gerechten Aergerniß der ganzen Gemeinde, auf die Kanzel nachgeschickt wurde.

Unter dem Titel Religionsvorträge schrieb Matthisson seine Predigten, mit strenger Sorgfalt revidirt und verbessert, sauber ins Reine, um damit in der Schriftstellerwelt zu debütiren, sobald ein Buchhändler sich zum Verlage des Werkchens würde geneigt finden lassen.

Auf einer Fußwanderung, welche die beiden Freunde nach Leipzig machten, in der Absicht eine Predigt von Zollikofer zu hören, wurde das Manuscript wirklich dem Verleger des Siegwart und anderer vielgelesenen Modebücher gegen ein mäßiges Honorar zum Verlagsartikel vorgeschlagen. Weygand gab es, nach einem flüchtigen Blick auf Titel und Vorrede, mit dem Bedeuten zurück, daß er mit solchen erbaulichen und andächtigen Schriften sich keineswegs befasse, denn dabei komme wenig oder gar nichts heraus. „Sollten Sie aber einmal", sprach er weiter, „einen hübschen Roman nach dem Geschmack des heutigen Lesepublicums zu Stande bringen, so könnten wir ja vielleicht alsdann des Handels einig werden. Was aber Ihre Predigten anlangt, so rathe ich Ihnen, sich damit an den Buchhändler *** zu wenden, der aus purer Frömmigkeit dergleichen übernimmt. Neu-

lich kam wieder ein Andachtsbuch auf sein Lager, so herzbrechend, daß wenn Sie's einer alten Frau nur von fern zeigen, die schon in Thränen ausbrechen muß." Anstatt aber diesem Rathe zu folgen, faßte der junge Autor, dessen Empfindlichkeit durch den platten und skoptischen Ton des Mannes gereizt worden war, vielmehr den löblichen Vorsatz, vor der Hand nicht wieder als Verkäufer an die Thür eines Buchladens zu klopfen.

In den Osterferien 1779 führte der Postwagen die beiden Freunde nach Magdeburg. Hier trennten sie sich auf einige Tage, und jeder eilte dem Wiedersehn von Mutter und Geschwister entgegen. Am nächsten Maurertage trafen sie in der Loge zu den drei Kleeblättern zusammen. Hier lernte Matthisson den Major von H*** kennen, der sich im Gespräch als ein Mann von Bildung und Biederkeit ankündigte. Dieser lud ihn des folgenden Tags in seine Wohnung. Vertrauen und Wohlwollen wurden bald gegenseitig. Nach mancherlei Gesprächen that endlich Herr von H*** seinem Gast die Frage: „Haben Sie Berlin schon gesehn?" Auf die Verneinung derselben fuhr er fort: „Nun da wüßt' ich eine gute Gelegenheit für Sie, nach Berlin zu kommen. Es befindet sich daselbst ein achtjähriger Knabe, dessen Erziehung ich übernommen habe, in einer Pension, wo die Wirthschaft eben nicht viel taugen soll. Sie würden mir daher einen angenehmen Dienst erweisen, ihn von dort abzuholen. Wagen, Pferde und Alles, was zu der kleinen Reise sonst erforderlich seyn dürfte, werd' ich mit Vergnügen besorgen. Aber lange wird freilich in Berlin der Aufenthalt nicht währen können, denn ich möchte gern den armen Jungen recht bald unter besserer Zucht wissen." Diese bessere Zucht versprach sich Herr von H*** von der Bildungsanstalt für Knaben, welche der Prediger Herbing zu Nachterstädt, einem Dorf unweit Halberstadt, vor Kurzem eröffnet hatte.

Mit froher Bereitwilligkeit wurde der Vorschlag angenommen, und am folgenden Morgen die Reise schon begonnen. Alles konnte, der Zeitbeschränktheit wegen, in Potsdam sowohl als in Berlin, nur schneller Ueberblick seyn. In letzterer Stadt machte des Herrn von H*** gütiger Empfehlungsbrief einen Officier, der die Artigkeit

und Zuvorkommenheit selbst war, zu des vielfach überraschten Fremdlings Wirth und Führer.

Auf Döbbelins damals berühmter Schaubühne wurde der Deserteur mit Monsigny's Musik dargestellt. Demoiselle Niklas, der Liebling des Publicums durch Wohlgestalt, Spiel und Stimme, sang so wunderschön, daß man, wie folgenden Tags an der Wirthstafel ein muntrer Theaterfreund berichtete, in allen Straßen und auf allen Kaffeehäusern nichts anders mehr trällern oder pfeifen hörte, als:

Mein Schäferstab ist fort.

Ramler nahm den Studenten, dessen Musenliebe schwer zu verkennen war, nicht nur freundlich auf, sondern hatte sogar die Gefälligkeit ihn zu Bernhard Rode, den von ihm dichterisch gefeierten Historienmaler, zu führen. Nach Ramlers Behauptung hatte zu jener Zeit ein Reisender, der die Gemälde dieses Künstlers unbeachtet ließ, in Berlin gar nichts gesehen. Unserm Reisenden, der noch keine Vergleichung anstellen konnte, weil ihm noch nichts Höheres und Vollendeteres erschienen war, kam es in der That vor, als habe der deutsche Horaz in dem schönen Gedicht auf Bernhard Rode, so hoch er ihm darin den Rang als Maler auch anweist, dennoch Ziel und Maaß nicht allzuweit aus dem Auge verloren.

Herrn von H***s Pflegling wurde nun von der alten Französin, die bisher ihn mehr aufgefüttert als aufgezogen hatte, der neuen Behörde nicht ohne sichtbaren Gegenwillen übergeben, und mit seiner gesammten fahrenden Habe sogleich in den Wagen gepackt. Der kleine Hurone war noch nie vor das Thor gekommen. Er mahnte daher nicht selten, durch den Ausdruck seines Erstaunens über hundert ihm neue und unerhörte Gegenstände, an Cheseldens Blinden, als man ihm zum erstenmal von den geöffneten Augen die Binde losknüpfte. Matthisson begleitete den Knaben, auf des Pflegevaters dringendes Verlangen, noch von Magdeburg bis Nachterstädt, als dem erwählten Ort seiner Bestimmung, wo er wenigstens gesunde Landluft einathmen, und in Gottes freier Natur sich frei entwickeln konnte.

Auch Herbings Institut gehörte zu den schnell vorüberleuchtenden Erscheinungen dieser pädagogischen Reformationsepoche. Nach einem geringen Zeitraum von Ruf und Ansehn, ward es durch allerlei Wunderlichkeiten und Mißgriffe gänzlich aufgelöst.

Bei der Wiederkehr zu den Hörsälen von Halle, fanden die Freunde den berüchtigten D. Barth in voller Strebsamkeit, unter dem Burgfrieden der preußischen Toleranz auf dieser Universität festen Fuß zu fassen, welches dem gewandten und menschenkundigen Mann im Allgemeinen auch nicht mißlang. Er machte sein ausgezeichnetes Talent für die Declamation in öffentlichen Vorlesungen über die Rhetorik mit glänzendem Erfolg geltend, indem er erlesene Stellen aus Klopstocks Messias als ein Meister vortrug. Zunächst hierdurch erwarb er sich den Beifall und die Theilnahme der akademischen Jünglinge. Daß durch schöne Declamation einem schönen Gedicht erst eigentlich der Stempel der Vollendung aufgedrückt werde, davon wurden Beweise durch Barth aufgestellt, welche nichts zu widerlegen übrig ließen. Wenn Matthisson als Vorleser in der Folge nicht ungern gehört wurde, so war dies einzig und allein den elektrischen Funken zuzuschreiben, die von des hinreißenden Redners Catheder sprühten. In zahlreicher Gesellschaft erzählte Barth einen charakteristischen Zug seines Jünglingslebens, der nirgends aufbewahrt wurde, aber der Aufbewahrung werth ist. Nicht auf einem Dorfe, sondern in der Vaterstadt Leipzig selbst, wollte Barth als Prediger zum erstenmal auftreten. Er verschmähte die Vorsichtsmaaßregel, von seiner Predigt Concept oder Handschrift in die Bibel zu legen. Ein schweres Gewitter stand am Himmel und brach aus, als ungefähr die Hälfte des Vortrags vollendet war. Bei'm Krachen eines furchtbaren Donnerschlags verließ ihn zwar die Gegenwart des Gedächtnisses, keineswegs aber die Gegenwart des Geistes. Mit Besonnenheit und Würde schlug er die Bibel zu, indem er mit kraftvoller Betonung die Worte sprach: „Wenn Gott redet muß der Mensch schweigen." Und so verließ er die Kanzel, von der ganzen Versammlung als ein gewaltiger Pfeiler der Kirche gepriesen und angestaunt. Schwerlich hat es jemals auf allen Rednerbühnen der Welt, von Demosthenes und Cicero bis zu Zolli-

kofer und Herder, einen erhabnern Schlußfall gegeben. Der leichtsinnige Barth aber hatte vielleicht Unrecht sein Geheimniß unter die Leute zu bringen, und so die Täuschung der Bewunderer unwiederbringlich zu zerstören.

Die Mitglieder der Magdeburger Freimaurergemeinde zu den drei Kleeblättern, wurden vom Grafen Burghaus nach Aschersleben eingeladen, um allda Loge zu halten und bei einem brüderlichen Banket seine Gäste zu ,eyn. Diese Festlichkeit fiel in die Pfingstferien. Um so weniger trugen die beiden Freunde Bedenken, daran Theil zu nehmen. Der Hauptgewinn dieses Ausflugs war die Bekanntschaft mit Gleim, dem feurigen Ausüber und noch feurigern Beförderer der menschenfreundlichen Künste der Musen, der sich eben zum Besuch in Aschersleben befand. Die Scene der Gesellschaft, worin sie den ehrwürdigen preußischen Grenadier antrafen, war eine Geisblattlaube im Garten Sangerhausens, der in der Epistel und im Epigramm sich als ein würdiger Nachbar von Michaelis und Göcking Beifall erwarb. Gleim las einige Scenen aus Lessings Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen, und ergoß über das herrliche Ganze sich in Lobsprüchen, die aus tiefer Gemüthsfülle strömten. Zum Patriarchen, der auf dem großen Gemälde, als die einzige schwarze Figur, so grell gegen die weiße Gruppe der übrigen Gestalten absticht, konnte seiner Meinung nach dem Künstler niemand anders gesessen haben, als der Pabst Hammoniens, mit welchem jener, als Vertheidiger des Wolfenbüttler Ungenannten, eben in offner Fehde begriffen war. Noch erzählte Gleim, daß Lessing, nachdem er die Bearbeitung der Volkstradition vom Doctor Faust schon längst aufgegeben, die Idee ziemlich lange mit sich herumgetragen habe, Nero, den Inbegriff aller Verruchtheit und alles Irrsinns, zum Helden einer Tragödie zu machen. Doch ward am Ende der schon angelegte Plan durch die Vorstellung verworfen, daß ein moralisches Ungeheuer, wie Nero, als historische Person den Leser zwar anziehend beschäfftigen, als dramatische dagegen den Zuschauer nur convulsivisch empören könne.

Wegen des argen Fehlgriffs in der Jahreszeit mag einer Winterwanderung der beiden Freunde um die Weih-

nachtswoche des Jahres 1779, bei tiefem Schnee und strenger Kälte, nach Erfurt, Weimar und Jena, in Gesellschaft ihres Landsmanns von A***, der, um den Manen Rousseaus zu huldigen, dessen armenische Tracht adoptirt hatte, als des abenteuerlichsten Beginnens ihres akademischen Lebenslaufs, hier flüchtig erwähnt werden. Es war bloß darauf abgesehen, dem alten Satze wieder aufzuhelfen, daß Jahrszeit und Reiselust in jedem Augenblicke des festen Wollens miteinander außer Berührung gerathen. Die Widerlegung des alten Satzes war bündig. Sie kostete den Schneepilgern manchen unberechneten Thaler, indem sie genöthigt waren, Roß und Mann wegen der bahnlosen Straßen in Anspruch zu nehmen. Doch gewährte dieser winterliche Ritterzug, trotz mancher Noth und Beschwerde, den Reisenden eine Schadloshaltung, vermöge welcher sie denselben niemals zu bereuen hatten. Diese bestand in einer Predigt von Herder, welche der originelle von A*** würdig erfand, nicht nur in alle lebende Sprachen übersetzt, sondern auch für die fernste Nachwelt in Granit eingegraben zu werden. Charakteristisch erschien ihnen der Umstand, daß im Lauf des ganzen Vortrags an Herders edler Gestalt keine Bewegung weiter bemerkbar wurde, als die des Kopfs, der in abgemessenen Pausen der Gemeinde die Vollseite zukehrte. Die Hände ruhten unbewegt in den weiten Aermeln des Priestergewands. Organ und Gesichtsausdruck genügten hier dem Rednergolde. Andre Prediger aber würden selbst noch im Hafen Schiffbruch leiden, wenn sie, ohne Herders Organ und Gesichtsausdruck, vor allen Dingen aber ohne Herders Rednergold, von den Schultern bis zu den Fingerspitzen sich als unbewegliche Marmorbilder darstellen wollten.

Rosenfelds oben schon erwähnte Lieblingsgedanken in Hinsicht auf Dichtkunst und Musik sprachen sich fast mit jedem Tage deutlicher und stärker aus. Zu ihnen gesellte sich noch der Wunsch, die teutonischen Bardengesänge, welche Carl der Große sammeln hieß, in irgend einer Mönchsbibliothek am Rheinstrom wieder aufzufinden, und auch das Verlangen, in Bezug auf Ossians Gedichte eine Reise nach Schottlands Hochgebirgen zu unternehmen.

Ohne eigne oder fremde Anklage wegen verſchwendeter Zeit oder verſchwendeter Geſundheit fürchten zu dürfen, konnten die beiden Freunde von der Univerſität im Herbſt 1780 Abſchied nehmen. Roſenfeld begab ſich für den Winter nach dem Dorfe Niederndodeleben bei Magdeburg, zu ſeinem Vetter und Vormund, dem Prediger Bodenburg, deſſen zweite Tochter ſein Herz, nach der Entſcheidung des gegenſeitigen Einklanges der Gemüther, zur künftigen Lebensgefährtin feſt und unwiederruflich erkor.

Matthiſſon folgte der Einladung des Amtmanns Calezki, eines Oheims mütterlicher Seite, nach Coswig. In dieſem zwiſchen Deſſau und Wittenberg angenehm an der Elbe gelegenen anhalt-zerbſtiſchen Städtchen, wurden die zahlreichen Stunden der Muſe zu einer ordnenden Reviſion der akademiſchen Hefte ſorgfältig von ihm benutzt. Auch beförderte er, auf Perſchke's Anmahnen, mit welchem er fortwährend im Briefwechſel geblieben war, unter dem Titel Reliquien eines Freidenkers, einige, theils von jenem Freunde, theils von ihm ſelbſt verfaßte Aufſätze theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts, zum Druck, denen verſchiedne Zeitblätter kein unehrenhaftes Urtheil ſprachen.

Im Philanthropin zu Deſſau, das er von Coswig aus mehreremal beſuchte, ward er durch die äußerſt einnehmende Geſichtsbildung eines Lehrers Namens Olivier, gebürtig aus dem Waadtlande, ſo wunderbar ergriffen und angezogen, daß er mit einer Zuvorkommenheit, die ſonſt keineswegs zu den auffallenden Zügen ſeines Charakters gehörte, darum bemüht war, ſich mit dem jungen Manne in genaueres Verhältniß zu ſetzen. In Kurzem webte zwiſchen beiden ſich ein Freundſchaftsband, welches die ſpätere Lebensfolge noch als dauerbar bewährte. Nicht aber durch phyſiognomiſches Ahnungsvermögen allein ward er zu Olivier hingezogen, ſondern auch durch den Umſtand, welcher nicht unbeachtet bleiben darf, daß er in deſſelben edler und ſchöner Geſtalt ein treues Urbild von Rouſſeau's St. Preux zu erkennen glaubte. Durch mächtigern Zauber, als irgend eine romantiſche Dichtung je zuvor, ſelbſt Göthe's Werther nicht ausgenommen, hatte die neue Heloiſe des Genfer Philoſophen ſich

seiner Einbildungskraft bemeistert. Olivier wurde nun dazu bei jedem ruhigen Zusammentreffen dringend in Anspruch genommen, ihm die Landschaften, welchen Rousseau seine Figuren einstaffirte, nach der Natur zu schildern, besonders die Umgebungen des Dorfes Clarens und Meillerie's erhabne Felsenwelt. Auch verlor er keinen Augenblick, Olivier den schon lange gehegten Wunsch zu vertrauen, mit einer Lehrerstelle am Philanthropin, welches Basedow, ziemlich unväterlich, als ein widerspenstiges Kind schon fremder Obhut überlassen hatte, seine pädagogische Laufbahn zu eröffnen. Der Director Wolke, sogleich davon in Kenntniß gesetzt, kam der Erfüllung desselben um so willfähriger entgegen, da man eben, wegen eines bedeutenden Zuwachses an Zöglingen, im Begriff stand, zwei neue Lehrer anzustellen, über deren bestimmte Wahl vor der Hand aber noch nichts entschieden war.

Zugleich mit Spazier, dem akademischen Freund, trat Matthisson im Frühjahr 1781 in den freudig erkornen Wirkungskreis, unter günstigen Vorbedeutungen, ein. So waren z. B. die acht Knaben, welche seiner unmittelbaren Aufsicht übergeben wurden, durchaus gutartig und wohlgezogen, so daß es von seiner Seite gar keiner studirten Kunstmethode bedurfte, um ihnen Wohlwollen, Vertrauen und Folgsamkeit abzugewinnen. Mit ganz besondrer Liebe hingen an ihm zwei Brüder aus Liefland, der eine von zehn, der andre von acht Jahren. Ihre Mutter, Juliane Gräfin Sievers, war eine Frau von männlichstarkem und weiblichmildem Charakter, die zurückverpflanzt schien aus den goldnen Zeiten der altrömischen Sitteneinfalt und Herzenskraft. Der festbegründete Ruf des philosophischen Arztes Hensler zu Altona bestimmte die schon seit Jahren kränkelnde Gräfin, in seiner Nähe Genesung oder Tod ruhig zu erwarten. Auf ihrer Durchreise nach Altona lernte Matthisson die würdige Frau, mit welcher er schon in regelmäßigem Briefwechsel stand, persönlich kennen. Sie schied mit den Worten: „Auf frohes Wiedersehn in Altona!" Die Verabredung war nämlich getroffen worden, daß Matthisson binnen Jahresfrist in Gesellschaft ihrer Kinder eine Besuchreise dahin machen sollte. So reifte denn wieder einer der Lieblingswünsche seiner Jünglingsjahre, die Bekanntschaft mit Klopstock, der Gewährung entgegen.

Unter den Collegen kam er, nächst Olivier und Spazier, mit keinem in erfreulichere Beziehung, als mit Christian Lävinus Sander, geboren 1759 zu Itzehoe im Holsteinischen, dessen Physiognomie den geistvollen und feinsinnigen Mann auf den ersten Blick zu erkennen gab. Er lebt gegenwärtig als Professor am pädagogischen Seminarium zu Kopenhagen. Bekanntlich hat er durch mehrere in dänischer Sprache geschriebene Theaterstücke schon manchen Lorbeerkranz in dieser Hauptstadt geerndtet. Unter den deutschen Schriften, die er größtentheils pseudonymisch herausgab, und wovon Meusel das Verzeichniß im Gelehrten Deutschland aufbewahrte, verdient vor allen der vortreffliche Roman: Geschichte meines Freundes Bernhard Ambrosius Rund, von Christoph Bachmann, wieder in das Andenken des Publicums zurückgerufen zu werden. Auf der kleinen Schaubühne des Philanthropins wurden zuweilen, besonders zur Geburtstagsfeier des Fürsten oder des Erbprinzen, von den Zöglingen dramatische Darstellungen versucht, wobei denn Sander fast immer sich als Theaterdichter hervorthat, besonders durch das Lustspiel: der kleine Herzog, welchem competente Beurtheiler den verdienten Beifall nicht versagten. Als eine solche Festlichkeit einmal mit Sanders periodischem Kopfschmerz zusammentraf, der ihm nicht selten alles Lebensglück verkümmerte, ward Matthisson sein Stellvertreter, und so entstand unter dem Titel: die glückliche Familie, sein erster und letzter Schauspielversuch, worin er die Rolle des Hausvaters übernahm.

Unter den sechs Professoren, die unter Wolke's Vorsitz das Directorium bildeten, gab es nur zwei, die sich durch facultätgerechte Studien als ächte Professoren, nach dem alten Systemsbegriff, hätten legitimiren können, nämlich Salzmann und Busse. In voller Thätigkeit wirkt letzterer noch an der Seite Werners zu Freiberg im Erzgebirge, als tiefer Mathematiker und Naturkundiger, zum Fortblühn der dortigen Bergacademie. Unter dem Lehrerpersonal, das durch unaufhörliche Reibungen, wofür aber keiner aus der Mitte desselben auch nur verantwortlich scheinen konnte, den Professoren, als Oppositionspartei, am Ende zu einer Art von Strafgericht wurde, befanden sich hervorstechende Mitglieder, von denen

nen

nen hier nur Göze, der Philolog und Aesthetiker, Sander, der Dichter und Litterator, Crome, der Geograph und Statistiker, Spazier, der Tonkünstler und Journalist, Becker, der Philosoph und Volksaufklärer und Kolbe, der Sprachforscher und Kupferstecher, vorzugsweis genannt werden sollen.

In Dessau herrschte damals ein Gesellschaftston, der bei allen gebildeten und empfänglichen Fremden die Wirkung hervorbrachte, daß die freundliche Stadt mit Bedauern von ihnen verlassen und mit Vergnügen wieder besucht wurde. Ein zahlreicher Verein aus den besten Häusern hatte die Abrede getroffen, monatlich einmal durch Schauspiel, Tafelgenuß und Ballfreude des Lebens recht nach Herzenswunsch froh zu werden. Der Erfolg überbot jedes Erwarten. Ein Liebhabertheater kam zu Stande, das mit allen gleichzeitigen Kunstinstituten dieser Art in Wien, Dresden und Gotha die strengste Vergleichung nicht scheuen durfte. Es befanden sich einige Mitglieder von lobenswerthem Talent darunter, unter andern ein Hofrath Herrmann im ernsten, und ein Kaufmann Steinacker im komischen Fach. Daß auch Hillers und Benda's Opern mit Erfolg auf die Bühne gebracht werden konnten, dazu wirkte der schöne Gesang der Demoiselle Niethardt und ihrer Schwester, der Gattin des verdienstvollen Kapelldirectors Rust, unstreitig am bedeutendsten mit. Auch die Action der beiden Schwestern war voll Anmuth, Feinheit und Ausdruck.

Rosenfeld, eingedenk des Plans, wenn es die Umstände nur irgend gestatten würden, immer am nämlichen Orte mit seinem Freunde zu leben, zog nun ebenfalls nach Dessau, um unter dem Kapelldirector Rust, einem der ersten theoretischen und praktischen Musikgelehrten jener Zeit, die unter Türk in Halle begonnenen Studien fortzusetzen: denn fester als je zuvor war er jetzt entschieden, die Gesammtkräfte seines Geistes der Tonkunst und Poesie einzig und ganz zu widmen. Die Verschwisterung beider Künste, hoffte der hochstrebende Jüngling, würden ihn unausbleiblich zu großen und unsterblichen Resultaten führen. Der schwer zu befriedigende Rust ehrte des unermüdeten Kunstjüngers Versuche in der Composition durch ermunternden Beifall, und nannte sie

vielverheißend für die Zukunft. Auch bewegten sich schon manche Plane zu großen Thaten in seiner Seele, wenn die Gegenstände nicht aus der griechischen Fabel- und Sagenwelt, sondern aus dem historischen Bilderkreise des deutschen Helden- und Ritterthums entliehen wurden.

Das Volksfest, wodurch der Geburtstag der Fürstin von Dessau, am 24sten September, schon seit mehreren Jahren auf einem Wiesenplan unweit Wörlitz fröhlich gefeiert ward, versammelte stets eine Menge von Fremden, und in der That vergütete das Ganze vollkommen die Mühe des Herbeireisens aus der Nähe, wie aus der Ferne. Mitten im Schauplatz des ländlichen Wettreitens und Wettrennens, wobei der Sieger den Preis aus den Händen der Landesmutter empfing, erhebt sich das vorbestimmte Mausoleum des edlen Fürstenpaars, bekrönt von einem hell erleuchteten Rundgebäude mit umherlaufender Gallerie, worin der Hof an diesem Tag banketirte. Das gesammte Personal des Philanthropins, Professoren, Lehrer und Zöglinge, that in Zelten ein Gleiches. Unter den Hofgästen befand sich der Herzog von Weimar, und in seinem Gefolge Göthe. Die Freude, das Antlitz des berühmten Mannes zu sehen, machte vielen Personen diesen Tag zum doppelten Fest. Das Interesse, welches Matthisson schon damals darin fand, die Physiognomie der Bücher mit der Physiognomie des Urhebers zu vergleichen, erhielt hier die vollste Befriedigung. Göthe's Gesicht glich noch ganz dem seelenvollen Profilportrait vom Jahr 1776, worüber Lavater in den physiognomischen Fragmenten so seelenvoll commentirt.

Der deutsche Philosoph Garve und der französische Philosoph Raynal verweilten einige Tage zu Dessau. Ersterem quoll die Rede so klar, gehaltvoll und attisch von den Lippen, daß man den Mann nicht nur zu hören, sondern auch zu lesen glaubte; letzterer war dagegen ein so leerer, fader und gemeiner Vielschwätzer, daß Verstand und Geschmack sich dagegen empören mußten, ihn für den Verfasser des classischen Werks: über die Niederlassungen der Europäer in beiden Indien, anzuerkennen. In der That erschien hier das Autorgesicht neben dem Büchergesicht mehr als caricaturmäßig.

Der eben so sprachkundige als geschmackvolle Verdeutscher des Vitruv, August von Rode, welcher, was nur selten der Fall ist, den feinen Weltmann mit dem gründlichen Gelehrten vereinigt, trug in Dessau viel zu Matthissons fortwährendem Eifer für die römische Litteratur bei.

Matthisson fand eines Morgens Rosenfeld beschäfftigt, seine Stubenthür mit einer langen Reihe von Kreidestrichen zu bezeichnen. Auf die Frage, was das wohl bedeuten könne, war die Antwort: „Zwischen den Weihnachtsfeiertagen, wo ich meiner guten Elisa einen Besuch versprochen habe, liegen von heut an gerade noch vier Wochen. Da macht' ich nun ein und dreißig Striche, um jeden Morgen einen davon wegzuwischen, und mich dann immer königlich darüber zu freuen, daß der Striche täglich weniger werden. Nach dem Erlöschen des letzten steig' ich zu Pferde." Drei Wochen später griff er zu den Schlittschuhen, deren Erfinder nicht weniger hoch von ihm verehrt wurde, wie von Klopstock, um des krystallklaren Wintertags auf der Eisbahn froh zu werden. Zuvor ließ er Matthisson bitten, den Kaffee, welcher die Freunde Nachmittags gewöhnlich vereinte, heute, des Schlittschuhlaufens wegen, einige Viertelstunden zu verspäten. Statt Rosenfelds kam sein treuer Aufwärter mit verstörten Gesichtszügen, und brachte die Nachricht, man habe Herrn Rosenfeld so eben auf einem Schlitten nach Hause gebracht; es müsse ihm wohl etwas Gefährliches zugestoßen seyn, indem der Hausherr sogleich nach einem Wundarzt geschickt habe. Matthisson fand seinen Freund ohne Bewußtseyn. Durch einen Fall auf dem Eis ward ihm der Schädel schwer verletzt und das Gehirn völlig zerrüttet. Bis zu seinem Tode sprach er kein Wort, und erkannte keinen Freund mehr. Instinctmäßig hat er aber doch, nach der Katastrophe, an der Stubenthür noch drei Kreidestriche ausgelöscht. Fünf davon waren übrig, als er vom Leben schied. Dies begab sich im December 1782. Vielleicht ging in ihm ein Dryden und Händel zugleich verloren.

Elisa wurde durch des Geliebten Tod, wovon sie am nämlichen Tage die Nachricht erhielt, welcher dem Wiedersehn vorbestimmt war, bis zur Gruft niedergebeugt.

„Sie verschloß die Qual in ihr Herz, und in bleicher, hinwelkender Schwermuth sahen wir sie dasitzen, wie die Geduld auf einem Grabmale, welche den Kummer anlächelt.“ Scheint es doch, als ob Shakspeare Elisa's Zustand in diesen Zeilen prophetisch habe schildern wollen! Sie starb im strengsten Wortsinn vor Gram. Daß aber der Gram, den wir uns gewöhnlich, nach allgemeiner Erfahrung, als einen langsamen Zerstörer der Lebenskraft vorstellen, so schnell tödten könne, und zwar ein vollblühendes Landmädchen, welches nie zuvor bedeutend krank war, davon hat Matthisson, im ganzen Laufe seines nachfolgenden Lebens, kein ähnliches Beispiel weder erblickt noch vernommen. Die heitersten Zukunftsbilder waren mit den beiden Liebenden für ihn auch in das Grab gesunken. Aber sein Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen, auf einer höhern Stufe der Veredlung, stand unerschütterlich fest, Dank sey es dem Tagverkündenden Morgenstern Mendelssohn, und so blieb durch Himmelsglauben sein Lebensmuth aufrecht im Kampf gegen Widerwärtigkeit und Verzweiflung. Sander und Olivier riethen dem Freund mit redlicher Theilnahme, sich eine Zeit lang von Dessau zu entfernen, und dem wiederkehrenden Frühling entgegen zu reisen. Er gab dem guten Rath Gehör, und besuchte im April 1783 Erfurt, Weimar und Gotha. Ein College, treu und willig zwischen eigenem und fremdem Geschäfft sich theilend, trat indeß an seinen Platz als Lehrer und Aufseher. In Erfurt ward er vom Statthalter, Baron Dalberg, der von Basedow als Erziehungs- und Methodenreformator eine günstige Meinung hegte, mit wohlwollender Artigkeit aufgenommen. Dieser merkwürdige Mann stand eben in der ganzen Energie und Fülle des physischen und psychischen Lebens. Ein kräftiger, regelmäßiger Körperbau, und eine geistreiche, edle Gesichtsbildung, aus der man allein den kleinen Zug von sinnlicher Weichheit um den Mund hätte wegwünschen mögen, machten zu Weimar im Hofzirkel, wie zu Erfurt im Akademiesaale, sein Erscheinen in gleichem Grad willkommen und ansprechend. Die Betrachtungen über das Universum, welche mehrere Auflagen erlebten, hatten ihn bereits als genialen Denker und originellen Schriftsteller in der litterarischen Welt auszeichnend verkündigt. Jetzt war die Chemie, mit ihren angränzenden Wissenschaften, sein Lieblings-

fach geworden. Oeffentliche Urkunden beweisen unwidersprechlich, was Dalberg für Philosophie und Naturwissenschaft geleistet haben würde, wenn Verhältnisse der spätern Politik, deren Ueberlegenheit vielleicht jeden versuchten Gegenkampf niederschlug, die Pole seines geistigen Strebens nicht umgekehrt hätten.

In Weimar ward es dem Reisenden so gut, wieder eine Predigt von Herder zu hören, und Göthe's nähere Bekanntschaft zu machen. Dieser gab ein Kinderfest in einem Garten außerhalb der Stadt. Es galt Ostereier auszuwittern. Die muntre Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten, und jubelte bei'm endlichen Entdecken der schlau verborgnen Schätze. Mitten in der muthwilligen Gruppe erschien Göthe als ein wohlgewogener aber ernster Vater, der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot. Ihre Spiele theilend und leitend, blieb er, bis es Abend ward, unter den Kindern. Beim Erblicken der ihm gar nicht fremden Uniform des Dessauer Philanthropins sprach er zu dem Fremdling: „Sie sind hier in Ihrem Elemente. Ich bitte Sie bei uns zu bleiben, so lange es Ihnen angenehm ist."

Mit dem biedern Musäus brachte Matthisson, in dessen kleinem, vor der Stadt gelegenen Sorgenfrei, anspruchslos wie er selbst, einen unvergeßlichen Nachmittag zu. Sein Erholungsgeschäfft war eben die Fortsetzung der Volksmährchen der Deutschen, die dem Namen Musäus Berühmtheit, und uns'rer Litteratur einen Hamilton erwarben. Gegen Abend kam Bode, den man den würdigsten Geistesbruder des humoristischen Musäus nennen würde, wenn er nicht, einem selbstverkennenden Eigensinn hingegeben, sich mit dem Ruhm des trefflichsten Copisten ausländischer Originale begnügt hätte.

Der Bibliothekar Reichard, schon zu jener Zeit hochverdient um deutsche Litteratur und Kunst, als Dichter, Dramaturg, Uebersetzer und Journalist, war in Gotha des Reisenden gefälliger Wegweiser durch die Merkwürdigkeiten dieser Stadt. An allen Klavieren ertönte sein gemüthvoller Gesang: Gefilde des Todes, Ge-

filde der Ruh! und auf allen Putztischen lag seine Bibliothek der Romane.

Bei der Wiederkehr zu den guten Zöglingen sehnte Matthisson sich mehr als je nach seiner Mutter. Die ehrwürdige Frau hatte Rosenfeld von Kindheit an gekannt, und kein Gespräch über den Verstorbnen konnte daher an wohlthuender Befriedigung ihm über das übrige gehen. Sie gab der dringenden Einladung nach, und blieb mehrere Wochen in Dessau. Die Zöglinge wetteiferten miteinander, durch kleine Aufmerksamkeiten aller Art, ihr Freude zu machen, und nannten sie nicht anders als die gute Mutter. Während ihres Besuchs kam ein Brief aus Altona von der Gräfin Sievers, worin sie dem bisherigen Aufseher ihrer Söhne den Vorschlag that, mit ihnen das Dessauer Erziehungshaus zu verlassen, und sich diesen hoffnungsvollen Knaben allein zu widmen, in deren Gesellschaft sie die letzten, vielleicht nur noch sparsam gezählten Lebenstage zuzubringen wünschte. „Meine Gesundheit", war der Schluß, „verschlimmert sich täglich, und ich habe dem Glauben an Genesung, trotz Hensslers gutgemeinter Scheinüberzeugung vom Gegentheil, völlig entsagt. Diesen Umstand bitt' ich Sie bei meinem Antrag am schärfsten ins Auge zu fassen."

Auch gänzlich abgesehn von dem entscheidenden Umstande, würde Matthisson diesem Ruf ohne weiteres Bedenken gefolgt seyn: denn es war ihm seit Rosenfelds Tod hier und da leer und öde geworden in Dessau. Auch begannen die unaufhörlich wiederkehrenden Fehden zwischen den Directoren und Lehrern nach und nach auf die Annehmlichkeiten seiner bisherigen Lage, worunter die vertrauenvolle Zuneigung der meisten Zöglinge eine der erheblichsten war, immer dunklere Schatten zu werfen.

Welch ein preiswürdiges Institut nach Geist und Organisation, und welch ein begünstigtes, in Absicht auf Localverhältnisse, sah Deutschland hier, durch die Einseitigkeit und Streitsucht, durch den Dünkel und Abderitismus einiger Individuen, ehe der Augenblick des Culminirens noch gekommen war, schon wieder untergehn! Aber nicht spurlos; denn es hat Jünglinge gebildet, die sich, in mili-

tärischen, politischen, gelehrten, artistischen und kaufmännischen Berufskreisen, ehrenvoll hervorthaten und noch hervorthun. Auch ein Sänger, dessen poetisches Verdienst besugte Richter, unter andern Gleim, Bürger und Eschenburg, einstimmig anerkannten, ging daraus hervor. Er heißt August Friedrich Müller, und schrieb die drei epischen Gedichte: Alfonso, Richard Löwenherz und Adelbert der Wilde, die das Publicum günstig aufnahm, und die, beim gebildetern Theil desselben, sich noch immer in freundlichem Andenken erhielten. Sein sittliches Verhalten war eben so musterhaft, wie sein wissenschaftliches Emporstreben. Daher wählte der Fürst von Dessau ihn, vor allen übrigen Eleven, zum täglichen Gesellschafter des jungen Erbprinzen.

Salzmann, der, als Liturg und Religionslehrer, des Guten sehr viel für die Erziehung und Entwicklung des moralischen Menschen im Philanthropin zu Stande gebracht hatte, zog sich daraus zurück, um den Grundstein zu der, in der Folge berühmt gewordenen Erziehungsanstalt in Schnepfenthal bei Gotha zu legen.

Dem Verlust dieses ächten Weisen und Menschenfreundes folgte Sanders Verlust. Aussichten für eine bessere Zukunft hatten sich ihm in Kopenhagen eröffnet, wohin er nun den Lauf unverzüglich antrat. Matthisson gab ihm das Geleit bis Halberstadt. Gleim erleichterte den Freunden das Bittre der Trennung durch die Trostworte: „Menschen, die jung und rüstig sind, und noch für keine Familie zu sorgen haben, dürfen, besonders auf dieser kleinen Erde, niemals am Wiedersehn verzweifeln, und wenn auch Alpen und Meere zwischen ihnen liegen."

Nach Sanders Abreise brachte Matthisson noch einige Tage in Gleims gastfreundlicher Wohnung zu, wurde mit Göcking, Klamer Schmidt, Benzler, Villaume und Fischer bekannt, und ging des deutschen Tyrtäus Briefwechsel mit Bodmer, Sulzer, Kleist, Ramler und Heinse durch. Besonders gewährten die Briefe des letztern ihm ein wahres Götterfest. Sie dürfen sich dem Vortrefflichsten an die Seite stellen, was, in der langen Periode zwischen Plinius und

Winkelmann über Italiens Natur- und Kunstwunder vom ersten Rang geschrieben wurde; auch lassen sie an tiefem Originalgepräge und körniger Gediegenheit fast Alles weit hinter sich zurück, was Heinse einzeln drucken ließ, oder in Zeitschriften umherstreute. Das Zimmer in Gleims Hause, welches er seinen Musen- oder Freundschaftstempel nennt, enthält eine kräftig anziehende Sammlung von Bildnissen deutscher Gelehrten, Dichter und Künstler, die zum Theil auch von Seiten der Malerei schätzbar sind.

Im April 1784 verließ Matthissen mit seinen beiden Zöglingen Dessau, und ging dem friedlichern und stillern Berufe wohlgemuth entgegen, nachdem er in Krakau noch den Segen der Mutter erbeten, und in Magdeburg eine poetische Epistel für Klopstock, als Erinnerung an gemeinsam verlebte Musenstunden, von Köpken empfangen hatte.

Bei der Ankunft in Altona trafen unf're Reisenden die kranke Gräfin Sievers sehr leidend an. Durch die Vorstellung, von ihren Kindern ungetrennt bis zum Tode zu bleiben, schien indeß der schwach glimmende Lebensfunke noch einmal heller aufzuleuchten. Ueber ihr blasses Gesicht flog ein augenblicklicher Schimmer von Heiterkeit oder vielmehr von Verklärung, der nicht mehr von dieser Welt war. Den Gemahl der Gräfin hielten Familiengeschäffte noch im Vaterland zurück. Seine Stelle vertrat, als Reisegefährte und Sachwalter, ihr ältester Bruder, Graf Gotthard Mannteuffel. Dieser ausgezeichnete Nordländer verband mit einer schönen, männlichen Gestalt, feingeschliffne Hofsitte, mannigfache Geistesbildung, vielseitige Welterfahrung und weitumsichtige Lebensklugheit. Er hatte nach und nach die ganze französische Encyklopädie durchgelesen, und verstand sich vortrefflich darauf, in der Conversation die Früchte dieser Lektüre, vermöge seiner ausnehmenden Urtheils- und Gedächtnißkraft, immer schicklich und ortgerecht anzubringen, und auf diese Weise, dem Schein nach ganz ohne Wissen und Wollen, sich in das Ansehn eines gründlichen und facultätgerechten Gelehrten zu setzen. Auch war er einer der angenehmsten Erzähler, selbst nach dem Ausspruch der Kaiserin Katharina, und seinen kleinen Poesien, in französischer und

deutscher Sprache, nur dem engern Gesellschaftszirkel bestimmt, gebrach es gar nicht an Zierlichkeit und Witz. Dabei ward von ihm die nur allzuoft vernachlässigte Klugheitsregel in Ausübung gebracht, den Vorgesetzten der Zöglinge, besonders wenn diese zugegen waren, nicht als gedungenen Miethling, sondern als erworbenen Freund zu behandeln. Ihm verdankt Matthisson die wichtigsten Vorschriften, Winke und Aufschlüsse über Weltleben, Gesellschaftsweise und Schicklichkeiten, zugleich ward er aber auch, durch den Eintausch trauriger Wahrheit gegen fröhlichen Wahn, auf den Uebertritt aus der idealischen Welt in die wirkliche allmählig vorbereitet.

In Hamburg war sein erster Gang zu Klopstock, der beinah ganz dem Bilde seiner Einbildungskraft glich, nur daß er sich den großen Dichter nicht so natürlich und menschlich-liebenswürdig, sondern vielmehr überirdisch und seraphisch-feierlich in Benehmen und Reden vorgestellt hatte. Um so angenehmer ward er durch Klopstocks heitres Entgegenkommen und sein eben so heiteres Einladungswort überrascht, ihn öfter zu besuchen. Von welcher Einwirkung der Umgang mit Klopstock für seine Bildung und Entwicklung in ästhetischer Hinsicht war, darüber hat er sich, eben so dankbar als ausführlich, in den Erinnerungen ausgesprochen, welche dem größern Theile dieses Textes, der die vorgezeichnete Linie nicht überschreiten durfte, überhaupt als ergänzender Commentar dienen können.

Claudius, der nie dem Range, sondern immer nur dem Verdienst huldigte, kam öfters zu der kranken Gräfin Sievers, welche seine Schriften liebte. Ihre Kinder erwiederten, in Begleitung des Lehrers, diese Besuche zu Wandsbeck, wo Claudius ein geräumiges, gut gebautes Haus bewohnte, und einen großen Küchen- und Obstgarten cultivirte ut prisca gens mortalium.

Hensler der Arzt, von dem gelehrten Theil der Nation als tiefer Denker und scharfsinniger Aufklärer im Kreise der medicinischen Wissenschaften anerkannt, war auch als einer der edelsten Sterblichen, in den Verrichtungen seines wohlthätigen Wirkens unermüdlich, und für Nothleidende bis zur Aufopferung thätig. Er wurde

Matthissons väterlicher Freund, und ihm verdankte dieser es hauptsächlich, daß er den griechischen und römischen Classikern, als den sichersten Wegweisern zu allem Nützlichen und Schönen in Wissenschaft und Kunst, nicht nur unverbrüchliche Treue gelobte, sondern auch bewahrte.

Schröder, Director der Hamburger Schaubühne, und Brockmann, der in einigen Gastrollen auf derselben erschien, standen in dieser Epoche auf dem Gipfel ihrer künstlerischen Vollkommenheit.

Wenn Hensler auch die Heilung der Gräfin Sievers aufgeben mußte, so gelang es ihm doch wenigstens, ihr die Grenze des unbekannten Landes mit Blumen zu bestreuen. Sie war nie fortdauernd bettlägrig, und starb, als der Frühling 1785 zu grünen begann, in ihren Armsessel zurückgesunken, mit dem Lächeln einer Heiligen. Wenig Tage vor ihrem Tod machte sie die letzte Spazierfahrt, um ihrem Bruder die Stätte zu bezeichnen, wo man sie hinlegen sollte. Dem zufolge ward sie auf dem Gottesacker des Dorfs Ditensee, an der Seite von Margaretha Klopstock, begraben. Ein einfacher Sandstein, ohne Wappen und Grafenkrone, sagt dem Wanderer, daß sie tugendhaft lebte und glaubensvoll starb.

Um den Schmerz der trostlosen Knaben zu mildern, ließ der Graf Mannteuffel sie mit ihrem Lehrer eine Fußreise durch einen Theil von Schleswig und Holstein machen. In Eutin wurde dieser mit Gerstenberg und Voß, zu dessen Musenalmanach er damals anfing Beiträge zu liefern, in Kiel mit Ehlers, Fabricius und Karl Friedrich Cramer, und in Lübeck mit Overbeck bekannt. Die Besuche der schönen Landsitze Sielbeck, Schierensee, Rastorf und Aschberg lagen ganz natürlich im Plan der kleinen Excursion. Bei Dänischneuhof hatten die Wanderer zum erstenmal den Anblick des Meeres von schroffer Felsenhöhe, an einem der hellsten Sommerabende, als eben die Sonne sich zum Untergang neigte, und Schiffe mit geschwellten Segeln am Horizont vorüberschwebten.

Der Graf Mannteuffel hatte nun den Entschluß gefaßt, die Oberaufsicht über die Erziehung seiner Neffen

zu führen, und bis zur vorläufigen Endigung derselben sich nicht von ihnen zu trennen. Es war eine seiner vorherrschenden Erziehungsideen, den Aufenthaltsort der jungen Leute von Zeit zu Zeit wo anders hin zu verlegen. Er vertauschte daher, im Sommer 1785, Altona mit Heidelberg. Zu solcher Wahl ward er durch die einladende Schilderung des berühmten Sulzer von Heidelbergs malerischer und romantischer Lage, im Reisetagebuche dieses Gelehrten von Berlin bis Nizza, hauptsächlich bestimmt. Wenn wir nun, bei dem reizenden Bilde der Gegend, noch die gesunde Luft, die wohlfeilen Lebensmittel und den guten Gesellschaftston mit in Anschlag bringen, so war die getroffene Wahl im höchsten Grad gerechtfertigt. Der Graf nahm eine Wohnung, welche die Aussicht nach dem Neckar und dem angränzenden Waldgebirg hatte, traf eine wohlberechnete Hauseinrichtung, und ordnete Alles auf das zweckmäßigste nach dem augenblicklichen Bedarf der kleinen Colonie.

Nicht nur des Oheims väterliche Vorsorge, sondern auch des Lehrers redliches Bemühn belohnten die hoffnungsvollen Knaben im reichsten Maaß. Zur Aufmunterung und Belehrung der letztern dienten Spaziergange nach Mannheim. Hier wurden die Gemäldegallerie, reich an Meisterstücken, besonders aus der niederländischen Schule, und der Antikensaal, in welchem die Gypsabgüsse der vorzüglichsten Sculpturwerke des Alterthums ein wahres Kunstpantheon darstellten, mit Eifer durchgemustert. Auch das Theater dieser freundlichen Stadt, dessen Zierden, im Zeitpunct ihrer schönsten Vollendung, Böck und Beil, und in dem ihrer kräftigsten Entwicklung, Iffland, Beck und die Withöft waren, blieb selten bei solchen Ausflügen unbesucht.

Ungeachtet auffallender Verschiedenheit im philosophischen und theologischen Denken, Glauben und Meinen, wurde Jung, welcher als Professor an der Cameralschule zu Heidelberg lebte, Matthissons warmer und herzlicher Bekannter. In seinem Hause sah dieser zuerst Sophie von la Roche, die Dichterin der Sternheim, und Pfeffel, den lebensfrohen Blinden, als beide dem Freund Stilling die Schuld eines längstverheißnen Besuchs abtrugen. Auch August Hartmann von

Stuttgart, (wo er jetzt als königlicher Staatsrath der gerechtesten Achtung genießt,) einen Jüngling von seltner Verstandes- und Herzensgediegenheit, führte der Genius der Freundschaft ihm in Heidelberg zu. Der kleinen Reise, die Matthisson in Jungs Gesellschaft nach Karlsruhe machte, um die Wundererscheinungen des Magnetismus zu prüfen, der es dort, unter Böckmanns Vorsitz, zu einer Art von akademischer Verbrüderung gebracht hatte, würde kaum hier Meldung geschehn, wenn er dadurch nicht einen Fürsten von Angesicht und Rede hätte kennen lernen, dessen Lob von der bekannten Denksäule im Badischen in den einfachedlen Worten am würdigsten ausgesprochen wird: „Wohl dem Lande, wo der beste Mann Fürst ist."

Um diese Zeit brachte Carl Victor von Bonstetten aus Bern, dem Johannes Müller, der Historiograph der Schweiz, für den Grundbau des vaterländischen Tempels unbeschränkte Geistesfreiheit und sorgenlose Muse verdankte, einen jungen Verwandten nach Kolmar, um ihn der Militärschule Pfeffels zu übergeben. Schon lange gehörte die persönliche Bekanntschaft mit der Verfasserin von Rosaliens Briefen und der Freundin von Julie Bondeli zu seinen Lieblingswünschen. Er folgte also dem Laufe des Rheins bis nach Speier, wo die edle Sophie von la Roche den willkommenen Fremden aufnahm wie die beste Mutter den von Reisen heimkehrenden Sohn. Eines Nachmittags wollte der Gast, was er noch von Italien aus gewohnt war, nach dem Essen einige Minuten Sieste halten. Dem Einschlummern schon ganz nahe, wird er in der halb offenen Schublade des vor dem Sopha stehenden Arbeitstisches eines mit Versen beschriebenen Heftes gewahr. Mechanisch greift er darnach und zieht es hervor. Das Manuscript, welches der Zufall ihm vor die Augen brachte, war die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben. Der Dichter hatte Sophien diese Copie davon mitgetheilt, um ihr Urtheil darüber zu erfahren. Bonstetten wünschte diesem zu begegnen, und kam nach Heidelberg. Schnell erkannten sich Beide. Sie blieben mehrere Tage miteinander. Unter den hohen Kastanienbäumen, an der Quelle des Wolfsbrunnens, wurde der Plan ihres nachherigen Schweizerlebens entworfen, und mit

freudiger Zuversicht in die Hände des Schicksals niedergelegt. Wirklich zog dieses auch ein günstiges Loos für Bonstetten, bald nach seiner Wiederankunft in Bern. Die Verwaltung der schönen Landvogtei Nyon am Genfersee war ihm auf sechs Jahre, durch die hergebrachte Kugelung, zugefallen.

Im Frühjahr 1786 verlegte der Graf Mannteuffel seinen Wohnsitz nach Mannheim, wo unter dem Kurfürsten Theodor, für Wissenschaften und Künste schon viel Nachahmungswerthes eingerichtet war, und noch eingerichtet wurde. Besonders erfreuten sich Schauspielkunst und Musik einer Epoche des Blühens und Reifens, die für unser Vaterland, so lange darin Theater und Orchester bestehen werden, auf immer denkwürdig und unvergeßlich bleiben muß. Zwischen Böck und Matthisson bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß. Böck war nicht nur ehrenvoll ausgezeichnet als einer der vorzüglichsten Heldendarsteller auf der Bühne, sondern auch als einer der trefflichsten Menschen im Leben. An der Seite dieses würdigen Zöglings von Eckhof, traf er auch nicht selten mit Iffland, Beil und Beck zusammen, deren Bruder- und Künstlerbündniß nur der Tod löste.

Vom Grafen Mannteuffel, der selbst ein poetischer Dilettant war, dazu aufgemuntert, gab Matthisson zu Mannheim, im Verlag der akademischen Buchhandlung, ein Bändchen von lyrischen Gedichten heraus, wozu der geschickte Kupferstecher Verhelst, aus Wohlwollen für den jungen Autor, die zierliche Vignette unentgeltlich lieferte. Die Allgemeine deutsche Bibliothek sprach dieser Sammlung ein aufmunterndes Urtheil, und stellte dem Sänger kein ungünstiges Horoskop.

Im Herbst 1787 machte Matthisson die Rheinfahrt von Mainz bis Düsseldorf, und lernte so das reichhaltigste und belehrendste Reiserevier kennen, welches man in Deutschland wählen kann, wenn Zeit und Umstände den Ausflug beschränken. Einen Umriß der herrlichen Landschaft, worin Johann Müller, Wilhelm Heinse, Christian Wilhelm Dohm und Friedrich Jakobi als Hauptfiguren erscheinen, hat er im dritten Bande der Erinnerungen ausgestellt. Kaum nach

Mannheim wiedergekehrt, ward er von einem hartnäckigen Fieber befallen, dessen Folgen für jede anhaltende Thätigkeit oder Anstrengung so nachtheilig waren, daß die fortgesetzte Uebung der Berufspflicht seine Wiederherstellung, nach dem Ausspruch des Arztes, hätte gefährlich verspaten können. Der treue Jung hatte, ohne des langsam Genesenden Wollen und Wissen, hierüber an Bonstetten Bericht erstattet. Da wurde Matthisson von diesem besorgten Freunde dringend aufgefordert, seine Fesseln, wie er sich ausdrückte, abzustreifen, eine so weite Strecke durch das Erdenleben, als Fatum und Parze vergönnen würden, mit ihm Hand in Hand zu wandeln, und die alte Burg von Nyon nicht anders forthin zu betrachten, als hätte seine Wiege darin gestanden. Er sollte dort nur der Freundschaft, den Musen und der Natur angehören, und von jeder geistbedrückenden Sorge des Alltagslebens befreit bleiben.

Der Graf Mannteuffel, immer consequent und gerecht, so oft vom Wohl oder Wehe des hinlänglich erprüften Familienfreundes die Rede war, bot hierzu die Hand um so williger, da die Privaterziehung seiner Neffen vollendet war. Dem zufolge trat ihr bisheriger Lehrer, im Sommer 1787, die Reise nach der Schweiz an, und hielt, seiner geschwächten Gesundheit wegen, in Stuttgart einige Rasttage. Hier ward er im Vaterhause seines Freundes August Hartmann, von dessen ehrwürdigen Eltern so herzlich aufgenommen, als hätten ihn Verwandtschaftsbande damit verknüpft. Dieser Aufenthalt begründete zugleich sein Freundschaftsverhältniß mit dem trefflichen Dichter Haug, der, eben so vielseitig als unerschöpflich, in der Folge sich einen bedeutenden Rang unter den Lieblingen des geschmackvollern Publicums erwarb. Huber, der ächte Deutsche von altem Schrot und Korn, schien mit den Versuchen in Reden mit Gott, worin des Gefangenen Morgenlied einen eignen Kranz verdient, die poetische Laufbahn beschlossen zu haben. Schubart, eben aus der grausamen Kerkerhaft von Hohenasperg wieder in Freiheit gesetzt, widmete sich der ihm anvertrauten Leitung des Theaters, und hatte nichts Besseres mehr gedichtet, als die Fürstengruft und das Kaplied. Weisser versprach für Poesie und Prosa schon zwiefach, was er in der Folge mehr als

zehnfach leistete. Conz hatte sich als lyrischer Sänger vortheilhaft angekündigt. Petersen erweckte durch die Vorarbeiten zu einer Allgemeinen Kulturgeschichte der Deutschen die gerechtesten Erwartungen, und war als Uebersetzer Ossians mit Beifall aufgetreten. Stäudlin übte seine noch jugendliche Kraft theils an Liedern, Oden und Romanzen, theils an einer metrischen Verdeutschung der Aeneis, hat aber das Ziel eigner und fremder Hoffnungen, aus Mangel an Beharrlichkeit, niemals erreicht. Zumsteeg versprach durch die Musikbegleitung von Klopstocks Frühlingsfeier dem Vaterland einen der genialsten und gemüthvollsten Tonsetzer als Jüngling, und er hat Wort gehalten als Mann. Haller, der in der schwierigen Rolle des Mönchs vom Karmel wenig zu wünschen übrig ließ, wäre gewiß einer der ersten dramatischen Künstler geworden, hätte der Tod nicht allzufrüh seinem kräftigen Streben ein Ziel gesetzt.

Von Stuttgart richtete sich der Lauf über Ulm, Lindau, Konstanz und Schaffhausen dem Rheinfall entgegen, von dem Klopstock unlängst noch unserm Reisenden sagte: „Der Rheinfall will nur gesehn und gehört, aber nicht gemalt und besungen seyn." Was dieser in Hamburg nur halb faßte, begriff er nun ganz auf der Gallerie unter dem Schlosse Laufen.

In Zürich bereitete der edle Rathsherr Füßli, einer der aufgeklärtesten und für das Gesammtwohl am thätigsten mitwirkenden Männer Helvetiens, dem durch Bonstetten empfohlnen Fremdling, Tage voll Sonnenschein und Frühlingswärme. Was Füßli als Geschichtforscher leistete, davon zeugen seine Schriften, und mit wie unerschütterlicher Beständigkeit er, vom Jünglingsalter an, Freunden ein Freund war, davon zeugen, als redende Denkmäler, seine Briefwechsel mit Winkelmann, Bonstetten und Johann Müller. Füßli führte den Gast in den Sihlwald, wo Salomo Geßner, in einer ländlichen Wohnung, die Sommermonate gewöhnlich zubrachte. Der biedere, jugendlichheitre und anspruchlose Mann war seit Jahren schon der Dichtkunst untreu geworden, und widmete nun seine Nebenstunden der Malerei ausschließend. Den ersten Schiffer hielt er für sein gelungenstes Dichterwerk.

Schon von der Schule zu Kloster Berge hatte Matthisson ein Dankschreiben an Lavater gerichtet, weil ihn, wie schon früher bemerkt wurde, das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst vor jedem verderblichen Einfluß ärgerlicher Exempel auf sein physisches und moralisches Leben bewahrte. Gütig und human fiel die Antwort aus, worin unter andern die Worte vorkommen: „Gottlob! daß die Hand voll Erde, welche Lavater heißt, gewürdigt ward, eine Seele vom Verderben zu retten.“ Nicht ganz als ein Unbekannter trat er folglich in die Wohnung des, von der einen Seite apotheosirten und angebeteten, von der andern hingegen bespöttelten und verleumdeten Mannes. Gewiß lag hier die Wahrheit, nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, in der Mitte, sondern weit näher an der Licht- als an der Schattenlinie. Auch muß jeden unbefangenen Menschenkenner, der Gelegenheit fand Lavater im geselligen Leben zu beobachten, die Erfahrung gelehrt haben, daß zuverlässig nur wenige Sterbliche, in Wesen und Rede, von Stunde zu Stunde mehr für sich einnehmen, und herzengewinnender seyn konnten, als er. Während Lavater in ein Gespräch mit Mesmer, der ihn für die Wunderlehre des Magnetismus zu gewinnen trachtete und bekanntlich auch gewann, immer tiefer einging, wurde von dem frühern Besucher, welchem der Magus fast auf dem Fuß gefolgt war, die Zwischenscene dazu benutzt, sich in Lavaters Arbeitszimmer zu orientiren, das durch Ordnungsgeist, Bequemlichkeit, Geschmack und Eleganz erfreulich überraschte, und bei ähnlichen Einrichtungen als Richtschnur empfohlen werden durfte. Während eines zweiten Besuchs bei Lavater drängten sich mehrere Personen herbei, die theils um Geldunterstützung, theils um Gewissensrath nachsuchten. In dem kurzen Zeitraum von einer Stunde traten acht Menschen auf, von denen augenscheinlich ein jeder zufriedner, glücklicher, beruhigter und getrösteter wieder von dannen ging, als er gekommen war.

Die namhaften Männer, welche dem Reisenden von Stuttgart bis Zürich außerdem noch persönlich bekannt wurden, waren: zu Ulm, Johann Martin Miller, der gefällige Darsteller und sanfte Sänger ländlicher Natur und frommer Liebe; zu Memmingen, Städele, der poetische Zögling des eigenen Gottes im Bu-

Busen; zu Constanz, Pizenberger, der vorurtheilsfreie Philosoph, welcher still aber sicher auf das Denken und Handeln der ihm zu Füßen sitzenden Schüler wirkte; zu Schaffhausen, Johann Georg Müller, Bruder des Historiographen, der, gleich diesem, keinen Zweig des menschlichen Wissens berühren kann, ohne zugleich ihn zu veredeln, und Ammann, der eifrige Urkundensammler für das archäologische Studium der Erdkatastrophen; zu Zürich, Tobler, der patriarchalische Ascet und kräftige Copist von Thomsons vier großen Jahrszeitgemälden; Hirzel, der Verewiger des weisen Bauern Kleinjogg und Heß, der treffliche Maler der Wald- und Gebirgsnatur.

Noch hatte Bonstetten die reizende, dicht vor den Thoren von Bern am Ufer der Aar gelegene Villa, seinen gewohnten Sommeraufenthalt, nicht verlassen. Als Matthisson daselbst anlangte, traf er ihn schon in vollem Beschicken und Ordnen zur Abreise nach Nyon, wo ihm die Einführung als Landvogt in Kurzem bevorstand. Aber selbst im Wirrwarr des mannigfachen Treibens und Waltens, das der Versetzung eines großen Haushalts auf neuen Grund und Boden immer vorangeht, wußte Bonstetten, mit der ganzen Sorglichkeit und Liberalität edler Freundschaft, dem neuen Hausgenossen jeden Tag zu verschönern. Man machte Spazierfahrten in der herrlichen Gegend, oder lagerte sich am Ufer der Aar zur gemeinsamen Lectüre eines Lieblingsdichters, oder der ältere Freund erzählte dem jüngern, im Schatten der Gartenlaube, von seinen Reisen durch Holland, England, Frankreich und Italien, wo dann der Erzähler über die Namen van Santen, Gray, d'Alembert, Diderot, Mably, Thomas und Voltaire, bald begeistert, bald witzig commentirte.

Die Alpenkette des Grindelwaldes, von Bern aus gesehen, behauptet bekanntlich unter den prachtvollen und erhabenen Schauspielen, welche die Schweiz der Bewunderung des Naturfreundes darzubieten hat, eine der ersten Stellen. Nicht häufig aber schwindet die Wolkenhülle ganz, die einen großen Theil des Jahres davor verbreitet liegt. Ein günstiger Nordwind zerriß den Vor-

hang des Allerheiligsten, wenig Tage nach der Besitznahme des Ankömmlings von seinem freundlichen Zimmer, aus dessen Fenstern man eine Landschaft beherrscht, wovon gegen Osten die Bergkolosse des Berner Oberlandes, und gegen Westen der Jurassus die Einfassung bilden. Als er, kurz nach Sonnenaufgang, den Blick gegen Osten wandte, erschienen Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Jungfrau und die übrigen Riesenhäupter der Urgebirgswelt, mit ihren ewigen Eiskronen, in der dunkeln Bläue des Morgenhimmels. Von so ungeheuern Massen und so blendenden Farbencontrasten kannte seine Phantasie bisher weder Verhältniß noch Wirkung. Aber es war ihm bei dem Anblick zu Muthe, als würden seinem Geist neue Flügel gegeben, sich zu höheren Regionen aufzuschwingen und im Haine der Musen etwas zu vollführen, des Beifalls der Edlen nicht unwerth. Dieser Moment war die eigentliche Sängerweihe des aufstrebenden Kunstjüngers. Wenige Stunden darauf, in einem einsamen Wäldchen an den Ufern der Aar, entstand Elysium, und wenige Wochen später der Genfersee. Beide lyrische Dichtungen haben Wieland und Schiller mit ehrenvoller Ausführlichkeit beurtheilt, und hierdurch zuerst ihrem Verfasser die Aufmerksamkeit eines Publicums zugewendet, das in der Folge, nicht ohne Theilnahme, seinen Liedern horchte.

Gegen Ausgang des Octobers 1787 wurde Bonstetten zu Nyon, mit allen üblichen Förmlichkeiten, als Landvogt eingesetzt. Die edelste Freundschaft und die erhabenste Natur, gaben hier dem Geist wie dem Körper Matthissons erneute Kraft und erneutes Leben. Er benutzte die glückliche Lage vorzüglich zum fortgesetzten Studium der alten Literatur und einiger Zweige der Naturgeschichte. Letztere Wissenschaft machte den Umgang mit Bonnet ihm doppelt wichtig. Während eines Aufenthalts von mehrern Monaten auf dessen schönem Landsitze zu Genthod unweit Genf, wurde dieser berühmte Weltweise und Naturforscher dadurch sein unvergeßlicher Wohlthäter, daß er einen großen Theil der Werke erläuternd und ergänzend mit ihm las, in welchen er sich bei der Nachwelt unsterblich machte. Die treffendste Schilderung von Matthissons beneidenswerthem Leben auf

dem Schloß zu Nyon, enthält folgender Brief Bonstettens an Sander in Kopenhagen:

„Würdiger Freund meines M., erlauben Sie seinem und Ihrem in M. Sie liebenden Bonstetten diese wenigen Zeilen.

Auf einem sanften Hügel, dessen Haupt die graue Ringmauer der obern Stadt Nyon demüthig umgibt, erhebt sich ein halb alterthümliches, halb modernes Schloß mit seinen vier Thürmen hoch über die Dächer der untern Stadt, die sich am Gestade des kleinen Genfersees hinzieht. Zwei von den vier Thürmen sind durch eine hohe Ringmauer vereinigt, der eine Gallerie angebaut ist, worüber man zum Cabinet unsres Freundes gelangt. Dies freundliche Poëtaculum, mit hellgrünen Wänden, hat in der nördlichen Ecke einen Kamin. Links erblickt man durch das Fenster

„Des Lemans reichbegrünte Traubenhügel
Und überall ein Paradies enthüllt."

Vom See selbst sieht man die sanft gebognen Ufer nur, die sich weit in seine Fluthen hinaus erstrecken, und mit einem langen Arm den kleinen Genfersee bilden. Wo der See am tiefsten Landein dringt, steht auf einem Rebhügel das prächtige Schloß Prangins. Das ganze Gemälde begrenzt, mit seinen dunkeln Waldungen und heerdenreichen Triften, der hohe Jurassus. Rechts zeigen dem Freunde die zwei andern Fenster, den weithingedehnten Spiegel des ganzen Genfersees und die stolz umthürmten Thäler der Savoyer, in deren Schutz die Freiheit nie entwich. Hoch über ihren Zinnen ragt des Montblancs glänzender Scheitel empor. Unter M — s Füßen rauscht ein idyllischer Bach, und auf der Terrasse waren im Januar noch Blumen. Beim Kamin steht der Tisch, wo die Sammlung der griechischen Dichter, in einem gewaltigen Folianten, neben Sulzer und Bonnet sich erhebt. Dem Kamin gegenüber stehn die Bücherschränke, und das grüne Bett schmiegt sich traulich an das letzte Fenster, durch welches der große See, gleich einem treuen Miniaturbilde des Oceans, bis zu den Felsen von Meillerie erscheint. Da lebt M. glücklich. Nichts fehlt ihm, als

Sander; aber dieses Entbehren rührt ihn oft bis zur tiefsten Wehmuth. Er liebt Sie, wie vielleicht keiner, und ich verehre Sie beide, wie die Götter der Freundschaft. Sein Leben ist reiner und unbereuter Genuß. Kein Tag vergeht, daß er mir nicht die herrliche Geschichte seiner Glückseligkeit erzählt. Oft ist er noch über die ungewohnte Freiheit erstaunt, und putzt nun die zerzausten Schwungfedern aus, die er im Käfig angestoßen hatte. Außer um neun Uhr, wo der Kaffee uns versammelt, bleibt er den ganzen Morgen bei der selbstgewählten Arbeit. Um ein Uhr wird aufgetragen. Nach Tisch ist noch ein wenig Conversation. Um fünf Uhr kommt er wieder von Athen zum Theetrinken, welches unpsychologische Geschäfft er anfänglich verschmähte. Ist nicht etwa Gesellschaft oder Concert, so kehrt er wieder über seine Ringmauer zu den harmonischen Chören der Euripiden zurück. Unser Familienkreis besteht aus meiner Frau, ihrer Mutter, einer Frau von Wattewyl, von welcher Sophie von la Roche in ihrem Reisebuch spricht, und meinen zwei kleinen Knaben. Wir alle sind glücklich in ihm, und er in uns. Doch dies ganze Gemälde von Seligkeit sinkt zum ungenügenden Schattenriß herab, wenn ich Ihnen den noch edlern Genuß seines Lebens schildere. Anderthalb Stunden weit von Nyon lebt in seinem schönen Palast, umgeben von einem noch reizendern Feenlande, der weiseste aller Sterblichen, Bonnet, allein mit der geistreichsten und liebenswerthesten Gattin, wie ein menschenfreundlicher Genius hingebannt auf diese Erdenwelt. Wenigen gelingt es, den freien Zutritt in dieses Haus zu erhalten. Nun da ist M. aufgenommen, wie Telemach unter dem Dache des Menclaus. Nie kommt er von Genthod zurück, als trunken von der reinen Wonne der Tugend, der Freundschaft und des hohen Gefühls, auf der Bahn der Veredlung täglich vorzuschreiten. Dies ist, in flüchtigem Abriß, das gegenwärtige Leben unsres Freundes."

Matthissons denkwürdigste Bekanntschaften in dieser gehaltreichen Lebensperiode, waren die mit Saussüre, dem genialen Historiographen der Alpen und kühnen Ersteiger des Montblanc; Bouroit, dem glücklichen Wiederholer von Saussüre's gefahrvollsten Bergreisen; Sennebier, dem scharfsinnigen Physiker;

Montgolfier, dem Erfinder des Aërostaten; Chandler, dem gelehrten Reisenden durch Griechenland und Kleinasien; Gibbon, dem classischen Geschichtschreiber; Gorani, dem geistvollen, aber nicht unbefangenen Verfasser der Denkwürdigkeiten über Italien; Larive, dem geschätzten Landschaftsmaler, und Larive, dem würdigsten Zögling Lekains, der in Genf, als Tankred und Mahomet, nach dem Urtheil von Kennern, denen die Vergleichung noch zu Gebot stand, in diesen Darstellungen den Meister in mancher Hinsicht übertraf.

Zwei Jahre waren in dieser sorgenfreien Unabhängigkeit nur allzurasch dem glücklichen Matthisson entschwunden, als auf's Neue sich in ihm das nicht unehrenhafte Verlangen regte, sein bisher durchaus willkürliches Tagewerk wieder in einen bestimmten Berufskreis überzutragen. Beinah zu gleicher Stunde eröffneten sich hierzu zwei recht freundlich anlockende Aussichten. In Lausanne wünschte der daselbst angesiedelte Engländer Gibbon ihn zum Hausgenossen, hauptsächlich der deutschen Sprache wegen, welche dieser berühmte Gelehrte noch zu lernen wünschte, und von Lyon aus machte Herr Scherer, einer der begütertsten Banquiers in dieser damals noch herrlich blühenden Fabrikstadt, unter vortheilhaften Bedingungen, ihm den Antrag, die Erziehung eines kaum siebenjährigen, hoffnungsvollen Sohnes zu übernehmen. Er entschied sich für das Letztere: denn der biedere und joviale Scherer sprach, als Bonstettens bewährter Jugendfreund und unzertrennlicher Gefährte durch Italien, sein Gemüth mit ungleich wärmerer Beredtsamkeit an, als der kalt höfliche und nicht selten ein wenig despotische Gibbon. Vollkommen über seine Wahl mit sich einverstanden, stieg er im Herbst 1789 zu Genf in die Diligence, und gelangte, ungeachtet mancher Vorzeichen der das ahnungsvolle Frankreich bedrohenden ungeheuren Staatserschütterung, dennoch ohne verfängliches Abenteuer nach Lyon. Nur auf kurze Frist nahm er indeß Abschied von der geliebten, ihm heimathlich gewordnen Schweiz, weil die Familie Scherer die milde Jahrszeit auf ihrem Landsitz Grandelos, unweit Villeneuve am Genfersee, und nur die Wintermonate in Lyon oder Paris zuzubringen pflegte. Diese achtungswerthen Men-

schen, in deren häuslichem Cirkel Urbanität, Geistescultur und Seelenadel einheimisch waren, betrachteten ihn, unter allen Umständen und in allen Verhältnissen des Land- oder Stadtlebens, niemals anders, als den zweiten Oheim des Knaben, den sie seiner Führung anvertraut hatten. In ihrem Umgang verflossen ihm einige Jahr ruhig und unumwölkt, mitten unter den Stürmen der indeß ausgebrochenen Revolution. Durch den Umgang mit Gilibert dem Naturforscher, Chinard dem Bildhauer, und St. Aubin dem Schauspieler, mußte der Aufenthalt in Lyon, was Wissenschafts- und Kunstpflege betrifft, an ertragreicher Annehmlichkeit für ihn auf ausgezeichnete Weise gewinnen.

In diese Zeiten fällt sein Freundschaftsbündniß mit dem Dichter von Salis, damals französischem Hauptmann im Regiment Salis-Samaden, und mit Friederike Brun aus Kopenhagen, die nebst ihrem Gatten, auf einer Geschäftsreise nach Bordeaux, auch Lyon besuchte, seine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliser Eisgebirgen, die er in den Erinnerungen umständlich schildert, ein Frühlingsausflug in die südlichen Provinzen von Frankreich, und der Tod seines großen Wohlthäters Bonnet, welcher am 20. Mai 1793 zu Genf erfolgte.

Der von den Pariser Blutrichtern ausgegangene Terrorismus erschütterte nun immer furchtbarer und für den Augenblick immer unabwendlicher das, nach dem Ausdruck eines wüthenden Volksredners, patriotisch-vulcanisirte Frankreich.

Unter andern Freiheits- und Gleichheitsaposteln des Auslands, ward auch der Amerikaner Maddison durch ein Decret jener entmenschten Demagogen zum französischen Bürger ernannt. Deutsche Zeitungsredactoren glaubten, daß dieser Name einem damals in Lyon lebenden Landsmann gehöre, und verbesserten gutmüthig den vermeintlichen Druckfehler. Hierdurch kam nun Matthisson, auf die unschuldigste Weise von der Welt, vor allem Volk in den bösen Ruf eines Erzjacobiners, dem er auch so lange öffentlich ausgestellt blieb, bis Girtanners

politische Annalen, durch eine berichtigende Note, den verunglimpften Deutschen wieder zu Ehren brachten. Anstatt seine Phantasie an den Flammen des großen politischen Vulcans zu erwärmen, opferte Matthisson weit lieber den Musen, und besorgte von Lyon aus ein Bändchen lyrischer Gedichte, das, mit einer Vorrede von H. H. Füßli begleitet, in Zürich herauskam. Wenige Stücke nur aus der Mannheimer Ausgabe trug er in die neue Sammlung über, welche nach und nach acht rechtmäßige, zum Theil vermehrte Auflagen, und eine noch beträchtlichere Reihe von Nachdrücken erlebte.

Bei der Belagerung der Stadt Lyon durch die Conventstruppen büßte Matthisson Alles ein, was er an gesammelten Papieren besaß, worunter eine sorgfältig aufbewahrte und geordnete Briefsammlung ihm weit empfindlicher zu Herzen ging, als alle nachgeschriebnen Collegienhefte oder eignen Aufsätze.

Endlich riefen Familienpflichten ihn im Jahr 1794 in das Vaterland zurück. Nachdem er zuvor noch, auf Hensslers Anrathen, die Reise nach Kopenhagen gethan hatte, wovon die Erinnerungen eine kurze Darstellung enthalten, wurden ihm einige glückliche Monate im Schooß seiner Familie zu Krakau bei Magdeburg. Nicht lange nach der Wiederankunft in der Heimath, ertheilte der Landgraf von Hessen-Homburg ihm den Hofrathscharakter, und die Naturforscher-Gesellschaft in Jena das Diplom eines Ehrenmitgliedes. Auch ward er zu eben der Zeit Mitarbeiter an der Jenaer Literatur-Zeitung im schönwissenschaftlichen Fach. Im Jahr 1795 trat er in Anhalt-Dessauische Dienste, als Lector und Reise-Geschäfftsführer der regierenden Fürstin. Die edle Frau mußte, schon seit mehrern Jahren, ihrer zerstörten Gesundheit wegen, zu wärmern Himmelsgegenden abwechselnd ihre Zuflucht nehmen, und so ward ihm das Glück zu Theil, im Gefolge dieser erhabenen Kennerin und Beschützerin der Wissenschaften und Künste, noch vor dem traurigen Zeitpunct Italien zu besuchen, der die trefflichsten Kunstwerke Roms und der Lombardei nach Frankreich versetzte. Die Hinreise ging über den St. Gotthardsberg, die Rückreise über Venedig und Wien.

Einige Andeutungen dieser schönen Wallfahrten auf Hesperiens classischem Boden, von der Villa Pliniana bis zu Pästums Tempeln, findet man im vierten Band der Erinnerungen aufbewahrt.

Die von den Aerzten ihr permanent vorgeschriebene Traubenkur, führte die leidende Fürstin fast jeden Herbst in ein südliches Rebenland. Im Jahr 1799, wo die Schweiz, in welcher sonst immer die Norduser des Genfersees sie am stärksten anzogen und am längsten festhielten, von Kriegsgewittern furchtbar bedroht wurde, wählte sie zu dieser heilbringenden Gesundheitspflege die Stadt Botzen im italienischen Tyrol. Von hier aus ward eine Lustfahrt nach Verona unternommen, wo Matthisson der, für die Geschichte der Erdrevolutionen überaus wichtigen Petrefacten-Sammlung des Grafen Gazzola die meiste Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Auf der Heimreise wurde die Fürstin zu Innsbruck von einer gefährlichen Krankheit befallen, die das Weiterkommen um einen ganzen Monat verzögerte. In diese dunkeln Tage fällt Matthissons Freundschaftsbund mit Wenceslaus Grafen von Wolkenstein, Major im Dienst des Vaterlands, der, wie Kleist und Salis, Musenliebe mit Heldenmuth vereinte. Gewöhnlich kehrte die Fürstin nach vollendeter Herbstkur wieder nach Wörlitz zurück, wo Matthisson sich einer heitern, dem schönsten Landschaftsgarten von Deutschland angrenzenden Wohnung erfreute. Was er, mit warmer Kunst- und Naturliebhaberei, auf seinen Reisen an altgriechischen Vasen, antiken Münzen, Kupferstichen, Mineralien und Conchylien zusammengebracht hatte, ward hier, in einem vortheilhaft beleuchteten Locale, mit eben dem frohen Eifer, als gält es die Einrichtung eines brittischen Museums, hergeordnet und aufgestellt. Am meisten verschönerte jedoch den Aufenthalt in Wörlitz ihm das nie sich verleugnende Vertrauen eines Fürsten, dessen bloßer Name für den würdigsten Lobspruch gilt.

Einigemal, während aller Herbstwechsel, die Matthisson in ihrer Nähe zubrachte, erkor die Fürstin für den Gebrauch der Trauben Stuttgart, und fand allda den Aufenthalt ihr in physischer Hinsicht so zusagend, daß

sie gewöhnlich weit über die Kurzeit hinaus ihn verlängerte. Hier war es, wo ihr Begleiter dem Herzog Friedrich dem Zweiten zuerst bekannt wurde. Dieser wünschte von ihm einen Prolog mit Chören zur Feier der bevorstehenden Kurfürstenwürde. Der Versuch wurde nachsichtsvoll aufgenommen. Mehr indeß, als die dafür erhaltenen Erinnerungszeichen, mußte dem Verfasser die persönliche Bekanntschaft mit einem geistvollen und kenntnißreichen Fürsten gelten, der auf seine spätern Lebensverhältnisse so beglückend einwirkte. Auch gingen zwei von Matthissons genußreichsten Reisen von Stuttgart aus. Die eine, im Frühling 1803, nach Innsbruck, um den Grafen von Wolkenstein, auf dessen freundliches Einladen, zu besuchen, und die andre, im Herbst des nämlichen Jahres, nach Paris, um die, einst auf italienischem Boden von ihm einzeln bewunderten Kunstwerke, in ihrem Exil vereint wiederzusehen.

Den Südreisen der Fürstin mußte das Kriegsgewitter bei Jena 1806 nothwendig ein unbestimmtes Ziel setzen. Nach dieser verhängnißvollen Katastrophe richtete die französische Armee durch die anhaltischen Fürstenthümer den verheerenden Lauf gegen Berlin. Vier Tage währte der Hauptsturm. In dieser Unheilsperiode war der Schirmbestand aller herrschaftlichen Gebäude zu Wörlitz nur aus wenigen Jägern zusammengesetzt. Matthissons genauere Kenntniß des Charakters einer Nation, unter welcher er mehrere Jahre lebte, und vorzüglich die Gewohnheit, ihre Sprache zu reden, ließen ihn Manches glücklich vollbringen, was er, auf den ersten Blick, als unausführbar betrachten mußte. Es gelang ihm, von den fürstlichen Wohnungen manche Gefahr abzuwenden.

Der Herzogin von Anhalt-Dessau (die anhaltischen Fürstenhäuser hatten um diese Zeit die Herzogswürde angenommen) letzter Aufenthalt am Genfersee fällt in das Jahr 1809. Sie bewohnte das Landhaus Bury, zwischen Verey und Clarens, das, wie ein wahrer Feenpallast, auf einem weitumschauenden, den ganzen Leman beherrschenden Felsen thront. Von hier aus machte Matthisson die Reise nach Mailand, Turin

und Grenoble über den Simplon und Cenisberg, wovon die Erinnerungen, unter der Aufschrift: Wallfahrt nach der großen Karthause bei Grenoble, eine Schilderung lieferten. Während seines Besuchs in Stuttgart, auf der Heimkehr nach Dessau, ertheilte der König von Würtemberg ihm das Adelsdiplom, und bestimmte zugleich das Wappen, bestehend in einer geflügelten goldnen Harfe im blauen Felde, und einem geflügelten weißen Roß auf dem Helme. Auch beehrte der Monarch ihn mit dem Ritterkreuz des Civil-Verdienstordens.

Im Jahr 1810 verheirathete sich Matthisson mit der ältesten Tochter des um die schöne Gartenkunst hochverdienten Ober-Hofgärtners Schoch zu Wörlitz.

Bald nach dem Tod seiner fürstlichen Wohlthäterin, der im December 1811 erfolgte, und wodurch Alle, so diese Freundin Gottes und der Menschen, diese Thäterin des Guten im Verborgnen, diese Beschützerin der Wahrheit und des Rechts, genauer kannten, in die gerechteste Trauer versetzt wurden, öffnete sich ihm in Stuttgart eine neue Laufbahn. Der König von Würtemberg ernannte ihn, mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths, zum Mitglied der Oberintendanz des Hoftheaters, und einige Wochen später auch zum Oberbibliothekar, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er in Absicht auf seine Amtsverhältnisse unmittelbar unter ihm stehe. Im Frühling 1812 traf er in Stuttgart ein, wo er eine bequeme Wohnung in den Schloß-Nebengebäuden fand. Auch in Ludwigsburg war ihm ein Sommerquartier bereitet. Unter den zahlreichen Beweisen von der Huld und dem Wohlwollen des großmüthigen Monarchen machte keiner einen tiefern und bleibendern Eindruck auf Matthissons Gemüth, als das eigenhändige Trostschreiben, welches dieser über den Tod eines geliebten Kindes an ihn richtete. „Mit inniger, aufrichtiger Theilnahme", heißt es darin, „habe ich den Verlust vernommen, den Sie erlitten. Wie sehr sind wir zu bedauern, die wir in solchen Fällen nichts mehr zu sagen vermögen, als daß unsre Schicksale das Werk einer guten und weisen Vorsehung sind. Indessen

ist das Bewußtseyn, unsern Schmerz getheilt zu sehn, auch Trost, und dies ist wahrlich Ihr Fall bei mir."

Um den Schmerz der Gattin zu zerstreuen und zu mildern, ging er mit ihr auf zwei Monate nach der Schweiz, wo manche unvergeßliche Feier des Wiedersehns und der Erinnerung ihn erwartete. Zu Vevey vermochte er keineswegs der Versuchung zu widerstehn, die Wunderstraße des Simplon, die borromäischen Inseln und das kunstberühmte Mailand noch in den Reiseplan mit aufzunehmen.

Im Frühjahr 1815 unternahm er eine Besuchreise nach Wörlitz, um den todtkranken Schwiegervater durch die Stimme der geliebten Tochter vom Rande des Grabes zurückzurufen, und um dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten noch einmal im Leben die Versicherung mündlich zu erneuern, daß er nie aufhören werde, dankbar und innig ihn zu verehren und zu lieben.

Zusatz vom Herausgeber.

Selbstbiographieen haben für die gewöhnlichen Ansprüche der Leser in der Regel Einen Mangel, den nämlich, daß die eigne, heilig zu haltende Bescheidenheit oder Selbstliebe das verschweigt, was man in der Darstellung einer fremden Persönlichkeit vielleicht am stärksten heraushebt. Diejenigen, die den Werth und die Verdienste eines merkwürdigen Menschen gern, Schwarz auf Weiß, in einigen Zeilen abgebildet und abgeurtheilt sehen, daß man fein leicht abwägen könne, warum er diesen oder jenen Rang in der Gesellschaft und in der Achtung der Zeitgenossen, den Grad seiner persönlichen Bedeutsamkeit ein-

nehme, die daher eine solche Verdienstewürdigung als einen Haupttheil einer Lebensbeschreibung fordern, mögen denn wohl wünschen, daß dem Selbstbiographen ein Anderer mit der richtenden Wage nachfolge, und schlüßlich entscheide, wie hoch das Verdienst etwa anzuschlagen sey.

Der Herausgeber dieser Sammlung führt eine solche Wage nicht, und hat sich nicht herausnehmen mögen, den Selbstbiographieen, die hier geliefert werden, eine solche Krone aufzusetzen. Man mag auch seiner Bescheidenheit dies nachsehen, und was man demnach etwa vermißt, selbst ergänzen.

Die voranstehende Geschichte charakterisirt sich selbst; der Mann, der, auf unser Ersuchen, sich hier selbst geschildert hat, ist überdem durch seine Werke und durch das jetzt ziemlich allgemeine und entschiedne Urtheil der Mitlebenden über dieselben, gewürdigt. Was er als Dichter und Schriftsteller seinen Landsleuten war und ist, das bedarf hier kaum noch einer umständlichen Untersuchung, zu der ohnehin dem Werke der Raum, dem Herausgeber die Zuversicht fehlt.

Wir schließen dafür einige Urtheile an, die zwei unsrer bewährtesten, nun schon entschlafenen Meister, bei denen jeder Verdacht einer Parteilichkeit und befangenmachenden Rücksicht wegfällt, gegeben haben, und die daher die Wohlmeinenden am meisten befriedigen werden. Sie sind meist aus der ersten Zeit des Auftretens unsers Dichters, und sprechen nicht blos Erwartungen aus, zu denen er berechtigte, sondern ein Lob, das er schon damals erworben hatte.

Teutscher Merkur. Januar 1789.

Vossischer Musenalmanach für 1789.

Hätte ich einen Preis zu geben, so würde ich versucht, vor allen den hundert und fünf Stücken, woraus die Sammlung diesmal besteht, ihn dem Elysium zu geben, einer kleinen Composition, die mir den seltnen Genuß dieser fast ununterbrochnen Melodie der Empfindung, und dieses reinen Zusammenklangs der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims, worin, däucht mich, die wahre poetische Musik besteht, gewährt hat. Es ist ein leichter, lieblicher Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern wie aus elysischen Blumendüften gewebt, eine magische Vision, so geistigsinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süßtäuschend wie Elysium selbst. Wie glücklich hat der Dichter in den vier letzten Stanzen die schönsten Formen und Ideale, die für eine empfängliche und an das dichterische Ambrosia gewöhnte Phantasie den meisten Reitz haben, zusammengezaubert, und wie meisterhaft sie durch den Ton, der das so lebhaft und doch nicht zu bunt colorirte Ganze zusammenhält, zu verschmelzen gewußt! Auch die Wahl des trochäischen Rhythmus beweist sein zartes Gefühl des Schicklichen, ohne welches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikons einen neugebornen Dichter beschenken können, an ihm verloren sind. Man transponire es in Jamben, Daktyle, oder irgend eine gemischte Versart, und der ganze Effect dieses Zauberliedes wird auf einmal verschwunden seyn.

Noch ein Gedicht von eben diesem Verfasser, die Elegie am Genfersee, verdient ausgehoben und als ein würdiges Seitenstück zu seinem Elysium aufgestellt zu werden. Wer den Genfersee gesehen hat, wird die schöne Fiction sehr natürlich finden, die das Wesen dieses Gedichts ist, und dem Wunsche des Dichters, sich hier eine Hütte bauen zu können, als dem eigentlich elegischen Theile dieser Elegie, zur Haltung dient: aber so natürlich sie ist, so möchte sie doch manchen Mitbrüdern des Dichters nicht eingefallen seyn. Dieses doppelte, so schön contrastirende Gemälde der herrlichen Gegend von Genf,

wie man sie sich in ihrer uralten Wildheit denken kann, und wie man sie jetzt in der prächtigen und reizenden Gestalt, die ihr der Genius der Künste, lange Cultur, Reichthum und Geschmack gegeben haben, vor Augen sieht, ist der Gesichtspunct, aus welchem sich ein solcher Anblick dem Dichter darstellt, dessen Blick, durch eine immer zugleich mit seinem körperlichen Auge sehende Imagination gestärkt und erweitert, ihm im Gegenwärtigen zugleich die Vergangenheit und die Zukunft, wär' es diese auch nur durch Wünsche, darstellt. Alles an diesem schönen Gemälde, Erfindung und Zusammensetzung, Ausdruck und Ton der Farben, hat meinen vollen Beifall; Alles ist kräftig und warm, alle Bilder stehen in einem natürlichen, wohl vertheilten Lichte, das Colorit ist (wie es die Sache erforderte), nicht so bunt und schimmernd als im Elysium; aber der Antheil, den das wirkliche Gefühl des Dichters an dem Product hatte, gibt ihm dafür eine Art von Interesse, das jene Zaubervision nicht hat, aber entbehren kann. Auch der Sprache und Versification gebührt vieles Lob, und der alternirende zehn- und eilfsylbige Jambus, den Hr. M. sehr gut zu behandeln weiß, scheint für die Seelenstimmung, die in diesem Gedicht herrscht, für die Gattung der Elegie, worin Traurigkeit und Melancholie nicht der herrschende Ton ist, das angemessenste Metrum zu seyn.

Teutscher Merkur. April 1790.

Auf eine ganz vorzügliche Art hat die Natur und die Muse Hrn. M. mit der glücklichsten aller Feen-Gaben beschenkt, mit der Gabe seine Situationen, und die individuellen Empfindungen, Gedanken, Träumereien und Wünsche, welche sie in ihm erregen, auch seinen Lesern interessant zu machen, — was ihm selbst so warm aus dem Herzen fließt, in den lieblichsten Tönen auch ins Herz seiner Zuhörer hinein zu singen, — und dadurch unfehl-

bar gerade so viel Freunde zu gewinnen, als er Leser hat. Auch die nicht weniger (unter uns) seltne Gabe, mit dem zartesten Gefühl eine lieblich spielende Phantasie so geschickt zu verweben, daß beide fast unmerklich in einander fließen, kenne ich, außer Hölty, keinen unsrer zahlreichen Liedersänger, der ihm den Preis so leicht streitig machen könnte. Zum Beweis wäre ich versucht, das kleine Lied Adelaide ganz hieherzusetzen, wenn der Raum es gestattete."

Teutscher Merkur. Februar 1791.

Herr Matthisson hat diesmal zehn Stücke beigetragen, die ihm seine eigne Stelle unter den anmuthigsten Sängern unsers Parnasses auf immer versichern. Ich sage seine eigne Stelle; denn ich wenigstens kenne keinen, weder in unsrer noch in einer andern Sprache, der ihm in der Manier, worin seine vorzüglichsten Lieder, z. B. die Kinderjahre (im November des N. T. Merkurs 1790) oder das Mondscheinlied in gegenwärtiger Sammlung (S. 10.) gedichtet sind, zum Muster gedient hätte. Dieses letztere verdient eher den Namen eines Mondschein-Gemäldes; denn ein Pölemburg könnte es ihm Zug vor Zug nachmalen. Herr M. besitzt ein sonderbar glückliches Talent, aus einer Menge kleiner der Natur abgemerkter einzelner Erscheinungen und charakteristischer Züge Gemälde zusammenzusetzen, die durch Bestimmtheit der Formen, täuschende Wahrheit des Colorits, und Harmonie aller Theile zu einem schönen Ganzen, bezaubern; so wie sie durch die anscheinende Leichtigkeit der Ausführung in kleinen Versen, worin jedes Wort, jeder Reim sich auf den Wink des Dichters an seinen Platz gestellt zu haben scheint, selbst einen Kunstverwandten in Verwunderung setzen. Ich möchte alle Stanzen dieses reizenden Landschaftsgemäldes abschreiben dürfen, um diejenigen,

die es etwa noch nicht kennen ſollten, zu überzeugen, daß ich es ohne Parteilichkeit angeſehen habe. Folgende drei mögen zur Probe dienen, wiewohl jede der übrigen mit gleichem Recht hätte gewählt werden können:

Wie ſchön der Mond die Wellen
des Erlenbachs beſäumt,
der hier durch Binſenſtellen,
dort unter Blumen ſchäumt,
als lodernde Kaskade
des Dorfes Mühle treibt,
und wild vom lauten Rade
in Silberfunken ſtäubt.

Durch Fichten ſenkt der Schimmer
ſo bleich und ſchauerlich
auf die bebüſchten Trümmer
der Waſſerleitung ſich,
beſtrahlt die düſtern Eiben
der kleinen Meierei,
und hellt die bunten Scheiben
der gothiſchen Abtei.

Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
die ungeheuern Maſſen
gezackter Felſenreihn,
dort, wo in milder Helle,
von Immergrün umwebt,
die Eremitenzelle
an grauer Klippe ſchwebt.

Man ſieht augenſcheinlich, daß dies Alles nach der Natur copirt, daß das ganze Gemälde die Darſtellung einer wirklichen Landſchaft iſt, wie ſie ſich dem poetiſchen Maler in einer ſchönen Vollmondsnacht zeigte; aber der Maler iſt auch Dichter; das was er ſah, ſchloß auch ſeinen innern Sinn auf, und dieſer gab durch Erſcheinungen

gen der Phantasie seinem Gemälde das Idealische, wodurch jedes kleine oder große Product der poetischen Kunst erst zum Gedicht im eigentlichen Verstande erhoben wird. Für den Dichter gibt es (so wie für den Philosophen) keine todte Natur — sie schlummert im Mondschein, aber ihr Athem regt das ganze Gemälde, warmes Leben glüht in allen seinen Theilen, und, da die Gegend um diese Zeit gewöhnlich menschenleer ist, so zeigt er uns einen Sylphen, der in Lunens Glanz an der Linde dahin streift, läßt Irrwische im dunkeln Uferschilfe leichte Tänze weben, und Elfenheere durch Felder und Wiesen schweifen. Die ganze Stanze, womit sich dieses poetische Nachtstück schließt, ist von dieser Art, und zerfließt, so zu sagen, in Luft und unbestimmten Duftgestalten:

Bald bergen, bald entfalten,
in lieblicher Magie,
sich wechselnd die Gestalten
der regen Phantasie:
Die zarten Blüthen keimen
o Mond, an deinem Licht,
die sie in Feenträumen
um unsre Schläfe flicht.

Ich gestehe, das allegorische Bild in diesen vier letzten Zeilen hat für mich, bei aller seiner Zartheit, etwas zu gespieltes und frostiges; und wenn ich an diesem schönen Gedichtchen etwas ausstellen müßte, so wäre es dies. — Doch, so etwas, das einem kleinen Frostschauer gleicht, gehört vielleicht zum ganzen Effect eines Nachtstücks.

Das Gegenstück zu diesem, von eben demselben Dichter, in der nämlichen Versart, aber nach meinem Gefühl noch vollkommner als dieses, ist das Todtenopfer überschrieben (S. 162.) Auch dies beginnt in den drei ersten Stanzen mit einem aus lauter düstern, sanfte Trauer ahnenden Bildern zusammengesetzten Gemälde einer Alpengegend in der letzten Abenddämmerung; aber schon die erste Strophe verräth, daß nicht sowohl in den Gegen-

ständen selbst, als in der Gemüthsstimmung des Dichters die Ursache liegt, warum ihm jene in einem so melancholischen Kolorit erscheinen; kurz, diese ganze Schilderung macht, so zu sagen, nur den dunkeln Grund zu dem Bilde des zärtlichen Gefühls aus, welches in diesen Augenblicken die Seele des Dichters erfüllt. Unvermerkt entfaltet sich in ihr (in der 4ten Stanze) wie eine leichte Luftgestalt sich sanft von einem schwarzgrauen Nebel ablöst, die Erinnerung an seine Geliebten, die nicht mehr sind, und mit einer rührenden Apostrophe an diese schließt und ründet das ganze Gedicht sich in sich selbst, mit einer Schönheit und Grazie, die dem, der zu stumpfsinnig ist sie zu fühlen, nicht beschrieben werden kann.

Des Trauernden Gedanken
entschweifen bang dem Schooß
der Alpenwelt und wanken
um ferner Gräber Moos.
Tief ist die Ruh der Grüfte!
Der Morgensonne Licht,
das Wehn der Frühlingslüfte
weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde, deren holde
Gestalten, mild umstrahlt
von blassem Abendgolde,
mir die Erinnrung malt,
fünf Kränze von Platanen
bringt hier am Felsaltar
die Sehnsucht euern Manen
zum Todtenopfer dar!

Sollen wir den Dichter beklagen oder beneiden, der schon im Sommer seines Lebens fünf Freunde zu betrauren hat?

Zunächst an diese beiden setze ich die Wandrer, ein aus zwei prächtig contrastirenden Gemälden zusammengesetztes Alpen-Stück, in ebenderselben Art von Stanzen,

die Hrn. M. vorzüglich geläufig, aber zu der grausenvollen Schilderung der furchtbar-wilden Natur nicht so passend ist als zu den anmuthigen Zauber-Scenen, die zu jenen führen, wiewohl sie dem Dichter im einen Fall nicht schwerer zu werden scheinen als im andern. Ich habe diese drei ausgehoben, weil mir der Raum nicht erlaubt aller übrigen besonders zu erwähnen, wiewohl Hr. M. für jedes derselben einen Kranz verdient hat.

* * *

Schiller sagt in seinen kleinern prosaischen Schriften, 4r Th., unter der Aufschrift: Ueber Matthissons Gedichte, unter andern: „Herr Matthisson ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühl der großen Welt. nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens und dergleichen sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauern Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit classischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte, heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen,

malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Streben nach einem Maximum von Schönheit."

„Wer eine Phantasie, wie Elysium, componiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst, und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt."

Pius VI.

Vom

Herausgeber.

„Patior, sed non confundor.“

Die Genossen unsrer allesbewegenden Zeit, in der auch das Festeste zu wanken begann, und die außerordentlichsten Erscheinungen so rasch, so gewaltsam wechselten, daß selbst das Unerhörteste wenig Verwunderung erregte, und die Theilnahme daran schnell wieder durch ein neues Unerwartetes verdrängt ward, sahen auch den Riesenbau der geistlichen Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttern und rettungslos, wie es schien, auf immer vernichten. Jahrhunderte lang hatte sie im festen und meist gleichmäßigen Fortschritt sich gegründet, erweitert, zur kühnsten Höh' erhoben, und minder durch solche Siege, die andere irdische Reiche gestiftet und mächtig gemacht, als durch die geistige Gewalt der so fein geleiteten, als klüglich benutzten öffentlichen Meinung, alle Herrschaften der Erde unter sich gebeugt. Dann, nie das Ziel, wohl aber das naturgemäße Maaß verlierend, und fast nie in ihren Ansprüchen, aber mehr und mehr in ihrem Einfluß beschränkt, durch ein heldenmüthiges Unternehmen Gottvertrauender Gegner in einen unglücklichen Kampf verwickelt, der schon einen bedeutenden Theil der alten Macht zertrümmerte, und lange genug nachwirkte, um noch mehr zu gefährden und zu entreißen, war sie dem Geist einer neuen Zeit gewichen, ohne sich je als besiegt zu erkennen. Doch hatte sie von schwerem Fall sich immer wieder erhoben, und, ohne, wie vordem, gefürchtet zu seyn, in Ansehn und gemäßigter Kraft sich erhalten.

Da brach das Ungewitter der französischen Staatsumwälzung auch über sie herein, und, in unwiderstehlicher Eile ward das in seinem Wesen wahrhaft einzige und kühnste Werk des Menschengeistes und der Zeiten zertrümmert. Der Mann, den dieses ungeheure Schicksal am härtesten traf, der, als das damalige Haupt des sich auflösenden geistlichen Staates zugleich in diesem und in eigner Persönlichkeit auf's bitterste gekränkt ward, den man eine Zeit lang für den Letzten in der langen Reihe der kirchlichen Herrscher Roms ansah; er hat schon in dieser Beziehung, und eben so sehr durch die Art, wie er das große Verhängniß trug, die allgemeinste Theilnahme, auch bei denen erregt, die durch kein andres Band, als das der Menschlichkeit, mit ihm verbunden waren.

Seine Lebensgeschichte soll hier in ihren Hauptzügen, kurz aber getreu, dargestellt werden. Man wird hoffentlich die Wahrheit und Unbefangenheit dieser Skizze nicht darum bezweifeln, weil der, der sie entwarf, der Kirche des unglücklichen Mannes nicht angehört. Die Geschichte, die nur darnach strebt, daß der Mensch, weß Standes und Glaubens er sey, in seiner Eigenthümlichkeit, rein und sicher aufgefaßt werde, ist nicht gefesselt an die persönliche Meinung, und ergreift, selbst von verschiedenen Standpuncten aus, doch immer das Eine Wesentlichste, was das äußere und innere Seyn des Gegenstandes ausmacht. Wie beschränkt würde alle Menschenkunde, wie dürftig alle Geschichte seyn, wenn wir nur den, der ganz unsres Geistes und unsrer Meinung ist, recht zu erkennen vermöchten! Es nöthigt uns eine heilige Gerechtigkeit, den, mit dem wir uns enger verbunden fühlen, um so strenger, den, von dem die Meinung uns trennt, um so vorsichtiger zu würdigen. Und mehr, als meist in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen, herrscht in der Geschichte die Liebe, die am unbefangensten macht, und, aller unfreundlichen Deutung sich entäußernd, den Menschen gern liebenswürdig findet.

So trete auch hier die freie, ruhige Ansicht eines denkwürdigen, durch seinen erhabenen Standpunct, seine Schicksale, seine Persönlichkeit ausgezeichneten Zeitgenossen hervor; nicht getrübt von vorgefaßter Meinung, un-

verblendet von parteiischem Urtheil der Freunde oder der Gegner, selbst unbestochen von einem sonst achtbaren, aber der geschichtlichen Darstellung leicht gefährlichen Mitleid mit dem vielgekränkten, schmerzlich leidenden Greise, möge das Bild seines Lebens sich enthüllen. Wechselnd, wie sein Schicksal war, ist das Urtheil gewesen, das besonders Nichtkatholische über ihn gefällt haben; früher oft ungerecht angefeindet und angeklagt, selbst gemißdeutet und geschmäht, ist er später, als ein Leidender, viel beklagt und betrauert worden. Nun seine menschliche Gebrechlichkeit begraben, einem leidenschaftlichen Gericht überhoben ist, seine Leiden aber überwunden sind; jetzt übt die Geschichte ihre unveräußerlichen Rechte.

Als Quellen und Hülfsmittel sind für die nachfolgende Darstellung, außer mehrern allgemeinen Werken, Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen, besonders folgende benutzt worden:

1) Lebens- und Regierungsgeschichte des nun verewigten Papstes Pius VI. (Mit seinem Bildniß.) Mit dem angeblichen Druckort Cesena. 1800.

2) Lebensgeschichte Pius VI., Röm. Papstes. In einer Trauerrede auf dessen Tod, entworfen von Cäsar Brancadoro ꝛc., Erzbischof von Nisibis und Secretair der Congregatio de propaganda fide. Nach dem latein. Original frei bearbeitet, und mit einigen historischen Anmerk. aus dem Franz. begleitet von Placidus Muth ꝛc. Erfurt 1800.

3) Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. à Paris l'an sept (1800.) II. Voll. (Der Verfasser ist der bekannte franz. Gesandte in Spanien und Sachsen, Bourgoing.)

Die ausführliche Lebens- und Regierungs-Geschichte des Papstes Pius VI. aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen, Cesena (Ulm) 1781—1796. 6 Bände, deren ungenannter Verfasser ein protestantischer Prediger, Ade, im Würtembergischen gewesen seyn soll, hat man nicht auffinden können. Dies ist um so unangenehmer, da dieses Werk (das aber nur bis zum Jahr

1790 reicht) als reichhaltig und unparteiisch gerühmt wird.

Dagegen boten die schätzbaren „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", von Chr. W. v. Dohm. 2r Bd. 15. Kap. ein sehr brauchbares Hülfsmittel dar, besonders zur Geschichte der Verhältnisse des Papstes mit Kaiser Joseph II.

Giovanni Angelo, aus der gräflichen Familie Braschi, ward zu Cesena (einer Stadt am Fluß Savio, in der päpstlichen Provinz Romagna) am 27. December des Jahres eintausend siebenhundert und siebzehn gebohren. Die Verhältnisse seines Hauses waren nicht glänzend, aber hinreichend, um seiner Bildung eine vorzügliche Sorgfalt und nicht zu kargen Aufwand zu gewähren.

Man glaubte früh ungemeine Anlagen in ihm zu bemerken; sein Vater selbst war redlich bemüht, diese durch Erziehung und Unterricht zu entwickeln und zu leiten. Des Knaben stiller Ernst, seine Sanftmuth und Freundlichkeit nahmen eben so sehr, wie seine durch reges Ehrgefühl erhöhte Wißbegier, für ihn ein, und schienen bei einem zwar lebhaften, doch so verständigen Geist jede Strenge entbehrlich zu machen. So gewöhnt' er sich an eine geneigte Willfahrung seiner Wünsche und an eine gütige Begegnung, ohne, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, in Versuchung zu kommen, dieselbe zu mißbrauchen. Aber die Auszeichnung, die ihm schon so früh zu Theil ward, das sichtbare Wohlgefallen, das man ihm bewies, mochten vielleicht schon in seiner zarten Jugend den Keim einiger Selbstgefälligkeit und Eitelkeit in ihm entfalten und nähren, wiewohl er auch dadurch nur zu freudigerem Eifer, sich hervorzuthun und wirkliche Vorzüge sich zu erwerben, angefeuert ward.

Als er dreizehn Jahr alt geworden, hatte, nach der Ueberzeugung der Seinigen, sein Geist schon eine solche Reife erlangt, daß er von zweckmäßigen Vorübungen zu den strengern Wissenschaften übergehen, und sich insbe-

sondre der Rechtskunde widmen konnte. Mit dieser, die auch in dem Mittelpunct der Römischen Kirche eine sichre Führerin zu höhern Würden war, beschäfftigt' er, obwohl zum geistlichen Stand bestimmt, sich sechs Jahre lang. Schon in seinem neunzehnten Jahr erlangt' er darin die Doctorwürde, und konnte nun als ein Meister des canonischen Rechts gelten.

Indeß hatte der künftige Geistliche mit der Theologie sich noch wenig beschäfftigt, und das, was zum Wesen seines eigentlichen kirchlichen Berufs vorzüglich gehörte, war bis dahin, nach der herkömmlichen Gewohnheit derer, die auf eine größere Laufbahn im Kirchenstaat sich vorbereiteten, nur Nebensache gewesen. Die allgemeinere Bildung für einen höhern Rang in der Gesellschaft ließ man der besondern für den eigenthümlichen Stand, in dem sich der Jüngling, mit einem erweiterten Gesichtskreis, emporarbeiten sollte, den herrschenden Verhältnissen gemäß, vorangehen. Und in der That konnte, wenn jene allgemeinere Bildung nur eine zweckmäßige war, und der künftigen Bestimmung nicht zu sehr entfremdete, dann, bei größerer Reife des Geistes, die vielumfassende Wissenschaft des Geistlichen sowohl rascher, als mit größerer Selbstständigkeit gewonnen werden. Nur mußte die dazu erforderliche Muße nachher nicht durch zu viele weltliche Rücksichten und Zerstreuungen verkürzt werden.

Kaum aber hatte der Jüngling sich die Kenntnisse angeeignet, die in der Römischen Kirche für höhere geistliche Würden unerläßlich waren, aber doch immer nur dem Aeußerlichen derselben angehörten, als man glaubte, es sey Zeit, daß er seine öffentliche Laufbahn, den reizenden Weg zu Ehren und Auszeichnungen, antrete. Rom, noch der mächtige Mittelpunct der katholischen Kirche, war der Ort, wo ein aufstrebender, dem Kirchendienst geweihter Jüngling seine Bildung vollenden, mit dem günstigsten Erfolg das öffentliche Leben beginnen, und am schnellsten zum Ziel kommen konnte. Dorthin eilte auch Braschi, von den kühnen Hoffnungen eines ehrbegierigen Herzens geleitet.

Doch wollt' er vorher noch, ehe er aus dem kleinen Cesena in die glänzende Hauptstadt überging, seinen

Oheim Carl Bandi in Ferrara begrüßen, um von diesem mit gutem Rath und günstiger Empfehlung für seine Absichten ausgestattet zu werden. Dieser ihm wohlwollende Bruder seiner Mutter, der eine ähnliche Laufbahn, nicht ohne Glück, erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor bei dem berühmten Cardinal-Bischof Ruffo war, konnte vor Allen dem Neffen in seinem Plan förderlich seyn, und ihm die besten Vorschriften für sein Verhalten, die sicherste Anleitung zur Erringung seines Ziels ertheilen.

Bandi aber, ein Mann von Erfahrung, Einsicht und Lebensklugheit, mochte fürchten, sein Neffe könne, bei so jugendlichem Alter, in dem verführerischen und mit dem mannigfachsten Leben fast überladenen Rom leicht irregeleitet, besonders aber übersehen werden, wenn er nicht gleich beim ersten Auftreten mit noch glänzendern Vorzügen und besser begründeten Ansprüchen ausgerüstet erschiene, und in der neuen Welt, die ihn aufnehmen sollte, schon heimischer wäre. Es war auch in jeder Hinsicht rathsam, der aufstrebenden Seele des Jünglings, bevor er auf den größern Schauplatz sich wagte, mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, die in jener vielgestaltigen Römischen Welt, dem Zusammenfluß der verschiedenartigsten Bestrebungen, Beschäfftigungen und Genüsse, und so vieler wetteifernder Geister, nicht so leicht zu bewahren ist. Der Eintritt aus der Schule in das öffentliche Leben, zumal mit großen Ansprüchen an dasselbe, mußte von einer gediegneren Weltkenntniß erst mehr vorbereitet werden, damit der jugendliche Geist gleich in Verhältnisse eintrete, die ihm nicht mehr durchaus neu, die ihm schon befreundeter wären, und weder die Wünsche und Neigungen des Herzens, noch vorgefaßte Meinungen, weder Staunen und Bewunderung, noch rascher Unmuth und Selbsttäuschung ihn seiner Laufbahn entfremde.

Zu solcher Vorbereitung konnte Braschi keine günstigere Gelegenheit finden, als in dem Hause seines Oheims Bandi, in der Nähe des feinen Cardinals Ruffo, der mit seinen Umgebungen selbst einen kleinen geistlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpstlichen, darstellte, und ein

lebendiges Beispiel gab, wie man zu geistlichen Ehren und Würden gelangen könnte. Darum gefiel es Bandi, seinen Neffen bei sich zu behalten, und eben sowohl seine gelehrten Studien zu leiten, als die doppelte Bildung zum Geistlichen und Staatsmann sorgfältig zu befördern. Dabei konnte zugleich in dem vielvermögenden Cardinal ihm früh ein Beschützer und Gönner gewonnen, und so der schutzbedürftige Lebensplan am sichersten eingeleitet werden. Aber nicht eine gewöhnliche Hofbildung, und nicht blos die oberflächliche Einübung zum künftigen Staatsmann sollte Braschi in Ferrara erhalten; ein Reichthum mannigfacher und vielseitiger Kenntnisse, ein Schatz auszeichnender Gelehrsamkeit, die auch am römischen Hofe nicht verschmäht, sondern begünstigt ward, und mehr als irgendwo glänzende Aussichten eröffnete, sollte ihn auszeichnen, und es ward von seiner und des Oheims Seite nichts versäumt, eine gründliche Bildung zu vollenden.

So zweckmäßig verwendet' er fünf Jahre im Hause seines um ihn sehr verdienten Oheims zu Ferrara. Was dieser beabsichtigte, war erreicht. Braschi, nun ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, leuchtete schon durch seine Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung hervor, und rechtfertigte dadurch, auch bei näherer Bekanntschaft, die Gunst, die sein gefälliges und einnehmendes Aeußere, der Anstand mit Anmuth, die schon früh ihn auszeichnende Würde seiner ganzen Erscheinung, ihm gewann. Auch Ruffo hatte seine Neigung ihm zugewendet und ihn seines Schutzes um so williger versichert, als der Jüngling mit andern liebenswürdigen Eigenschaften auch eine Frömmigkeit verband, die durch andächtige Uebungen und durch einen unbescholtenen Wandel sich bethätigte, und eine Bescheidenheit, die keine seiner, wie es auch jetzt schien, nicht gemeinen Anlagen, und keinen seiner glänzenden Vorzüge, wohl aber seine Selbstgefälligkeit und seine größern Ansprüche verbarg.

Damit war er denn seinem Ziel um Vieles näher gekommen; der Aufenthalt in Ferrara hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, ihn noch mehr zu einem feinen und angenehmen Hof- und Weltmann gemacht, die

Gunst eines mächtigen Beschützers ihm wirklich gewonnen, und die geistliche Laufbahn, für die er so ganz geeignet schien, eingeleitet. Aber noch immer war die Beschäfftigung mit der eigentlichen Theologie ihm nur Nebensache gewesen, und eh er in stiller Muße sich derselben widmen konnte, trat er schon in das öffentliche zerstreuende Leben ein.

Im Februar des Jahres 1740 war der Papst Clemens XII. gestorben, und im August Prosper Lambertini, unter dem Namen Benedict XIV., auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Bald darauf ging Ruffo als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, und Bandi, den seine Amtsverhältnisse auch dahin führten, brachte nun selbst seinen Neffen auf den größern Schauplatz.

Braschi wohnte auch in Rom im Hause seines Oheims, der für seine Bildung und Beförderung fortwährend mit der größten Freundlichkeit sorgte, und nichts versäumte, was ihm zur Empfehlung dienen könnte. Benedict XIV., ein gebildeter und gelehrter Mann, zeichnete nur kenntnißreiche Männer aus, und nur solche durften Begünstigung von ihm hoffen. Darum durfte auch Braschi nichts versäumen, was die Aufmerksamkeit eines solchen Oberhauptes der Kirche, und dessen Geneigtheit ihm gewinnen konnte. Nun erst widmet' er sich den theologischen Wissenschaften, mit schon reiferem Geist, mit Fleiß und Eifer, und darum nicht ohne Erfolg, aber doch unter Verhältnissen und Zerstreuungen, die ein tieferes Eindringen und gründliches Forschen kaum gestatteten. Günstiger mußte die Nähe des päpstlichen Hofes auf ihn einwirken, da eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Sittenstrenge, und überhaupt ein guter Geist zu dieser Zeit dort herrschte.

Bandi's Ernennung zum Suffragan von Velletri, und sein bald darauf (1745) erfolgter Abgang von Rom, änderten auch Braschi's Verhältniß und Lage. Jener aber hatte noch scheidend ihn seinem Beschützer, dem einflußreichen Cardinal Ruffo, dringend empfohlen, und dessen Gunst versetzte ihn jetzt in einen größern Wirkungskreis,

der ihn zugleich fester an den Römischen Hof anschloß. E ward Auditor der päpstlichen Canzlei, und hatte nun di erwünschteste Gelegenheit, unter den Augen einflußreiche Oberen, den Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen z entfalten, und durch Thätigkeit und Berufseifer sich be merkbar zu machen.

Aber auch bei den glänzendsten Vorzügen war es in Rom, wo so viele ausgezeichnete Männer sich zusammenfanden und eifrig nach Rang und Würden strebten, nicht so leicht, das ersehnte Ziel zu erreichen, wenn nicht besondre äußere Begünstigungen und Empfehlungen dazu kamen. Braschi blieb acht Jahre lang Auditor, und hatte es nur der vorsorgenden Liebe seines Oheims, der indeß Bischof von Imola geworden, und dem Wohlwollen Ruffo's zu danken, daß er endlich, durch eine ausgezeichnete Begünstigung und ehrenvolle Beförderung, seinem Ziel schnell näher kam. Zwar starb Ruffo 1753; er hatte aber vorher noch seinen Schützling selbst dem Papst vorgestellt, und so große Hoffnungen von ihm erregt, daß Benedict ihn bald nachher zu seinem Geheimschreiber ernannte.

Dies war an sich schon ein sehr ehrenvoller Posten, zugleich aber der sichre Weg zu noch höhern Beförderungen, und er blieb deshalb auch nicht unbeneidet. Manches geschah, den Papst gegen ihn einzunehmen; dieser aber glaubte zu sehr, was Ruffo von ihm gerühmt, selbst bestätigt zu finden, und war in seinem Vertrauen zu beständig, als daß Braschi, der Alles aufbot, dasselbe zu rechtfertigen, seine Gunst verlieren konnte. Benedict war nicht bloß durch sein einnehmendes Aeußere und gefälliges Betragen für ihn gewonnen, sondern achtete auch seine vielfältigen Kenntnisse, seinen großen Berufseifer, seine aufrichtige Frömmigkeit, und überzeugte sich von seiner Brauchbarkeit, die, in seinem damaligen Amte, auch durch eine fertige und reinliche Handschrift erhöht ward. Konnt' es auch dem überlegnern Geist Benedicts nicht entgehn, daß Braschi nur mittelmäßige Geistesanlagen hatte, so empfahlen ihn doch andre achtbare Verdienste, die jener auch mit einem Cononicat an der Peterskirche belohnte.

Aber

Aber die Aussicht auf weitere Beförderung ward durch Benedicts langgefürchteten Tod (am 3. Mai 1758) fast vernichtet. Clemens XIII. (Rezzoniko), der die Tiare empfing, schien auf Braschi nicht zu achten, und dieser hatte indeß auch manche Freunde und Gönner verloren. Doch gelang es ihm, die Freundschaft des Cardinalkämmerlings zu gewinnen, mit dem er, als Auditor, mehrjährig in enger Verbindung lebte, und der auch die Aufmerksamkeit des neuen Papstes auf ihn lenkte. Auch dieser faßte bald Vertrauen zu dem einsichtsvollen, thätigen, frommen und unbescholtnen Mann, und ertheilte ihm die ehrenvollste und wichtigste Auszeichnung, da er ihn (1766) zum Generalschatzmeister ernannte.

Nicht leicht konnten irgendwo die Verhältnisse eines solchen Amts verwickelter seyn, als in Rom, und kaum zu einer andern Zeit schwieriger, als eben damals. Ein großer Theil jener Geldquellen, die vormals in den päpstlichen Schatz strömten, war versiegt; das vordem so reiche Rom hatte schon eine drückende Staatsschuld; bei den mannichfachen Streitigkeiten, in welche Clemens XIII. sich mit den meisten europäischen Fürsten verwickelte, ward der Mangel an Einkünften immer fühlbarer; Schaaren von Jesuiten, aus Portugal, Spanien, Frankreich und selbst aus italienischen Staaten vertrieben, strömten in den Kirchenstaat, und des Papstes lebhafte Theilnahme an ihren Schicksalen, seine Milde und Güte wendete auf ihren Unterhalt fast unerschwingliche Summen; das Volk barg nicht die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten, und zeigte laut seinen Unmuth über drückende Abgaben, unerträgliche Theurung der ersten Lebensbedürfnisse und die allzusichtbaren Mängel der Verwaltung. Aber viele dieser Mängel waren nicht so leicht abzustellen, manche tief eingewurzelte Uebel gar nicht zu heben; der Aufwand des Hofes, die Staatsausgaben schienen zum Theil noch auf jene Zeit berechnet, wo der päpstliche Schatz aus allen Ländern Europa's Einkünfte bezog, die jetzt nur kärglich, oder gar nicht eingingen. Neue Hülfsquellen wollten nirgends sich aufthun; in größerer Betriebsamkeit und fleißigerm Anbau des Landes sich solche zu eröffnen, war wenigstens nicht das Werk weniger Jahre, und die Ansprüche waren dringend. Man-

cher Unterschleif, häufige, zum Theil offenkundige, Betrügereien, welche die Staatseinkünfte verminderten, schienen mit manchen Verhältnissen so verwachsen, daß der Schatzmeister sie nicht zu heben vermochte.

So war es keine geringe Aufgabe, ein Amt zu verwalten, das Vieles leisten sollte, und die Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hatte, von dem man Erleichterung der Lasten zu einer Zeit erwartete, wo es fast unabwendbar neue auflegen mußte, um die nächsten Anforderungen zu befriedigen. Unter solchen Umständen ist es immer ein Beweis von Klugheit, Gewandtheit und Berufstreue, wenn Braschi, obwohl er so vielen Uebeln nicht zu steuern, den Nothstand nicht zu heben, und keine wesentliche Verbesserung herbeizuführen vermochte, wenigstens Vertrauen sich erwarb, und die Ueberzeugung, daß er es ehrlich und redlich meine, ziemlich weit verbreitete. Anfangs ward seine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit so wenig bezweifelt und sein guter Wille so allgemein anerkannt, daß nicht nur der Papst mit seiner Verwaltung zufrieden war, sondern auch das Mißvergnügen und die ungünstige Stimmung des Volks einigermaaßen sich verminderte. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth, die kurz vorher geherrscht hatte, und nicht so leicht verwunden war, und die Fortdauer vieler drückenden Lasten, brachten bald wieder das Schatzmeisteramt in denselben bösen Ruf, in dem es schon lange beim Volke stand.

Für Braschi ward gleichwohl dieses Amt vielfach vortheilhaft; er erwarb sich in demselben viele Freunde, und ward schon ein so bedeutender Mann, daß er zu größern Ansprüchen und Hoffnungen sich berechtigt glauben durfte, und wirklich seinem Ziel immer näher rückte. Aber die engere Verbindung mit Clemens XIII. und dessen Hof, die tiefere Einsicht in die damalige Politik desselben, hatte auch auf seine Grundsätze und sein nachmaliges Verfahren sehr wichtigen Einfluß. Clemens XIII. wußte durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unbescholtnen Wandel sich persönlich Achtung, durch Entschlossenheit und Beharrlichkeit, unter den ungünstigsten Verhältnissen, seinem Amt neues Ansehn zu gewinnen,

und durch die Unerschrockenheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, mit der er die Rechte des Römischen Stuhls vertheidigte und geltend machte, zu einer Zeit, wo fast Niemand mehr sie in ihrem alten Umfang anerkennen wollte, auch manche zerstörende Eingriffe abzuwehren. Als sey er ein unmittelbarer Nachfolger jener frühern Päpste, die sich als die unbeschränkten Herren der ganzen Christenheit betrachten durften, schien er nicht zu wissen, wie viel die Nachgiebigkeit seiner nächsten Vorgänger schon verloren gegeben hatte, vergönnt' er dem Fortschritt der Zeit und ihres neuen Geistes kaum eine Rücksicht, und furchtlos begann er den Kampf mit den mächtigsten Fürsten, fest entschlossen, keine Gefahr zu scheuen, und selbst sein Leben daran zu setzen, um das Papstthum aufrecht zu erhalten, und, wenn es auch vergebens wäre, die Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt, für die römische Kirche, unbeweglich zu behaupten. Nichts konnte ihn vermögen, in die Maaßregeln zu willigen, die man fast allenthalben zur Vernichtung des Jesuiterordens ergriff; während man die Ordensbrüder aus der Nähe der Throne entfernte, aus mehrern Staaten sie vertrieb, versammelt' er sie öffentlich um sich, und behandelte sie als die Stützen des Papstthums, obwohl sie dies eigentlich schon längst nicht mehr gewesen waren. Die Erhaltung der päpstlichen Macht galt ihm als gleichbedeutend mit der Erhaltung der Kirche, und die Sache der Kirche nannt' er laut die Sache Gottes. In diesem Sinn wirkt' er, braucht' er die Waffen, selbst die längst veralteten, der geistlichen Herrschaft, Bann und Interdict, auch gegen Fürsten, und versuchte so durch Erneuung der alten folgerechten päpstlichen Grundsätze das zu bewahren, was eine, wie es schien, zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht erhalten konnte.

Das war der Mann, unter dessen Hoheit Braschi seine Staatskunst fester begründete, unter dessen Leitung er ein so wichtiges Amt verwaltete, dessen Schule er treulich benutzte, dessen Gedächtniß und Vorbild er sorgsam bewahrte. Und erlangte auch Clemens nicht sein Ziel, was unmöglich war, blieb auch seine ganze Regierungszeit eine fast ununterbrochne Reihe von Kränkungen, bittern Erfahrungen und Mißverhältnissen, so konnt' es doch löblich scheinen, etwas Großes so standhaft gewollt, das

Angefochtene so muthig vertheidigt, und größern Verlust noch abgewendet zu haben. Die fast allgemeine Trauer der Römer nach dem Tode dieses Papstes, die laute Anerkennung eines musterhaften Verhaltens des Verstorbenen, mochte einem Manne, wie Braschi, der an sich schon zu gleichen Grundsätzen sich hinneigte, dieselben noch mehr empfehlen.

Aber ein andrer Geist schien mit Ganganelli, der, als Clemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg (am 19. Mai 1769) in Rom herrschend zu werden. Dieser glaubte wieder, eine weise Nachgiebigkeit, ein kluges Bequemen nach den Zeitverhältnissen, der schon früher von ihm gemißbilligten Strenge und Beharrlichkeit Clemens XIII. vorziehen zu müssen, und setzte alle Künste einer geschmeidigen und feinen Politik in Bewegung, um aus dem Sturm der Zeit doch Einiges von dem zu retten, was ganz nicht mehr behauptet werden konnte. Seine ungemeine Einsicht, seine vielseitigen Kenntnisse, die Einfalt und Reinheit seiner Sitten, hatten auch ihm, schon als Cardinal, allgemeine Achtung gesichert, und seine Freimüthigkeit und Mäßigung ihn denen, die einen aufgeklärtern Papst wünschten, empfohlen. Er wand sich mit ziemlichem Glück durch die mißlichsten Verhältnisse und mancherlei Anfechtungen hindurch, konnte aber nicht vermeiden, manches Opfer zu bringen, zu dem sein Vorgänger sich nie verstanden hätte. Schweigend ließ er Vieles geschehen, was der päpstlichen Macht freilich nicht zuträglich, aber doch nicht zu hindern war, und ganz dem Grundsatz Clemens XIII. entgegen wollt' er lieber Einiges, was die Mächtigen thaten, gar nicht bemerken und übersehen, als durch vielleicht muthvollen, aber doch ohnmächtigen Widerspruch zu noch gewaltsamern Maaßregeln und verderblichern Eingriffen von Seiten der Fürsten in die allenthalben angefochtene und gefährdete Kirchengewalt reizen. Ihm selbst mochte auch Manches von dem, was als Gerechtsame des Papstthums seit Jahrhunderten geltend gemacht, und noch von seinem Vorgänger, zwar mit Entschlossenheit, Standhaftigkeit und gleichmäßiger Kraft, aber ohne Glück vertheidigt worden war, als Vorurtheil und Anmaaßung, wenigstens als zeitwidrig, erscheinen, und so gab er, nicht aus Charak-

terschwäche und Schlaffheit, sondern recht aus Grundsatz, den, wie es schien, unabweisbaren Foderungen der weltlichen Gewalt und einer übermächtigen Nothwendigkeit vorsichtig nach.

Von großem Einfluß mußte auch diese Regierung auf Braschi seyn. Konnte sie auch seine frühern strengen Ansichten kaum mildern, so empfahl sie ihm doch jene Zurückhaltung und Mäßigung in ihrer Anwendung und die vorsichtigere Klugheit, der er seine nachmalige Erhebung besonders zu verdanken hatte. Clemens XIV. bezeugte ihm Vertrauen und Wohlwollen, indem er ihn noch vier Jahre in seinem Amt als Schatzmeister ließ (was, zumal bei dem sonst gewöhnlichen raschen Wechsel der Aemter am päpstlichen Hof, immer eine seltne Auszeichnung war), und am 26sten April 1773 ihn zum Cardinal erhob. Zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes erhielt er die Abtei Rubiaco, eine Pfründe von nicht zu reichem Ertrag.

So gelangte nun Braschi, schon im höhern Alter, zu dem lang ersehnten Ziel, an dessen Erringung er den größten Theil seines Lebens gesetzt, auf das er sich unablässig vorbereitet hatte. Jetzt aber stand er auch auf einer so hohen Stufe, daß nur noch Ein Schritt zur höchsten übrig war, und nicht bloß genoß er der Achtung eines Papstes, der Verdienste zu würdigen wußte, sondern auch der angesehensten und mächtigsten Herren am Hofe, mit denen er aufs innigste verbunden, und durch die sowohl, als durch sich selbst er schon einer der ersten und bedeutendsten Männer in Rom war.

Seine kirchlichen und politischen Grundsätze waren schon unter Clemens XIII. so entschieden, daß die Regierung Clemens XIV. sie nur noch mehr bestätigen und in ihm befestigen konnte. Von Natur war er mehr Jenem als Diesem verwandt, eben so, wie Jener, mehr für eine starre Unbiegsamkeit, mit einiger Beschränktheit, gestimmt, als zu kluger und feiner Nachgiebigkeit, mit freierer Ansicht, geneigt; eben so streng, und aus Ueberzeugung unerschütterlich in seiner Meinung von geistlicher Gewalt und Herrschaft, von der Heiligkeit der Pflicht,

auch nicht im Kleinsten von dem alten Recht zu weichen. Wär' er auch nicht schon zu alt gewesen, um unter Clemens XIV. nach dessen Vorbild ganz neue Ansichten und Grundsätze sich zu bilden, so würde selbst dessen Schicksal ihn davor gewarnt haben. Denn der gefällige, nachgebende Papst erntete von den größten Opfern, die er, meist nicht ohne großen Kampf, brachte, fast nie die gehofften Früchte, und auch sein Leben ward, bei manchen scheinbaren Begünstigungen, doch fast noch mehr, als das seines Vorgangers, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die um so fühlbarer vermehrt wurden, als er, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt zu vermitteln bemüht, und von den Grundsätzen abweichend, durch deren folgerechte Behauptung allein das Papstthum bestehen konnte, sich in endlose Anfechtungen verwickelte, und mit den kirchlichen Verhältnissen und ihren Dienern selbst in Zwiespalt gerieth. Er hatte lange schwer gekämpft und sich gesträubt, eh er zu dem Entschluß kam, den lauten und nachdrücklichen Foderungen der mächtigsten Fürsten, den Jesuitenorden aufzuheben, wirklich nachzugeben, und als er am 21sten Juli 1773 endlich durch ein Breve die völlige Auflösung des Ordens gebot, geschah es recht eigentlich gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung, und nur im Drang einer bittern, nicht länger abzuwehrenden Nothwendigkeit. Aber wie dieser Schritt, gegen seine Ueberzeugung, gethan war, folgte die bitterste Reue, quälender Unmuth, Verdruß und Sorge aller Art ihm nach; er schien im Kampf gegen kleinere Widerwärtigkeiten und Uebel Schild und Waffen geopfert zu haben, und nun allen größern ohne Mittel zur Vertheidigung Preis gegeben zu seyn.

Braschi hatte sowohl aus Neigung gegen die Jesuiten, als nach seinen Grundsätzen, die Aufhebung des Ordens gemißbilligt, und mit tiefem Schmerz, unverhohlenem Unwillen und großer Besorgniß, den entscheidenden Schlag, der ihm noch viel Schlimmeres weissagte, gesehen. Die Leiden, welche seitdem des Papstes Leben verbitterten, überzeugten ihn nur noch mehr, daß allein durch strenges Bewahren seiner Ansichten und durch unerschütterliche Beharrlichkeit ein solches Mißgeschick zu vermeiden sey.

Auch noch auf andre Weise hatte Clemens XIV. Regierung seine Grundsätze befestigt, zugleich aber auch mit der feinen Gewandtheit und klugen Politik desselben ihn einigermaaßen befreundet, einige freiere Ansichten ihm näher geführt, so viel die Strenge seiner früher gefaßten Meinungen solchen zugänglich war. Besonders ward durch Clemens XIV. seine Aufmerksamkeit auf bessere Verwaltung des Staatsschatzes, und auf die Mittel, demselben aufzuhelfen, namentlich auf Beförderung eines bessern Anbau's des Landes, und größerer Betriebsamkeit, worin der Kirchenstaat andern Ländern so weit nachstand, hingeleitet. Die große Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche Braschi als Schatzmeister bewies, hatte nicht nur wesentliche Vortheile dem Staat gebracht, sondern auch seinen eignen Einfluß fast über den des Cardinalkämmerlings erhoben, und, weil noch immer viele Verbesserungen, deren Nothwendigkeit von den einsichtsvollsten Männern am Hofe anerkannt ward, in der Verwaltung zu bewirken waren, und man von ihm diese mit größter Zuversicht hoffte, war ihm auch dadurch der Weg zu einer Würde gebahnt, die, so reizend sie ihm war, er selbst doch kaum zu suchen schien.

Nur kurze Zeit überlebte Clemens XIV. den Jesuiterorden. Sein Tod (am 22sten September 1774) setzte alle Parteien in Bewegungen, die irgend auf die neue Papstwahl einigen Einfluß haben, oder, aus irgend einem Grunde, dabei nicht gleichgültig bleiben konnten. Die Gesandten der vornehmsten katholischen Mächte, Portugals, Spaniens, Frankreichs und des Kaisers, nahmen den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen, und begünstigten bald diesen, bald jenen Cardinal, der ihren Höfen am meisten empfohlen war. Der sichtbare Widerstreit und die ganz entgegengesetzten Absichten der geistlichen und weltlichen Gewalt hatten auch das Conclave, das bei aller Wahlfreiheit, doch von dem Drang der Verhältnisse und dem Willen der Fürsten nicht unabhängig seyn konnte, in eine so bedenkliche und schwierige Lage versetzt, daß lange fruchtlose Berathungen kaum einen einmüthigen Entschluß zuließen. Wenn die weltlichen Mächte, einverstanden in dem Verlangen: daß der neue Papst auf dem von Clemens XIV. betretenen

Pfade fortwandle, und darum durch gleiche Mäßigung, Geneigtheit und Willfährigkeit, durch gleiche Unbefangenheit der Meinung, und durch Bescheidenheit seiner Ansprüche im voraus bewährt sey, unablässig nur die Wahl eines solchen als die Bedingung ihrer Anerkennung aufstellten; so war gerade jetzt, wie fast die gesammte katholische Geistlichkeit, so auch die überwiegende Mehrheit der Cardinäle am wenigsten geneigt, nach den Wünschen und Foderungen jener Mächte sich zu bequemen. Man suchte einen Papst, wie Clemens XIII. gewesen, war aber doch genöthigt, diese Absicht möglichst zu verbergen, und eine Wahl zu treffen, die, ohne die Sache der Kirche zu gefährden, nicht zu starken und gefährlichen Widerspruch bewirken möchte.

In dieser Verlegenheit richteten sich endlich, nachdem man lange zwischen den Cardinälen Visconti und Pallavicini geschwankt, letzterer aber allmählig seine Ansprüche aufgegeben hatte, aller Blicke auf den Cardinal Braschi, zu dessen Gunsten seine persönliche Würde, die Strenge seiner Grundsätze, die Unbescholtenheit seines Wandels, die Thätigkeit und der Eifer, die er in seinen frühern Aemtern erwiesen, die Meinung, die man von seiner Gelehrsamkeit, Einsicht und Geschäfftskenntniß hegte, endlich auch viele günstige Freunde und Gönner sehr nachdrücklich sprachen. Die Vertrauten wußten, welch ein Mann er sey, wie in so Vielem dem zurückgesehnten Clemens XIII. ähnlich, darum ganz der Papst, dessen die Kirche zu bedürfen schien, und den besonders die zwar aufgelösten, aber noch immer einflußreichen und unsichtbar engverbundenen Jesuiten wünschen mußten. Weniger wußte die Welt, was von ihm zu erwarten sey; aber er hatte seine wahre Meinung und Gesinnung so fein versteckt, daß seine Wahl den katholischen Fürsten um so weniger bedenklich oder anstößig seyn konnte, als das Vertrauen, das selbst der verehrte Clemens XIV. ihm bezeugt, ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn war, und man voraussetzen durfte, er sey bis dahin mit dessen Maaßregeln einverstanden gewesen, und werde fortwirken in solchem Geist.

Am 15ten Februar 1775 vereinigten sich endlich alle Parteien, und machten die Wahl Braschi's bekannt.

Kaum war diese Entscheidung ausgesprochen, als er sich demüthig auf die Kniee warf, und in einem lauten, rührenden Gebet seine Empfindung ausdrückte. Schnell ging er von diesem zu einer kurzen Anrede an die Cardinäle über, und erklärte, vielleicht etwas weniger wahr, vielleicht auch von einer geheimen Ahndung ergriffen, — (wie sie zuweilen in großen, entscheidenden Augenblicken das gepreßte Herz bewegt) — „daß dieser Beschluß der versammelten Väter für ihn ein Unglück sey!" Mit dem Namen: Pius VI. trat er nun im Glanz seiner neuen Würde auf, die er, nach seiner frommen Denkungsart, wohl als ein unverdientes Geschenk Gottes betrachtete, während zugleich sein lebhaftes Selbstgefühl ihm das Bewußtseyn gab, daß er derselben nicht unwürdig sey, und daß er eben sowohl ihr, wie sie ihm zur Zierde gereiche.

Es konnte zweifelhaft scheinen, ob es Demuth oder Eitelkeit sey, daß er gleich am Tage seiner Wahl einen Eilboten mit Briefen an seine Verwandten und an den Magistrat nach seiner Vaterstadt sandte, und mit der Nachricht von seiner Erhebung die freundliche Ermahnung verband, daß man keine zu kostbaren und lauten Freudenfeste deshalb veranstalten möge; zugleich empfingen die Armen von Cesena einige Beweise seiner Wohlthätigkeit und Milde. Gewiß ist, daß er in Rom selbst, wo er die üblichen Festlichkeiten bei seinem Regierungsantritt nicht ablehnen konnte, sich mit aller prunkenden Herrlichkeit seines erhabnen Amtes nicht ungern umgab, und unter den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten seiner neuen Herrschaft die Sorgfalt für seinen Körper und für den Eindruck, den sein öffentliches Erscheinen machen sollte, nicht vergaß. Die Römer, die zwar nicht ganz ohne gute Erwartungen den erwählten Papst begrüßten, aber doch noch ungewiß waren, wie er dieselben rechtfertigen möchte, zumal er, als ein Zögling des wenigstens nicht allgemein beliebten Rezzonico, ihnen doch einige Zweifel erregte, auch durch seinen angenommenen Namen an ein altes Verschen erinnerte, welches behauptete, daß die Regierung der Sechsten für Rom immer unheilvoll gewesen*), freuten sich zunächst des unverkennbaren Adels,

*) „Semper sub Sextis perdita Roma fuit."

der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anstands seines äußern Wesens, und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im höhern Alter schönen Papst. Er verstand es, diese äußern Vorzüge geltend zu machen, und in das günstigste Licht zu stellen, und hatte Gewandtheit und Feinheit genug, die Vorbereitung und Einübung zu verbergen, die bei ihm jedem Auftreten unter den Menschen vorangingen. — Noch allgemeiner rühmte man, daß er bei der Uebernahme seiner neuen Würde reiche Spenden an die Armen austheilte, eine wenig begüterte Frau, die ihn in seiner Kindheit gepflegt hatte, zu sich kommen ließ, und bei seinen ersten Gnadenbeweisen die achtbarsten und ärmsten Prälaten vorzog. Man freute sich selbst seiner Strenge gegen den Befehlshaber der Stadt Rom, der einigen Unordnungen nicht gesteuert hatte, und gegen den Aufseher der Getraidevorräthe, der, den Römern verhaßt und des Unterschleifs verdächtig, seine Rechnungen zu übergeben genöthigt ward, und seinen Gehalt verlor. Man durfte die schönsten Hoffnungen fassen, als Pius erklärte, daß er Allen, die durch gesetzwidrige Mittel eine Anstellung erlangt hätten, dieselbe wieder abnehmen werde, als er auch mehrere Gnadengehalte einzog, und dadurch der päpstlichen Kammer eine bedeutende jährliche Ausgabe ersparte. Ueberhaupt zeigt' er sich so herablassend, Allen zugänglich, gemäßigt und thätig, daß er jetzt die öffentliche Meinung für sich gewann.

Die Frommen aber erbauten sich noch mehr an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht, die das gerechteste Vertrauen einflößte, und ihm Vieler Herzen geneigt machte. Man erinnerte sich kaum, mit so vieler heiligen Salbung, mit einem solchen Ausdruck der frömmsten Theilnahme, mit so vieler wahrhaft geistlichen Würde die kirchlichen Gebräuche verwalten gesehn zu haben, als von Pius VI. Wenn er in den Kirchen oder Kapellen betete, schien sich sein ganzes Wesen in Andacht zu ergießen, und mit Ehrfurcht erkannte man dann in ihm den echten Priester der Kirche und würdigen Oberhirten der Gläubigen. Man fand ihn bald nach seinem Regierungsantritt, und auch später, oft in der Peterskirche lange Zeit auf den Knieen liegen, und besonders vor dem bron-

zenen Standbild des heiligen Petrus, wie in fromme Entzückungen, oder in gottselige Beschauungen, oder in tiefe Trauer über die Bedrängniß der Kirche versenkt. Dann legt' er wohl erschöpft sein Haupt auf die Füße der Bildsäule, und benetzte sie mit seinen Thränen. Und dies war so wenig bloßes Schauspiel, daß selbst seine Feinde und die Spötter die Aufrichtigkeit seiner Religiosität nicht bezweifelten, und ihn zwar abergläubiger Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen mochten.

Seine Seele war auch, seit er Papst geworden, von mannigfachen Sorgen bewegt. Kaum waren die Feierlichkeiten seiner (am 22sten Februar erfolgten) Krönung vorüber, kaum hatte er in dem ersten geheimen Consistorium den Cardinälen seinen Dank, die hohe Würdigung seines Berufs, den Ernst seiner Vorsätze bezeugt, und den feierlichen Eid auf die canonischen Satzungen abgelegt, als er sich lange in die Einsamkeit seiner abgelegensten Zimmer im Quirinal zurückzog, um ruhig die Bedürfnisse des Augenblicks, und die zwiefache Noth seiner geistlichen und weltlichen Herrschaft zu erwägen.

In der That konnte kaum eine schwierigere und bedenklichere Lage gedacht werden, als die seinige war. Zwei Päpste waren ihm vorangegangen, die beide, nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen handelnd, der eine bei der unbeugsamsten Beharrlichkeit, der andre bei der gewandtesten Nachgiebigkeit, doch von Unruhe und Mißgeschick bis an ihr Ende begleitet wurden. So gewiß nun Pius Sinnesart sich mehr dem erstern als dem letzten zuneigte, so durft' er es sich doch nicht bergen, daß die jetzigen Verhältnisse noch viel weniger, als damals, einen Clemens XIII. begünstigen möchten, daß ein hartnäckiges Festhalten an jenen Grundsätzen nur noch größeres Ungemach beschleunigend herbeiführen werde, und daß Clemens XIV., obwohl nicht mit Glück, doch mit Kenntniß des Zeitgeistes, und nicht ganz ohne Erfolg, gemäßigtere Ansichten befolgt habe. Dem Nachfolger schien nun kaum ein besserer Rath übrig, als mit Vermeidung dessen, worin beide zu weit gegangen, einen Mittelweg einzuschlagen, der von unzeitiger Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit sich gleichweit entfernte, kein Recht

Preis zu geben, aber auch keins ungebührlich auszudehnen schiene, und gleiche Weisheit im Strafen wie im Verzeihen bewiese. Aber dieser Mittelweg konnte um so weniger ersprießlich werden, als Pius denselben nicht entschieden genug, nicht mit durchdringender Klarheit und freier Willigkeit erwählte, bald mehr seiner Neigung als jener Weisheit folgte, und bei den hohen Begriffen, die er von seiner Würde, als Statthalter Christi und Oberhaupt der Christenheit, von seinen darauf gegründeten Gerechtsamen und Pflichten hegte, mit der Zeit und ihrem Geiste und mit den weltlichen Mächten unvermeidlich in Zwiespalt kommen mußte.

Zwar in der ersten Zeit seiner Regierung schien die Klugheit seines nächsten Vorgängers ihn noch zu leiten. Bei der ersten Ernennung neuer Cardinäle wußte er sehr verschiedenartigen Ansprüchen zu genügen, und Alles zu vermeiden, was seine nächsten Umgebungen oder die mächtigern katholischen Höfe hätte verletzen oder reizen können. Aber er fühlte wohl selbst, daß doch ein Kampf unabweisbar sey, und daß er denselben gegen einen bösen Zeitgeist beginnen müsse.

Seiner Frömmigkeit und Einsicht blieb es nicht verborgen, daß ein großer Theil der Verwirrung und Erniedrigung der Kirche und der geistlichen Gewalt seinen Grund in den Geistlichen selbst, in ihrer Abweichung von früherer besserer Ordnung habe. Treuherzig überredet' er sich, es werde Alles wieder besser werden, und die geistliche Macht neu aufleben, wenn die Geistlichen nur zu reinerer Sittlichkeit und größerer Strenge in ihrem Beruf zurückgeführt wären. Seine Bekanntschaft mit den Sitten eines nicht kleinen Theils der Römischen Geistlichen stellte ihm diese um so abschreckender dar, als er selbst die Tugend ehrte. Es war daher auch eine seiner ersten amtlichen Handlungen die Bekanntmachung eines Breve's (vom 19ten Mai 1775), in welchem er den Klerus nicht nur zu einem ehrbaren und anständigen äußern Wandel, sondern auch zu wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte, und erinnerte, wie nichts so sehr den rechten Gottesdienst und die Gottseligkeit der Laien befördre, als ein erbaulicher Lebenswandel der

Geistlichen, in deren Leben Jedermann, als in einem Spiegel, sich beschaue.

Ein frommer und redlicher Wille war in Pius unverkennbar; gleichwohl zeigte sich's bald, wie wenig er zum Reformator seiner Kirche sich eignete. Nicht bloß erkannt' er den Grund ihres Verfalls und die Quelle so vieler Uebel viel zu wenig, sondern sein Bemühen war auch selbst von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefesselt, und mit zu großer Beschränktheit des eignen Geistes vermocht' er den Zeitgeist nicht klar aufzufassen, noch weniger sich über ihn zu erheben. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papstthum flossen auch in seiner Vorstellung, wie es in Rom hergebracht schien, in Eins zusammen, und so ernstlich er darauf bedacht seyn mußte, daß man sie nicht noch schärfer trenne, als schon geschehen war, so ließ er doch die veralteten, und darum für seine Zeit leblosen oder nur zum Widerspruch reizenden Ansichten, welche jene Begriffe fast gar nicht unterschieden, zu sehr durchblicken, als daß sein Wirken von wohlthätigem Erfolg hätte seyn können. Ja er selbst verwirrte sich und seine Angelegenheiten immer mehr, da er eigentlich stets zwei Zwecke vor Augen hatte, beide erreichen wollte, und, bei seinen meisten Maaßregeln, den höhern dem niedern unterordnete. Sein frommes Herz jammerte des Zustandes der Christenheit und der Kirche, und er wünschte aufrichtig, den Uebeln zu steuern, welche aus der immer herrschender werdenden Ungläubigkeit, der schlaffen Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, oder gar des frechen Spottes über dasselbe, erwuchsen, und damit unzertrennlich verbunden waren; — aber zugleich war das starke Bewußtseyn der Hoheit und Würde der römischen Bischofsgewalt, und sein persönliches Selbstgefühl gekränkt durch den Verfall der päpstlichen Macht und des geistlichen Ansehns überhaupt, und weil er auch darin eine vorzügliche Ursache der meisten Uebel der Kirche zu sehen wähnte, war ihm die Wiederherstellung des alten Papstthums, in der er zugleich die Erneuung der wahren Kirche, und somit des Heils der Christenheit sah, eigentlich das höchste Ziel und die wichtigste Angelegenheit seiner Regierung. Darum bracht' er der Kirche noch größern Nachtheil, weil er ihre Sache mit der des Papstthums ungebührlich zusam-

menwarf, und stürzte das Papstthum in noch schwerere Anfechtung, weil er für dieses Menschenwerk mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, die ihm nur Standhaftigkeit in der Sache Gottes schien.

Wenn es aber offenbar ist, daß er dem Kampf mit dem Zeitgeist und mit den Mißverhältnissen seiner Lage nicht gewachsen war, so ist auch gewiß, daß dazu überhaupt mehr als Eines Menschen Kraft in Anspruch genommen ward. Unglaube und Geringachtung des Heiligen hatten schon längst furchtbar überhand genommen, und nicht bloß die Kirche, sondern auch das Christenthum selbst vielfältig angefochten. Von dem katholischen Frankreich aus hatte sich ein Geist der Ungebundenheit, des schnöden Muthwillens, der thörichten Klügelei und frevlen Unheiligkeit verbreitet, dessen Raserei nichts verschonte und wie eine ansteckende Seuche immer weiter wirkte. Der frömmste Muth mußte fast verzweifeln, durch menschliche Maaßregeln dem Unwesen zu steuern. Welch eine Lage für den Oberhirten der Kirche!

Des Papstes und alle geistliche Gewalt beruht wesentlich auf der öffentlichen Meinung; jene ist ohnmächtig, sobald diese sie nicht mehr anerkennt. Sobald diese Anerkennung aufgehört hat, sind auch die Mittel unkräftig, die allein ihr zu Gebote stehen, sich aufrecht zu erhalten und gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Die öffentliche Meinung aber dahin zu leiten, daß sie auch die gemäßigtsten Ansprüche eines geistlichen Oberhaupts anerkenne, und Gott, was Gottes ist, dem Papst, was des Papstes ist, gäbe, war in jener Zeit kaum möglich. Darum war ein Papst damals so gestellt, daß er entweder gar nicht als solcher auftreten durfte, oder wenn Neigung, Pflichtgefühl, ja selbst der kühnste Muth ihn dazu bestimmten, im ungleichen Kampf mit der Gewalt der Meinung und dem herrschenden Geist, sich unvermeidlich erschöpfen mußte.

Den weltlichen Mächten war nichts so theuer, als ihre Unbeschränktheit, die sogenannte Souveränität, und diese schien sich nicht länger mit dem Einfluß zu vertragen, den, in vergangenen Zeiten, die Päpste auf die Länder

und Staaten ausgeübt hatten. Der protestantische Grundsatz von den Rechten der Fürsten in Glaubenssachen hatte, selbst in seiner ungebührlichsten Erweiterung, auch in den katholischen Staaten längst immer mehr Beifall und Eingang gefunden, und Alles schien darauf hinzuarbeiten, den, der zum sichtbaren Haupt der ganzen katholischen Kirche erwählt war, auf den Rang und Wirkungskreis eines Römischen Bischofs herabzusetzen. Als Pius die Tiare empfing, waren fast alle Reiche und Staaten Europa's schon völlig aus ihrem frühern Verhältniß zum Papstthum herausgetreten, und er erbte von seinen Vorgängern so viel Streitigkeiten und Kämpfe, daß, da die Zeit zu diesen immer neue gebar, die vordem scharfen und siegreichen Römischen Waffen aber immer mehr abstumpfte, viel Weisheit und Kraft dazu gehörte, nur nicht völlig zu unterliegen und ein Spott der zahlreichen Gegner zu werden.

Die Schwierigkeit dieser Lage ward noch dadurch unglaublich vermehrt, daß viele von den sonst getreuen Mitkämpfern jetzt selbst Gegner geworden, daß der Geist der Selbstsucht und Eigenmacht, des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit auch den Klerus durchdrungen, und der Papst außerhalb Rom fast keinen kräftigen und warmen Vertheidiger hatte, da in allen Staaten die hohe Geistlichkeit, im Einverständniß mit den Fürsten, schon sichtbarer die völlige Unabhängigkeit von Rom erstrebte, und selbst in den vordem getreuesten und allerkatholischsten Landen gefährliche Versuche der Art gemacht wurden.

Pius empfand nun auch schon besonders schmerzlich den Verlust jener einst so kräftigen Stützen der geistlichen Herrschaft, die Auflösung des Jesuiterordens, der sogar, nach seiner Vernichtung, die Sorgen und Bekümmernisse des Papstes noch um Vieles vermehrte. Seiner Neigung nach hätt' er gern den Orden wieder hergestellt; dieser freute sich seiner Wahl, und hatte sie begünstigt, weil man die größte Begünstigung von ihm hoffte. Unsichtbar war der Jesuitenbund noch immer mächtig und gewaltig, ja furchtbar; er schien Rom und den päpstlichen Stuhl gleichsam zu umlagern, und daß es gefährlich sey, diese vielarmige und ihren Zweck kräftig verfolgende Ein-

heit zu reizen, das hatte Clemens XIV. empfindlich erfahren. Pius selbst umgab sich gern und vertrauend mit auserwählten Gliedern des Ordens, die nicht abließen, ihre Foderungen zu erneuen, und wo er ihres Raths bedurfte, immer neue Veranlassung fanden, ihn zu überzeugen, daß nur in der Wiederanerkennung ihrer Gesellschaft für ihn Sicherheit, und Erlösung aus aller Noth zu finden sey. Gleichwohl war nichts gefährlicher, nichts so sehr geeignet, alle katholischen Mächte zu entschiednem Aufstand gegen alle päpstliche Gewalt zu vereinigen, und so diese durch dasselbe Mittel, das ihr aufhelfen sollte, völlig zu untergraben, als eine Zurücknahme jener Bulle*), die dem Orden den Todesstreich versetzt hatte, aber auch ihrem Urheber tödtlich gewesen war. Das war vom Anfang Pius VI. größte Sorge und die Quelle endlosen Kummers; den Jesuiten, die er liebte, mußt' er ihren größten Wunsch, wie sich selbst versagen, und ihren Gegnern freundlich thun. Noch saßen gefangne Ordensbrüder auf der Engelsburg; er durft' es nicht einmal wagen, sie öffentlich frei zu sprechen und zu entlassen, sondern mußte sich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und sie durch weitre Untersuchungen nicht zu stören oder zu gefährden. Zu einem festen Entschluß in Betreff des Ordens kam er nie, außer daß er nur auf günstige Gelegenheit zu warten schien, seine Wiederherstellung zu erklären. Aber dieses Schwanken machte ihn sowohl den Höfen, denen seine Neigung nicht verborgen blieb, verdächtig, als auch vielen Jesuiten (solche ausgenommen, die in seiner Nähe, geduldig wie er, die Zeit der Wiedergeburt erharrten), und manchen eifernden Papisten verhaßt.

Diese Sorgen des Oberhaupts der Kirche wurden noch bittrer durch die seiner weltlichen Herrschaft; und gleich nach dem Antritt seiner Regierung schienen die letztern fast überwiegend. Pius hatte als Schatzmeister das ungünstige Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe des Staats hinlänglich kennen gelernt. Schon verzehrten die Zinsen für die Staatsschuld fast die Hälfte der jährlichen Einkünfte; diese waren unter den letzten Regie-

*) „Dominus atque Redemtor noster."

gierungen faſt mit jedem Jahr vermindert worden, weil die Fürſten es immer billiger fanden, jene Summen, die aus Ordenscongregationen, Klöſtern und Stiftern, beſonders aber für Dispenſationen und unter andern Titeln, nach Rom floſſen, im eignen Lande zu behalten; und es ſtand zu fürchten, daß auf ſolche Weiſe der päpſtliche Schatz, wie die päpſtliche Macht, immer mehr geſchmälert werden möchte. Was etwa unternommen worden war, dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, das hatte, weil es zu ſehr halbe Maaßregel geweſen, und den Hauptgeſichtspunct, neue ſichre Hülfsquellen zu eröffnen, allzuunbeachtet gelaſſen, theils nicht nachhaltend Hülfe gebracht, theils ſogar im Fortgang der Zeit die Noth noch vermehrt. Ackerbau und Gewerbe, deren Beförderung in Anregung gekommen, aber auch wieder vernachläſſigt worden, lagen noch immer in unergiebiger Schlaffheit. Manche Verſuche, die man gewagt, z. B. eine Kattunfabrik, die Pius ſelbſt, da er noch Schatzmeiſter war, (unter Clemens XIV. Regierung) angelegt, waren ſo unzweckmäßig betrieben worden, daß ſie leicht mehr Verluſt als Gewinn gebracht, und von ähnlichen Planen abgeſchreckt hatten. Die Mängel der Verwaltung waren noch die alten; die verkehrteſten Grundſätze und ſeltſamſten Mißgriffe ſchienen durch Verjährung wie geheiligt; Handelsmonopole, deren größtes und verderblichſtes die päpſtliche Kammer ſelbſt ausübte, namentlich der Alleinhandel mit den erſten Lebensbedürfniſſen, hielten allen freien Verkehr darnieder, und lähmten den Landbau und alle Betriebſamkeit. Eine übergroße Maſſe von Papiergeld, eine Fluth von größern und kleinern Zetteln (Banknoten), die nur im Kirchenſtaat ſtatt baaren Geldes gelten konnten, deren Geſammtwerth niemand genau kannte, deren Tilgung auf nichts angewieſen und begründet war, und die daher außer Landes gar keinen Werth hatten, war nur eine traurige Aushülfe. Dazu gingen alljährig, weil es im Innern an Betriebſamkeit fehlte, noch große Summen ins Ausland, und die Einfuhr überſtieg, um mehr als eine Million, die Ausfuhr. Unbezweifelt war die Staatswirthſchaft des Kirchenſtaats die ſchlechteſte in Europa, da die Mittel, die Kammer zu bereichern, immer mehr zur Verarmung führten, und, indem ſie mit der Zeit die Noth mehrten, nur einige Wenige, in deren

Händen die Verwaltung war, mit Schätzen überhäuften, jene Quellen aber, die in andern Staaten, ohne Nachtheil für die Unterthanen, der Regierung sehr ergiebig sind, z. B. die Münzgerechtigkeit, in Rom sogar stets neuen Aufwand und Zuschuß bedurften.

Pius VI. sann seit seinem Regierungsantritt ernstlich und recht wohlmeinend darauf, den traurigen Zustand des Staatsvermögens zu verbessern. Aber er scheint weder Einsicht und Unbefangenheit genug gehabt zu haben, um die Uebel alle gehörig zu würdigen und ihren Grund zu erkennen, noch die nöthige Kraft, durchgreifende Maaßregeln und eine gründliche Verbesserung nicht zu scheuen. So ließ er denn fast Alles seinen alten verderblichen Gang fortgehn, und was er etwa that, bessere Hülfe zu schaffen, war theils nicht immer zweckmäßig, theils auch nicht löblich. Es blieb das, für die Kammer zwar einträgliche, für das Volk aber verderbliche, und zumal einem geistlichen Fürsten höchst unanständige Lotto; und eine merkwürdige Verordnung des Schatzmeisters aus den ersten Regierungsjahren des Papstes Pius schien sogar darauf berechnet, durch dieses verführerische Mittel auch der Armuth ihre letzte Habe zu entlocken. Es blieb die böse Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch freilich dem päpstlichen Schatz alljährig mehrere Millionen zuflossen, aber auch ein unwürdiger Handel, der in diesem geistlichen Staat von der abscheulichen Simonie sich wenig unterschied, fast so schlimm, wie unter den schlechtesten Päpsten, unterhalten ward. Dieser Aemterhandel wirkte um so verderblicher, als jeder, der eine Stelle, oft zu hohem Preis, erworben hatte, so schnell als möglich den Kaufschilling wieder zu gewinnen suchte, und so in Versuchung kam, durch Unterschleif, Bestechungen, Druck der Untergebenen, und andre unrechtmäßige Mittel sich zu entschädigen. Pius, der in seinen frühern Verhältnissen Erfahrungen der Art genug gemacht haben mußte, scheint als Papst derselben, so wie seines Anfangs gegebenen Versprechens, ganz uneingedenk geworden zu seyn; wenigstens that er nichts kräftiges, dem Unfug zu steuern.

Welche Gesichtspuncte aber bei dem, was er als eine Verbesserung versuchte oder begann, in ihm vorherrschend

waren, konnte nicht verborgen bleiben. Es war einer der ersten und nicht unlöblichen Schritte seiner Regierung, daß er die förmlichen Anwartschaften auf Aemter vernichtete, und eine freie Bewerbung um dieselben zuließ. Aber wenn dieses in vieler Hinsicht wünschenswerth seyn mochte, so konnte man sich doch des Verdachts nicht erwehren, daß der schöne Zuschuß, den dadurch die päpstliche Kammer alljährlich gewann, besonders diese Maaßregel eingegeben habe, und es blieb auch sehr zweifelhaft, ob es eine Handlung der Gerechtigkeit sey, solche von der vorigen Regierung ertheilte, zum Theil verkaufte Anwartschaften auf einmal und rücksichtslos zu vernichten.

Nicht minder zweideutig ward die vorgenommene Abänderung in dem Zollwesen, das allerdings auch einer Verbesserung bedurfte. Eine unmäßige Anzahl von Zöllen belastete das Land, und verursachte viel Mißvergnügen. Pius griff hier entschlossener und kräftiger ein, als seine Vorgänger, die auch schon den Gedanken, dieses Uebel abzustellen, gehegt, aber, weil fast unübersteigliche Hindernisse sich fanden, ihn wieder aufgegeben hatten. Plötzlich erklärte er die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle, es mochten dieselben nun Eigenthum der päpstlichen Kammer, oder der Privatpersonen seyn, die eine solche Gerechtsame, unter irgend einem Rechstitel, erlangt hatten. Dadurch ward nun zwar das Land von einer drückenden Last befreit, und einiger freierer Verkehr bewirkt; den Privateigenthümern der Zölle war auch freigelassen, ihre Erwerbsgründe und Rechtsansprüche geltend zu machen und Entschädigung zu fodern; endlich schien dieser Beschluß über alle Mißdeutung erhaben, weil die päpstliche Kammer auch ihre Zolleinnahmen verlor, und sonach der Papst selbst, dem Anschein nach, dabei das größte Opfer brachte. Aber auch hier waltete theils nicht die strengste Gerechtigkeit; denn viele Zollbefugnisse waren von Privatpersonen ganz verfassungsmäßig und gesetzlich erworben, und zu ihrer Entschädigung war noch nichts ausgemittelt, ja diese blieb ganz der Willkür der Kammer vorbehalten; theils fand man die päpstliche Uneigennützigkeit eben nicht bewährt. Denn es ward zugleich bestimmt erklärt, daß die Ausgaben, welche die Kammer bis dahin aus jenen Zolleinkünften bestritten habe, auf

andre Weise, von den Staatsbürgern gedeckt werden müßten. Als nun gleich nachher der Papst seinen an sich auch sehr löblichen Plan, eine allgemeine, möglichst gleich vertheilte Grundsteuer auf alle geistliche und weltliche Güter anzuordnen, bekannt werden ließ, dann durch eine besondre Congregation die vorbereitenden Einrichtungen traf, eine Ausmessung und Schatzung der Grundstücke veranstaltete, und das Unternehmen ernstlich beförderte, konnte dies nur Mißtrauen erregen, das zum Theil in lautes Mißvergnügen überging. Pius mußte endlich von seinem Vorsatz abstehen; das Land war ohne Erfolg mit dem kostspieligen Versuch belastet, und ein bedeutender Aufwand, wie Viele meinten, ohne gehörige Ueberlegung gemacht worden. So unglücklich war er, wenn er Verbesserungen beabsichtigte!

Ueberhaupt hatte er das Mißgeschick, daß gerade die Pläne, die er mit besondrer Vorliebe ergriff, in der Ausführung meist fehlschlugen, und besonders die, welche neue Hülfsquellen eröffnen sollten, und an sich heilsam schienen, nur neue fruchtlose Ausgaben und ziemlich lauten Tadel seiner Haushaltung veranlaßten. Vielleicht leitete ihn da am meisten seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit irre, die sich theils in großen, weitaussehenden Unternehmungen gefiel, theils auch ihn überredete, er selbst habe hinlängliche Einsicht in Alles, und vermöge Alles selbst anzuordnen und zu leiten.

Es war unstreitig ein eben so kühnes, als, wenn es gelang, außerordentlich günstiges Unternehmen, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe ernstlich zu versuchen. Wenn man auch, nicht ganz mit Unrecht, sagen möchte, es sey zweckmäßiger, den, wie vorauszusehen war, nicht geringen Aufwand, den dieser Versuch erfoderte, auf bessern Anbau des schon vorhandenen urbaren und sehr ergiebigen Bodens des Kirchenstaats zu verwenden, und so den sichern Gewinn einem sehr unsichern vorzuziehn; so war es doch sehr der Mühe und einiger Aufopferung werth, durch Ableitung jener modernden Gewässer, die eine vordem fruchtbare und von zahlreichen Menschen bewohnte Flur in eine traurige Wüste verwan-

delt hatten, und durch Herstellung eines festen Bodens, für eine weite Landschaft eine reinere Luft zu gewinnen, und die Gesundheit eines nicht unbedeutenden Theils des Kirchenstaats dadurch zu befördern. Von Astura erstrecken sich die längstberüchtigten pontinischen Sümpfe an der Meeresküste hin, bis nach Terracina, und tief ins Land hinein bis an die Waldungen von Cisterna und Sermonetta. Nur diese Waldungen hemmen die weitere Verbreitung ihrer gistigen Dünste. Schon frühere Päpste hatten darauf gedacht, diese Moräste unschädlich und bewohnbar zu machen, aber durch die schwer zu überwindenden Schwierigkeiten und die großen Kosten, deren Erfolg ungewiß schien, sich abschrecken lassen. Pius wünschte auch hier seinen Namen zu verewigen; rasch ergriff er den Gedanken, lud seine Unterthanen zu Actien ein, errichtete dazu eine eigne Bank (Monte dei Paludi genannt), empfing nicht unbeträchtliche Beiträge, und ließ im Jahr 1777 die Arbeit beginnen. Sie ward anfänglich mit großem Eifer und vieler Thätigkeit betrieben; im folgenden Jahr konnte schon ein, freilich nur sehr kleiner Theil, bebaut werden; aber Verständige überzeugten sich bald, daß die Ausbeute mit dem Aufwand in keinem Verhältniß stand, und daß die Schwierigkeiten im Fortschritt der Arbeit sich mehrten. Nur Pius, der einen Theil seines Ruhms an dieses Unternehmen gesetzt, ließ nicht ab, und ermunterte sich selbst durch wiederholte Reisen dahin zur bedenklichen Fortsetzung der Arbeit. Bei seiner ersten Reise, die einem Triumphzug glich, und auf dem Wege nach Terracina durch viele Denkmäler verewigt ward, faßt' er sogar den großen Gedanken, wenn die Sümpfe erst bezwungen wären, eine neue Stadt dort zu gründen, und diese nach seinem Namen zu nennen. Risse dazu wurden schon in Menge verfertigt, die Arbeiten um so eifriger fortgesetzt. Im Jahr 1786 war wenigstens die berühmte Appische Straße (via Appia), welche allein die Sümpfe zugänglich macht, aufgedeckt, und in ihrer alten Festigkeit wieder eröffnet. Die Römer freuten sich des Anblicks dieses Zeugnisses der untergegangnen Zeit, das so viele Erinnerungen an Roms ehemalige Größe erweckte. Aber ihr Eifer für das Unternehmen war bald erkaltet, und laute Unzufriedenheit mit der eigensinnigen Beharrlichkeit und der Allen empfindlichen Ver-

schwendung des Papstes an dessen Stelle getreten.*) Erst nach zwölfjähriger Mühe und einem ungeheuren Aufwand schien er endlich sich selbst überzeugen zu müssen, daß es rathsam sey, davon abzustehn; aber auch dann nahm er mit der ihm eignen Hartnäckigkeit den Plan wieder auf, der seiner Eitelkeit schmeichelte, weil er in den Augen der Fremden seine Regierung verherrlichte, allenthalben Aufsehn und Theilnahme erregte, zur Entschädigung für den Tadel, den die nähern Beobachter oft bitter aussprachen, und für alle unerfreuliche Erfahrungen, mannigfache Lobsprüche und Bewunderung eintrug. So blieb er, auch unter mannigfachen andern Sorgen und wichtigen Angelegenheiten, ein Lieblingsgedanke, und ward, obwohl mit geringerem Nachdruck, fortgeführt, bis das Unglück der nachfolgenden Zeiten das Werk unterbrach. Zu einiger Rechtfertigung desselben dient allerdings, daß nicht nur eine Menge müssiger und erwerbloser Menschen dadurch Arbeit und Nahrung erhielt, sondern auch nur durch Ausdauer in dem Unternehmen der beabsichtigte Nutzen, wenigstens zum Theil, bewirkt, und die, anfänglich mit wohlbegründeter Hoffnung, angewendete Mühe und Auslage einigermaaßen ersetzt werden konnte.

Ersprießlicher konnte für den Handel und für den ganzen Kirchenstaat ein Hafen in der Mark Ancona werden, auf welchen, weil er den wichtigen levantischen Handel begünstigte, schon unter den vorigen Päpsten viel gewendet worden war. Pius ließ sogleich die begonnenen Arbeiten am Hafen fortsetzen, und nicht ohne Gepränge den Grundstein zu einem Leuchtthurm legen; that aber für den Handel selbst, dessen Verhältniß zur Staatswohlfahrt er zu wenig würdigte, nicht so viel, daß die großen Hoffnungen in Erfüllung gehn konnten.

---

*) Als Pius sogar eine bedeutende Summe aus dem reichen Schatz des heiligen Hauses zu Loretto genommen, die er zwar verzinste, aber auch größtentheils auf die Arbeiten in den Sümpfen verwendete, brachte der Witz der Römer von allen unnützen Ausgaben das Sprichwort auf: Sono andate alle paludi Pontine („sie sind in die pontinischen Sümpfe gewandert.")

Von allen ähnlichen Unternehmungen aber betrieb er (nächst der kostspieligen aber nicht unverdienstlichen Erbauung einer neuen Kirche im Flecken Subiaco) kaum Eins mit solchem Eifer, wie die Errichtung einer neuen Sacristei an der Peterskirche. Schon im zweiten Regierungsjahr, wo ganz andere Sorgen ihn beschäfftigen mußten, und, bei fühlbarem Mangel, jeder unnütze Aufwand zu vermeiden war, ließ er den Bau beginnen, und mit mehr Pracht, als gebildetem Geschmack, mit einer Verschwendung, die leicht eine Million kostete, die Arbeit fortsetzen. Und doch war das Ganze ein thörichtes und undankbares Werk, sichtbar nur eine Befriedigung seiner Eitelkeit, ein nur zu gerechter Grund starker, oft erneuter Vorwürfe, welche die Römer um so weniger zurückhielten, als das herrliche, von ihnen nach Verdienst bewunderte und gefeierte, Werk der Baukunst, die Peterskirche, nichts dadurch gewann, ja sogar entstellt ward. Aber glänzende Inschriften meldeten, daß Pius VI. diese Sacristei gegründet habe, (die man allgemein nur ein Denkmal seines Stolzes nannte,) und eine große, doch nicht sehr kunstreiche (von Penna gearbeitete) Statue des Papstes krönte das Werk.

In der That stellte seine Eitelkeit nicht selten seinen Verstand und seine Gesinnung in Schatten, und verrieth sich auch bei dem Guten, was er förderte. Ohne vorzügliche Kunstkenntniß, auch, wie es schien, ohne große Neigung zur Kunst, wenigstens ohne tiefen Sinn für ihre Werke, wollt' er doch auch den Ruhm eines Kenners und Beförderers derselben haben. Er scheute keine Kosten, den Schatz alter Denkmäler, deren Rom sich freute, zu vermehren, und durch Nachgrabungen und Ankauf die Ueberreste alter Bildhauerei zusammenzubringen. Wenn er auf diese Weise mit mehrern schönen Kunstdenkmälern des Alterthums das päpstliche Museum (Pio-Clementinum) bereicherte, und dadurch sich unleugbar großes Verdienst erwarb, so vergaß er auch nicht, mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, an jedem einzelnen, auch dem unbedeutendsten Kunstwerk, die Inschrift eingraben zu lassen, daß es durch die Munificenz Pius VI. da stehe. — Auch neuere Künstler unterstützt' er mit aufrichtigem Wohlwollen, aber auch ohne einsichtsvollere

Würdigung ihrer Verdienste. Sein Kunstgeschmack äußerte sich besonders in großer Vorliebe für Mosaikarbeiten, die er am meisten in Aufnahme brachte. Eine zu St. Peter errichtete Fabrik lieferte in der That große und schöne Werke, nach deren Muster auch aus Privatwerkstätten manche kunstreiche und erfreuliche Arbeit hervorging.

Wenn man den Aufwand erwägt, den Pius seit seinem Regierungsantritt machte, und dazu die Geldverlegenheit, in der er sich vom Anfang an befand, die Hülflosigkeit seines Schatzes und die Noth seiner Unterthanen, so begreift man nicht nur, daß die letztern mit seiner Herrschaft bald unzufrieden werden mußten, sondern man darf auch um so gerechter die Eitelkeit anklagen, die stärker war als sein Wohlwollen, und ihn zu einer Handlungsweise verleitete, die eben so sehr seine eigne Verlegenheit, als die Lasten seiner Unterthanen endlos vergrößerte. In seinem Hofstaat herrschte Pracht und Verschwendung; die weise, und so zeitgemäße Sparsamkeit Clemens XIV. ward so völlig aufgegeben, daß, was diesem für einen Monat genügt hatte, ihm kaum für eine Woche genug war. Darum mehrte sich denn auch unter seiner Regierung die Staatsschuld *) mit jedem Jahre, während die Einkünfte aus fremden Ländern sich so verminderten, daß nur die Sorglosigkeit und leichtgläubige Unbedachtsamkeit der Römer sich zu immer neuen Anleihen willig finden lassen konnte, und auch diese endlich nicht mehr ausreichten. Immer ungünstiger ward die öffentliche Meinung; die Staatskräfte schienen sich gänzlich zu erschöpfen, und das Vertrauen der Unterthanen zu der Regierung ging unrettbar verloren. In der allgemeinen Unzufriedenheit entwickelten sich die Keime einer Empörung, die nur einer äußern Begünstigung bedurfte, um die ganze Verfassung gewaltsam zu vernichten. — Kein strenges Gericht über die des Mißbrauchs ihrer Gewalt angeklagten Schatzver-

*) Im Jahr 1766 belief sie sich, nach des Papstes, als damaligen Schatzmeisters, eigner Berechnung, auf 61 Millionen Röm. Thaler. Im Jahr 1789 war sie um 26 Millionen vermehrt.

walter der vorigen Regierung, keine Congregation, die Mittel auffinden sollte, den gänzlichen Verfall des Staatshaushalts abzuwehren und den Wohlstand des Ganzen zu retten, keine halben Maaßregeln, Mißbräuchen zu steuern und die Einnahme mit der Ausgabe in einiges richtigeres Verhältniß zu stellen; nichts von dem Allen konnte kräftig genug wirken, wenn nicht das Haupt der Regierung selbst den nothwendigen Einschränkungen freiwillig sich unterwarf, mit dem ermunternden und beruhigenden Beispiel strenger Sparsamkeit vorleuchtete, und, wie der Vater eines verarmten Hauses, unnützen, wenigstens unzeitigen Glanz verschmähend, das Bedürfniß des Augenblicks erwägend, löbliche Vermehrung des Erwerbs, billige Verminderung des Aufwands gleich eifrig und ernstlich erstrebte. Aber Vieles ward versucht, nur das Nächstliegende, das Rechte nicht! —

Unbedachtsam mehrte Pius das eigne und des Landes Unglück, da er das hochwichtige Schatzmeisteramt, das er früher selbst verwaltet, als Papst dem Cardinal Palotta, einem wohlgesinnten und einsichtsvollen Mann, anvertraut hatte, diesem abnahm und es dem Cardinal Ruffo, einem Verwandten seines ehemaligen Wohlthäters, übertrug. Folgt' er dabei auch der lobenswürdigen Neigung seines dankbaren Herzens, so blieb es doch tadelnswerth, daß er nicht erwog, wie wenig Ruffo das öffentliche Vertrauen besaß, und wie er zu jenem Posten gar nicht geeignet war.

Aber nichts hat Pius VI. so gerechten und allgemeinen Tadel zugezogen, und ihn mit dem bittersten Unwillen seiner Unterthanen so schwer belastet, als der gräuliche Nepotismus, der ihn unempfindlich machte gegen die gegründetsten Klagen und das sichtbarste Elend seines Volkes, und seine guten Eigenschaften fast vergessen ließ. Von dieser Sünde hatten seine nächsten Vorgänger sich unbefleckt erhalten; aber ihr Beispiel leitete ihn nicht, vielmehr riß auch hier, schon in den ersten Regierungsjahren, die Eitelkeit ihn hin, seine Familie, auf Unkosten seines Landes, gegen Pflicht und Gerechtigkeit zu erheben und zu bereichern. Durch heilige Eide leistet jeder Papst auf alle dem Staat nachtheilige Begünstigungen sei-

ner Verwandten Verzicht; weise, auf alle Fälle berechnete Gesetze verhüten, daß ein Grundbesitz oder ein anderes Eigenthum des päpstlichen Stuhls verschenkt oder auf irgend eine Weise an Privatleute übertragen werde; alle Cardinäle sind zu Wächtern des Staatsvermögens verordnet und feierlich verpflichtet; selbst für den Fall, daß gleichwohl ein Papst die Gesetze umginge, und Staatsgüter verschenkte, ist (besonders durch die Verordnung Innocenz XII., zu Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt gemacht,) dem nachfolgenden Papst und dem Cardinalscollegium die Pflicht, die Rückerstattung zu fodern, so dringend eingeschärft, daß kein auf eine päpstliche Schenkung gegründeter Besitz eine bleibende Sicherheit gewähren könnte; auch die Verwendung der Staatseinkünfte und die Verwaltung der Kammergüter ist, bei allen Mängeln der Verfassung, doch so gestellt, daß ein Papst wenigstens kein übergroßes Privatvermögen, auf rechtmäßigem Wege, sammeln oder die Seinigen bereichern kann. Gleichwohl bleiben noch Wege dazu offen, und Pius wußte diese zu verfolgen. Bald nach seiner Erhebung ließ er seinen Schwestersohn Onesti aus Cesena kommen, und übertrug ihm das, nach der Verfassung des Römischen Hofes, sehr wichtige, und überaus einträgliche Amt eines Oberhofmeisters (Maggiordomo). Nachdem er neun Jahr lang dasselbe, als eine gute Pfründe, mit großem eignen Vortheil, verwaltet hatte, erhob ihn sein Oheim zum Cardinal, und stattete ihn so reichlich mit andern Pfründen und einem Malteserpriorat aus, daß er bald einer der reichsten Prälaten ward. Doch viel unrühmlicher war die Begünstigung eines andern Neffen, Luigi Braschi, der im weltlichen Stande blieb, aber zu den höchsten Ehren und Reichthümern erhoben ward. Der junge, unbedeutende Mann stieg aus Armuth und Beschränktheit rasch empor, und empfing aus einer angesehenen Familie eine Tochter zur Gattin, die ihm schon zu einigem Wohlstand verhalf. Aber der päpstliche Oheim schämte sich auch nicht, zu verstehn zu geben, daß Hochzeitsgeschenke angenommen würden, und da er sogar sich herabließ, im eignen Palast ein Zimmer zum Empfang zu öffnen, und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken, so strömten von Cardinälen, Prälaten, Römischen Großen, und von Allen, die den

Papst zu gewinnen wünschten, so reiche Spenden herbei, daß der Beschenkte schnell ein reicher Mann ward. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nemi mit einem Dorf (im römischen Gebiet), ernannte später ihn zum Herzog, und wußte es beim spanischen Hof so einzuleiten, daß er auch Grand von Spanien ward. Aber wahrhaft empörend und eine schreiende Ungerechtigkeit, bei der sogar wiederholte Rechtssprüche ungültig gemacht werden mußten, war die Erwerbung der lepriſchen Güter für denselben Neffen. Die Schwachheit eines kindischen Greises ward bewogen, eine nahe Verwandte, die rechtmäßige Erbin, zu übergehn, und den päpstlichen Neffen zum Erben einzusetzen. Und doch war auch damit das Maaß der Ungerechtigkeit und des schimpflichen Nepotismus noch nicht erschöpft. Der Herr von Nemi und nachmalige Herzog wucherte mit dem ungerechten Gut; kaufte alles Oel im Lande auf, und nicht nur ward, trotz aller dagegen vorhandenen Gesetze, diesem Unfug kein Einhalt gethan, sondern der Preis des Oels durfte auch, zu großem Kummer des armen Volks, ungebührlich gesteigert werden, und selbst der Oberverwalter der Lebensmittel (Grascia) mußte bei dem päpstlichen Neffen kaufen. Eben so bemächtigte sich dieser, nicht minder gesetzwidrig, des Kornhandels; er kaufte von dem ohnehin gedrückten Landmann, zu den geringsten Preisen, große Vorräthe, brachte die Erlaubnißscheine zur Ausfuhr an sich, und ließ mit großem Gewinn das Getraide ins Ausland führen. Auch andre Erwerbsmittel wurden nicht verschmäht, und Pius hatte die Freude, seine arme Familie schnell als eine der reichsten zu sehen.

Bei solchen offenkundigen Ungerechtigkeiten, bei solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Leiden seiner Unterthanen, kömmt man in Versuchung, eben so sehr des Papstes Rechtsgefühl, als, in Erwägung der fortdauernden und sich mehrenden Mängel der Verwaltung, seine Einsicht, seine Fähigkeit zur Regierung zu bezweifeln. Gleichwohl liebt' er die Gerechtigkeit, wollt' er aufrichtig, aber ohne Kraft, ohne Selbstbeherrschung, das Gute. Zu viel mit dem Außerwesentlichen beschäfftigt, durch zu viele Liebhabereien zerstreut, allzusehr nach außen gerichtet, auf die Macht seines geistlichen Thrones, auf den Glanz

seines Namens bedacht, vernachlässigt' er heilige Berufspflichten.

Die Gerechtigkeitspflege in Rom und im ganzen Kirchenstaat war unter seiner Herrschaft so kraftlos, so unzureichend, so willkührlich, wie je. Nicht blos die Juden, gegen die er sich unmäßig streng, ja ungerecht bewies, die, für immer erneute Ansprüche der Kammer an ihre Schätze, nicht die kleinste Erleichterung ihrer gedrückten Lage erlangten, hatten über ihn zu klagen; auch seine christlichen Unterthanen vermißten ein gesetzliches Verfahren, jene ohnehin durch die Verfassung beschränkte Wachsamkeit für das persönliche Eigenthum Aller, Schutz und Hülfe bei begründeten Klagen, das Recht, dessen in einem wohlgeordneten Staat jeder sich erfreuen soll. Bringt man auch die großen, zum Theil unüberwindlichen Schwierigkeiten in Anschlag, welche in dem Geist der Italiäner, in den Verhältnissen Roms, in verjährten, nicht plötzlich abzustellenden Mißbräuchen gegründet sind, so kann man doch die Saumseligkeit und Unachtsamkeit nicht rechtfertigen, welche Pius in der Aufsicht über die Handhabung der Gesetze verschuldete. Er ließ auch darin Alles den alten verderbten Gang fortgehen, und Unzählige seufzten, daß sie da das Recht nicht fanden, wo allein sie es erwarten konnten. Man durfte nicht sowohl mit der Strenge der Gesetze, denn diese konnten kaum irgendwo milder seyn, oder mit der Härte der Gerichtshöfe, denn diese waren in der Regel nur zu nachsichtig, als damit unzufrieden seyn, daß in unzähligen Fällen weder ein Gesetz, noch ein Gericht vorhanden zu seyn schien! —

Auf diese Weise konnte Pius freilich weder Liebe noch Vertrauen gewinnen, und bereitete sich selbst Kränkungen mancherlei Art. Oft, wenn er in den Straßen Roms den apostolischen Segen ertheilte, vernahm er die laute Erwiederung: „Heiliger Vater, das ist nicht der Segen, dessen wir bedürfen, sondern Brod und Oel!" —

Schon im Jahr 1777 verbreitete sich die Sage von einer versuchten Ermordung des heiligen Vaters. Drei Männer, als Pilgrime gekleidet, waren bis ins Innre des Vaticans vorgedrungen, und Einer von ihnen hatte

die abwehrende Schweizerschildwache mit einem verborgnen Dolch verwundet. Während indeß die beiden andern dem eintretenden Papst eine Bittschrift überreichten, entfloh der Thäter. Zwar wurden alle drei verhaftet, aber bald nachher großmüthig entlassen und verwiesen, und man ließ von dem ganzen Ereigniß nichts weiter verlauten.

Als im Jahr 1778 Pius in eine schwere und langwierige Krankheit verfiel, die im folgenden Jahr sein Ende herbeizuführen schien, konnt' es nicht verborgen bleiben, daß die Römer seinen Tod mehr hofften als fürchteten, und daß die Freude über seine endliche Genesung eben nicht aufrichtig war. Es gehörte viel Selbstgefälligkeit dazu, wenn er sich überredete, die Liebe seines Volks, das unter hartem Druck seufzte, zu besitzen.

Aber Leiden andrer Art waren ihm vorbehalten, und seine Sorgen mehrten sich im Fortgang der Zeit. Seit dem Jahr 1777 trat auch Neapel, das seit Jahrhunderten als ein päpstliches Lehn behandelt worden, und für den päpstlichen Schatz besonders ergiebig gewesen, aus seinem Verhältniß zum Papst immer mehr heraus. Zwar hatte der neapolitanische Hof keinen persönlichen Widerwillen gegen Pius; doch mochte dessen Neigung zu den Jesuiten auch dort mißfallen. Mehr noch war es der Geist der Zeit, der, aller päpstlichen Gewalt widerstrebend, auch hier einige Feinde dem Römischen Stuhl erweckte, zu strengern Maaßregeln gegen die bisherigen Verhältnisse antrieb. Man begann den Einfluß einzuschränken, welchen der Papst, seit alter Zeit, auf das Königreich gehabt, und die Einkünfte, die er sonst von dorther gezogen hatte. Zwar ward die Lehnspflichtigkeit nicht gänzlich vernichtet, aber der Lehnszins sehr bedeutend herabgesetzt, und selbst die Gerechtsame, die man noch zugestand, blieb der Willkür des Königs so sehr anheimgegeben, daß dieser nur nach eignem Gutbefinden, und blos als eine freiwillige fromme Gabe, eine jährliche Steuer bewilligte, in welche auch die Entschädigung für den sonst üblichen Zelter, dessen Ablieferung nicht länger beliebt ward, eingeschlossen war. Dieser Lehnsstreit dauerte durch die ganze Regierungszeit Pius VI., der das Ende nicht er-

lebte. In Hinsicht auf andre päpstliche Ansprüche konnte der König nicht einmal zu einem Concordat bewogen werden, das, als ein verpflichtender Vertrag, wenigstens das gesichert hätte, was dem Römischen Stuhl noch zugestanden bleiben sollte. Mehrmals wurden die Verhältnisse so verwickelt und feindlich, die Streitigkeiten über die Gerechtsame und den Grundbesitz beider Höfe so heftig, daß fast ein gänzlicher Bruch und offner Kampf zu fürchten war. Erst im Jahr 1791, als der König und die Königin von Neapel persönlich den Papst begrüßten, kam eine Versöhnung zu Stande, die jedoch nicht alle Mißhelligkeiten beilegte. —

Auch von Frankreich her drohte ein Sturm, der eine gewaltsame Erschütterung der päpstlichen Macht im voraus fürchten ließ. Zwar so lange die königliche Regierung dauerte, erhielt sich, obwohl nicht ohne Spannung, noch ein erträgliches Verhältniß. Aber man konnte sichs nicht bergen, daß auch in diesem Reiche, das schon den frühern Päpsten viel Sorgen und Kummer bereitet hatte, Veränderungen der kirchlichen Verhältnisse bevorstanden, und ein neuer Kampf sich bereitete.

Am meisten aber erfüllte Deutschland das Herz des Papstes mit Sorge und Kummer. Hier war ein Geist zu bekämpfen, der aller geistlichen Herrschaft widerstrebte, selbst unter den ersten Prälaten mächtige und zahlreiche Freunde, und in dem Reichsoberhaupt einen kühnen Vertreter und beharrlichen Verfechter hatte. Kaiser Joseph II., mächtig durch mehr als eine Krone, furchtbar durch seinen eisernen Willen und seine weitaussehenden Verbesserungsplane, erkannte in seinen Staaten keine andre gebietende Macht neben sich, noch weniger eine über sich an, und wußte auf jedem Schritt seiner Herrscherbahn der päpstlichen Gewalt in den Weg zu treten. Pius hatte nicht Klugheit genug, gleich anfangs den überlegnen Geist des Kaisers für sich zu gewinnen, und blieb von ihr auch dann verlassen, als er sie der starren Hartnäckigkeit vorzog. Er begriff nicht die Triebfedern, die Josephs Maaßregeln bestimmten, und traf dann mit seinen Gegenstrebungen auf eine unerwartete, unbesiegbare Festigkeit. Mit unzeitigem Trotz reizte er, nach dem Tod

der Kaiserin Maria Theresia (1780) den jungen Fürsten, durch die mit nichtigen Gründen beschönigte Weigerung, für die verewigte Herrscherin das feierliche Hochamt in Rom zu halten. So wenig nun auch diese Versagung die Plane und Unternehmungen des Kaisers bestimmte, so entband sie ihn doch gewiß von Rücksichten, die er sonst wohl gegen das Oberhaupt der Kirche beobachtet hätte; und obwohl überhaupt kein päpstliches Ansehn den Kaiser von seinen Absichten abgeleitet hätte, so konnte doch am wenigsten ein unzeitiges und eigensinniges Behaupten desselben ihn irre machen.

Noch bei Lebzeiten der Kaiserin Mutter, obwohl die Ehrfurcht, die diese fortwährend dem Oberhaupt der Kirche bewies, ohne zuviel ihm nachzugeben, oder ihre fürstlichen Rechte beeinträchtigen zu lassen, auch den Sohn noch in Schranken hielt, hatte Joseph seine Absichten in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse auszuführen begonnen. Eine Verordnung vom 5ten October 1776, die allen Geistlichen verbot, gegen landesherrliche Gesetze in Kirchenangelegenheiten ungebührlich zu reden, was die beziehungsreiche Vorläuferin anderer. In demselben Monat erschien das Verbot, irgend etwas, was von auswärtigen geistlichen Obern den Welt- und Kloster-Priestern zugesendet werde, ohne Zustimmung der Landesstelle, den Gemeinden bekannt zu machen; im nächsten Jahr (2ten September) ein strenges Gesetz, daß Niemand persönlich nach Rom gehen solle, um dort Dispensationen einzuholen, was im folgenden Jahr noch weiter (auch auf die sogenannten Impedimenta occulta) ausgedehnt ward. Am 2ten Februar 1779 ward sogar allen Pfarrern sehr gemessen untersagt, ohne Vorwissen und Mitwirkung der Landesstelle äußerliche Kirchenstrafen und Bußen zu verfügen. Im Jahr 1781 ging Joseph (nun Alleinherr) noch weiter. Am 10ten März erklärte er, daß keine Meßgelder mehr aus den Erbländern verschickt werden sollten. Am 24sten März ward alle bedenkliche Verbindung der Stifter, Klöster und Ordenshäuser in den kaiserlichen Staaten mit auswärtigen Obern und Ordenshäusern, alle Abhängigkeit von fremden Ordensgeneralen völlig aufgehoben, die Errichtung inländischer Congregationen und Provincialcapitel verordnet, und den

Ordensgliedern untersagt, selbst nach Rom zu reisen, ihre Breviarien, Chorbücher und ähnliche Werke aus dem Ausland zu holen, einen Ausländer zum Ordensobern zu wählen. Am 26sten März ward allen Erzbischöfen und Bischöfen in den Erblanden aufgegeben, jede vom päpstlichen Stuhl erlassene Bulle, jedes Breve, jede Anordnung, in welcher Form sie erscheinen möge, in beglaubigter Abschrift der höchsten Landesstelle vorzulegen, und die landesherrliche Bestätigung (das Placitum regium) einzuholen, ehe man zur Bekanntmachung schreite. Am 13ten Mai ward die Einlieferung aller Exemplare der berüchtigten Nachtmahls-Bulle*) und aller Ritualien, in denen sie sich finde, gefordert; am 1sten September die Verordnung vom 26sten März auch auf die sogenannten Litteras apostolicas (päpstliche Hirtenbriefe) ausgedehnt, und geboten, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe, ehe sie die päpstliche Weihe erhielten und den dabei gewöhnlichen Eid an den päpstlichen Stuhl ablegten, nach einer vorgeschriebenen Form, den Eid der Treue dem Landesherrn leisten sollten. Am 4ten September ward verboten, ferner eine Dispensation von Ehehindernissen in Rom einzuholen, und den Bischöfen das Recht ertheilt, in allen kirchlichen Hindernissen selbst zu verfügen. Darauf folgte am 13ten October das berühmte Toleranzedict, das allen Nichtkatholischen freie, jedoch nicht öffentliche Religionsübung und Privatgottesdienst, Bethäuser und Pfarrer

*) Sie heißt: In coena Domini. Ihr eigentlicher Ursprung verliert sich in die dunkle Vorzeit. Ausdrücklich wird sie zuerst unter Paul III. im Jahr 1536 erwähnt. Pius V. erweiterte und verstärkte sie im J. 1567. Schon damals legten Frankreich, Venedig, selbst Spanien einen Widerspruch gegen dieselbe ein, und ließen sie in ihren Besitzungen nicht bekannt machen. Gleichwohl machte Urban VIII. sie in neuer, nicht glimpflicherer Gestalt bekannt. Die Päpste änderten, jeder nach seinem Gutdünken, etwas daran, und sie ward alljährlich am grünen Donnerstag feierlichst, in ihrer Gegenwart, vorgelesen. Sie spricht den Bann aus über alle Ketzer, deren viele namentlich, unter ihnen besonders auch die Protestanten, aufgeführt werden, über alle ihre Beschützer, vorzüglich auch über die Fürsten, die mit ihnen sich verbunden, so wie über Alle, welche des Papstes Gewalt kränken, seine Hirtenbriefe der fürstlichen Einwilligung und Bestätigung unterwerfen, u. s. w.

ter zugestand, und durch mehrere nachfolgende Verordnungen noch genauer und fester bestimmt ward. Am 27sten November hob eine neue Verordnung auch die Bulle Unigenitus*), die ohnedies nie förmlich in den kaiserlichen Staaten anerkannt gewesen, dergestalt auf, daß sie als nicht vorhanden betrachtet werden solle. Zu diesen und andern Beschlüssen, welche in den österreichischen Staaten die kirchlichen Verhältnisse völlig umwandelten, kam noch am 12ten Januar 1782 jene merkwürdige Verordnung, welche die langgefürchtete Aufhebung mehrerer geistlicher Orden und Klöster umständlich verfügte, und das dabei zu beobachtende Verfahren so genau bestimmte, daß der feste Wille des Kaisers nicht verkannt werden konnte, und schon am 20sten Januar begann durch die Beauftragten das Werk der Vernichtung. —

Mit tiefem Schmerz empfing Pius die Kunde von allen diesen Verfügungen und Maaßregeln, und schwankte lange rathlos, wie er sich zu verhalten habe. Kluge Nachgiebigkeit und Mäßigung empfahlen die Weisesten unter seinen Umgebungen, damit wenigstens der Schein einer gefälligen Einwilligung in des Kaisers Reformationsplane, und Einiges, was Hartnäckigkeit völlig verscherzen möchte, gerettet werde. Aber eifernde Papisten riethen vielmehr zu entschlossenem Widerstand, damit der rasche Schritt des Kaisers doch etwas gehemmt, das Ansehn des Römischen Stuhls aufrecht erhalten, und ob auch nicht Alles wiedergewonnen, doch auch kein Recht freiwillig Preis gegeben, vielmehr durch eine fortdauernde Protestation verwahrt werde. Der Papst selbst stimmte, aus natürlicher Neigung, den letztern bei; sein Stolz ertrug den Gedanken nicht, daß Er, das Oberhaupt der Kirche,

*) Sie ward, in den Jansenistischen Streitigkeiten, von Clemens XI. im J. 1713 ausgegeben, und verdammte 101 angeblich irrige Lehrsätze aus Paschasius Quesnels französischer Bearbeitung des N. Testaments, unter diesen, wie auch katholische Theologen bemerkten, sogar solche, die mit der heil. Schrift und den Kirchenvätern vollkommen übereinstimmten. Diese Bulle (Constitutio) hatte, wie bekannt, zu unzähligen Händeln und Verwirrungen in der Römischen Kirche Anlaß gegeben.

einer weltlichen Macht weichen, die alten Ansprüche seines Stuhls aufgeben sollte; selbst sein Pflichtgefühl, das Bewußtseyn dessen, was er seiner Würde schuldig zu seyn glaubte, trieb ihn an, den raschen Umwälzungen alter Verhältnisse ernstlich entgegen zu wirken. Gleichwohl hatte er nicht Muth noch Kraft genug, um gefaßt und entschlossen, wie vordem Clemens XIII., dem Gegner zu begegnen, und einen beharrlichen Widerstand zu leisten; so machte seine gutmüthige Schwäche ihn weicher und nachgebender, als er seinen Grundsätzen nach seyn wollte. Durch Gerardi, seinen Nuncius in Wien, nachher durch wiederholte Sendschreiben ermahnt' er den Kaiser, von seinen Neuerungen abzustehn, und erklärte seine Bereitwilligkeit, zur Abstellung wirklicher Mißbräuche in der Kirche die Hand zu bieten. Aber sowohl des kaiserlichen Ministers (Kaunitz), als des Kaisers eigne Antworten überzeugten ihn, wie man weder Rath noch Beistand von ihm verlange, Rechte, die er ansprach, gar nicht anerkenne, von allen Kirchensachen bloß die reingeistlichen seiner Entscheidung unterwerfe, und bei den begonnenen Verbesserungsplanen nicht einmal ein Stimmrecht ihm zugestehe. Er mußte sich überzeugen, daß viele deutsche Prälaten die Maaßregeln des Kaisers billigten, und daß die Stimme derer, die zu Gunsten der päpstlichen Gerechtsame sprachen (wie des Erzbischofs von Wien, Cardinals Migazzi, der, als ein eifriger Anhänger des Römischen Hofes und entschloßner Vertheidiger auch ungebührlicher Ansprüche desselben, sogar gewagt hatte, gegen die Verordnung vom 24sten März 1781 bereits am 20sten März, also vor Erscheinung derselben, auf ein bloßes Gerücht hin, zu protestiren), gar nicht gehört ward.

In dieser Noth ergriff Pius ein Mittel, das seine Eitelkeit ihm als das wirksamste vorspiegelte, dessen Erfolg seine Selbstgefälligkeit allein auf den Eindruck, den seine Persönlichkeit machen werde, berechnete. Er selbst wollte versuchen, des Kaisers und seiner Räthe Standhaftigkeit zu besiegen, die bis dahin allen Bemühungen unzugänglich gewesen war. Auf jeden Fall würde, hofft' er, sein persönliches Erscheinen in Deutschland das fast vergessene Ansehn der päpstlichen Heiligkeit wieder her-

stellen, und so seine Reise dahin eine Art von Triumphzug werden. Wirklich beschloß er die Reise nach Wien, und war von diesem Vorsatz nicht abzubringen, so dringend man ihm auch davon abrieth. Schon im December 1781 meldet' er dem Kaiser seinen Entschluß. Dieser war erstaunt, zweifelnd, wie des Papstes Antrag aufzunehmen sey; aber obwohl seine Räthe wiederholt vorstellten, daß man den päpstlichen Besuch nicht annehmen dürfe, weil durch denselben gegen des Kaisers Plane bei dem Volk größere Abgeneigtheit bewirkt werden könne, so war Joseph doch so fest überzeugt, daß nichts seine Unternehmungen hemmen solle, und fand des Papstes Erscheinen an seinem Hofe selbst, in mehr als Einer Hinsicht, so günstig, daß er sehr freundlich und mit Achtung ihm meldete, wie willkommen der heilige Vater persönlich in Wien seyn werde, obwohl er nicht bergen mochte, daß durch diesen Besuch in des Kaisers kirchlichen Reformen nichts geändert werden könne. Ein neues Schreiben lehnte aber des Papstes Wunsch, nicht als Papst, sondern nur als ein Bischof, in halbem Incognito, nach Wien kommen, und in dem Nuntiaturgebäude sich aufhalten zu dürfen, mit vieler Feinheit ab, und bat Pius, in seiner ganzen Würde aufzutreten, und in der Hofburg seine Wohnung zu nehmen. Er scheint auch selbst zu dieser feierlichern und glänzendern Rolle mehr geneigt gewesen zu seyn, und nahm des Kaisers Einladung um so lieber an, als er in der angewiesenen ehrenvolleren Wohnung sich diesem näher befand, und besser ihn bearbeiten konnte.

Die Römer hatten an dieser Reise kein Gefallen, sie schien ihnen eine Erniedrigung des Oberhauptes der Kirche; auch mochten sie den unnützen, ihnen aber gewiß drückenden Aufwand, der dabei unvermeidlich war, in Anschlag bringen. Indeß wurden in allen Römischen Kirchen feierliche Gebete und Umzüge angeordnet. Pius verfügte über die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten während seiner Abwesenheit, und über Alles, was geschehen sollte, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr stürbe, weshalb auch die Bulle: ubi Papa, ibi Roma aufgehoben ward. Sein Testament übergab er seinem Neffen; alle seine irdischen Angelegenheiten hatt' er mög-

lichst geordnet, und sich auf Alles sorgfältig vorbereitet. Sein frommer Sinn wollte auch der andächtigen Erhebung nicht entbehren, durch die er Freudigkeit und Muth für sein Unternehmen gewann, und die Zuversicht auf den höhern, göttlichen Beistand.

Am Abend vor seiner Abreise stieg er allein in die unterirdische Capelle der Peterskirche hinab, betete lange am größten Altar, unter dem die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ruhen, und las dann eine stille Messe. Am 27sten Februar 1782 begab er sich, nachdem er vorher in der vaticanischen Capelle andächtig gebetet, noch einmal in die Peterskirche, hörte noch eine Messe, ertheilte dann, vor der großen Pforte, dem zahlreich versammelten Volk den Segen, trennte sich von dem eben anwesenden Großfürsten von Rußland, und verließ darauf unter glänzender Begleitung Rom.

Die dreifache Krone und Alles, was zu den päpstlichen Prachtaufzügen gehörte, dazu vier Cardinalshüte, die vielleicht deutschen Prälaten zu Theil werden sollten, und eine Menge goldner Medaillen zu Geschenken, wurden mitgenommen. Die Andacht des überall herbeiströmenden, um seinen Segen flehenden Volks, die Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen, mit denen man ihn allenthalben auf seinem Weg empfing, mußten ihm eine Entschädigung seyn für die Beschwerden der Reise. Er sah seine Vaterstadt wieder, und freute sich, daß sein Glanz auch sie, um seinetwillen, überstrahlte, wiewohl eine Fluth von Bitt- und Klagschriften seine Freude störte; selbst die Republik Venedig, so lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit festlichem Gepränge; in Görz, der österreichischen Gränzstadt, erwartete ihn der kaiserliche Vicecanzler mit dem päpstlichen Nuncius und glänzendem Gefolge. Der Kaiser mit dem Erzherzog Maximilian ging ihm bis Neukirchen (6 Meilen von Wien) entgegen, nahm ihn, nach ehrenvoller und freundlichster Bewillkommung, in seinen Wagen auf, und führte so (am 22sten März), begleitet von zahlloser Menschenmenge, ihn in Wien ein, wo er in der Hofburg die Zimmer der verstorbenen Kaiserin bezog.

Die eintretende Charwoche verging unter kirchlichen Festen. Am Ostertag (31sten März) hielt der Papst selbst das feierliche Hochamt in der Stephanskirche. Aber bei dieser bedeutendsten öffentlichen Handlung, die viele Tausende von nah und fern herbeigezogen hatte, fehlte der Kaiser, man sagte, weil der päpstliche Ceremonienmeister, im Geist früherer Zeiten, ihm einen niedrigern Sessel, als dem heiligen Vater zugedacht hatte.

Mancherlei Feste verherrlichten des Papstes Aufenthalt; täglich ertheilt' er dem versammelten Volk den Segen; die angesehensten Männer des Staats wurden zum Fußkuß zugelassen; der päpstliche Pantoffel war in einem Zimmer ausgestellt, und Tausende kamen, ihn zu küssen; Vornehmern ward er ins Haus gesendet; unzählige Rosenkränze brachte man herbei, daß der Papst sie weihe.

Aber schwieriger und unerfreulicher wären seine Bemühungen für das, was seine Reise veranlaßt hatte. Der Kaiser ließ sich selten zu einem traulichen Gespräch, das die wichtigsten Angelegenheiten berührte, geneigt finden; noch unzugänglicher war der Staatsminister; kaum konnten vornehme Prälaten zu freiem Zutritt und geheimen Gesprächen mit dem Papst gelangen, weil jeder, der ihm nahte, sorgfältig beobachtet ward. Unter dem Volk wurden Schriften verbreitet, die darauf berechnet schienen, den Eindruck, welchen des Papstes Ehrfurcht gebietendes und Theilnahme erregendes Erscheinen gemacht, zu schwächen. Alles mußte ihn und seine Freunde überzeugen, daß der Zweck dieses Besuchs im Wesentlichen verfehlt, und dem Kaiser keine Aenderung seiner Maaßregeln abzugewinnen sey.

Mit dieser trostlosen Ueberzeugung, und wenig gestärkt durch Josephs Versicherungen seiner treuesten Anhänglichkeit an den Glauben der Römischen Kirche, rüstete Pius sich zur Abreise. Am 22sten April verließ er, begleitet vom Kaiser, Wien. In Mariabrunn trennten sie sich, mit sichtbarer Rührung und allen Zeichen persönlicher Achtung und gegenseitigen Wohlwollens. An der bayerischen Gränze ward der Papst aufs feierlichste empfangen, und in München, wo er einige Tage ver-

weilte, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auf der Rückreise, wie auf der Hinreise, durft' er sich ausgezeichneter Ehrenbezeugungen, sogar von Nichtkatholischen, erfreuen, und gab selbst überall Beweise seiner Frömmigkeit und Andacht. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein. Ihn begrüßte die laute Freude, und ein so allgemeiner Jubel der Römer, daß alle Unzufriedenheit, alles, früher so oft ruchbar gewordene Mißvergnügen verschwunden schien. Er selbst hatte sich allen glänzenden Empfang, alle, schon vorbereitete Ehrenfeste, verbeten; doch konnt' er nicht alle Aeußerungen der Theilnahme vermeiden, und leise drängten sich auch wohl in Rom, wie in andern Städten des Kirchenstaats, durch die er gezogen, manche Klagen und Seufzer in die rauschenden Festlichkeiten ein. Zwar wurden die ungestümsten Schreier, deren Unmuth sich nicht zurückhielt, zum Schweigen gebracht; aber nach wenigen Tagen erscholl ihr Mißton, von Vielen andern begleitet, um so stärker, und konnte von dem Papst selbst nicht überhört werden. Man erkannte dies an seinem tiefen, fast trüben Ernst, den indeß Viele auf Rechnung der mißlungenen Reise setzten.

Begierig harrte nun das Cardinalscollegium, wie alle Römer, seiner Erklärung über den Erfolg der bedenklichen Reise. Pius aber gab nur allgemeine Versicherungen von des Kaisers frommem Eifer, und sah, wie wenig dies befriedigte, wie das Mißtrauen sich mehrte. Er zog sich still in den Quirinal zurück, und schien immer in tiefe Betrachtungen versenkt, woraus man schlimme Folgerungen zog. Endlich am 23sten September erklärte er sich, in einem feierlichen Consistorium, über seine Reise, gedachte aber fast nur der Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet worden, und der Versprechungen, welche der Kaiser ihm ertheilt habe. Da ward die Unzufriedenheit allgemein, und der Witz und Unmuth der Römer entlud sich in Pasquillen und Schmähungen. Kurze Zeit nach seiner Erklärung in der Cardinals-Versammlung fand er in der Capelle, auf seinem Betpult, eine heftige und anzügliche Schrift, die, unter andern, ihm vorwarf: „Was Gregor VII., der Größte der Priester, gegründet, das hat Pius VI., der Letzte der Priester, zerstört." — In ruhiger Fassung schrieb er mit Bleistift darunter: „das

Reich Christi ist nicht von dieser Welt; den, der die himmlischen Kronen vertheilt, bezaubern nicht die vergänglichen Kronen. Geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" — Diese Antwort, des Oberhaupts der Kirche würdig, kam gewiß aus aufrichtigem Herzen, aus einer Ueberzeugung, die auch durch jene Reise in ihm neuerweckt oder befestigt worden war. Er hätte auch in der That wohl Mäßigung genug gehabt, solcher Ueberzeugung gemäß zu handeln, wenn nicht die ungünstigsten und widerwärtigsten Zeitverhältnisse ihn in Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt gesetzt hätten.

Auch war es nicht ganz Verstellung, wenn er seine Unterhandlungen mit dem Kaiser in einem nicht ungünstigen Licht darstellte. Er hatte zu diesem wirklich Vertrauen gefaßt, mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, mit seinem Wohlwollen, auf dieses Vertrauen neue Hoffnungen gegründet, obwohl er sichs jetzt immer weniger barg, daß er einem übermächtigen Zeitgeist etwas weichen müsse. Und ganz vergebens war die Reise nach Wien nicht gewesen. Joseph hatte mehr Geneigtheit gewonnen, den Papst nicht ohne Schonung zu behandeln; das Toleranzedict war etwas beschränkt, die Aufhebung einiger Klöster eingestellt oder doch aufgeschoben, die Büchercensur, die, nach den neuern Anordnungen, auch manche von Rom aus verbotene Schriften billigen und zulassen konnte, andern strengern Regeln unterworfen, ja sogar den Klöstern einige Verbindung mit den Obern in Rom, doch unter Aufsicht der weltlichen Behörden, wieder eingeräumt worden. Etwas hatte sonach Pius in Wien wirklich erlangt, und er mochte sich wohl überreden, daß nach diesem, wenigstens nicht ganz unglücklichen, Anfang allmählig noch Einiges durchgesetzt, und auf dem Wege gefälliger Verhandlungen, die nun doch eingeleitet waren, Manches von dem, was schon ganz verloren schien, gerettet werden könne.

Bald aber zeigte der Kaiser nur zu sehr, wie wenig er sich durch den Papst gebunden oder beschränkt glaubte. Man kann als das bündigste Zeugniß, und als die offenkundigste Wirkung der gegenseitigen Verhandlungen in

Wien, das merkwürdige Fundamentalreligions-Edict vom 30sten Mai 1782 ansehen, das, mit Beziehung auf jene Verhandlungen, des Kaisers festen Willen erklärte, alle frühere Verordnungen in Betreff der Kirchenangelegenheiten aufrecht zu erhalten, und nur jene wenigen, und sehr beschränkten Milderungen zugestand. Schriftlich wurden nachher die Unterhandlungen fortgesetzt, und lösten nun fast das freundschaftliche Verhältniß, das sich gebildet hatte, wieder auf. Pius versuchte jetzt, in seinen Erwartungen getäuscht, noch einmal einen gebietenden und drohenden Ton, in welchem auch ein förmliches Breve abgefaßt ward, als der Kaiser, in seinen italienischen Staaten selbst das Recht der Pfründenverleihung ihm entzog, und Joseph faßte endlich immer fester den Entschluß, die Kirche seiner Erbstaaten völlig von Rom zu trennen.

Um aber Alles zu versuchen, den Papst zur Einwilligung in seine Maaßregeln zu bewegen, ergriff er schnell den Gedanken, selbst nach Rom zu reisen, und überraschte wirklich am 23sten December 1783 den bekümmerten Pius mit seiner unerwarteten Ankunft. Dieser Besuch ward Letzterem viel vortheilhafter, als sein eigner in Wien. Denn zwei wichtige Männer, der Cardinal Bernis (der vielvermögende französische Geschäftsträger), und der Ritter Azara (spanischer Gesandter in Rom), mäßigten des Kaisers unternehmenden Muth, und vermochten ihn, gütlich sich mit dem Oberhaupt der Kirche zu vergleichen. Joseph selbst, so sehr er seine Geistesüberlegenheit über Pius empfand, faßte doch neues Vertrauen und Wohlwollen zu ihm. Von nun an verfuhr er schonender; minder stürmisch wurden die Reformen fortgesetzt, und Pius hatte die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerste, was von dorther drohte, abgewendet zu sehn.

Indeß erhob sich aus Deutschland ein neues Unwetter in den Nunciaturstreitigkeiten. Schon früher hatten besonders die geistlichen Churfürsten wiederholte Beschwerden gegen den Römischen Stuhl erhoben; die Ankunft eines neuen Nuncius in Cöln bestimmte sie endlich, allen Anmaaßungen desselben in ihren Sprengeln, als

Eingriffen in ihre Rechte, zu widersprechen, und den altherkömmlichen Einfluß ihm gänzlich zu verweigern. Als darauf die Nunciatur von Cöln nach München verlegt ward, vereinigten sie sich mit dem Erzbischof von Salzburg, bei dem Congreß im Emser Bade (1786), zu jenen berühmten Punctationen, welche die Herstellung der alten bischöflichen Rechte und die Beschränkung der päpstlichen Gewalt über die deutsche Kirche, wo nicht eine gänzliche Unabhängigkeit derselben, bezweckten. Des Kaisers Unternehmungen hatten sie kühn gemacht; seiner bekannten Denkungsart vertrauend, hatten sie sich gleich beim Beginn des Streites an ihn gewendet, und die Genugthuung erhalten, daß er den Nuncius nur für einen Botschafter in weltlichen Angelegenheiten erklärte, und (im October 1785) ihm alle geistliche Jurisdiction abnahm, diese aber, mit den alten Gerechtsamen, den Bischöfen wieder zugestand. Sie theilten dem Reichsoberhaupt ihre Beschlüsse zur Bestätigung mit, und setzten sich selbst in Besitz der angesprochenen Rechte. Doch diese neue Gefahr sah Pius minder durch eignes Verdienst, als durch die Feinheit und Festigkeit seiner Rathgeber, und durch das Zusammentreffen günstiger Zeitverhältnisse abgewendet. Der neue Nuncius verfuhr mit Nachdruck gegen die Prälaten; die Eifersucht andrer Bischöfe ward gegen dieselben gereizt, der bayerische Hof zum Werkzeug des päpstlichen gestimmt und klüglich benutzt, und als die Sache nun an den Reichstag zu Regensburg kam, war schon Alles so eingeleitet, daß selbst protestantische Stände ihren geistlichen Mitständen entgegenwirkten. Allmählig suchten diese einzeln selbst eine Aussöhnung mit dem Römischen Stuhl, und gaben ihr wichtiges Unternehmen auf.

Gleichzeitig ward ein schwerer Kampf mit dem Großherzog und den Bischöfen von Toscana bestanden. Leopold, Josephs Bruder, der mit gleichem Eifer, zwar mit mehr Mäßigung, aber selten mit Berücksichtigung des Papstes auf eine Reformation der Kirche hinarbeitete, mußte gar bald auch mit dem Römischen Hof in Zwiespalt gerathen. Schon im Jahr 1775 hatte er die Ausführung seiner Pläne begonnen. Er besteuerte die geistlichen Stifter, wie weltliche Güter; er verbot ihnen, so wie allen frommen Anstalten, den Welt- und Klostergeistlichen, Ab-

gaben nach Rom zu zahlen; er beſchränkte die Freiheit, ſich dem Kloſterleben zu weihen, und ſetzte das Alter feſt, in dem es erlaubt ſeyn ſolle; er hob die meiſten noch beſtehenden Einſiedlerhütten auf, und ſchien allmählig noch weiter gehn zu wollen. Er fand unter den Biſchöfen ſeines Landes Einige, die auf ſeine Abſichten eingingen; aber nur Wenige, die recht in ſeinem Geiſt wirkten. Sein Vertrauen ſchenkt' er dem Scipio Ricci, Biſchof von Piſtoja, der von gleichem Reformationseifer beſeelt ſchien, unternehmend, aber auch eitel und hoffährtig war, zu Neuerungen, die Aufſehn erregen konnten, eben ſo ſehr, als zu wirklichen Verbeſſerungen geneigt. Reizbar, wie er war, glaubt' er ſich vom päpſtlichen Hof beleidigt, und bewies dieſem um ſo weniger Schonung. Die außerordentliche Gewalt, die des Großherzogs Gunſt ihm verliehen hatte, der ſichre Schutz, den dieſer ihm gewährte, erhöhten ſeine natürliche Kühnheit und Zuverſicht. Alle Vorurtheile, aber auch billige Rückſichten, hatte er überwunden.

Standhaft verfocht Leopold die oft raſchen und verwegnen Anordnungen dieſes Prälaten gegen des Papſtes ernſte, aber ziemlich gemäßigte Erklärungen, und ließ dieſen, durch ſeinen Geſandten in Rom, erinnern: „die Zeiten Gregors VII. und Bonifacius VIII. ſeyen vorüber; die Fürſten würden es nicht länger dulden, daß der Papſt in ihre Rechte eingriffe und eine gebietende Gewalt über ihre Unterthanen ſich anmaaße!" Da nun Pius zu derſelben Zeit von mehrern Seiten beſtürmt ward, und die Cardinäle ſelbſt nicht Muth genug zeigten, um ſich den gefährlichen Neuerungen des Großherzogs entgegen zu ſtellen, ſo verfuhr er mit möglichſter Schonung. Aber auch dann ward Leopold durch ſeine Gegenvorſtellungen, und durch die nachdrücklichen Erinnerungen an den Biſchof von Piſtoja gereizt, während zugleich Römiſche Eiferer dem Papſt allzugroße Schlaffheit und Nachgiebigkeit vorwarfen. Dieſer gab zwar unter andern ſeine Einwilligung zur Aufhebung einiger Klöſter, aber nur darum, weil zu fürchten war, daß ſie auch ohne ſeine Zuſtimmung eingezogen werden würden, und weil er das geringere Opfer für nöthig hielt, um den Großherzog zu verſöhnen und größere zu erſparen.

Härter traf es ihn, bald nach seiner Rückkehr von Wien, als Leopold eigenmächtig, und ohne auch nur einen Vorwand zu ersinnen, eine reiche Abtei in Toscana, die Pius eben selbst dem Cardinal Salviati ertheilt hatte, mit dem Sequester belegte, und, noch ehe diese Kränkung verschmerzt war, aus landesherrlicher Gewalt, ohne alle Anfrage bei dem päpstlichen Stuhl, die Inquisition in seinen Staaten abschaffte. Bald darauf wurden eben so eigenmächtig, wiewohl den frühesten kirchlichen Verhältnissen gemäß, alle Klöster der Aufsicht der Landesbischöfe unterworfen. Aber noch andere und größere Neuerungen sollten folgen. Der Bischof von Pistoja wagte darauf im Jahr 1786 eine Synode in Pistoja zu halten, auf der eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen und Geistlichen sogar die berühmten vier Grundsätze der gallicanischen Kirchenfreiheit förmlich, für ihren Theil, bestätigte. Zwar widersprachen andre Bischöfe; aber im folgenden Jahr veranstaltete Leopold selbst, um eine Spaltung in seiner Landeskirche zu verhüten, eine Nationalsynode zu Florenz, welche zu einer durchgreifenden Kirchenverbesserung ernstliche Anstalten traf.

Standhaft erklärten sich gegen die entworfenen Vorschläge die Erzbischöfe von Florenz, Pisa und Siena, mit zehn andern Bischöfen; das Volk rottete sich zusammen, griff, erbittert gegen den Bischof von Pistoja, dessen Wohnung an, plünderte sie, verbrannte seine Schriften und sein Bildniß, und überließ sich den Ausschweifungen überreizter Schwärmerei. Leopold zog die Urheber und Anführer des Tumults vor Gericht; Ricci legte eine Fürbitte für sie ein, und fuhr in seinen Neuerungen fort.

Indeß widersprachen denselben immer mehr Bischöfe; der Papst selbst redete in einem gemessenern und muthigern Ton gegen den Großherzog, verweigerte diesem standhaft die Bestätigung eines von ihm gewählten Bischofs, und ertheilte seinem Nuncius in Florenz so kräftige und entscheidende Verhaltungsregeln, daß Leopold, der einen gänzlichen Bruch, eine kirchliche Trennung vermeiden wollte, sich etwas nachgebender und friedlicher zeigte. Bald aber erhoben sich neue Zwistigkeiten. Im

Erfolg derselben suchte Pius die Wahl Leopolds zum Römischen König zu hintertreiben, und dieser, dadurch und durch andre Mißverhältnisse erbittert, begann nun, nach kurzer Rast, im September 1788 von Neuem, ernstlich an seinen Reformationsplänen zu arbeiten. Er schaffte die Nunciatur in seinen Staaten gänzlich ab, verbot den Klöstern, ferner eine Verbindung mit fremden Obern zu unterhalten, erklärte sie, in geistlichen Angelegenheiten allein den Landes-Bischöfen, in weltlichen den Landesgerichten unterworfen, und untersagte jede Appellation nach Rom.

Pius, dadurch erschüttert, verordnete einen Ausschuß von Cardinälen, diese wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Die meisten riethen zur Milde; der Papst selbst bewies die höchste Mäßigung, und gab mit Würde nach. Aber Leopold war zu sehr gereizt; er ließ die Acten der Synode von Florenz bekannt machen, wie Ricci, der, von Rom aus verketzert, und durch den großherzoglichen Schutz immer übermüthiger ward, mit den Acten der Synode von Pistoja gethan, und das, ohnehin verhängnißvolle Jahr 1789 verging unter fortdauerndem Streit, da Leopold auch die alten Ansprüche an das Herzogthum Urbino erneut hatte.

Der Tod Kaiser Josephs II. (22. Februar 1790) rief Leopold nach Deutschland. Sein Abgang aus Toscana, und der Eintritt neuer, gewaltiger Zeitverhältnisse, unterbrachen dort das Reformationswerk. Die neue Regierung knüpfte friedliche Unterhandlungen mit dem Römischen Stuhl an; die Neuerungen wurden wieder vernichtet, die alten Gebräuche und Verhältnisse hergestellt; der Bischof von Pistoja zog sich zurück, obwohl in seinen Bestrebungen beharrend, bis er endlich zur Niederlegung seines Bisthums von dem neuen Großherzog selbst bewogen ward.

Der schwere Kampf mit Toscana war nicht der Einzige, den Pius in Italien selbst zu bestehen hatte. Auch der Herrscher eines nur kleinen Gebiets, aber dem Kirchenstaat so nahe, daß seine Pläne denselben um so stärker berührten, der Herzog von Modena beunru-

higte den Römiſchen Hof. Er erneute nämlich ſeine alten Familienanſprüche auf das Herzogthum Ferrara, und ſchien ſie, mit allem Ernſt, geltend machen zu wollen. Wenigſtens traf er im Jahr 1784 ſogar einige kriegeriſche Anſtalten, als woll' er ſich mit Gewalt in Beſitz ſetzen, und nur die Dazwiſchenkunft und Vermittlung einiger größerer Mächte befreite den Papſt von dieſer Gefahr. Dagegen ging nun auch der Herzog in die Reformationspläne andrer Fürſten ein, und begann mit der Abſchaffung der Inquiſition in ſeinem Staat.

Einen ergebenern Sohn hatte Pius an dem Herzog von Parma, der ihm mit aller möglichen Ehrerbietung entgegenkam, und, Frömmigkeit mit der größten Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche vereinigend, ihm eine ſo unbeſchränkte Gewalt zugeſtand, daß Pius darin einige Schadloshaltung für ſo viele entgegengeſetzte Erfahrungen finden konnte.

Deſto mehr bekümmerte ihn der Freiſtaat Venedig, der ſchon den frühern Päpſten viel Verdruß und Sorge bereitet hatte. Bald nach Pius Regierungsantritt machte der Senat den Beſchluß, mehrere Klöſter und Stifter einzuziehen, bekannt. Als der Papſt drohend die Zurücknahme des Beſchluſſes forderte, ward ihm in einer ſo ſtarken und ſchonungsloſen Sprache geantwortet, daß er zum offnen Kampf ſich rüſtete, dann aber, eben ſo ſehr ſeiner Gutmüthigkeit, als dem Rath mehrerer Freunde folgend, den Senat zu verſöhnen ſuchte, und ſelbſt den ernannten Patriarchen von Venedig beſtätigte. Aber auch dann fuhr der Senat in ſeinen Neuerungen fort, und ein neues Ereigniß erbitterte die Gemüther noch mehr. Der Senat ließ an einem Gränzfluß zwiſchen Venedig und dem päpſtlichen Ferrara Arbeiten vornehmen, um das häufige Austreten des Fluſſes zu verhüten. Päpſtliche Truppen vertrieben die Arbeiter und tödteten einige derſelben. Venedig forderte Genugthuung, und ſendete, als man in Rom damit zögerte, Soldaten auf den Kampfplatz. Pius verordnete nun eine Unterſuchung der Sache, bewies, daß ſeine Soldaten ihre Befehle überſchritten hätten, ſtrafte ſie, und die Arbeiten an dem Fluß gingen dann ungeſtört fort. Doch war damit das Maaß der

Kränkungen, die der Freistaat dem Papst zufügte, nicht erschöpft. Weil im venetianischen Gebiet noch viele nichtunirte Griechen lebten, berief der Senat einen Erzbischof der griechischen Kirche nach Venedig, und räumte ihm eine Römisch-katholische Kirche zum Gottesdienst ein. Auf des Papstes Gegenvorstellungen ward nicht geachtet, vielmehr bald darauf auch eine Beschränkung der Gelder, welche aus der Republik nach Rom flossen, verfügt. So dauerten die Streitigkeiten fort, bis auch hier die französische Staatsumwälzung gewaltsam eingriff, und eben so sehr die Gegenstände des Streits, als die Streitenden selbst endlich vernichtete.

Aber als solle in Pius Regierung alle Noth und alle Widerwärtigkeit sich zusammendrängen, fochten ihn auch solche Regierungen an, auf deren Treue Rom sonst bauen durfte. Nicht nur hatte er manche schwierige Forderungen des Gesandten Spaniens zu beseitigen, auch Portugal schien die alten Bande lösen, und Eigenmacht an die Stelle des frühern Gehorsams setzen zu wollen. Schon unter der Regierung des Königs Joseph I. hatte der allvermögende Minister Marquis von Pombal, von der Neuerungslust der Zeit ergriffen, einige dem Römischen Stuhl sehr unangenehme Verfügungen in kirchlichen Angelegenheiten getroffen. Der Tod des Königs, und die darauf folgende Absetzung Pombals unterbrach zwar die mißfälligen Neuerungen, und die Königin stellte sogar die alten, dem Römischen Hof höchst günstigen Verhältnisse auf eine Weise her, wie sie fast in keinem andern Staat mehr statt fanden. Ein neues Concordat sicherte überdies, im J. 1778, die Gerechtsame des Papstes, nach sehr gemäßigten Grundsätzen, und auch den Jesuiten schien die Königin ihre Gunst wieder zuzuwenden. Wenigstens ward der päpstlichen Kammer der Unterhalt der aus Portugal vertriebenen sehr erleichtert, und man redete so laut von der Möglichkeit der Wiederherstellung des Ordens in diesem Staat, daß andre Mächte darauf aufmerksam wurden. Aber der Prinz von Brasilien hegte andre Ansichten und Grundsätze, als seine Mutter. Er machte Anordnungen, die in Rom keinen Beifall finden konnten, ließ einige für die Normalschulen in Oesterreich verfaßte Lehrbücher übersetzen, und begünstigte auf der Universität

zu Coimbra die Vertheidigung von Lehrsätzen, welche der päpstlichen Gewalt sehr ungünstig waren, und die weltliche Macht über diese zu erheben drohten. Er bewog selbst seine fromme und sehr kirchlich gesinnte Mutter, im Jahr 1788 zu der, auf eine Verminderung der Klosterleute berechneten Verordnung, daß ohne königliche Erlaubniß Niemand in ein Kloster treten solle. Zwar starb bald darauf der Prinz von Brasilien, aber seine Absichten schienen fortzuleben, da im Jahr 1790 die Königin auch die Geistlichen besteuerte, wozu Pius selbst seine Einwilligung gab. Auch nachher noch fand dieser in Portugal Grund zu vielen Besorgnissen, die dann aber durch größere anderwärts verdrängt wurden.

Leichter wurden die Gefahren zerstreut, welche der Zeitgeist dem Papstthum in Pohlen erweckte. Die im Jahr 1778 vorgeschlagenen Staatsgesetze, welche die herkömmliche Gerichtsbarkeit der päpstlichen Nuncien, die Freiheiten der Geistlichen, die Appellationen nach Rom, die Zahl der Mönche und Nonnen beschränken, und die päpstlichen Bullen der Genehmigung des Königs unterwerfen sollten, wurden durch den hartnäckigen Widerstand des Klerus unterdrückt. Der König Stanislaus selbst gab dem Papst Beweise großer Ergebenheit und ausgezeichneter Ehrerbietung.

In ein merkwürdiges, nicht immer friedliches Verhältniß kam Pius mit einigen nichtkatholischen Fürsten, die, im Allgemeinen sich ihm viel günstiger bewiesen, als die gekrönten, meist unfolgsamen Söhne seiner Kirche. Aber er zeigte diesen auch nicht leicht so viel nachgebende Klugheit und gefällige Aufmerksamkeit, als denen, die freilich in ihm mehr den weltlichen Fürsten, als das Oberhaupt der Kirche anerkannten.

Die zahlreichen Katholiken, die in dem weiten russischen Reich lebten, konnt' er seiner väterlichen Obhut nicht ganz entzogen glauben, und er mußte deshalb mit der Kaiserin Catharina II. in mannigfache Beziehungen treten, die geraume Zeit unfreundlich waren. Eine große Zahl Jesuiten hatte sich nach Rußland geflüchtet, und dort Schutz gefunden. Sie und ihre Freunde in Rom

benutzten eine gefährliche Krankheit des Papstes, dessen Ende man erwartete, durch eine eigenmächtige, ein erschlichnes päpstliches Breve offenbar zu weit ausdehnende Erklärung des Römischkatholischen Bischofs von Mallo (in partibus), der seinen Sitz in Mohilow hatte, ihrem Orden die Aufnahme von Novizen zu gestatten. So wenig nun Pius den Jesuiten abgeneigt war, so konnt' er doch des Erzbischofs Eingriffe in seine Rechte nicht zulassen, und fürchtete auch, daß jene Erklärung, wenn sie von ihm veranlaßt oder genehmigt schiene, alle Höfe, die dem Orden feind waren, gegen ihn aufbringen möchte. Gleich nach seiner Genesung sah er sich genöthigt, den Forderungen des französischen und spanischen Gesandten wenigstens einigermaaßen zu entsprechen, indem er zugleich vermeiden wollte, die Kaiserin zu reizen. Denn diese bezeugte bald, daß sie den Bischof von Mohilow schützen, und sich durch nichts bewegen lassen wolle, die Fortdauer des Jesuiterordens in ihrem Staat zu verbieten, noch weniger einer fremden Macht ein solches Verbot zu gestatten. Der Papst bot Alles auf, die mächtige Selbstherrscherin sich geneigt zu machen, sie zur Anerkennung seiner Oberhirtenwürde, auch hinsichtlich der Katholiken ihres Reichs, zur Berücksichtigung seiner Verhältnisse zu stimmen; freiwillig gab er ihr, in seinen Schreiben, den Kaisertitel, den die frühern Päpste den russischen Czaaren nicht ertheilt hatten. Aber Catharina schien jede päpstliche Einmischung in die Angelegenheiten ihrer Unterthanen zurückzuweisen, und forderte von Pius nur eine willfährige Genehmigung ihrer Beschlüsse, soweit sie die katholische Kirche betrafen. Sie gedachte ein Erzbisthum in Mohilow zu errichten; Pius sollte nicht nur dieses bestätigen, sondern auch den Bischof von Mallo zum ersten Erzbischof ernennen. Er mußte das Schlimmste fürchten, wenn er dies verweigerte, was ein Lieblingsplan der Kaiserin war, und doch konnt' er nicht einen Mann so erheben, der zu so vielen Beschwerden Veranlassung gegeben hatte, und mit dem Römischen Stuhl nicht versöhnt war. Standhaft weigerte sich Pius, selbst als Kaiser Joseph II. ihm dringend empfahl, den Unwillen der Kaiserin nicht stärker zu erregen; endlich gab er nach. Catharina war beruhigt, und die katholischen Höfe, die an der Ernennung jenes Erzbischofs Anstoß nehmen

men mußten, wurden möglichst begütigt. Drauf aber mußte der Papst sich sogar entschließen, zum Aerger aller Römischen Eiferer, auf Veranlassung der Kaiserin, einer schismatischen Fürstin, den Nuncius Archetti, den er zur Beilegung der Streitigkeiten nach Petersburg gesendet, mit der Cardinalswürde zu bekleiden, und den von den Jesuiten in Rußland, unter kaiserlicher Genehmigung erwählten Generalvicar des Ordens, Benilawski, der selbst nach Rom kam, und mit frecher Zudringlichkeit den heiligen Vater selbst bestürmte, sowohl in jener Würde, als in der eines Coadjutors des Erzbischofs von Mohilow zu bestätigen. Dies zog ihm neue Vorwürfe von allen, den Jesuiten-feindlichen Höfen zu; aber vom Norden her ward nun seine Ruhe weniger gestört, und als der Großfürst von Rußland selbst nach Rom kam, wo der Papst ihn mit der feinsten Aufmerksamkeit und zuvorkommendsten Güte aufnahm, ward das freundschaftliche Verhältniß beider Mächte befestigt.

Wirklich bestätigt' er auch, im Jahr 1783, für Rußland förmlich den Jesuiterorden. Dazu war er eigentlich immer geneigt gewesen, nur wollt' er dabei weder seiner Würde etwas vergeben, noch die Feindschaft der katholischen Höfe, die seine Schritte bewachen ließen, auf sich laden. Was er zu Gunsten des Ordens that, mußt' er theils möglichst verbergen, theils entschuldigen, und eine günstige Gelegenheit, den Orden wieder zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, erlebt' er nicht.

Zu den Seltsamkeiten der Regierung Pius VI. gehört sein Verhältniß mit dem König von Schweden, Gustav III. Dieser evangelische Fürst bewies ihm eine Ehrerbietung und Ergebenheit, die von den meisten katholischen Mächten ihm versagt ward. Der König hatte nicht nur eine den Katholischen seines Reichs sehr günstige Verordnung (im Jahr 1781) gegeben, sondern kam auch selbst, unter dem Namen eines Grafen von Haga*),

*) Kaiser Joseph II. hatte, als er auf seiner Reise nach Rom das päpstliche Gebiet betrat, ebenfalls diesen Namen angenommen, und so den Papst überrascht, der den König von Schweden erwartete. Pius wußte sich noch gut genug in diese Ueberraschung zu finden, wiewohl er in der Verstellung nicht sehr geübt war.

nach Rom, und sprach nun persönlich die artigsten Schmeicheleien aus, die er schon vorher schriftlich dem Papst geäußert hatte. Pius dagegen erwies ihm auch alle die Auszeichnungen, die einem protestantischen Fürsten in Rom irgend zu Theil werden konnten. Gustav nahm an den feierlichen Messen, welche der Papst selbst in der Charwoche und am Osterfest hielt, Antheil, und schien durch die allerdings prächtige Feierlichkeit ungemein ergriffen und bewegt, welches er auch zu äußern nicht versäumte. Er sah alle Herrlichkeiten Roms, bewunderte sie, und rühmte den Papst. Dieser ließ dafür, dem König zu Ehren, die kostspielige Beleuchtung der hohen Peterskirche veranstalten, und gestattete sogar, mit einer in Rom unerhörten Duldung, daß in dem schwedischen Gesandtschaftshause eine evangelische Capelle eingerichtet ward, in welcher der König mit seinem Gefolg und mehrern eben anwesenden Protestanten das heilige Abendmahl feierlichst empfing. — Dieses freundliche Verhältniß mit dem schwedischen König konnte zwar auf des Papstes Lage keinen bedeutenden Einfluß haben, noch von erheblichen Folgen seyn, aber es erfreute eben so sehr seine Eitelkeit, als sein natürliches Wohlwollen.

Selbst König Friedrich II. von Preußen schien ihm einigen Ersatz zu gewähren für die Kränkungen, welche die der Römischen Kirche verbundenen Fürsten ihm zufügten. Die nicht kleine Zahl von Katholiken, die im preußischen Staat lebten, der Wunsch, diese in ungestörter Religionsfreiheit, und zufrieden mit der Regierung zu erhalten, bestimmte den König, einen Geschäfftsträger in Rom: zu ernennen, und durch diesen ein Verhältniß mit dem Römischen Hof anzuknüpfen. Jene Bulle, welche die Auflösung des Jesuiterordens erklärte, war im Preußischen nicht bekannt gemacht, noch ausgeführt worden; der Orden dauerte dort fort, und mehrere Glieder desselben, aus andern Staaten verbannt, hatten sich auch eingefunden. Es gefiel dem König, ihrem friedlichen Beisammenleben kein Hinderniß in den Weg zu legen, und er forderte den Papst auf, nichts gegen sie zu verfügen. Dieser folgte gern seiner Neigung und versprach, der Fortdauer des Ordens nie förmlich zu widersprechen. Dagegen erklärten sich heftig die Gesandten des spanischen

und französischen Hofes, und drangen in den Papst so heftig, daß dieser wenigstens etwas thun mußte, um sie zufrieden zu stellen. Er verbot den preußischen Jesuiten, noch ferner ihr Ordenskleid zu tragen, zu predigen und die Sacramente zu verwalten. Da der König diesem Verbot beistimmte, gehorchten die Jesuiten. Aber ihr Orden dauerte im Preußischen, nach des Königs Willen, fort. Pius erkannte dankbar die Gunst, welche der nichtkatholische Fürst den Gliedern der Römischen Kirche in seinen Staaten und selbst den Klöstern bewies, und gestand endlich unaufgefordert zu, was alle seine Vorgänger verweigert hatten, indem er die preußische Königswürde förmlich anerkannte. Dafür hielt ihm der König auch zu gut, wenn er, von den katholischen Mächten, besonders den bourbonischen Höfen, bedrängt, bisweilen eine stärkere und unduldsamere Sprache, namentlich gegen die Jesuiten, redete, woran sein Herz keinen Theil hatte.

Auf solche Weise von vielen Seiten angefochten und bekümmert, von wenigen begünstigt und erfreut, ward Pius VI. auch der kleine Trost zu Theil, daß man selbst jenseits des Weltmeers ihn als Oberhaupt der Kirche anerkannte. In den vereinigten Staaten von Nordamerika, die, nach Erlangung ihrer freien Selbstständigkeit, die unbeschränkteste Duldung und Freiheit der Gewissen, wie des öffentlichen Gottesdienstes gesetzlich gemacht hatten, lebte auch eine große Zahl von Katholiken. Um die kirchlichen Angelegenheiten derselben zu ordnen, schien ein Bischof nothwendig, und der Papst ward aufgefordert, ihn zu ernennen und zu verordnen, welches Recht ihm auch für alle Zeiten zustehen sollte. Seine Freude über diese unerwartete Auszeichnung äußerte sich so löblich, daß er durch ein Breve den katholischen Klerus in Nordamerika ermächtigte, den ersten Bischof selbst zu wählen. Es geschah; Pius bestätigte den Erwählten, der seinen Sitz in Baltimore aufschlug, und mit der Würde eines päpstlichen Legaten bekleidet ward.

In einem sehr günstigen Lichte erscheint Pius bei den Unruhen in den Niederlanden. Diese waren durch Josephs Neuerungen in den kirchlichen Angelegenheiten angefacht worden, und boten dem Papst Gelegenheit dar,

als Friedensvermittler aufzutreten, wiewohl seine Vermittelung nicht von bedeutenden Folgen war. Aber ein guter Geist verkündigte sich in seinen Hirtenbriefen und Breven, die er an die niederländischen Bischöfe sendete, und die ihn wahrhaft als einen Boten des Friedens darstellten. Als ein solcher wär' er, der Stimmung und dem Wunsche seines Herzens nach überall gern erschienen, wenn nicht die wechselreiche Zeit, so viele Anfechtung und Reizung von außen, sein ruhiges Gleichgewicht gestört hätten. Mit aufrichtigem Gerechtigkeitsgefühl erkannt' er gern ein wohlbegründetes Recht Anderer an; aber es war ihm eben so unerträglich, das, was er in Macht und Besitz als sein Eigenthum ansah, auf irgend eine Weise gekränkt zu sehen. Daher widerstrebt' er jenen allenthalben beliebten Neuerungen, die seine herkömmlichen Gerechtsame zu vernichten, und alle Gewalt, welche er als ein theures, ihm anvertrautes Kleinod betrachtete, dem Stuhl Petri zu rauben drohten.

Darum erschrack er, noch eh' er Papst geworden, als aus dem Schooß der Römischen Kirche, ja aus dem Kreis der obersten Kirchenbeamter, ein neuer Gegner auftrat, der die furchtbarsten Waffen gegen den Römischen Stuhl richtete. Der berühmte Weihbischof und Minister zu Trier, Johann Nicolaus von Hontheim, hatte in seinem, unter dem Namen Justinus Febronius (1763) herausgegebenen Werk *), mit der größten Freimüthigkeit und eindringendsten Gelehrsamkeit, geschichtlich die Anmaaßungen und Ansprüche des Papstthums bekämpft. Pius erhielt zwar im Jahr 1778 die Genugthuung, daß der vielbestürmte Mann sein Buch förmlich widerrief, und diesen Widerruf sogar für freiwillig erklärte. Aber eine spätere, ausführliche Erklärung **) Hontheims bestätigte eigentlich doch die Hauptsätze seines Werks, und der Geist, der durch dasselbe überall angeregt oder genährt, und gegen den Römischen Stuhl im-

*) De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis, ad uniendos dissidentes.

**) Commentarii in Retractationem. 1781.

mer feindseliger geworden, war durch keinen Widerruf niederzuschlagen.

Pius bewies sich desto aufmerksamer auf Alles, was die Lehre oder Verfassung der Römischen Kirche anfechten mochte, ohne gerade allen Verbesserungen abgeneigt zu seyn. So bot er unaufgefordert die Hand, als der Churfürst von Trier das Schulwesen seines Landes verbessern wollte, und die reichen Abteien zu freiwilligen Beiträgen für diesen heilsamen Zweck aufforderte. Die Mönche weigerten sich, und wußten die Sache an den Papst zu bringen, der nun sogleich durch ein Breve den Churfürsten ermächtigte (1784), eine Vermögensuntersuchung bei den Saumseligen vorzunehmen, und, nach billiger Abschätzung, ihren Ueberschuß zu dem löblichen Endzweck zu verwenden. So gab er auch den Veranstaltungen deutscher Prälaten, die Geistlichen zur Berufstreue anzuhalten, und den traurigen Zustand der Kirchenzucht zu verbessern, selbst dem merkwürdigen, schönen Hirtenbriefe (von 1782) des Fürstbischofs von Salzburg, der auf Einschränkung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibellesen empfahl, seinen Beifall.

Irrenden zeigt' er zwar großen Eifer für katholische Rechtgläubigkeit, aber doch christliche Milde, und fand an bösartiger Verketzerung kein Gefallen. Wenn er (schon 1777) eine Untersuchung über die bekannten gasnerischen Wundercuren verhängte, so erfüllt' er seine Pflicht in einer Sache, die Vielen ärgerlich war, und neuen Aberglauben zu erwecken schien; doch wurde Gasners Kunst nicht blos als abergläubig, sondern auch als ketzerisch verworfen.

Unter solchen Kämpfen und Mühen war Pius in das höhere Alter übergegangen. Seine ältern Freunde, die mit Rath und Trost in frühern trüben Stunden ihm treulich zur Seite gestanden, besonders Alexander Albani und Manesoschi, waren längst von ihm geschieden; auch seinen vieljährigen Vertrauten, den Exjesuiten Zaccaria, vermißt' er schmerzlich. Ihn umgab eine neue Welt, und sein, wenn nicht zärtliches, doch für Liebe sehr empfängliches Herz machte ihn schwach gegen

seine Verwandten, weshalb er bittern, freilich nicht unverdienten Tadel erfuhr.

Seit dem Anfang seiner Regierung hatte er es bitter empfunden, wie keine Zeit dem Oberhirten der Kirche, dem geistlich-weltlichen Herrscher ungünstiger seyn könne, als die Seinige; wie Alles, nach Neuerungen begierig, dahin strebe, das Alte zu vernichten, und, mit unerschöpflicher Verwandlungslust, das Bestehende umzubilden, was den Vätern heilig und unantastbar gewesen, neu zu gestalten; wie alle kirchlichen Verhältnisse mit fortgerissen wurden von dem gewaltigen Strom neuer, oder allgemeiner verbreiteter Meinungen, die eben so zuversichtlich über veraltete Formen und Vorurtheile, als über eine klare, gemäßigte Ansicht und Würdigung des menschlichen Lebens sich erhoben. Als Fürst hatte er zu vielen gerechten Klagen Veranlassung gegeben, den Ansprüchen einer drangvollen, wechselreichen Zeit nicht genügt, weniger weil es ihm an ehrlichem und wohlmeinendem Willen, als an innerm Beruf zum Herrschen, an umfassender Einsicht und an Kraft gebrach; als Oberhaupt der Kirche war er überall einem feindselig widerstrebenden Geist begegnet, und hatte es weder den Eiferern, noch den Lauen und Aufgeklärten recht machen können, weil seine Gesinnungen ihm Milde und Nachgiebigkeit, seine Grundsätze strenges Halten an dem Alten empfahlen, und er, durch den Geist der Zeit in einen Zwiespalt mit sich selbst verwickelt, bald jenen, bald diesen folgte, ohne zu dem gleichmäßigen Wirken zu gelangen, welches nur bei rechter Einigkeit mit sich selbst möglich ist. Dieser Zwiespalt wirkte auf alle seine Verhältnisse ein, und stellte ihn, selbst als Menschen, bisweilen in ein zweifelhaftes Licht, das nur durch seine sich immer gleiche Frömmigkeit und Herzensgüte der Mißdeutung, wenigstens bei unbefangnen Beobachtern, entnommen ward.

Die schwerste Prüfung und allertraurigste Erfahrung war seinen letzten Lebensjahren aufgespart. Als ein Greis von 72 Jahren sah er über sein schon gebeugtes Haupt ein Unwetter hereinbrechen, dem selbst eine jugendliche Kraft nicht widerstanden hätte. Aber gerade diese unglücklichste Zeit ist die Zeit seiner schönsten Bewährung; in dem Feuer

der strengen Prüfung läutert sich sein ganzes Wesen, und von manchen frühern Gebrechen entbunden, tritt Alles, was Gutes in ihm war, nun entschiedener und kräftiger hervor; in der Schule großer Leiden erlangt' er tadelfreier die höhere Reife, die unverletzliche Würde, die ihm eben soviel wohlverdiente Achtung, als sein Schicksal herzliches Mitleid gewinnt. Wenn er auch jetzt von Irrthum nicht frei erscheint, und dem Tadel nicht entgehen kann, so findet seine mangelhafte Einsicht doch in der veredelten Gesinnung eine mächtige Fürsprecherin, und die Theilnahme an seinen Leiden wird überall erhöht durch die Ergebung und Standhaftigkeit, mit der er diese ertrug.

Die französische Revolution begann, und fügte schnell dem Papstthum den größten Verlust zu. Die gallicanische Kirchenfreiheit hatte zu allen Zeiten dem Römischen Stuhl viel Sorge und Streit verursacht; Pius war von dorther, wie wir gesehen, früher weniger angefochten worden, und nur das Toleranzedict Ludwigs XVI., vom Jahr 1782, das besonders auch die Proselytenmacherei der Katholischen rügte, hatte ihn etwas verletzt. Als aber Frankreich alle Bande gesellschaftlicher Ordnung zerriß, und für das Trugbild seiner Freiheit und Gleichheit wüthete, da ward auch alles Heilige völlig in den Staub getreten, und das kirchliche Verhältniß mit Verachtung, Spott und Hohn niedergeworfen.

Schon 1789 wurden durch die Nationalversammlung alle geistliche Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 Avignon und Venaissin, welche der Römische Stuhl längst durch gesetzmäßigen Kauf an sich gebracht, und seit Jahrhunderten als unbezweifeltes Eigenthum besessen hatte, eingezogen und dem französischen Reich einverleibt. Immer wilder ward der Sturm. Die Freiheitsschwärmer weihten die Kirche der heiligen Genoveva zu Paris zu einem Pantheon ein, verbannten alles Geistliche, ja alles Religiöse, und huldigten allein ihrer kindischen Vernunftgöttin. Laut sprach man allen Geistlichen und dem Papst Hohn; der Verkauf der eingezognen Kirchengüter ward (1790) decretirt, von den Priestern der Bürgereid, welcher unversöhnlichen Haß der Monarchie einschloß, gefordert (1791), und wer denselben verweigerte, deportirt

(1792). Schon 1790 war die Aufhebung aller geistlichen Orden und aller Klöster beschlossen, und ausgeführt worden; auch die Seminarien blieben nicht unangetastet. Je stärker der Papst sich gegen den Bürgereid der Priester erklärte, desto heftiger tobte gegen ihn der Aufruhr, von aller Scheu entblößt; die Pariser verbrannten 1791 vor dem königlichen Palast und vor den Augen des Nuncius, eine Strohfigur, die Pius VI. vorstellte.

Dieser erließ Hirtenbriefe, Breven, Bullen an die Bischöfe, an die Geistlichen und an das Volk, und ermahnte mit väterlicher Stimme, zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung, in den Schooß der Kirche. Mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ohne Nachdruck, griff er in das gewaltige Unternehmen ein; die schon 1796 in 2 Bänden erschienene Sammlung seiner Breven und Hirtenbriefe, aus dieser Revolutionszeit, bezeugen seinen Eifer, seinen tiefen Schmerz. An die Fürsten, an die Völker wendet' er sich warnend, ermahnend, und verdammte laut und feierlich die Grundsätze, welche in Frankreich Wurzel gefaßt hatten. Als die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung nach Rom kam, bezeugt' er im Consistorio und öffentlich seine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Messen zum Heil seiner Seele.

Der Unwille der Franzosen ward noch mehr genährt, als der Papst im Jahr 1792 bei dem beginnenden Krieg sich ebenfalls rüstete, wiewohl er erklärt hatte, daß er neutral bleiben wolle. Dem furchtbaren Drang der Zeit war sein Geist, sein Alter nicht gewachsen; seine politischen Maaßregeln waren unsicher, schwankend. Aber sein Glaube, seine Frömmigkeit hielt ihn selber aufrecht, und bewährte untrüglich seine Gesinnung.

Damals versöhnten sich die Römer mit dem ehrwürdigen Greise, der in dieser Prüfung ihnen als ein hellleuchtendes Vorbild erschien; sie priesen ihn als den Vater des Vaterlands; viele Stimmen nannten ihn den Besten der Fürsten, und der Senat vereinigte sich mit den Bürgern, ihm ein Denkmal zu errichten, mit der Inschrift: „dem Beschützer der öffentlichen Si-

cherheit." Pius selbst aber gab dazu, unter jenen Umständen, seine Einwilligung nicht, und ließ nur geschehen, daß eine in Marmor gegrabene Inschrift im Capitol aufgestellt ward, welche die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Römer aussprach. Allmählig aber fand der in Frankreich erwachte Geist auch im Kirchenstaat immer mehr Beifall; der Freiheitsruf erscholl bereits in mehrern Städten, und ließ bisweilen auch in Rom sich vernehmen. Schon wurden die nachdrücklichsten Anstalten zur Abwendung eines gefährlichen Aufstandes nothwendig. Auch gegen die in Rom anwesenden Franzosen mußten ernstliche Maaßregeln ergriffen werden, unter denen auch wohl Unschuldige litten. Mehrere flüchteten in ihr Vaterland und erregten neuen Unwillen gegen die päpstliche Regierung. Das Römische Volk äußerte schon mehrmals seinen Franzosenhaß sehr gewaltthätig. Als der französische Gesandte in Neapel einen seiner Räthe mit mehrern Begleitern nach Rom sendete, und diese, mit der dreifarbigen Schleife geziert, durch den Corso fuhren, wären sie von dem empörten Volk fast gesteinigt worden, und der Gesandtschaftsrath (Basseville) kam in dem Tumult um.

Drei Tage nachher erschien ein päpstliches Ausschreiben, welches den Römern für die bewiesene Anhänglichkeit an die Religion und an des Papstes geheiligte Person dankte, die begangenen Ausschweifungen und Ungebührlichkeiten aber, freilich mild genug, tadelte und für die Zukunft untersagte. Aber dies genügte den Franzosen allerdings nicht, und so wenig Pius selbst bei diesen Ereignissen verschuldet hatte, fiel doch Alles auf sein wehrloses Haupt zurück, gegen das sich aller Unwille richtete.

Je weniger man sich bergen konnte, daß die Rache der Franzosen nicht ausbleiben werde, desto ernstlicher dachte die Römische Regierung auf Vertheidigungsmaaßregeln. Aber die Zahl der päpstlichen Truppen war klein; es fehlte an Waffen und Geld. Durch öffentliche Aufgebote suchte man die Bewohner des Kirchenstaats zum Widerstand gegen die nahende Gefahr, zum kräftigen Kampf zu erwecken, und dieselben aufzureizen gegen das Volk „ohne Gesetz und ohne Frömmigkeit, gegen die Barbaren, die sichs gelobt, wohin sie kämen, die Throne und

die Altäre umzustürzen." Gleichwohl ließ Pius, der persönlich immer den Frieden wünschte, ein von seinen Küstenwachten aufgebrachtes kleines französisches Fahrzeug wieder zurückgeben, indem er erklärte, „daß er mit Frankreich nicht im Kriege sey."

Die Jahre 1793 und 94 vergingen unter fortdauernden Besorgnissen für die Sicherheit des Kirchenstaats, und vielen, nicht immer zweckmäßigen Anstalten, die wechselnden Zeitereignisse zu Gunsten desselben zu leiten. Pius ließ sogar zu, daß der neue Schatzmeister Laporta, der an Ruffo's Stelle getreten, einen Theil des Kirchensilbers einforderte, und Geld daraus zu schlagen verordnete. Aber auch die Auflagen mußten erhöht werden; die Unterthanen seufzten unter neuem Druck, und verloren die Geneigtheit zur Selbstvertheidigung gegen Frankreich; vielmehr erhob sich neues Murren gegen die Regierung.

Seit den letzten drei unheilvollen Jahren hatte Pius die Feier des, den Römern so beliebten, Carnevals untersagt. Das Volk hatte sich darein ungern gefügt, aber unwillig bemerkt, daß die Vornehmern und Reichern das Verbot wenig achteten. Am Donnerstag vor Fastnacht 1795 bemächtigte sich der Pöbel selbst seines alten Rechts, lief in Masken durch die Straßen, und als darauf Soldaten und Sbirren ihn auseinander zu treiben suchten, entstand ein allgemeiner Auflauf, in welchem viele Unordnungen verübt wurden. Die päpstliche Regierung bewies die größte Mäßigung, und ließ, ohne harte Maaßregeln, den Sturm austoben, der ohne erhebliche Folgen vorüberging, aber doch die Gemüther zu ähnlichen Ausschweifungen geneigter und kühner machte.

Während nun der Sieg immer häufiger den französischen Waffen folgte, Pius aber fortfuhr zu behaupten, daß er mit Niemand im Kriege sey, konnte die Regierung doch immer weniger vermeiden, sich zu einiger Gegenwehr zu rüsten, und auf Mittel für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu denken. Der Papst selbst ließ einen großen Theil seiner Wagen und Pferde verkaufen, und das daraus gelöste Geld in den öffentlichen Schatz nieder-

legen. Dazu wurde eine Menge neuer Papiere, die, weil ihre Einlösung nicht zu hoffen war, tief unter dem Nennwerth standen, ausgegeben; man zwang die Kaufleute zu wiederholten Anleihen, für welche sie werthlose Zeddel erhielten, und selbst die Klöster sollten ihr überflüssiges Silber in die Münze senden. Doch reichte das Alles kaum für die dringendsten augenblicklichen Bedürfnisse hin.

Der Frühling des Jahres 1796 war mit trostlosen Aussichten eingetreten. Der Durchzug eines neapolitanischen Heeres durch den Kirchenstaat, war vom Papst gestattet worden, und hatte, obwohl er auch dabei seine Neutralität zu verwahren suchte, die Franzosen von Neuem gereizt. Durch das ganze päpstliche Gebiet wurden feierliche Gebete für das Glück der Waffen Oesterreichs verordnet. Aber das Glück begleitete sie nicht, und in Rom ward kein günstiger Rath erfunden, die wachsende Gefahr zu beschwören. Der Cardinal Zelada, der an der Spitze der Geschäffte stand, fühlte, als ein Greis, von dem jugendlich aufbrausenden Zeitlauf sich überwältigt. Ihm ward ein Cardinalsausschuß beigesellt, und diesem ein Rechtsgelehrter, Barberi, ein gerechter, aber strenger und eigenmächtiger Mann, als Fiscal gegeben. Er leitete die gesammte Congregation, welche den krankenden Staat retten sollte, und seine durchgreifenden, aber oft gewaltsamen und harten Maaßregeln erzürnten Viele, verschlimmerten die Stimmung des Volks. Von keiner Macht war Schutz zu hoffen; Spanien, das mit Frankreich im Frieden war, schien die einzige Stütze, und doch nur eine unsichre; Pius hoffte allein auf Gott. —

Indeß bewegte der siegreiche Fortschritt der französischen Waffen ganz Italien. Buonaparte drang, nach seinen glücklichen Schlachten gegen Oesterreich, in den Kirchenstaat vor, und schon am 19ten Junius 1796 hatte er sich Bologna's, Urbino's und Ferrara's bemächtigt. Für Pius war nirgend Hülfe; sein kleines Heer konnte dem kühnen Sieger nicht widerstehn. Er suchte einen Waffenstillstand, der unter Vermittlung des spanischen Botschafters, Ritters Azara, am 23sten Juni zu Bologna ihm bewilligt ward, aber zu ungeheuern Aufopferungen ihn nöthigte. Nicht nur 20 Millionen Li-

vres, sondern auch eine Auswahl der herrlichsten Kunstdenkmäler und kostbarsten Manuscripte des Vatican sollten den Franzosen überliefert werden; diese behielten auch die drei Legationen besetzt, und nöthigten die Regierung, den Feinden der Republik ihre Häfen zu verschließen.

Und doch hatte man um so theuern Preis nur eine kurze Ruhe und wenig Sicherheit erkauft. Um die 20 Millionen Livres aufzubringen, mußten die letzten Kräfte des Staats erschöpft werden. In der äußersten Noth nahm man sogar zu dem aus Sixtus V. Zeit vorhandenen, durch dessen Verordnung streng verwahrten, Schatz der Engelsburg seine Zuflucht. Von Neuem wurden Kirchen, Klöster und Privatleute aufgefordert, all ihr überflussiges Silber in die Münze zu senden. Pius bot Alles auf, die Franzosen zufrieden zu stellen; er empfing die eintreffenden Commissaire, deren dreifarbige Schleife nun geduldet werden mußte, mit zuvorkommender Güte; er erließ strenge Befehle, jeden unzeitigen Widerstand, jede Beleidigung der Republicaner zu vermeiden. Und doch konnt' er nicht vermeiden, daß, als Nachricht von einigen Unfällen der französischen Armee einging, das Volk alsbald seinen Widerwillen gegen die Franzosen äußerte und mehrere öffentlich angriff, daß sie nur mit Mühe gerettet werden konnten. Zu gleicher Zeit überzeugt' er sich, daß der alte Cardinal Zelada unter so dringenden Verhältnissen, der Regierung nicht vorstehen könne, und ernannte deshalb den Cardinal Busca zu seinem Minister. Barberi aber war zu sehr in seinem Vertrauen befestigt, als daß er den erneuten Aufforderungen, diesen zu entlassen, nachgeben konnte. Das Volk hatte sich des Waffenstillstands, so große Opfer er auch kostete, gefreut, weil er augenblickliche Sicherheit gewährte; aber es war schnell wieder bereit, ihn zu brechen, als die Sache der Franzosen zu wanken schien. Pius ließ nicht ab, durch salbungsvolle Ausschreiben die Römer und die übrigen Bewohner des Kirchenstaats zu beruhigen. Er ernannte einen neuen Ausschuß von Cardinälen, die Noth des Staats, die Mittel, ihn zu retten, eilends zu erwägen. Aber die Cardinäle waren mit ihm in gleicher Verlegenheit, als nun der nach Paris gesandte Botschafter heimkehrte, und die Forderungen des französischen Senats

übergab. Sie waren so beschaffen, daß der Papst nicht nur mehrere Beschlüsse zurücknehmen, sondern auch überhaupt seine Würde preisgeben mußte, wenn er sie bewilligte. Gleichwohl fehlt' es an Macht, eine Verweigerung kräftig zu behaupten. Die Verhandlungen zwischen dem Römischen Hof und den französischen Gewalthabern dauerten in Florenz fort, eröffneten aber keine tröstenden Aussichten. Da nahm Pius allen Muth, alle Entschlossenheit zusammen, und fing an, mit unerwartetem Nachdruck zu handeln. Noch einmal wendet' er sich an alle katholische Höfe; den Franzosen, die übermüthig in ihren Forderungen blieben, schien er nun Alles verweigern zu wollen; selbst die Bilder und Statuen, die schon bereit zur Ablieferung waren, ließ er wieder an ihren Ort bringen, alle Zahlungen einstellen, und selbst den entlehnten Schatz in die Engelsburg zurückführen. Neapel machte indeß Frieden mit Frankreich; andre Höfe thaten nichts zur Rettung des Kirchenstaats; dringend forderte der Papst den König von Spanien selbst auf, zwischen dem heiligen Stuhl und den schonungslosen Republicanern zu vermitteln, und erhielt eine theilnehmende, aber ablehnende Antwort. Die Unterhandlungen, welche indeß der Ritter Azara für den Römischen Hof fortgesetzt hatte, konnte dieser nicht billigen, und jener ward dadurch erbittert. Von Wien aus kamen, statt Trostes, sogar Vorwürfe, daß man den Waffenstillstand eingegangen war, und günstigere Verheißungen kamen zu spät, als die Congregation der Cardinäle schon entschieden war, die Unterhandlungen in Florenz wieder anzuknüpfen. Doch siegte das Vertrauen auf die kaiserliche Zusage bei Pius selbst, und bei mehrern seiner Rathgeber. Rom rüstete sich aufs Neue zu dem Kampf, den man, mit Grund, einen heiligen Krieg nannte. Im Januar 1797 zog ein kleiner Theil päpstlicher Truppen aus, nachdem sie andächtig sich vorbereitet, und den feierlichen Segen erhalten hatten. Jetzt entschied schnell die Uebermacht der Franzosen, und machte den unsichern Berathungen ein Ende.

Kaum war Mantua gefallen, als Buonaparte, mit voraneilenden heftigen Vorwürfen, daß der Papst sich gegen Frankreich gerüstet, am 1sten Februar 1797 den

Waffenstillstand aufkündigte, und wieder in den Kirchenstaat einrückte. Nur eine kleine päpstliche Schaar konnte ihm entgegengestellt werden, die schon am 2ten Februar unterlag. Nun bemächtigte das französische Heer unaufhaltsam sich der päpstlichen Provinzen, und Pius erkaufte mit neuen großen Opfern, wie die zügellosesste Willkühr sie vorschrieb, den Frieden zu Tolentino am 19ten Februar 1797. Der übermüthige Sieger barg es sogar nicht, daß auch dieser Gewinn dem Papst nur auf kurze Zeit gegönnt seyn solle; kaum bedurft' er, um auch im Frieden seine Besatzungen im päpstlichen Gebiet behalten zu dürfen, des Vorwandes, daß die Römer zu Aufruhr geneigt seyen.

Furchtbar peinlich war die Lage des greisigen Pius. Nicht nur den Verlust schöner Provinzen, Bologna's, Ferrara's, Romagna's betrauert' er; er war im eignen Gebiet nicht mehr Herr. Mit studirter Grausamkeit und muthwilligem Uebermuth quälten die Franzosen den alten Mann. Und der Schwindel des Republicanismus hatte auch viele seiner Unterthanen ergriffen; der Druck der Gegenwart erregte allgemeinen Unwillen; mit Heftigkeit ward die Schlaffheit und Schwäche der Regierung getadelt, und sie wegen aller Leiden angeklagt. Im Innern glomm verderblicher Aufruhr, und von außen zeigte sich nur ein schonungsloser Feind. In dieser Noth, da keine menschliche Weisheit, kein äußerer Trost, keine irdische Hülfe auf die Dauer ausreichte, keine verbündete Macht die Hand bot, Oesterreich mit den eignen Angelegenheiten beschäfftigt, Neapel ohnmächtig war, und der König von Spanien eine persönliche, aber unthätige Theilnahme bezeugte; während fast Alle, die des Staates Stützen seyn sollten, selber rathlos waren, Busca von den Geschäfften zurücktrat, und der Cardinal Doria, ohne innern Beruf, ohne Staatsweisheit, dessen Stelle einnahm; da erkrankte Pius (im Mai 1797) und schien auf Genesung nicht mehr hoffen zu dürfen. Aber zu größern Leiden aufgespart, erholte er sich wieder, um seine trostlose Lage recht peinlich zu empfinden. Immer von Neuem ermannt' er sich unter andächtigen Gebeten, und blickte nicht ohne Sorge und Kummer, doch mit Gottvertrauen, in die Zukunft. Als Fürst vermocht' er nicht sein

Volk zu erretten, und mit Kraft und Festigkeit die Zügel der Regierung zu führen; als Oberhaupt der Kirche vergaß er weder seine Pflicht, noch seine Würde, so bitter dieselbe auch gekränkt ward; aber als Mensch, gegründet auf die höchste Kraft, welche den Sterblichen erhebt, unbeweglich fest in seinem Glauben, in seinem getrosten Aufsehn auf Gott, blieb er nun ein würdiges Vorbild seiner Heerde, daß man früherer Gebrechen wohl vergessen mochte.

Die Lage des Kirchenstaats ward mit jedem Tage bedenklicher, trauriger; Pius fügte sich mit Ergebung in sein Schicksal, mit dem Bewußtseyn, daß er nicht die Macht habe, dasselbe zu ändern. Mit tiefem Schmerz bemerkt' er, wie die öffentliche Meinung immer mehr verstimmt ward, wie er dem Volk sich nicht zeigen durfte, ohne die bittersten Vorwürfe zu hören, wie nun selbst die Schaaren der Römischen Mönche seine heftigen Ankläger wurden, weil er, um die ungeheure Summe, welche der Frieden von Tolentino kostete, einigermaaßen zu decken, da alle Cassen erschöpft waren, die Klosterschätze hatte in Anspruch nehmen müssen. Auch jetzt sucht' er mit möglichstem Nachdruck die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten; die Wachtposten wurden verstärkt, die thätigsten und zuverlässigsten Bürger, die zu der neuerrichteten Stadtwehrschaft gehörten, für die öffentliche Sicherheit aufgeboten, mehrere Verdächtige, und vorlaute Anhänger einer beabsichtigten Staatsumwälzung gefangen gesetzt, aber auf das Gebot der fremden Gewalthaber bald wieder entlassen. Einige verließen im Triumph, Rachsucht im Herzen, die Hauptstadt, und arbeiteten von fern für ihre Absichten; Andere blieben in Rom, und wiegelten ihre Mitbürger auf. Pius sah das nahende größere Unheil voraus, aber es fehlte ihm an Macht, es zu verhindern.

Die Franzosen schienen indeß nur seinen Tod, oder irgend ein veranlassendes Ereigniß abzuwarten, um auch den Schatten von päpstlicher Regierung auszutilgen, und ihren Republicanismus an deren Stelle zu setzen. Damals war Joseph Buonaparte französischer Gesandter in Rom, bemüht, die Unzufriedenheit mit der päpst-

lichen Regierung immer mehr anzufachen, und mit seinen Gehülfen die Römischen Angelegenheiten so zu verwirren, daß eine Revolution erfolgen mußte. Ein Theil der Römer ward von ihm verführt, und bei diesem eine Empörung zur Reife gebracht; ein anorer Theil haßte mit italiänischer Tiefe die Franzosen, und hätte gern durch einen allgemeinen Aufstand sich von denselben befreit.

Gegen Ende des Jahres 1797, als Pius an einer langen und schweren Krankheit darnieder lag, brach endlich das Ungewitter los. Am Abend des 27sten Decembers rottete sich der Pöbel Roms zusammen, und tobte mit dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" durch die Straßen. Päpstliche Soldaten bemühten sich, die Aufrührer zu zerstreuen, und verfolgten dieselben, da sie sich, wie unter sichre Hut, in den Hof des damaligen französischen Gesandtschaftspalastes, zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüsse, und nun eilten Joseph Buonaparte und der General Duphot unter die Römischen Soldaten, und geboten ihnen drohend, das Gesandtschaftshaus zu verlassen. Die Soldaten gehorchten; da aber die Empörer alsbald wieder hervordrangen, ward der Kampf erneut, und ein Schuß tödtete den General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die Päpstlichen eindrang. Dieser Schuß schien das Zeichen zu Roms Verderben zu seyn.

Pius raffte seine matten Kräfte zusammen, sendete Eilboten an die mächtigsten Höfe, schilderte seine schreckliche Lage, bat um schleunige Hülfe. Die Franzosen sucht' er von seiner Unschuld, von seinem Schmerz und Unwillen über das ganze Ereigniß zu überzeugen, und sie zu versöhnen. Eilends aber verließ Joseph Buonaparte mit seinen Genossen Rom, und bang und ungewiß harrte man der drohenden Zukunft. Vergebens bot man wiederholt der französischen Regierung jede Genugthuung an, welche sie selbst fordern würde; vergebens stellte man vor, wie das, was Wenige verschuldet, nicht dem ganzen Staat zum Verbrechen angerechnet werden dürfe. Frankreich eilte zur Rache, die in unzähligen Aeußerungen der empörten Republicaner sich in voraus als die schrecklichste ankündigte. Schon ward von Mai-

land

land aus, wo damals die französische Hauptmacht stand, drohend erklärt: „Bald werden diese Tiber, geröthet von dem Blut unsrer Brüder, dieses Capitol, bevölkert von mörderischen Priestern, dieses Marsfeld, beschämt, einem Sklavenvolk zu dienen, gereinigt seyn von den Verbrechen, der Schande und der Knechtschaft von zwanzig Jahrhunderten." Nach so vielen ausgesuchten Mißhandlungen, die man sich gegen den ehrwürdigen Greis Pius schon erlaubt hatte, war nun das Aeußerste zu fürchten.

Mit Anfang des Jahrs 1798 näherte sich eine französische Heerabtheilung unter dem Obergeneral Berthier dem Römischen Gebiet. Der König von Neapel, der sich des Papstes annahm, sendete Abgeordnete an Berthier. Feierlich versicherte dieser den päpstlichen und neapolitanischen Unterhändlern, daß die französische Republik keine Veränderung der päpstlichen Regierung beabsichtige, und daß er nur erscheine, um Duphots Ermordung (für die der Papst aufs Neue jede billige Genugthuung versprach) zu rächen, und der Ehre der französischen Republik genug zu thun. Pius mußte den freien Einzug der Franzosen in Rom bewilligen. Am 16ten Februar zogen sie ein. Alsbald ward die Treulosigkeit offenbar.

Ein Aufruf Berthiers klagte sogleich heftig die päpstliche Regierung an, und rief, mit pomphaften Erinnerungen an Roms ehemalige Freiheit, das Volk zum Abfall von seiner Regierung auf. Das Capitol und die Engelsburg wurden besetzt. Vergebens veranlaßte man den Papst, von Rom sich zu entfernen; er erklärte mit Muth und Standhaftigkeit, daß er, als Fürst und Bischof, sein Volk nicht verlassen werde. Da ward am 18ten Februar die neue Römische Republik erklärt, als eben die Cardinäle in der Sixtinischen Capelle den Jahrestag der Papstwahl Pius VI. feierten. Freiheitsbäume, Bilder der entehrten Göttin in schamloser Gestalt, wurden aufgestellt; das Freiheitsgeschrei drang bis in des Papstes Zimmer, vor denen Wache stand. Ihm selbst raubte man alle Kostbarkeiten, seine Vertrautesten; die meisten Cardinäle, die nicht schon geflohen waren, wur-

den verwiesen und gemißhandelt. Pius, der durch nichts zu bewegen war, die Regierung, wie man forderte, niederzulegen, ward nun Staatsgefangner, gegen welchen frecher Uebermuth sich die gröbsten Ausschweifungen, den bittersten Hohn erlaubte.

Am 20sten Februar, zwei Stunden vor Tages Anbruch, nachdem er vorher noch die Erlaubniß, eine Messe hören zu dürfen, mit Mühe erhalten, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Am 25sten brachte man ihn nach Siena, wo er, im Augustinerkloster, als Gefangner blieb. Still, seiner Auflösung nahe, brachte hier Pius seine Tage zu, nur von dem Wunsche beseelt, sie hier in Ruhe beschließen zu können. Aber der Argwohn elender Republicaner gönnte ihm diese Ruhe nicht. Am 26sten Mai schaffte man den kranken, schwachen Greis weiter fort, und sperrte ihn in die Carthause bei Florenz. Hier empfing er den Besuch des Großherzogs von Toscana, und des Königs von Sardinien. Alle Hoffnung auf die Rükkehr nach Rom hatte er aufgegeben; die meisten Stunden des Tages waren dem Gebet und anhaltenden Andachtsübungen geweiht. Seinen Hofstaat hatte man sehr verringert; er hätte selbst an dem Unentbehrlichsten Mangel leiden müssen, wenn er nicht durch fromme Mildthätigkeit unterstützt worden wäre. Viele Geistliche und Klosterleute boten ihm reiche Geschenke an; er schlug sie aus. Weniges nahm er von den Fürsten an, die noch fortfuhren ihm Zeichen von Theilnahme zu geben. Auch von Unbekannten kamen fromme Gaben an. In vielen Liebesbeweisen, die er empfing, mußt' er einigen Trost finden.

Aber solche Auszeichnungen, und die Ehrfurcht des Volks gegen den heiligen Vater mehrten nur die Wuth und Grausamkeit der Franzosen. Man forderte den Großherzog von Toscana auf, dem Papst nicht länger den Aufenthalt in seinem Lande zu gestatten. Dieser weigerte sich ihn zu verweisen, suchte aber durch Unterhandlungen ihm einen ruhigen Zufluchtsort in den österreichischen Erbstaaten zu verschaffen. Dies gelang nicht, so wenig als der Plan, ihn nach Spanien oder Sardinien zu bringen. Er blieb der französischen Willkür überlassen, die

ihn endlich auch dem ruhigen Aufenthalt in Toscana wieder entriß.

Am 27sten März 1799 mußt' er aufs Neue zur Reise sich anschicken. Die Fortschritte der österreichischen Waffen beunruhigten seine Wächter. Man führte ihn über Bologna nach Parma, der französischen Grenze zu. Von Allem entblößt, arm und hülflos, dem Muthwillen einer Schaar verwilderter Soldaten Preis gegeben, in jeder Stunde seines Endes harrend, setzt' er die Reise fort, auf der man selten ihm ein bequemes Nachtlager gönnte, und mit recht ausgesuchter Grausamkeit ihn mißhandelte. Er flehte dringend, daß man wenigstens an der Gränze Savoyens ihn sterben lasse. Aber da er zu schwach geworden, um die beschwerliche Fahrt über die Alpen noch aushalten zu können, lud man ihn auf einen Tragsessel, in welchem er, kümmerlich bekleidet, über den rauhen Mont-Cenis getragen und nach Briançon geführt ward. Mehr, als man hoffen durfte, bewies ein Theil des französischen Volks dem leidenden Papst Mitleid und Ehrfurcht; die Aeußerungen derselben war die letzte heitere Erfahrung seines Lebens; das Directorium aber schien dadurch beunruhigt zu werden.

Am 14ten Julius traf er endlich in Valence, dem Ziel seiner Leiden ein. Eifersüchtig ward er auch hier bewacht, und als Staatsgefangner in der Citadelle verwahrt; kaum durfte Jemand, außer seinem Arzt, ihm nahen. Am 18ten August mehrten sich die Leiden seines Körpers. Seine Seele war freudig zum Tode. Seine irdischen Angelegenheiten waren abgeschlossen; schon vor seiner Abreise aus Rom hatte er sein Testament übergeben.

Am 27sten August empfing er das heilige Abendmahl, wobei er allen seinen Feinden und Verfolgern die herzlichste und reinste Verzeihung zusicherte. Am folgenden Tag, als er des Todes Nähe noch bestimmter empfand, ließ er sich noch einmal das Glaubensbekenntniß vorlesen,

und indem er die eine Hand auf die Bruſt, die andre auf das Evangelium legte, betheuert' er wiederholt die Standhaftigkeit und unerſchütterliche Treue ſeines Glaubens. Darauf erhielt er die letzte Oelung. Am Abend des 29ſten Auguſt ſanken ſeine Kräfte noch tiefer; noch einmal bezeugt' er ſeinen lebendigen, troſtreichen Glauben an Chriſtus. Nach Mitternacht entſchlief er. In Valence ward er begraben.

In den Jahrbüchern der Geſchichte ſteht ſein Name, nicht untadelhaft, nicht fleckenlos, aber auch nicht ohne wohlverdiente Ehre. Sein ſpäteres Leben wirft ein mildes Licht auf das frühere, und verſöhnt mit manchen Irrthümern, die alle mehr ſeinem Verſtand, als ſeinem Herzen zum Vorwurf gereichen. Selbſt der ſtrengere und ungünſtige Richter kann Theilnahme, Wohlwollen und ſchonendes Urtheil dem Vielgeprüften nicht verſagen. In die verwickeltſten Verhältniſſe eingeengt, kaum fähig dieſe zu überſehen, noch minder ſie mit umfaſſender Kraft zu beherrſchen, vermocht' er nicht allen, auch billigen Anſprüchen zu genügen; aber ehrlich und aufrichtig war ſein Wille; redlich, aus natürlicher Neigung und aus Frömmigkeit ſtrebt' er nach dem Guten, und liebte das Unrecht nie, begünſtigte nie abſichtlich das Böſe.

Der Eitelkeit und Schwachheit mag man ihn zeihen; aber er hat von jener ſich geläutert in großen Widerwärtigkeiten, in denſelben zur höchſten Kraft ſich erhoben, mit Ergebung und Standhaftigkeit das Härteſte geduldet.

Die Leidenſchaft ward, ſchon ſeiner natürlichen Anlage nach, nie tief, nie gewaltig in ihm; vom Laſter wußt' er ſich rein zu erhalten, der Sünde huldigt' er nicht. Seine Sitten waren in jeder Lage ſo unbeſcholten, daß ſelbſt ſeine Feinde ſie nicht anfechten konnten. Sein Leben entſprach ſeinem Beruf, ſeiner Würde. Enthaltſam im Genuß, nach weltlichen Vergnügungen und Zerſtreuungen nie ſehr begierig, blieb er immer ſtreng gegen ſich ſelbſt; den Umgang mit Frauen ſucht' er nie; ſelbſt erlaubte Freuden vergönnt' er ſich ſelten. Da er in ſeinem

Privatleben für eigne Erheiterung wenig Aufwand machte, durfte man dem Fürsten einige kostspielige Lieblingsbeschäfftigungen, einige Neigung zu Glanz und Pracht wohl verzeihen.

Seine Zeit verwendet' er mit löblicher Ordnung, in seiner Hauscapelle und in der Kirche zu Andachtsübungen, im Cabinet zu Regierungsgeschäfften, in der Bibliothek zu Betrachtungen und zur Belehrung, im Museum zur Erheiterung. Der Tafel widmete er so viel Stunden, als ein nicht karger Hofstaat zu fordern schien, der Ruhe nicht mehr, als sein etwas schwächlicher Körper bedurfte.

Allen zeigt' er sich aufrichtig, wenigen leicht zugänglich, vielen gütig und mildthätig; er war nie rachsüchtig, nie im Herzen unversöhnlich, immer, wenn er konnte, herzlich dankbar, treu seinen Freunden. Sein Vertrauen schenkt' er nicht leicht ganz, aber er bewies es denen, die er einmal werth geachtet und liebgewonnen hatte. Sein Gefühl war nicht überlegen, nicht stark, fast nie zärtlich; aber reizbar, wenn seine Grundsätze verletzt wurden; dann konnt' er wohl auch heftig, doch auch bald besänftigt werden. In seinem frühern Leben oft unschlüssig aus Mangel an Umsicht und Einsicht, in wichtigern öffentlichen Angelegenheiten unentschieden, beharrt' er um so unbeweglicher, ja eigensinnig und hartnäckig bei einmal gefaßten Ansichten und Entschlüssen. Lieblinge und Günstlinge hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; aber die geistige Ueberlegenheit einiger kräftigerer Männer in seinen Umgebungen konnte ihn in vielen Fällen bestimmen, ohne seine Grundsätze zu erschüttern.

Lebensklug war er nicht; selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen erschien er nicht selten als ein Fremdling; um so weniger konnt' er, in seiner Lage, dem Tadel entgehen. Er war mehr ein guter Mensch, als ein ausgezeichneter Fürst. Für alle seine Verirrungen hat er bitter gebüßt; nach jener ewigen Gerechtigkeit, die oft schon im irdischen Leben Vergeltung übt, hat sein größtes Unrecht, die unmäßige Begünstigung seiner Verwand-

ten, in seinen trübsten Tagen sich an ihm am schwersten gerächt, da zu gleicher Zeit der Undank Jener, der bittre Vorwurf seiner Feinde, die hier die wehrloseste Seite fanden, ihn kränkte.

Aber ungekränkt bleibt ihm der Ruhm einer aufrichtigen Gottesfurcht, einer von früher Jugend, bis ins höchste Alter, unter allen wechselnden Verhältnissen, im Glück wie im Unglück, sich immer gleichen, herzinnigen Frömmigkeit.

H. Essex Edgeworth v. Firmont.

Nach dem Französischen

von

Ludwig Schlosser.

Edgeworth von Firmont.

Wenn die Geschichte der französischen Revolution uns eine Menge von Erscheinungen enthüllt, die uns in die Zeiten der tiefsten Barbarei zurückzuführen scheinen, und von denen fast alle edlere Menschlichkeit gewichen ist, so fühlt sich das Herz erleichtert, der Blick erquickt, es wird uns zu Muthe wie dem Wanderer, der, schauerlichen Wüsten entronnen, wieder auf blumigen Auen wandelt, wenn uns ein Mann begegnet, ein Leben sich vor uns aufthut, wie das Leben des

Heinrich Esser Edgeworths von Firmont.

Er stammt aus einer sehr achtbaren Familie in der Grafschaft Middleser in England, die unter der Regierung Elisabeths nach Irland zog, wo Heinrich im Jahr 1745 im Flecken Edgeworth-town geboren ward. Sein Vater besaß die einträgliche Pfründe Edgeworth-town, nahm aber mit seiner Familie den katholischen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich Edgeworth begann seine wissenschaftliche Laufbahn zu Toulouse unter den Jesuiten, studirte auf der Sorbonne und erwählte den geistlichen Stand, in welchem er nachher das Muster eines Seelsorgers darbot. Sein erster Plan war, sich dem Missions-

Geschäfft in auswärtigen Ländern zu widmen; aber die Vorstellungen seiner Freunde, daß er der Religion in seinem neuen Vaterlande Frankreich nützlicher seyn könne, als irgend anderswo, da sie hier die gefährlichsten Feinde habe, bewogen ihn, jenen Plan aufzugeben, und sich dem Amte eines Beichtvaters in der Hauptstadt zu unterziehen. Ein so liebevoller Eifer blieb nicht lange unerkannt. Viel fromme Seelen aus allen Ständen schenkten ihm ihr Vertrauen, ehemalige Landsleute, die sich in Paris aufhielten, suchten ihn auf, und es gelang ihm, mehrere derselben in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Zufrieden mit dieser Wirksamkeit, schlug er ein ihm angebotnes irländisches Bisthum aus. Es war ihm aber noch ein anderes, wenn auch höchst trauriges, so doch auch höchst verdienstliches Geschäfft, nach dem Rathe der Vorsehung, bestimmt. Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI., eine Fürstin, die in dem Zauber eines verführerischen Hofs nichts als Veranlassung und Nahrung der reinsten Frömmigkeit gefunden hatte, wählte sich den Abbé Firmont zum Beichtvater, ohne daß er einige Schritte gethan hätte, um dieses schmeichelhaften Vertrauens theilhaftig zu werden. — Die Revolution brach aus, die entsetzlichsten Frevel mehrten sich mit jedem Tage, sie näherten sich ihrem Gipfel durch die Verhaftung des Königs und seiner Familie. Elisabeth war im Gefängniß der tröstende Engel ihres Bruders, über dessen Schicksal sie längst bange Ahndungen hegte. Durch sie erhielt der König die erste Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Esser in Choisy le Roi verborgen lebte, seit die Metzeleien im September 1792 jedermann in Schrecken, ihn selbst aber in die äußerste Gefahr gesetzt hatten. Bis dahin habe ihn, rühmt er dankbar, die Revolution persönlich gleichsam verschont; aber er mußte, nach seinem eignen Ausdruck, den Rückstand theuer bezahlen.*) In der Zeit nämlich, da der König nach dem Tempel gebracht wurde, überfielen 40 bis 50 bewaffnete Bürger, mitten in der Nacht, sein Haus in der Bacstraße.

---

*) S. einen Brief an seinen Bruder Ussher in Irland, wovon sich eine Uebersetzung im Februar-Stück der Minerva 1816 befindet.

Er lag im tiefen Schlaf, schon als sie im Hause waren. Er erwacht über ihrem Geschäfft, Alles zu zertrümmern, was sie auf ihrem Wege fanden. Er glaubt, seine letzte Stunde sey gekommen, und bereitet sich durch Gebet zum Tod. Da sie aber bei der Vernichtung aller Gegenstände nur langsam vorrücken, gewinnt er Zeit sich zu sammeln, und beschließt, sich nicht im Bette erdolchen zu lassen, sondern die Gefahr ins Auge zu fassen. Er öffnet seine Thür, 12 Bösewichter mit Fackeln und allen Werkzeugen des Todes versehen, treten ihm entgegen, mit einer Art von Officier an ihrer Spitze. An ihn wendet sich der Abbé mit der Frage: was dieser Auftritt, und obendrein bei tiefer Nacht, bedeuten solle? Nachdem ihn der Officier mit unbeschreiblicher Frechheit angesehen und vom Kopf bis zum Fuß gemessen hatte, gesteht er, daß es auf ihn nicht abgesehen sey, und geht. Bald nachher aber, als reue es ihn, kam er zurück, drang gewaltsam in das Zimmer, und verlangte des Abbés Papiere zu untersuchen. Dies war ein Donnerschlag für den guten Mann; denn er hatte sehr wichtige Papiere bei sich, und darunter mehrere, die ihn aufs Blutgerüst bringen mußten. Dessen ungeachtet stellt er sich unerschrocken, beruhigt sich mit dem Gedanken, daß die Nacht nicht hinreichen wird, eine solche Menge von Papieren durchzumustern, und legt ihm theils unbedeutende, theils solche vor, die seine Kenntniß überstiegen. Dies setzte den Wütherich in Verlegenheit; er verlor die Gedult, bestärkte sich in der Meinung nicht an den rechten Mann gekommen zu seyn, und ging fort. Um aber doch einen Fang zu thun, begab er sich zu einem Freunde des Abbé, der in dem nämlichen Hause wohnte, und da er bei diesem einen Brief auf dem Tische fand, den dieser kürzlich aus Deutschland erhalten hatte, und worin ihm einige Stellen verdächtig schienen, so schleppte er den Unglücklichen mit sich ins Gefängniß, wo er, einige Tage nachher, ohne weitern Proceß, niedergemetzelt wurde.

Durch dieses fürchterliche Ereigniß überzeugt, daß diese Papiere ihn in die größte Gefahr bringen könnten, entschloß er sich, sie zu verbrennen, wie wichtig oder wie theuer doch wenigstens sie seinem Herzen seyn mochten. Zwei Tage bracht' er mit diesem peinlichen Geschäfft zu,

und kaum war das letzte Stück Papier verbrannt, als sein Haus am hellen Tage von 100 Mann, jedoch in aller Form eines gesetzlichen Verfahrens, angefallen wurde. Diesmal war die Untersuchung strenger, bewies aber, daß keine verdächtigen Papiere hier zu finden seyen. Und doch konnte sie eine Ursache des Todes für Firmont werden; denn der sorgfältigsten Sonderung ungeachtet, hatte sich doch ein Brief von des jetzigen Königs Agenten versteckt, welcher, wenn er gefunden wurde, die deutlichste Anzeige von seinen Verbindungen mit Gliedern der königl. Familie gegeben hätte. Firmont wußte selbst nicht, daß dieser Brief noch vorhanden sey, und blieb im Augenblick der größten Gefahr ganz sicher. Ich gestehe, sagt er, daß mir das Blut in den Adern erstarrte, als ich ihn einige Tage nachher zu Gesicht bekam.

Doch dies war nicht die letzte Gefahr. Der Strudel jener gräßlichen Begebenheiten des obenerwähnten Aug. und Septbr. 1792 ergriff auch ihn. Er sandte seinen treuen Bedienten aus, so oft die Sturmglocke, dies schreckliche Zeichen der Ermordungen, ertönte, um einige Nachricht zu erhalten. Einst kam dieser, halbtodt vor Schrecken, mit der Nachricht wieder, der Pöbel habe das Gefängniß St. Sulpice überfallen, die Gefangnen (unter welchen sich fast alle Freunde Firmonts befanden) niedergehauen, und sich vorgenommen, nun noch seine Wohnung in der Bacstraße zu überfallen. Aber er entkam durch Verkleidung und ein unkenntlich gemachtes Gesicht, noch mitten durch den herbeiströmenden Volkshaufen, ohne auch nur einmal angehalten zu werden, begab sich aber nach dem obengenannten Dorfe Choisy, einem Dorf 3 Stunden von Paris, und lebte dort unter dem Namen Edgeworth. Unter dem Schein eines verarmten, aus Liebe zur Ruhe aus Paris gewichenen Engländers, lebte er hier einige Wochen ungestört. Da aber der Erzbischof von Paris genöthigt worden war, seinen Sprengel zu verlassen, und das Vicariat unserm Edgeworth übertrug, so dacht' er, seiner Pflicht unter allen Umständen getreu, nun nur noch darauf, nach Paris zurückzukehren, und seinem, unter solchen Umständen höchst schwierigen Auftrage nach aller Möglichkeit Genüge zu leisten, — als die Einladung des unglücklichen Königs, ihm in seiner letzten Noth mit dem

Troſt der Religion beizuſtehen, ihn von dieſer Bahn abrief. Er benutzte die wenige übrige Zeit, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen, und ſo viel als möglich Anordnungen für den Pariſer Sprengel zu treffen.

Noch ehe der König ihn zu ſich berief, wußt' er nicht nur, durch ſeine Verbindung mit Eliſabeth, daß es geſchehen würde, ſondern auch, daß er nichts anders als den Tod erwartete. Dies äußert er in einem Brief an einen Freund in England, vom 21. Decbr. 1792: „Mein unglücklicher Herr", ſchreibt er darin, „hat ſeine Augen auf mich geworfen, um ihn zum Tode vorzubereiten, wenn die Ungerechtigkeit ſeines Volkes bis zu dieſem Vatermord gehen ſollte. Ich bereite mich alſo auch mit zum Tode, überzeugt, daß das wüthende Volk mich den gräßlichen Auftritt nicht überleben laſſen wird. Aber ich bin ergeben, mein Leben iſt nichts. Wenn ich durch den Verluſt deſſelben denjenigen retten könnte, welchen Gott geſetzt hat zu einem Fall und Auferſtehen vieler — wie gern gäbe ich es hin — ich wäre nicht umſonſt geſtorben." So ſchrieb Firmont als der Proceß des Königs begann, und kurz zuvor, ehe das Endurtheil geſprochen wurde, ſagte der Monarch zu Herrn Malesherbes, ſeinem Vertheidiger: Meine Schweſter hat mir von einem ungeſchwornen, redlichen Prieſter geſagt, deſſen Unbekanntheit ihn in der Folge der Verfolgung entziehen könnte. Hier iſt ſein Name und ſeine Wohnung. Haben Sie die Güte mit ihm zu ſprechen und ihn vorzubereiten, daß er mich beſuchen ſolle, ſobald ich die Erlaubniß haben werde, ihn bei mir zu ſehen. Freilich, ſetzte er hinzu, iſt das ein ſeltſamer Auftrag für einen Philoſophen — denn ich weiß, daß Sie dies ſind — aber wenn Sie litten wie ich, wenn Sie ſterben ſollten wie ich, ſo möchte ich Ihnen meine Ueberzeugung wünſchen; ſie würde Ihnen mehr Troſt gewähren, als die Philoſophie.

Als der damalige Juſtizminiſter dem König ſein Todesurtheil bekannt gemacht hatte, bat er unter andern um einen Aufſchub von 3 Tagen, um ſich auf ſeine Erſcheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geiſtlichen, den er den Commiſſarien der Gemeine noch näher bezeichnen

würde. — Dieser Geistliche war unser Firmont. Der Minister theilte Ludwigs Bitten dem Convent mit, welcher den Aufschub verweigerte, aber die Zulassung eines Geistlichen bewilligte. Der erwähnte Minister ließ Firmont in die Tuilerien rufen und sagte: Ludwig Kapet wünscht Sie zu sehen. Wollen Sie zu ihm in den Tempel gehen? Unstreitig, erwiederte Firmont. Der Wunsch des Königs ist ein Befehl für mich. Des Ministers Wagen stand bereit, ihn nach dem Hause des Jammers zu führen. Er mußte eine enge Treppe hinauf steigen, wo in gewissen Entfernungen trunkne Schildwachen standen, die durch schreckliche Flüche und schändliche Lieder diesen traurigen Ort noch trauriger machten. Er fand den Justizminister und die Commissarien des Pariser Stadtraths, die unaufhörlich den König bewachten, auch jetzt bei ihm. Sobald er seinen Beichtvater sah, winkte er seinen Wächtern sich zu entfernen, und sie gehorchten. Ueber den Eindruck, welchen der Anblick des unglücklichen Königs auf ihn machte, stehe hier Firmonts eigne Aeußerung, aus einer Erzählung, die er damals bekannt machte. „Bis daher hatte ich mein Gemüth, auch bei den heftigsten Bewegungen die es bestürmten, in Fassung erhalten; aber beim Anblick dieses sonst so mächtigen und jetzt so unglücklichen Königs, war ich nicht mehr Herr meiner selbst. Thranen strömten aus meinen Augen, ich warf mich zu seinen Füßen, ohne ein Wort sagen zu können. Das Todesurtheil hatte er mit Standhaftigkeit angehört; aber bei meinem Anblick zerfloß er in Thränen. Als er sich ein wenig gefaßt, sagte er: Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich einen Augenblick schwach war, wenn ichs so nennen darf. Seit langer Zeit lebe ich nur unter meinen Feinden, und habe mich gewissermaaßen an sie gewöhnt; aber der Anblick eines treuen Unterthanen spricht mein Herz so ganz anders an! Meine Augen haben so lange diesen Anblick entbehrt, daß ich, gegen meinen Vorsatz, gerührt davon bin. Hierbei hob er mich gütig auf, führte mich in sein Gemach, und ließ mich neben sich sitzen. „Meine große Angelegenheit, hub er an, muß mich nun ganz beschäfftigen. Was sind alle andern in Vergleichung mit ihr? Er öffnete hierauf dem Abbé sein Gewissen, las ihm, als dieß geschehen war, zweimal sein Testament vor, vorzüglich gerührt wo es seine Familie betraf, und

erkundigte sich endlich mit herzlicher Theilnahme nach dem Schicksal verschiedner verbannter Geistlichen. Er erinnerte sich an das Gute, was er seinem Volke gethan, dessen Glück sein innigster Wunsch gewesen sey. Ich bin überzeugt, fügte er hinzu, daß die Franzosen mich einst zurückwünschen werden. Ja ich bin gewiß, sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie einst die Freiheit haben es zu thun; aber jetzt sind sie sehr unglücklich. — Abends vor der Hinrichtung fragte ihn Firmont, ob er vielleicht eine Messe zu hören und das heil. Abendmahl zu genießen wünsche? Ludwig versicherte, daß er nach diesem letzten Trost schmachte, daß man aber hierzu Erlaubniß von dem Rath im Tempel haben müsse, und, setzte er hinzu, sie werden sie nicht geben; bis jetzt haben sie mir noch keine andre Bitte gewährt, als die sie mir unmöglich abschlagen konnten. Der Abbé nahm es also selbst über sich, um diese Erlaubniß zu bitten; aber welch eine Antwort erhielt er von einem der Commissäre! Man hat, so lautete sie, nur allzuviel Beispiele in der Geschichte, daß Priester die Hostien vergiftet haben, als daß die Klugheit erlaubte, eure Bitte zu gewähren. — Ihr habt mich streng genug durchsucht, als ich in den Tempel kam, erwiederte F., um überzeugt zu seyn, daß ich kein Gift bei mir habe. Um aber ganz sicher seyn zu können, durft ihr nur die Hostien selbst schaffen. — Die Municipalbeamten sahen sich an, gingen in ein andres Zimmer, ließen Firmont einige Augenblicke nachher zu sich rufen, und sagten in der damaligen gezerrten Sprache: Bürger, Diener des Gottesdienstes, die Bitte Ludwig Kapets hat nichts Gesetzwidriges. Wir gewähren sie ihm, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß ihr eure Bitte schriftlich aufsetzt, und daß die Ceremonie morgen früh um 7 Uhr vorbei sey, weil Kapet um 8 Uhr zur Hinrichtung geführt werden soll. — Firmont war dies zufrieden, und kehrte zu seinem erhabenen Beichtsohn zurück, fand ihn erschöpft und bewog ihn, sich niederzulegen. Ruhig schlief er von 1 bis 5 Uhr, stand dann auf, hörte die Messe, und empfing das Nachtmahl an einem Altar, den Firmont und der Kammerdiener Clery errichtet hatten. Mit dem Schlag der 9ten Stunde traten die Sbirren, unter Anführung des berüchtigten Santerre, in des Königs Zimmer. Ruhig ging er ihm mit

der Frage entgegen: Wollt ihr mich holen? Ja, erwiederte der wüste Mensch. — Wohl, sagte der König; aber ich muß noch einige Augenblicke mit meinem Beichtvater allein seyn, und komme unverzüglich wieder zu euch. Er ging mit Firmont in sein Gemach, warf sich auf seine Kniee und sprach: Es ist Alles vollendet! Geben Sie mir noch Ihren Segen, mein lieber Abbé. — Er hatte geglaubt, Firmont würde ihn nicht auf seinem letzten Gange begleiten; als dieser aber sichs erbat, ihm bis zum letzten Augenblick beistehen zu dürfen, dankte der unglückliche Monarch in den rührendsten Ausdrücken dafür. Sie stiegen also in den Wagen, in welchem schon zwei Gensd'armen saßen. Auf dem Platze Ludwigs XVI. öffneten die Henker den Wagenschlag. Ehe der König ausstieg, legte er die Hand traulich auf Firmonts Kniee und sagte zu den beiden Soldaten: Meine Herren, ich empfehle ihnen den Herrn Abbé. Keine Antwort. Er wiederholte also: Ich trage ihnen auf, darüber zu wachen, daß ihm nach meinem Tode nichts begegne. — Gut, gut, sagte einer mit brutalem Ton, das wollen wir schon thun. — Sie waren am Orte der Hinrichtung; der König zog selbst sein Kleid aus, und Firmonts letzte Worte an ihn waren: Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor.

„Als ich den tödtlichen Streich vernahm", sagt er in jenem Briefe an seinen Bruder Ussher in Irland, „fiel ich auf meine Kniee, und blieb in dieser Stellung bis zu dem Augenblick, wo der schändliche Bösewicht, der bei diesem Trauerspiel die erste Rolle gespielt hatte, mit Freudengeschrei hervortrat, dem Volke das blutige Haupt zu zeigen, und mich mit Blut besprützte. Ich dachte, es sey Zeit, mich vom Blutgerüst zu entfernen; als ich aber die Augen um mich her warf, sah ich mich von 20—30,000 bewaffneten Männern umgeben, und durch diesen Haufen mich drängen zu wollen, schien mir eine Thorheit. Da ich indeß einen Entschluß ergreifen, oder, wenn ich blieb, Theil an dem Wahnsinn des großen Haufens zu nehmen scheinen mußte, so empfahl ich meine Seele Gott, und wendete mich nach der Seite, wo mir die Haufen am wenigsten dicht zu seyn schienen. Alle Blicke waren auf mich gerichtet; allein zu meinem großen Erstaunen fand ich bei der ersten Reihe keinen Widerstand, die zweite öffnete sich

mir

mir ebenfalls, und als ich zur dritten und vierten kam, merkte man gar nicht mehr auf mich. Man hatte mir verboten, ein Kleidungsstück meines Standes anzulegen. Ich hatte demnach nur einen schlechten Ueberrock an, befand mich bald unter diesen unermeßlichen Haufen gemengt, als wäre ich blos Zuschauer dieses fürchterlichen Auftritts gewesen, der Frankreich ewig zur Trauer und Schande gereichen wird — Erstaunt, daß ich noch lebte und frei war, ließ ich meine erste Sorge seyn, zu Herrn von Malesherbes zu gehen, an welchen mir der König die wichtigste Botschaft aufgetragen hatte. Ich fand diesen ehrwürdigen und unglücklichen Greis in Thränen schwimmend, und der Bericht, welchen ich ihm abstattete, war nicht geeignet, sie zu trocknen; aber er vergaß sein eignes Unglück, und dachte nur an die Gefahren, mit welchen ich ihm bedroht zu seyn schien. „Fliehen Sie, lieber Herr, sagte er zu mir, fliehen Sie diesen abscheulichen Boden, und die Tiger, welche darauf losgelassen sind. Man wird Ihnen nie die Anhänglichkeit verzeihen, welche Sie heut für den unglücklichsten der Könige gezeigt haben. Kein Winkel in ganz Frankreich kann Ihnen Sicherheit gewähren." Jedoch, wie wahr und gut gemeint dieser Rath auch war, konnte Firmont ihn doch nicht befolgen. Die Hoffnung, seinem Sprengel durch seine Nähe nützlich zu seyn, das der gefangenen Elisabeth, mit der er immer noch schriftliche Unterhaltungen hatte, gegebene Wort, sie nicht zu verlassen, endlich einige Befehle und Aufträge des Königs, banden ihn an diesen abscheulichen Boden. Er beschränkte sich also darauf, sich einige Zeit verborgen zu halten, gab den Seinigen Nachricht, daß er noch lebe, und fuhr noch in derselben Nacht auf das 3 Stunden von Paris gelegene Schloß des Herrn de la Lezardière, eines alten, rechtschaffenen und sehr wohlhabenden Manns, wo er mit offnen Armen empfangen, und 3 Monate völlig verborgen gehalten wurde, ungeachtet er, in bischöflichen Angelegenheiten, einen starken Briefwechsel nach Paris unterhielt, auch oft, wenn die Geschäffte sich nicht schriftlich abmachen ließen, nach der Stadt fuhr. — Kaum war er einige Zeit an diesem glücklichen Zufluchtsorte, als drei verschiedne Clubbs in Paris seinen Kopf als eine Genugthuung für die an den Tirannen bezeigte Anhänglichkeit verlangten; aber ein,

wahrscheinlich von Freundeshand abgefaßter Zeitungs-Artikel versicherte, dieser Edgeworth sey nach England entkommen, und habe dort häufige Zusammenkünfte mit den bedeutendsten Ausgewanderten, und selbst mit Pitt. Wie gut gemeint aber auch dies Gerücht vielleicht seyn mochte, so konnte es ihm doch sehr gefährlich werden; denn wenn man ihn nun entdeckt hätte, würde er für einen Kundschafter der englischen Regierung und der Ausgewanderten gehalten worden seyn. Er konnte also nur noch zur Nachtzeit nach Paris kommen, und sein Sprengel litt durch seine seltnere und kürzere Anwesenheit sehr. Der tausendste Theil seiner Gefahren hätte bei den Meisten diese apostolischen Sorgen bis auf den letzten Gedanken entfernt! Er schrieb aber einen langen Brief an den Erzbischof, die ganze Lage der Sachen berichtend und um seinen Rath bittend; allein zum Unglück für Firmont wurde dieser, an einen an der Grenze commandirenden Officier, der im Verständniß war, gerichtete Brief aufgefangen, geöffnet, und an den Wohlfahrts-Ausschuß geschickt. Als nun kurz nachher das Haus des Herrn de la Lezardière am hellen Tage umringt wurde, glaubte Jedermann, es sey blos auf ihn abgesehen, und die ganze Familie bat ihn auf den Knieen, sich durch die Flucht zu retten, so lange es noch Zeit sey. Nur sehr ungern gab er nach, warf alle seine Papiere in's Feuer, entschlüpfte durch eine Hinterthür ins Feld, und verbarg sich dort bis in die Nacht. Aber wer beschreibt sein Schrecken, als er nach dem Schlosse zurückkehrte und das Schicksal seiner schätzbaren Freunde erfuhr. Man hatte den Baron, seine älteste Tochter und seinen jüngsten Sohn in's Gefängniß geschleppt. Dreimal hatte die Kannibalenrotte auf dem Wege angehalten und berathschlagt, ob es nicht besser wäre, es kurz zu machen, und die Gefangnen auf der Stelle niederzuhauen? Indeß endigte sich die Sache noch glücklicher; Lezardière hatte Firmonts Namen in keinem Verhör genannt, und wurde nach 10 Tagen seiner Haft entlassen. Der schmerzlichste Verlust waren die Briefe Elisabeths, die sie aus dem Tempel, aller Wachsamkeit der Kerkermeister ungeachtet, in Knäuel Seide verborgen, an ihren Beichtvater gebracht hatte. Wer die Trefflichste ihres Geschlechts gekannt hat, wird mit Firmont den Verlust ihrer letzten Herzensergießungen als ein öffentliches Unglück beweinen.

Indeß blieb seinen Feinden durch jenen aufgefangenen Brief an den Erzbischof von Paris kein Zweifel mehr übrig, daß sich Firmont wirklich noch in Frankreich befinde, und alle seine Freunde vereinigten sich, ihn zu bewegen, daß er sich nach einer entferntern Provinz begeben möchte. Er gab ihren Bitten nach, und ging nach Paris, um theils von Mutter und Schwester Abschied zu nehmen — es war sein letzter — theils um noch einige Maaßregeln für die Verwaltung des Pariser Sprengels zu nehmen. — Als diese Pflichten erfüllt waren, fuhr er unter dem Namen Esser nach Montigni, wo ihn Graf Rochechouart aufs gütigste in seinem Schlosse aufnahm. Aber auch hier war keine Ruhe für ihn. Er hatte es nämlich sein erstes Geschäfft in Montigni seyn lassen, an den treuen Geschäfftsmann Elisabeths zu schreiben, in Hoffnung, noch einige Knäuel Seide zu erhalten. Allein eben als der Brief mit der Post abgegangen war, kam die Nachricht, daß jener Geschäfftsmann verhaftet worden sey, daß ein Freund des Abbé, als man ihn vor den Wohlfahrts-Ausschuß gezogen, um über den Brief an den Erzbischof Auskunft zu geben, aus Unvorsichtigkeit Firmonts jetzigen Namen Esser genannt habe. Der Brief an Elisabeths Vertrauten mußte nun, wie alle Briefe an Gefangne, an den Wohlfahrts-Ausschuß kommen, und es lag diesem nicht nur die Gleichheit der Handschrift in jenem Briefe an den Erzbischof und in diesem an den Agenten Elisabeths, sondern auch Firmonts jetziger Name und Aufenthalt vor Augen. Das Gefühl seiner Gefahr ergriff den redlichen Mann, und setzte ihn in die größte Angst; aber er wurde auch diesmal gerettet; denn der Agent schrieb, sein Proceß sey niedergeschlagen und der Brief ihm richtig übergeben worden.

Unter mancherlei minder wichtigen Vorfällen blieb er noch 4 Monate in Montigni, bis ein neuer Umstand es ihm unerläßlich machte, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Der Wohlfahrts-Ausschuß machte nämlich in der Zeitung einen vorgeblichen Briefwechsel zwischen Ludwig XVI. und dem König von Preußen, sehr unwichtigen Inhalts, jedoch mit dem Zusatze: „Herr Esser müßte am besten wissen, was vorgegangen sey", bekannt. Dies Blatt kam auch nach Montigni, wo Firmont sich ganz öffentlich

zu zeigen pflegte, und für einen unbedeutenden, zur Grunde gerichteten Engländer galt, der um seiner Gesundheit willen reise. Plötzlich wurden nun Aller Augen auf ihn gerichtet, sein Name von Aller Mund genannt, wiederholt. Esser achtet nicht darauf, und hofft das Gerede bald verstummen zu sehn. Aber ein ihm unbekannter Mann kömmt ins Schloß und sagt ihm: „Ihre Gegenwart, mein Herr, war kein Geheimniß für das hiesige Publicum; jedoch man hatte keinen Argwohn, Sie schienen ein Mann ohne Bedeutung; allein der neuliche Zeitungs-Artikel hat Sie zum Gegenstand der Unterredung im ganzen Lande gemacht. Fühlen Sie sich durch diesen Artikel getroffen, so erlauben Sie einem Manne, der ihr Freund war, lange ehe er Sie kannte, Sie zu bitten, daß Sie entfliehen möchten, wenn es noch Zeit ist, sonst werden Sie gewiß verhaftet.“ Dankbar folgte Firmont diesem guten Rathe und floh nach Fontainebleau, theils, weil es dort am ruhigsten war, theils, weil er dort eine Bekannte hatte, auf deren Güte er auch nicht vergebens gerechnet hatte. Ihr Ansehn, ihren Beutel, ihre Bedienten, Alles widmete sie ihm, wie eine Mutter dem Sohne. Allein ein Befehl, alle Fremden zu verhaften, vertrieb ihn abermals. Lezardière, welcher ihn bei allen Wanderungen nie aus den Augen verloren hatte, schickte ihm einen alten Bedienten, einen Mann von ungemeiner Entschlossenheit und Vorsicht, um seine Flucht zu leiten und ihn zu beschützen. Sie fielen in die Hände eines bewaffneten Haufens, der den Auftrag hatte, alle Reisenden anzuhalten, und die Verdächtigen zu verhaften; allein sein Gefährte wuste sich so zu benehmen, daß man sie gehen ließ. Ohne widrige Vorfälle gelangten sie bis Bayeux in der Normandie, 50 Stunden von Paris. Von hier aus hätt' er sich, da die Küsten übel bewacht waren, nach England retten können; aber Elisabeth war noch im Tempel, und so lange Gefahr über ihrem Haupt schwebte, war der treffliche Mann entschlossen, in Frankreich zu bleiben und ihr bis ans Ende zu folgen, was auch daraus für ihn entstehen möchte. Er blieb demnach in Bayeux, in der ärmsten Hütte des Orts. Und mit welchen Gefährten sollte er sie bald theilen! Lezardière, von Stadt zu Stadt vertrieben, kam mit seinen drei Töchtern und seinem letzten Sohne zu ihm. Achtzehn Monate theil-

ten sie, beinahe vergessen, dies Loch. Es wurde zum Tempel der Freundschaft und der Dankbarkeit. Bald war aufgezehrt, was der Baron von Baarschaft mitgebracht hatte, und nirgendsher konnte sie ihm ersetzt werden. Sein Schloß war bis auf den Grund niedergebrannt, sein Eigenthum in Beschlag genommen, alle seine Freunde hatten den Tod gefunden. Firmont aber hatte noch Freunde, einige waren reich geblieben, von allen Seiten kam ihm Unterstützung zu, ohne daß er je nöthig gehabt hätte, darum zu bitten, und setzte ihn in Stand, die höchst achtbare Familie vor Noth zu schützen. Doch es war Brod der Thränen, das sie aßen. Zermalmende Schläge trafen die Unglücklichen in immer verstärkterem Maaße. Es kam Nachricht daß zwei seiner Söhne, hoffnungsvolle Jünglinge, gestorben, der dritte in einem Pariser Gefängniß niedergehauen, der vierte zum Tode verurtheilt worden war. Seine vier Schwestern waren auf dem Felde erschossen worden, als sie ein Schicksal flohen, welches ihnen fürchterlicher schien, als selbst der Tod. Firmont erfuhr, daß seine Mutter verhaftet worden sey, daß man seine Schwester von einem Gefängniß zum andern schleppe, zum Theil um seinetwillen, und, um das Maaß seines Schmerzes voll zu machen, daß Elisabeth, der Ruhm des Glaubens, binnen 16 Stunden verurtheilt und hingerichtet worden sey, daß er ihr also von keinem Nutzen hätte seyn können, wenn er auch in Paris gewesen wäre. Die letztere Nachricht bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen, denn Elisabeth hatte ihm, einige Tage vor ihrer Gefangennehmung, ihren letzten Willen anvertraut, und aufgetragen, denselben persönlich auszurichten. Er reiste also 1796 nach London und Edinburg, und genoß wegen seines einfachen Wandels, der ein Muster aller Tugenden war, und seines merkwürdigen Schicksals, von allen Classen der Gesellschaft Theilnahme, Wohlwollen und Achtung in einem ausgezeichneten Grade.

Herr Pitt bot ihm im Namen des Königs einen Jahrgehalt an; aber Firmont dankte für diese Gnade in gefühlvollen Ausdrücken und aus dem Grunde, daß er sich ein Gewissen daraus machen würde, die Lasten noch zu vermehren, welche die brittische Regierung mit so vieler Güte zu Gunsten der franz. Ausgewanderten auf sich ge-

laden habe. — Sein Bruder Ussher und seine übrigen Verwandten in Irland baten ihn dringend um einen Besuch, und er stand im Begriff, ihrem und seinem eignen Verlangen nachzugeben, als Fräulein Lezardière aus Frankreich mit sehr wichtigen Depeschen für Ludwig XVIII. ankam, die durch ihren Bruder an den König nach Blankenburg im Braunschweigischen gebracht werden sollten. Da dieser aber schon in andern Angelegenheiten nach Blankenburg gegangen war, wurde Firmont dringend ersucht, diese Sendung zu übernehmen. Ehe er noch einen Entschluß gefaßt hatte, erhielt er einen Brief voll der rührendsten Dankbarkeit und Güte vom König selbst, mit der Einladung, nach Blankenburg zu kommen. Dieser Brief entschied ihn. Nachdem ein Verwandter ihm, der eben ein Jahrgeld ausgeschlagen, 100 Louisd'or zu dieser Reise geborgt hatte, trat er sie an, und kam, ohne Unfall, in Blankenburg an. Vom König zu seinem Almosenier ernannt, folgte er ihm nach Mietau in Kurland, und blieb überhaupt 10 Jahr in dessen Diensten, oder vielmehr in denen der Menschheit; denn obwohl unter Personen vom höchsten Range lebend, verlor er doch seines Gleichen nie aus den Augen, wie gering und arm sie auch seyn mochten, sobald er sie unterstützen, unterrichten oder trösten konnte. Dieser hohe Charakter hatte sich auch unverkennbar in seinem Aeußern ausgedrückt. Als sein König ihn an den russischen Hof geschickt hatte, um dem Kaiser Paul den Orden des heil. Geist zu überbringen, wurde dieser Monarch dergestalt von Firmonts ehrwürdigem Wesen ergriffen, daß er sich vor ihm auf die Kniee warf, und um seinen Segen bat.

Wie er sein edles Leben Unglücklichen mit evangelischer Liebe gewidmet hatte, so sollt' er es auch in ihrem Dienst verlieren, bis zum letzten Athemzuge sich selbst in den erhabensten Gesinnungen gleich. Als nämlich im Frühling 1807, in Folge des damaligen Kriegs, französische Kriegsgefangne nach Mietau gebracht worden waren, unter denen ein ansteckendes Fieber große Verheerungen anrichtete, begab er sich mit Erlaubniß des Königs zu ihnen, blieb, einzig von seinem treuen Bedienten Bousset unterstützt, Tag und Nacht bei den Kranken, und brachte ihnen, mit der liebreichsten Güte, in ihrer ganz-

lichen Verlassenheit, den Trost der Religion. Vergeblich warnte man ihn vor der Gefahr. Er kannte keine, wenn es galt, Menschen zu dienen; aber seine ohnehin schwache Gesundheit unterlag bald. Am 17ten Mai wurde er bettlägerig. Die Tochter Ludwigs XVI. pflegte und bediente ihn in seiner Krankheit, fest entschlossen, alle Gefahren und alle Gegenreden nicht achtend, bei dem Freunde ihres unglücklichen Vaters bis ans Ende zu verharren. Am 22sten Mai starb er, 62 Jahr alt. Die Herzogin von Angoulème und ihr Gemahl folgten der Leiche, der ganze Hof legte Trauer an, und der König verfaßte folgende Grabschrift auf sein Denkmal:

D. O. M.
Hic iacet
Reverendissimus vir
Henricus Essex Edgeworth de Firmont
Sanctae dei ecclesiae sacerdos,
Vicarius generalis ecclesiae Parisiensis etc.
Qui
Redemptoris nostri vestigia tenens
oculus coeco
pes claudo
pater pauperum
moerentium consolator
fuit.
Ludovicum XVI.
ab impiis rebellibusque subditis
morti deditum
ad ultimum certamen
roboravit
strenuoque martyri coelos apertos
ostendit.
E manibus regicidarum
mira dei protectione
ereptus
Ludovico XVIII.
eum ad se vocanti
ultro occurrens,
ei per decem annos,
regiae ejus familiae
nec non et fidelibus sodalibus

exemplar virtutum,
levamen malorum
sese praebuit.
Per multas et varias regiones
temporum calamitate
actus,
Illi, quem solum colebat,
semper similis
pertransiit benefaciendo.
Plenus tandem bonis operibus
obiit
die 22. maji mensis
anno domini 1807
aetatis vero suae 62.
Requiescat in pace. *)

---

*) J. N. G. — Hier liegt der hochwürdige Heinr. Esser Edgeworth von Firmont, der heil. Kirche Gottes Priester, General-Vicar des Pariser Sprengels, der, in die Fußtapfen des Erlösers tretend, des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Armen Vater, der Bekümmerten Tröster war. Ludwig den Sechzehnten, von gottlosen und empörten Unterthanen zum Tode verurtheilt, stärkte er zum letzten Kampf, und zeigte dem muthigen Märtyrer den geöffneten Himmel. Den Händen der Königsmörder durch Gottes wunderbaren Schutz entrissen, folgte er willig, als Ludwig der Achtzehnte ihn zu sich rief, und war 10 Jahre ihm, seiner königl. Familie und seinen treuen Gefährten ein Muster aller Tugenden, ein Tröster im Trübsal. Durch viele Länder, wohin das Unglück der Zeiten ihn trieb, ging er wohlthuend, immer dem ähnlich, den er allein verehrte. Reich an guten Werken, starb er am 22sten Mai 1807, seines Alters im 62sten. Er ruhe im Frieden!

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Johanna Schopenhauer.

Johanna Schopenhauer, die älteste von vier Schwestern, ward gegen die Mitte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Danzig geboren. Ihr Vater, Heinrich Trosina, Senator dieser damals freien Stadt, zählte sich zwar nicht zu deren reichsten Bewohnern, war aber bemittelt genug, um seinen Kindern eine ausgezeichnete und liberale Erziehung zu geben. Von Natur lebhaft und geistreich, genoß er die allgemeine Achtung seiner Mitbürger sowohl im Privatleben, als in der Führung öffentlicher Geschäffte, deren viele und bedeutende ihm in der damaligen Republik vertraut wurden. Johanna's Jugend war sehr glücklich; ihre sanfte Mutter, die noch in einem hohen Alter in Danzig lebt, erzog ihre Töchter in ruhiger, doch nicht beschränkter Häuslichkeit. Sie lebten nicht mitten im Strudel der Gesellschaft, aber auch nicht von ihr getrennt; Vergnügen und Beschäfftigung wechselten; Johanna entbehrte keine Freude, die ihrem Alter und Stand ziemte; und so erwarb sie früh den Anstand und die Leichtigkeit des Benehmens, welche das gesellige Leben fordert und ziert. Sie lernte mit großer Leichtigkeit, besonders Sprachen; nur in der Musik machte sie keine Fortschritte, die der darauf gewendeten Zeit angemessen gewesen wären. Hervorragendes Talent

zeigte sie zur bildenden Kunst; denn, obschon nur ein kaum mittelmäßiger Zeichenlehrer in Danzig war, blieb doch Zeichnen und Malen ihre größte Freude. Sie hatte nie ein nur einigermaaßen gutes Gemälde gesehen, gleichwohl schwebten die Zauber des Pinsels vor ihrem ahnenden Sinn, und trotz tausend mißlungenen Versuchen ermüdete ihr Streben nie, das auf dem Papiere zu verlebendigen, was vor ihrer Seele stand. Sie copirte Kalender-Kupferchen, englische Kupferstiche und Alles, was sie habhaft werden konnte, versuchte oft Portraite nach der Natur, und bat ihre Eltern, sie nach Berlin zu Chodowiczky zu bringen, wo sie eine Malerin werden wollte, wie Angelika Kaufmann. Denn diese beiden Künstler-Namen waren Alles, was sie von Kunst-Geschichte wußte, und sie verehrte sie als das Höchste, über das man nicht hinauskönne. Später geboren, wäre ihr Wunsch, sich ganz der Kunst zu widmen, vielleicht gewährt worden, der damaligen Zeit aber dünkte dies etwas Unmögliches.

Den größten Einfluß auf Johanna's Erziehung hatte Richard Jameson, von Geburt ein Schotte, in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, von großen, vielseitigen Kenntnissen, trefflichem Geist, wahrer Herzensgüte. Als Prediger der englischen Colonie lebte er, unverheurathet, dicht neben dem väterlichen Hause Johannens, im engen, freundlichen Verhältniß mit ihren Eltern. Er wiegte die Neugeborne zuerst auf seinen Armen, spielte mit ihr als Kind, und lehrte sie die Sprache seines Landes, so daß sie ihr die zweite Muttersprache ward. Als sie heranwuchs, brachte sie fast alle Feierstunden bei ihm zu; er las mit ihr die englischen Classiker, vor allen Shakspeare, machte sie mit den besten englischen Uebersetzungen der Alten, besonders der Dichter, bekannt, und wandte Alles an, um sie mit seinen eignen mannigfaltigen Kenntnissen zu schmücken. An heitern Sommerabenden zeigte Jameson seinem Liebling die Sterne, nannte ihm ihre Namen, und erhob den jungen Geist weit über das Irdische in den unendlichen Raum. Dieser Erziehung dankt Johanna die Kraft, die Stärke des Geistes, die Freiheit liebende Seele, die sie auszeichnen. Nur eben der Kindheit entwachsen, wurde sie an Heinrich Floris Schopenhauer verheurathet, welchem ihre Aeltern

und ihr väterlicher Freund bei der allgemeinen Achtung, die der Werbende genoß, das Glück ihres Lieblings vertrauen zu können glaubten, obgleich Schopenhauer mehr als das doppelte Alter schon erreicht hatte. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich; bald aber mußten sie bei den Unruhen der Revolution Paris mit London vertauschen, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurückkehrten. Bei der großen Jugend Johanna's konnte diese erste Reise nur als Vorbereitung zu den folgenden dienen, um sehen und beobachten, ihre Begriffe von der Welt erweitern, berichtigen, unter ganz Fremden leben zu lernen. Bald verlor sie das befangene Staunen bei nie zuvor Gesehenem, was oft geistreiche Menschen hindert, die Dinge zu sehen, wie sie eigentlich sind. Johanna ward Mutter eines einzigen Sohnes, des jetzigen Doctors der Philosophie, Arthur Schopenhauer, welcher eben beginnt, in der literarischen Welt aufzutreten.

Alle gute, jugendliche Menschen hofften damals, ein neues Heil werde den Nationen hervorbrechen aus der Morgendämmerung der Revolution. Auch Johanna theilte diese Täuschung auf den Trümmern der Bastille, noch mehr aber aus der Ferne, wo die Worte schön glänzten und das Anschaun der That nicht empören konnte. Auch ein naher Anlaß wirkte. Aufgewachsen als Republicanerin, von Jugend auf bekannt mit den Helden des Alterthums, welche für die Freiheit starben, von einem Britten und im Haß erzogen gegen die den Handel von Danzig zerstörenden benachbarten Preußen, konnte sie es nicht ertragen, jetzt, da diese von der Stadt wirklich Besitz nehmen wollten, Unterthanin einer Monarchie zu werden. Ihr Gatte hatte lange in England gelebt, auch er schätzte Freiheit, und haßte die Bedrücker seiner Vaterstadt über Alles. Lange hatte er herannahen sehen, was jetzt wirklich hereinbrach, und Johannen versichert, daß er seine bedeutenden Handelsverbindungen und alle Annehmlichkeiten, die ihm ein schöner Landsitz bei Oliva und seine günstige Lage gewährten, verlassen werde, käme die Stadt unter preußischen Scepter. Als nun im Jahr 1793 die preußischen Truppen plötzlich die Stadt umzingelten, de-

ren Uebergabe unvermeidlich war, so erinnerte Johanna ihren Gatten an sein Wort. Ihr Muth belebte und stützte den seinen. Innerhalb vier und zwanzig Stunden waren die nothwendigsten Anordnungen in der Handlung und im Hauswesen getroffen, und Johanna verließ mit ihrem Gatten und ihrem noch sehr jungen Sohn die Stadt einige Tage früher, ehe die Preußen sie in Besitz nahmen, selbst ohne ihre Aeltern noch einmal zu sehen, welche auf einem Landgut lebten, was durch die Armee von der Stadt abgeschnitten war. Ein glücklicher Zufall, daß der nachgesendete Officier die Richtung nach Süden nahm, während sie nach Norden sich wendete, ließ Johanna ihren Wunsch erreichen, Republicanerin zu bleiben, während alle ihre Mitbürger dem König huldigen mußten.

Der kleine Freistaat Hamburg ward nun ihr Wohnort. Hier hatte ihr Gatte Freunde und Bekannte, die ihn mit offnen Armen empfingen. Im folgenden Jahre ging Johanna allein nach Danzig, verkaufte dort Häuser und Landsitz, und ordnete Alles, was bei der übereilten Reise nur obenhin hatte besorgt werden können.

Die Häupter der königlichen Familie in Frankreich waren unterdessen gefallen, die Hoffnung verschwunden, daß je etwas Ersprießliches für Europa aus Gallien kommen könne; die Ueberzeugung gewonnen, daß kein großer Freistaat in unsern Zeiten gedeihen wolle; Johanna vom Freiheitsschwindel genesen. Um so unbefangner konnte sie sich des neuaufblühenden Glückes von Danzig unter preußischem Scepter freuen; doch bereute sie den gethanenen Schritt nie, indem sie klar fühlte, daß nicht Alles für Alle paßt, und daß dem freigebornen Reichsstädter doch nur in einer freien Reichsstadt recht wohl seyn kann, ehe ihn eine Reihe von Jahren der monarchischen Verfassung gewöhnt.

In Hamburg führte Johanna zehn Jahre ein ziemlich angenehmes Leben in freundlichen Verhältnissen mit vielen seiner Bewohner, und jedes Jahr machte sie größere oder kleinere Reisen, die sie sehr erfreuten, aber auch die Schuld davon trugen, daß sie sich nie ganz heimisch in Hamburg fühlte. An und für sich sind die Bande der Ge-

fälligkeit in großen Städten nur locker geknüpft, eben weil Viele sich berühren; kommen noch Abwesenheiten hinzu, so tritt man halb fremd geworden in den Kreis der Bekannten, und verläßt ihn eher wieder, als die Gewohnheit uns binden konnte.

Johanna war nun auch Mutter einer Tochter geworden, die sie aber zurücklassen mußte, als sie im Jahr 1803 mit ihrem Gatten und Sohn eine Reise längerer Dauer antrat. Durch Holland, Nordfrankreich ging sie über Calais nach England, weilte in London und sah das Vaterland ihres geliebten Lehrers, sah Schottland mit seinen herrlichen Bergen und Seen, hörte dort in den Hochlanden die Lieder, die ihre Kindheit schon aus Jamesons Munde begeistert hatten. Dann durchzog sie den größten und schönsten Theil der brittischen Hauptinsel, kehrte nach Holland zurück, und ging nach Paris. Hier ward Johannen endlich der längst gehegte Wunsch gewährt, von einem großen Meister Unterricht im Malen zu empfangen. In Hamburg hatte sie sich zwar fortdauernd mit der Kunst beschäfftigt; in Paris aber lernte sie bei dem berühmten Maler Augustin Miniaturmalerei gründlich, und fast jeder Morgen fand sie in dessen Atelier. Von Paris ging die Reisende durch das südliche Frankreich, nach Genf, durchstreifte die schönsten Gegenden der Schweiz, schlug über den Bodensee den Weg nach München ein, verweilte in Wien, sah Presburg, Schlesien, das Riesengebirge, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald darauf ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor.

Sie beschloß Hamburg zu verlassen und sich einen Wohnort zu suchen, wo möglich in Deutschland, wo nicht im Süden. Als ihre Angelegenheiten geordnet waren, ging sie 1806 nach Weimar. Schon früher hatte dieser Ort einen freundlichen Eindruck auf sie gemacht; durch diesen zweiten Aufenthalt wurde ihr derselbe noch lieber, denn sie fand hier eine Republik von Gelehrten, unter einem aufgeklärten Scepter vereinigt, ja von ihm ermuntert und beschützt. Und so beschloß sie denn, hier ihre Wohnung aufzuschlagen.

In den letzten Tagen des Septembers langte sie dort zum drittenmal an. Aber der Krieg war ausgebrochen. Alles flüchtete, packte ein. Sie entschloß sich zu bleiben, auszupacken, sich einzurichten, da sie richtig beurtheilte, daß nun die Flucht gefahrlicher sey als das Bleiben. Johannens Bekanntschaft mit französischer Sitte und Sprache, ihre französischen treuen Bedienten, und ein Zusammentreffen mehrerer günstigen Zufälligkeiten, schützten sie und ihre Habe an den fürchterlichen Tagen der Jenaischen Schlacht, vor Plünderung und Mißhandlungen, die durch ganz Weimar wütheten. Das Unglück, welches das übermüthige, zügellose französische Heere über die Stadt brachte, wurde sogar für Johanna zum günstigen Geschick, denn es verschaffte ihr schnell die nähere Bekanntschaft mit den geistreichsten und in jeder Hinsicht ersten Bewohnern Weimars. Ueberall flüchtete man sich aus der Zerstörung unter ihr gastliches, verschont gebliebenes Dach, und bald bildete sich bei Johanna ein höchst angenehmer geselliger Verein, der sich regelmäßig Sonntags und Donnerstags an ihrem Theetisch versammelte. Hier bildeten Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Friedrich Majer und viele Literatoren und hochgebildete Frauen, auf denen Weimars Stolz beruht, einen Kreis, wie man ihn schwerlich sobald wieder finden wird. Jeder Fremde, der zu einer solchen Gesellschaft sich eignete, war willkommner Gast. Dieser Verein währte gegen sechs Jahre lang ununterbrochen, bis die Unruhen der spätern Kriege ihn in so fern zerstörten, daß keine festgesetzten Tage mehr gehalten werden. Doch versammeln sich noch oft die vom Tode und den Zeitumständen verschonten Mitglieder jenes Zirkels bei ihr, und wenig Fremde werden Weimar verlassen, ohne wenigstens einige genußreiche Stunden in Johanna's freundlichen und gewählten Umgebungen verlebt zu haben.

Fernow war eine der ersten Bekanntschaften, welche Johanna in Weimar machte. Von ihm lernte sie die italienische Sprache; eine neue Welt des Genusses schloß sich ihr auf bei Lesung der Dichter dieser melodiereichen Sprache; dabei lernte sie in ihrem Lehrer den seltnen, geistreichen Mann kennen; ein schönes Freundschafts-Band, geknüpft in gegenseitiger Achtung und reinem, innigem

nigem Vertrauen, vereinte Beide, bis der Tod es zerriß. Fernow starb, zwei Jahre nachdem Johanna ihn gefunden hatte, an einer langen, schmerzhaften Krankheit, treulich von ihr gepflegt, in ihrer Wohnung. Ihr und Fernow's Freund, der treffliche Meister Gerhard von Kügelgen, war damals nach Weimar gekommen seinen Freund zu sehen, und fand ihn schon im Grabe. Die Zeit, welche derselbe dem kranken Freunde zu widmen gedacht hatte, verwendete er nun auf Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse. Die beiden letztern konnte er leider nur noch nach Büsten, frühern Gemälden und Beschreibungen ihrer Freunde und Verwandten malen; doch sind diese Bilder die ähnlichsten und besten jener Heroen unsrer Zeit.

Eine Beschreibung dieser vier Gemälde, und später eine von mehrern Oelgemälden des Landschaftsmalers Friedrich in Dresden, war das Erste, was Johanna dem großen Publicum zu bieten wagte, und nur auf dringendes Zureden ihrer Freunde entschloß sie sich, diese Aufsätze in das Bertuchsche Modejournal einrücken zu lassen. In den spätern Jahrgängen dieses Monatsblattes, so wie in andern Zeitschriften, finden sich mehrere ihrer kleinern Arbeiten von verschiednem Werth und Inhalt; die bedeutendern darunter sind mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens J. S. bezeichnet.

Fernow hinterließ zwei ganz unmündige Knaben und eine sehr bedeutende, größtentheils aus italienischen Büchern, aus Zeichnungen bestehende Bibliothek, auf welche letztere der Buchhändler Cotta frühere gegründete Ansprüche hatte. Großmüthig entschloß sich der edle Mann, diese Ansprüche fallen zu lassen, während der jetzige Großherzog von Weimar die Bibliothek mit der seinigen vereinigte und dafür den Kindern ein Jahrgeld aussetzte, für welches sie erzogen werden. Indeß wünschte Cotta dafür, daß Johanna ihres verblichenen Freundes Leben schreiben möge, was sie denn zu dem Entschluß brachte, mit einem größern Werke unter eignem Namen aufzutreten. So erschien „Carl Ludwig Fernow's Leben" von ihr 1810 bei Cotta. Zwei Jahr später gab sie: „Erinnerungen von einer Reise durch England ꝛc." heraus, und 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen."

Auch ihr eminentes Talent im Miniatur-Malen erfreut ihre Umgebungen und sie fortwährend, wobei Gerhard von Kügelgen und Heinrich Meier die rathenden Meister sind. Die stärksten äußern Ereignisse stören ihr schönes Leben nicht. Mancher Kummer, manche Sorge brach auch über sie herein, aber nichts vermag ihren Geist zu beugen, ihre ewig frohe Laune zu trüben. Der Morgen gehört den Blumen, die sie liebt und pflegt, dann dem Schreibtisch und der Staffelei; der Abend beim Thee der Geselligkeit, wo Niemand mehr wie sie versteht, die heterogenen Umgebungen mit Anmuth und Leichtigkeit sich unter einander nahe zu bringen; die übrige Zeit bis zum Schlafengehen gehört den ernsteren Studien, von denen sie so viele sich zu eigen macht.

August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Indem hier die litterarische Laufbahn dieser berühmten und um Deutschlands Litteratur so verdienten Brüder größtentheils als bekannt vorausgesetzt wird, mögen hier nur einige der bedeutungsvollern Züge aus ihrem Leben Platz finden, um zu zeigen, unter welchen Umständen und Umgebungen sie ihre Bildung erhielten und das wurden, was sie geworden sind.

Der im Jahr 1792 verstorbene Consistorialrath Johann Adolph Schlegel zu Hannover, ein gebornner Churſachse von adlichem Geschlecht, der sich als religiöser Dichter in der frühern Periode der deutschen Litteratur, in freundschaftlichem Verein mit Rabener, Gellert, Ebert, Cramer, Klopstock und andern ausgezeichneten Köpfen der damaligen Zeit, und nachmals als geistlicher Redner und als Geschäfftsmann in kirchlichen Angelegenheiten, so bedeutende Verdienste erwarb, war ihr Vater, und ohne Zweifel hatte das ganze originelle und geistvolle Seyn und Wirken dieses vortrefflichen Mannes den wichtigsten Einfluß auf die geistige und sittliche Bildung seiner zahlreichen Familie von 10 Kindern.

August Wilhelm, geboren den 5. Septbr. 1767, war der siebente unter seinen Söhnen. Schon in seiner zartesten Kindheit äußerte sich sein empfänglicher Sinn für

das Schöne und Gute, bei dem religiösen und biblischen Elementarunterricht, den er von seiner Mutter erhielt, und den diese sehr geistreiche, obgleich nicht künstlich gebildete deutsche Frau, ebenfalls eine Sachsin, allen ihren Kindern selbst zu ertheilen für ihre erste Mutterpflicht achtete; und dadurch wurde denn zwischen beiden ein Band der innigen Mutterliebe und der dankbaren Kindesliebe geknüpft, das nachmals durch keine noch so weite und lange Trennung aufgelöst werden konnte, und bis zum Tode der Unvergeßlichen ganz ungeschwächt ausdauerte, und nicht wenig zur Erleichterung der Beschwerden ihres höhern Alters in einem verhängnißvollen Zeitpunct beitrug. Seinen weitern Unterricht erhielt er durch Hauslehrer, und späterhin auch auf der öffentlichen Schule zu Hannover. In der Erlernung der Sprachen besaß er eine sehr glückliche Leichtigkeit, so daß er nachmals als Erzieher eines jungen Holländers sich bei seinem Unterricht der lateinischen, englischen und französischen Sprache mit gleicher Geläufigkeit bedienen konnte. Mit dieser leichten Fassungskraft verband er eine eben so standhafte Ausdauer, so daß er, wenn er eben bei einem Studium begriffen war, z. E. der Algebra nach einem damals im Hause gangbaren Rechenbuch, vergebens von seinem Hofmeister zum Spaziergange eingeladen wurde. Sehr früh entwickelte sich auch sein Dichtergeist. Nach manchen abenteuerlichen, kindischen Versuchen, versuchte er sich in vielen Dichtarten zum Theil in Wielandscher Manier, und zeigte eine vorzügliche Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling erregte er durch eine, an einem königlichen Geburtstage auf dem Lyceo mit dem edelsten Anstand gehaltene Rede, die in Hexametern eine kurze Geschichte der deutschen Dichtkunst, und viele lebendige und treffende Schilderungen unsrer ersten Dichter enthielt, allgemeine Sensation in seiner Vaterstadt. Er ging als Theolog nach Göttingen, wechselte aber sehr bald sein Studium mit dem der Philologie, und erwarb sich bei einer Preisaufgabe über die Geographie des Homer ein ehrenvolles Accessit. Er lebte hier mit dem würdigen Heyne'schen Hause in näherer Verbindung, knüpfte die erste Bekanntschaft an mit seiner nachmaligen Gattin, gebornen Michaelis, und ward im letzten Jahr der Führer eines aus Ostindien gebürtigen reichen Englän-

ders. Ganz vorzüglich wirkte hier auf seinen Geist sein freundschaftlicher Verein mit dem genialen Bürger, der ihn auch zu den ersten bekannten Versuchen bewog, das italiänische Sonnett auf deutschen Boden zu verpflanzen. Nach vollendeten akademischen Studien versagte er sich bei dem angesehenen Muilmannschen Hause in Amsterdam als Erzieher des einzigen Sohnes, erwarb sich dort während eines dreijährigen Aufenthalts die größte Achtung, konnte aber in diesem, seinem Geiste so wenig zusagenden Lande, und in dieser, ihn so ganz von seiner Laufbahn ableitenden Lage nicht länger ausdauern, kehrte nach seinem deutschen Vaterland zurück, und ward in Jena als außerordentlicher Professor angestellt. Dieser sein Aufenthalt auf dem eigentlich classischen Boden der deutschen Litteratur, und seine nähere Verbindung mit den Heroen derselben, mit Göthe und Schiller, war wohl die eigentlich entscheidende Epoche seiner höhern Geistesbildung. Unangenehme häusliche Verhältnisse, und der Verlust einer innigst geliebten Stieftochter, führten ihn jedoch nach Verlauf mehrerer Jahre nach Berlin, wo er zuerst vor einer sehr gebildeten Versammlung dramaturgische Vorlesungen hielt, und seine Uebersetzung des Shakspeare fortsetzte. Da eben damals die berühmte Frau von Staël eine Reise durch Deutschland machte, und sich mit der deutschen Litteratur näher bekannt zu machen wünschte, so wählte sie ihn dazu, und vertraute ihm auch die höhere Bildung ihrer Kinder. In der Verbindung mit dieser edlen Frau ward das väterliche Gut derselben, Coppet am Genfer-See, sein eigentlicher Wohnort. Er machte aber in ihrer Gesellschaft mehrere Reisen nach Italien, Deutschland und Frankreich. Er liebte dieses letzte Land und seine Bewohner und ihre Litteratur eigentlich nicht, aber der Reichthum litterarischer Hülfsmittel und der Umgang mit geistreichen Männern und humanen Gelehrten, die ihm dessen Hauptstadt darbot, zog ihn an und gewährte ihm viel Befriedigung. Auch fanden dort seine Ansichten über Kunst und Litteratur manche warme Anhänger, ungeachtet er, in seiner kritischen Zergliederung der Phädra des Racine, den Stolz ihrer Litteratur anzugreifen, und die französische Nationaleitelkeit an ihrer empfindlichsten Stelle zu verletzen gewagt hatte. Während seines Aufenthalts zu Wien, in dem Winterhalben-

jahr von 1808 bis 1809, hielt er vor einem äußerst glänzenden Cirkel die von ihm herausgegebenen dramaturgischen Vorlesungen, die wohl seinen Nachruhm am sichersten begründen werden. Auf diesen Reisen lernte er auch den edlen deutschen Fürsten, den Kronprinzen von Baiern, kennen, und erwarb sich seine Achtung und liebevolle Schätzung. Bei einer Reise der freisinnigen Frau, an die ihn ein unauflösliches Band der Werthschätzung und Freundschaft fesselte, das sich auch in so vielen seiner neueren Gedichte in so rührenden und lieblichen Accorden ausspricht, nach dem Norden, als ihr der unterjochte Süden von Europa keine Freistatt mehr gewährte, eröffnete sich für ihn eine ganz neue Laufbahn in dem glorreichen Zeitpuncte der Befreiung Europens. Er kam in Verbindung mit dem Kronprinz von Schweden, und ward als Regierungsrath bei dessen Hauptquartier angestellt. Er liebte persönlich diesen Fürsten, schätzte sein Feldherrntalent und seine großsinnige und humane Denkart, so wie er den religiösen Hochsinn Alexanders, mit dem er auch mehrmals in Berührung kam, innig bewunderte. Was er als politischer Schriftsteller und als geschworenster Feind des von Frankreich ausgegangenen irreligiösen und weltzerstörenden Despotismus, durch seine kraftvolle Feder zur Weckung und Belebung des öffentlichen Geistes in der damaligen entscheidenden Periode wirkte, ist zu bekannt, als daß es hier einer Erwähnung bedürfte.

Carl Wilhelm Friedrich Schlegel, geboren den 10. März 1772, der Jüngste der Schlegelschen Familie, ward Friedrich benannt, weil er den guten Aeltern den Verlust ihres innig geliebten ältesten Sohnes ersetzen sollte. Mehrere Jahre seiner Kindheit verlebte er auf dem Lande bei einem kinderlosen und kinderliebenden Oheim, einem Landprediger, und nachmals bei seinem ältesten Bruder, der ebenfalls Landprediger war. Sein Vater wünschte, daß er sich von seiner zahlreichen Familie dem Kaufmannsstand widmen möchte, den er achtete und für einen glücklichen Stand hielt; doch war es sein fester Grundsatz, daß junge Leute Alles erlernen müssen, was sie erlernen können, um für die Folge eine desto freiere Wahl zu behalten, und sich zu jedem Stand entschließen zu können. Er mußte daher auch das Lateinische

erlernen, worin ihn vornehmlich sein Bruder August Wilhelm unterrichtete, worin er es aber dazumal nicht weit brachte. Ueberhaupt zeigten sich damals bei ihm, ungeachtet seines natürlichen gesunden Verstandes und der Lebhaftigkeit seines Geistes, keine bedeutenden Spuren eines ausgezeichneten Talents. Nachdem er die nöthigen vorbereitenden Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt hatte, wurde er in einem ansehnlichen Leipziger Handlungshause untergebracht. Allein hier fühlte er es bald sehr lebhaft, daß er einen falschen Schritt gethan habe; der kaufmännische Geist konnte seinem Geist durchaus nicht zusagen; er bat und beschwor seinen Vater, ihn zurückzunehmen, und versprach ihm durch seinen Eifer in seiner Bildung es zu beweisen, daß nicht Unbestand des Gemüths der Grund der Veränderung seines Entschlusses sey. Und er hielt Wort. Er war jetzt sechszehn Jahr alt geworden, und mußte ganz von vorn anfangen. Aber durch die Kraft, womit er das Geschäfft seiner gelehrten Bildung angriff, und durch seine dabei bewiesene beharrliche Ausdauer, zeigte er zuerst, daß ein höherer Genius ihn beseele. Er widmete sich ganz der Philologie, und verdankte dabei vor seinen akademischen Jahren sehr viel der Anleitung von einem gründlichen, aber in Dürftigkeit und völliger Dunkelheit lebenden Schulmann, dem Rector Bues an der Schule der Neustadt Hannover. In Göttingen lebte er nur Ein Jahr, und gefiel sich daselbst nicht. Desto länger und lieber verweilte er zu Leipzig, und seinem dasigen Aufenthalt gewährte ein innig freundschaftlicher Umgang mit einem zugleich mit ihm studirenden edlen jungen Mann vom Hannöverischen Militär, dem jetzigen Obrist von Berger, eine vorzügliche Annehmlichkeit. Durch fortgesetzten, fast übermäßig angestrengten Fleiß brachte er es dahin, daß er nach Vollendung seiner akademischen Studien ohne Anmaaßung behaupten konnte, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung gelesen und studirt zu haben; und der ehrwürdige Heyne gab bei der Herausgabe seines Erstlingswerks, des ersten Bandes seiner Griechen, seine hohe Achtung vor seiner gründlichen Gelehrsamkeit zu erkennen, wenn er gleich viele seiner Ansichten nicht mit ihm theilte. Er lebte darauf zu Jena, und nachher zu Berlin als privatisirender Gelehrter und in der innigsten,

wahrhaft brüderlichen Gemeinschaft mit seinem Bruder August Wilhelm, ungeachtet mancher Verschiedenheiten ihrer Geistesanlagen und Neigungen und Ansichten; auch zu Dresden, bei einer edlen, gebildeten Schwester, der Hofsecretärin Ernst, die auf das kraftvolle Brüderpaar sich einen, in mancher Hinsicht wohlthätigen Einfluß zu verschaffen wußte. Dies war denn die Periode, da die Brüder Schlegel als kühne Reformatoren der deutschen Litteratur auftraten, und das Schicksal aller Reformatoren theilten, in eben dem Maaße verlästert als vergöttert zu werden. Bei allen den in einer solchen Gährungsperiode und bei jugendlich aufstrebenden Geistern sehr natürlichen und verzeihlichen Uebertreibungen, wird man doch ihrem edlen Streben, einen bessern Geist herrschend zu machen und das von großen dichterischen Genien so herrlich begonnene Werk als Kritiker zu begründen und zu vollenden, jetzt, bei einer unbefangneren Ansicht, schwerlich anders als Gerechtigkeit widerfahren lassen können; und wie so sehr die damalige, durch Dichter und Philosophen und Kritiker bewirkte, und vornehmlich auf das jüngere, empfänglichere Geschlecht heilsam einwirkende, litterarische Wiedergeburt des deutschen Geistes, die nachmalige bürgerliche Wiedergeburt Deutschlands vorbereitet habe, darüber kann jetzt wohl nur Eine Stimme seyn. Das von ihnen gemeinschaftlich herausgegebene Athenäum war vorzüglich diesem Zweck gewidmet, gangbare und tief eingewurzelte litterarische Vorurtheile unverholen anzugreifen, eine einmal nothwendige heilbringende Gährung der Gemüther zu erregen, und endlich das Rechte geltend zu machen. Zu Berlin lebte er in enger, freundlicher Geistesverbindung mit Schleiermacher, und faßte mit ihm die Idee zu einer Uebersetzung des Plato, an deren Ausführung er aber hernachmals keinen Theil nahm. Lange lebte er darauf in Paris, und widmete seine Zeit der Benutzung der dortigen reichen litterarischen Schätze, und sein tiefeingreifendes Werk über die Weisheit der Indier war die hauptsächliche Ausbeute seines Aufenthalts in Frankreich. Auch bekannte sich hier seine geistvolle Gattin, eine Tochter des berühmten Moses Mendelssohn, mit der er im friedlichsten Genusse wahrer häuslicher Glückseligkeit lebt, in der schwedischen Gesandtschafts-Capelle feierlich zum christlichen Glauben. Sein ordentlicher Auf-

enthalt war zur damaligen Zeit, ſo oft er Paris verließ, zu Cöln, einer Stadt, die durch die höhere ächtdeutſche Bildung der angeſehenern Claſſen ihrer Bewohner, ſo ganz ſeiner Denkart und ſeiner Neigung entſprach. Hier war es denn auch, wo er den bekannten Schritt that, mit ſeiner Gattin zur römiſchen Kirche überzugehen; und wie ſo ſehr es ihm damit reiner und heiliger Ernſt war, und welch ein tief religiöſer Sinn bei dieſem ſeinen Uebertritte zum Grunde lag, davon enthalten faſt alle ſeine folgenden Schriften die unverdächtigſten Beweiſe, in welchen er nur die Reformation zu wenig aus dem Geſichtspunct eines Uebels betrachtet, welches nach damaliger Lage der Dinge einmal unvermeidlich geworden war, und doch durch ſo vielfach wohlthätige Folgen den Genius der Menſchheit wieder mit ſich auszuſöhnen gewußt hat. Ein von ihm mit vorzüglicher Liebe bearbeitetes, aber niemals herausgekommenes, hiſtoriſches Drama, Carl der Fünfte, war die Urſache, daß er ſich im Herbſt des Jahres 1808 nach Wien begab, um daſelbſt durch Benutzung der hiſtoriſchen Documente der Archive ſeinem ſtreng hiſtoriſchen Dichterwerke eine größere Vollendung zu ertheilen, als ganz unerwartet der im folgenden Jahre zwiſchen Oeſterreich und Frankreich von Neuem ausgebrochene Krieg ſeinem thätigen und wahrhaft deutſch geſinnten Geiſt einen neuen Kreis anwies. Er ward zum kaiſerlichen Hofſecretär ernannt, und beim Hauptquartier des Erzherzogs Carl angeſtellt. Was ſeine damaligen kraftvollen Proclamationen, in welchen er für das deutſche Gemüth in jener Spannung ſo ganz den rechten Ton zu treffen gewußt hatte, für Aufſehn erregten, auch wo ſie in den gedrückten Provinzen Deutſchlands nur in verſtümmelten Abſchriften und auf vergriffenen Blättchen heimlich von Hand in Hand gehen konnten, und was ſie wirkten zur Weckung eines ächt deutſchen Freiheits- und Gemeinſinnes, der ſich freilich erſt ſpäterhin in Großthaten offenbaren konnte, das wird jedem erinnerlich ſeyn, der ſich jene denkwürdige Periode in ſein Gedächtniß zurückruft. Bei der damaligen ungünſtigen Wendung der Dinge zog er ſich ganz wieder zu ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit zurück, hielt vor großen, ſehr gebildeten Kreiſen Vorleſungen über die Weltgeſchichte und über die Geſchichte der Litteratur, voll eben ſo großer als wahrer und eingreifen-

der Ansichten, die er herausgab, und die seine bewährtesten litterarischen Werke ausmachen; gab auch, zu einer desto mehrern Einigung des litterarischen deutschen Geistes in jener kritischen Zeitperiode, wieder eine Zeitschrift, das deutsche Museum, heraus, in welchem, mit Hinsicht auf das frühere Athenäum, sein zu größerer Reife und einer unpartheiischern vielseitigern Umsicht gedichener Geist auf eine erfreuliche Art sichtbar ist, bis endlich die erkämpfte Rettung seinen Blick wiederum auf sein befreites Vaterland lenkte, und er sich durch manche diplomatische Schriften über des wiedergebornen Deutschlands Verfassung, nach der Wahl des hocherleuchteten Staatsmannes, des Fürsten Metternich, den ehrenvollen Platz als Legationsrath bei der kaiserlich-österreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt erwarb.

D. Gotthilf Heinrich Schubert,

geboren am 26. April 1780, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause zu Hohenstein (im Schönburgschen, ohnweit Chemnitz), wo sein Vater Oberpfarrer war. Dieser würdige Geistliche erzog den Sohn mit kräftiger, aber nicht unfreundlicher Strenge, welche durch das um so zartere und innigere Wesen der Mutter (einer gebornen Werner) gemildert ward. Die glückliche, obwohl nicht leidenlose, aber in jeder Hinsicht musterhafte Ehe dieser Aeltern wirkte schon auf des Knaben empfängliche Seele, für alle Zeiten seines Lebens, folgereich ein, und gab ihm eine Richtung, die, unter mannigfachen spätern Neigungen und Bestrebungen ihm eigen geblieben ist. Der Vater, immer gleich ernst, gebot den unbegrenztesten Gehorsam; die Mutter, ein an unendlicher Liebe reiches, sinniges Gemüth, zog durch diese Liebe, mit der sie in ihrem ganzen Kreise waltete, auch den geliebten jüngsten, und, nachdem ein älterer ihr früh entrissen worden, einzigen Sohn an sich. Der Vater hielt unbeweglich ihn zur Arbeit, zur Anstrengung, zur Entsagung an; die Mutter schaffte ihm Erholung, Freude, kindlichen Genuß, und erheiterte seine Jugend; beide in Zucht und Ehrbarkeit und gottesfürchtig, jedes nach seiner Weise, aber gleich aufrichtig wandelnd, jener im Leben wie im Wort wahrhaft ein Geistlicher, diese gleich einer Heiligen, entwickelten früh in ihm jene Frömmigkeit, deren Keim tief und reich in seiner Natur lag. Hatte das Wesen der Mutter vorwaltend in ihm fortgeerbt, so verhütete die

väterliche Zucht, daß dasselbe in dem Knaben und Jüngling nicht eine zu große Weichheit annahm, die der Ausbildung eines männlichen Charakters hinderlich geworden wäre. Bildete der Vater, mit folgerechter Strenge, mehr seinen Verstand, seine Einsicht aus, so erweckte die Mutter, fast absichtslos, mehr sein Gefühl, und leitete sorgsam sein Herz; aber ihr Einfluß war stärker, weil hier die Liebe herrschte.

Die bergigen Umgebungen der Vaterstadt sind mannigfach, ernst, doch heiter, zu geistiger Erhebung einladend. Schubert durchwandelte früh mit seinen Gespielen, häufig einsam, die Gründe, erstieg die Höhen, und befreundete sich schon im zarten Alter mit der Natur, der auch nachmals seine Seele sich nie entfremdete. Er las mit Andacht und Sehnsucht in ihrem unergründlichen Buch, und fand auch in ihr den lebendigen Geist, Gott, den er im Herzen trug, auf den der treuen Aeltern Lehre ihn hinwies. So ward seine Liebe zur Natur früh eine ächt religiöse, und so eifrig er den Reichthum ihrer Erscheinungen betrachtete, so lebte er doch zugleich in einer geistigen Welt, in übersinnlichen Ahndungen, die sich später in lichten Ideen gestalten und vollenden sollten.

Kaum dem Knabenalter entwachsen, ward er nach Graiz (im Reußischen Voigtland) auf die lateinische Schule gebracht, wo er mit anhaltendem Fleiß, zu dem der Vater ihn zeitig gewöhnt hatte, mit eigner beharrlicher Neigung, und darum mit dem günstigsten Erfolg, die alten Sprachen erlernte, für die er eine ausgezeichnete Anlage erhalten hatte. Nach einigen Jahren, die er in diesem Verhältniß verlebt hatte, wollte dasselbe ihn nicht mehr befriedigen; er sehnte sich nach einem größern, der Entwicklung seiner Kräfte günstigern Wohnort, und jene verborgene, höhere Leitung im Menschenleben, die sich zuweilen in der eignen, vielleicht nur dunkeln Neigung des Herzens darstellt, trieb ihn, nach Weimar zu wandern, das er von fern als den Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Geister verehrte. Nicht ohne Müh erlangt' er von dem Vater, der auch jetzt eigenmächtige Entschlüsse nicht gern zuließ, die Einwilligung, an dem Ort, zu dem ihn die Sehnsucht getragen, seine Schuljahre zu beendi-

gen. Bald aber zeigte sich der wohlthätige Erfolg dieses Entschlusses. In einem größern Kreise wetteifernder Jünglinge, unter tüchtigen Lehrern, entwickelte Schubert sich freier und selbstständiger, und erlangte, bei rastlos fortgesetztem Fleiß und immer tiefer wurzelnder Neigung, in alten und neuen Sprachen so gründliche Kenntnisse, und in allen Vorbereitungswissenschaften solche Festigkeit, daß er bald vollkommen reif geachtet ward für die akademische Laufbahn. Die griechische Sprache und Litteratur, besonders die Dichter, zogen ihn am meisten an; Homer und Sophokles waren schon des Schülers treue und vertraute Begleiter. Von neuern Sprachen liebt' er die englische und spanische vor andern.

Aber nicht das Wissen nur, eine höhere Bildung des Geistes und Gemüths ward ihm in Weimar zu Theil. Er sah dort jene allgefeierten Männer, die damals die Hauptstadt eines der trefflichsten deutschen Fürsten verherrlichten, und fühlte sich erweckt, selbst nach dem Höhern zu streben, etwas Ausgezeichnetes in seinem künftigen Beruf zu leisten. Vorzüglich gesegnet ward für ihn der tägliche Umgang mit Herder, in dessen Hause er, nachdem die Freundschaft mit dem jüngern Sohne, dem liebenswürdigen Emil, ihn in dasselbe eingeführt, und sein eignes Wesen ihn empfohlen hatte, als ein Sohn gehalten ward. Herders Liebe zog den innigen und geistvollen Jüngling mächtig an; ihr verdankt er die kraftigsten Ermunterungen, die erhöhte Neigung zur alten und neuern Litteratur, eine reinere Ansicht des Lebens und der Wissenschaft, als sonst die meisten Jünglinge auf Schulen erlangen. Herder nährte seine ursprüngliche Richtung auf Naturwissenschaften, und machte ihm vorzüglich auch die hebräische Sprache so werth, daß er, ehe er die Universität bezog, mit den heiligen Büchern des A. T. in der Ursprache schon innig vertraut war. Herders geistreiche Gattin bewies ihm damals, und bis an's Ende ihres Lebens, wahre Mutterliebe. In ihrem Hause fand er den auserwähltesten Umgang, begegnete öfter den von ihr herzlich bewunderten Männern, die ganz Deutschland pries.

Im Jahr 1799 bezog er die Universität Leipzig. Mit Schmerzen war er von Weimar geschieden; in Leipzig blieb er immer unheimisch. Nach dem Willen des Vaters, der in ihm den künftigen Gehülfen in seinem Amt zu erziehen wünschte, sollt' er die Theologie studiren. Aber so sehr er diese und des Vaters Willen ehrte, neigt' er sich doch mehr, und immer entschiedner zur Naturwissenschaft. Er hörte deshalb auch gleich im ersten Jahr, neben den theologischen Vorlesungen, Anatomie und andre Vorträge, mit denen die Mediciner ihre Studien beginnen. Aber eben dies entfernte ihn immer mehr von der Theologie; nur das Hebräische trieb er fleißig fort, und begann jetzt mit dem Arabischen; im zweiten Halbjahr war er mit sich selbst schon vollkommen einig, daß er das theologische Studium gänzlich mit dem medicinischen vertauschen wolle. Doch mußte ein schwerer Kampf mit dem beharrlichen Vater bestanden werden, dem lange die geheime liebste Neigung nicht kund werden durfte. Aber der Mutter, der Schwestern Ueberredung, freundliche Ermunterung konnte die Neigung nicht bezwingen, und jene wurden dann die Vermittlerinnen bei dem Vater, daß er endlich, obwohl höchst ungern, die Einwilligung gab zu dem ihm sehr unerfreulichen Berufswechsel.

Mit der Freudigkeit, die den Jüngling erfüllt, wenn er nun den rechten Weg zu seinem Ziel gefunden, und alle Schwierigkeiten, die ihn abhielten, denselben zu betreten, überwunden zu haben glaubt, mit einem wahrhaft begeisterten Eifer, kehrt' er nach Leipzig zurück, sich nun ganz der Naturwissenschaft zu widmen. Mit welchem Erfolg er seinen Vorsatz ausgeführt, haben seine spätern Arbeiten hinlänglich bewiesen.

Im Jahr 1801 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Jena, welches so viele ausgezeichnete Lehrer in sich vereinigte. Hier nahm er nicht nur an allen Vorlesungen Schellings Antheil, sondern drang auch jetzt schon tief in dessen Ansichten ein, und befreundete sich persönlich mit dem hochverehrten und geliebten Lehrer, der ihm die unverkennbarsten Beweise seiner Achtung und seines Vertrauens gab. Aber er vernachlässigte dabei die empirischen Wissenschaften nicht, da er, seiner An-

lage nach, zu dieſen nicht minder hingezogen ward, als zur Speculation, und früh begriff, daß eine ächte Naturphiloſophie am wenigſten vielſeitiger Naturkenntniſſe entbehren könne.

Die Vorbereitungsjahre waren geendet; er ward 1803 Doctor der Arzneikunſt, nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation „über die Anwendung des Galvanismus bei Taubſtummen", worüber er ſelbſt ſchon mannigfache Verſuche gemacht, und einige Erfahrung ſich erworben hatte. Bald darauf verließ er Jena, und verehlichte ſich mit ſeiner durch die reinſte und wahrſte Liebe ihm verbundenen Henriette (einer gebornen Martin) die ihm bis zum Jahr 1811, wo ein früher Tod ſie ihm entriß, die treueſte Freundin, und, da er ſelbſt, nur in Ideen lebend, in den irdiſchen Angelegenheiten des Hausſtandes ziemlich fremd war, mit ihrem ächt weiblichen Sinn und umſichtiger Sorgſamkeit, wahrhaft eine von Gott gegebene, hülfreiche Gefährtin ward.

Das junge Paar hatte ſich, mit geringen Mitteln, aber freudigem Gottvertrauen nach Altenburg begeben, wo er als ausübender Arzt auftrat, und ſich Achtung und Vertrauen gewann. Aber er hatte vielleicht zur ausübenden Kunſt weniger eigentlichen Beruf, als Geſchicklichkeit. Gern kehrt' er vom Krankenbett zu ſeiner Wiſſenſchaft zurück, und ſuchte die Stille, welche dieſe fordert. Hier verfaßt' er, in den erſten ſeligen Wochen der Ehe, einen ohne ſeinen Namen erſchienenen, merkwürdigen Roman, der, ungeachtet er, weil der Verfaſſer nirgend ſeine Liebe zu dem, was ſeine ganze Seele beſchäfftigte, verleugnen konnte, eine für den gewöhnlichen Romanleſer ſtörende Mannigfaltigkeit von Naturbetrachtungen und Kenntniſſen enthielt, mit vielem Beifall aufgenommen worden iſt. Hier gab er auch ſeine geſchätzte Bibliotheca castellana Portugues y Provençal heraus, von der 1804 und 1805 2 Bände erſchienen ſind. Eine Ueberſetzung von Darwins großem Gedicht: „der botaniſche Garten" ward vollendet, aber nie gedruckt. Die in Altenburg erſcheinenden mediciniſchen Annalen theilten auch ſeine erſten naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze mit, die zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit ihm zuwendeten, und ihm

vielfältige Beweise von Werthschätzungen, Lob und Ermunterung erwarben. Man fand hier schon, bei einem ungemeinen Reichthum von empirischen Kenntnissen, eine noch ungemeinere Tiefe der Anschauung, und wenn sein poetisches Talent das strengwissenschaftliche fast überwog, fühlten sich doch viele durch jene Innigkeit und fromme Begeisterung, die der Naturwissenschaft vorzüglich zu entsprechen scheint, lebendig angezogen und angeregt. Diese Eigenthümlichkeit hat er auch in seinen spätern Werken bewahrt, und eben so sehr durch die Mannigfaltigkeit des Wissens, als durch die Tiefe der Betrachtung, so wie durch die hinreißende Lebendigkeit der Darstellung, sich viele Freunde erworben, Viele auch mit der verschrieenen Naturphilosophie versöhnt. Dies gelang ihm um so mehr, als er nicht in den Banden der Schule sich verstrickte, sondern selbstständig die Wissenschaft in der Natur selbst und im eignen Geist suchte, selbstständig sie entwickelte.

Im weitern Fortarbeiten glaubt' er Lücken in seinen Kenntnissen zu finden, welche auszufüllen noch nicht zu spät war. Mit seinem rastlosen Eifer, der eine einmal wahrgenommene und empfundene Unkunde in irgend einem Zweige seiner Wissenschaft nicht ertragen konnte, um dieser willen aber leicht alle andre Rücksichten überwand, entschloß er sich Altenburg zu verlassen, und, um neue Studien zu beginnen, sich nach Freiberg zu begeben, wohin Werners Name, das Bewußtseyn, was unter einem solchen Führer noch zu lernen sey, ihn rief. Seine immer gefällige Gattin, die, obwohl die häusliche Sorge nicht vergessend, doch in seine Bestrebungen innig einging und sich gern selbst vergaß, wo etwas diesen förderlich seyn konnte, stand seinem Wunsch nicht entgegen. Schnell war das ganze Hauswesen nach Freyberg verpflanzt, wo er nun mit gewohnter Thätigkeit, den Vorlesungen über Geognosie, Mineralogie, Bergwerkskunde und verwandte Wissenschaften, beiwohnte, das Empfangne, mit reiferem Geist, sicher verarbeitete, und so wahrhaft an fester Grundlage für die Naturphilosophie selbst gewann.

In Freiberg begann er auch seine erste größere Arbeit, die unter dem Titel: „Ahndungen einer allgemei-

meinen Geschichte des Lebens" bekannt genug geworden ist. Der I. Theil, dort beendigt, erschien 1806. Es ist unmöglich in wenigen Andeutungen, die allein hier gegeben werden konnten, den reichen Inhalt desselben zu entwickeln.

Im Herbst 1806 begab er sich, nachdem der Aufenthalt in Freiberg zweckmäßig angewendet war, nach Dresden, um die Schätze der herrlichen Bibliothek zu benutzen, und auch dadurch zu möglichster Gründlichkeit in seiner Wissenschaft zu gelangen. Für diese schien ihm die historische Kenntniß eben so unentbehrlich, wie die empirische, und er bedurfte eines so reichen Büchervorraths, wie der Privatmann ihn sich selten erwerben kann. Auch reizten ihn die, in ihrer Art, einzigen Kunstsammlungen, von denen er sich Förderung seiner Bildung versprach, in denen sich wahrhaft eine neue, bis dahin nur geahndete Welt ihm aufschloß. Mit einem unermüdlichen Fleiß arbeitete er auch hier fort, und in einer äußerlich beschränkten, doch zufriednen Lage, glücklich in dem engen Kreise seiner Gattin, seiner einzigen Tochter und weniger vertrauter Freunde, sammelt' er neue Kenntnisse, indem er zugleich die schon angeeigneten und geordneten für Andre verarbeitete. Der zweite Theil seiner „Ahndungen" ward beendigt, und 1807 gedruckt. Dresden bot damals, unter den Stürmen des Kriegs, Einheimischen und Fremden, die hier aus allen Gegenden zahlreich versammelt waren, einen sichern, heitern Zufluchtsort dar, und veranlaßte manch günstiges Zusammentreffen, willkommne Bekanntschaften, belehrende und bildende Mittheilungen. Für ein so empfängliches Gemüth, wie Schuberts ist, mußte dieser Aufenthalt vielfach ersprießlich seyn. So sehr er Zerstreuungen, zu viele störende Bekanntschaften vermied, so ward er doch von Vielen aufgesucht, und hielt Mehrere werth. Frei von Eigensucht und Selbstgefälligkeit widmet' er gern aufrichtiges Vertrauen und Achtung allem Guten und Schönen, was er willig, ja freudig an Andern erkennt, und die seltne Liebenswürdigkeit seines Wesens gewinnt ihm die Herzen. In Dresden erfreute ihn auch der vertrautere Umgang mit einigen der ausgezeichnetsten Künstler, die eine Zierde dieser schönen Stadt sind.

Er ward aufgefordert, einem gebildeten, nicht kleinen Kreise von Männern und Frauen Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände zu halten, und that es mit glänzendem Beifall, wiewohl auch Tadler nicht fehlten, denen seine reine Begeisterung, seine seelenvolle Tiefe, nur als eine schwärmerische Mystik erschien. Jene Vorlesungen, nachher wieder überarbeitet, sind unter dem Titel: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" 1808. erschienen. Sie haben mit ihrer einfachen, und doch so frischen und geistigen Darstellung viele Freunde, aber auch strenge Richter gefunden, von denen mehrere schon daran Anstoß nahmen, daß er gerade die Nachtseite der Naturwissenschaft zu solchen Vorträgen gewählt habe. Andern schien es dagegen eben löblich, daß er mit dem Licht der Wissenschaft diese zu erhellen, so weit es möglich, bemüht war. Die mathematischen Astronomen haben sich indeß mit seinen Berechnungen, welche die Kepplerschen Gesetze erweiterten, und mit den von ihm aufgestellten Gesetzen, auf welche ihn eben so scharfsinnige Speculationen, als mühselige Berechnungen geleitet hatten, nicht befreunden wollen.

Der Wunsch, nach so vielen, wohlbenutzten Lehrjahren, mit dem anvertrauten Pfund in einem gemessenen Kreise zu wirken, und eine Anstellung zu finden, die ihm zugleich der Sorge für das Bedürfniß des Lebens überhöbe, und seinem wissenschaftlichen Streben entspräche, war allmählig in ihm stärker geworden. Als er nun im Jahr 1809, besonders durch Schellings Vermittlung, einen Ruf als Director des eben zu errichtenden Realinstituts in Nürnberg erhielt, nahm er ihn gern an, und gewann bald einen wohlthätigen Einfluß auf die neue Anstalt. Diese beabsichtigte eine gründliche Jugendbildung, die aber auf einem andern Wege, als dem, wie man meinte, für den künftigen Naturforscher, Cameralisten ꝛc. zu langen Durchgang durch die Welt der römischen und griechischen Classiker erreicht werden sollte. Die sogenannten Realien sollten hier die Hauptsache seyn; durch die empirischen und historischen Wissenschaften, glaubte man, die nur als Gegenstände von untergeordnetem Rang behandelten Sprachstudien zu ersetzen, und auch den künftigen eigentlichen Gelehrten so zu entwickeln, daß,

wenn er später die Sprachstudien nachholen wollte, er mit größerer Reife und Klarheit des Geistes, sich diese, auf kürzerem Wege, schneller erwerben könne. Was zur Ausführung dieser Idee geschehen kann, ist in Nürnberg versucht worden, und Schubert hat es an Eifer nicht fehlen lassen, der Anstalt die Festigkeit zu geben, die erreichbar war. Mit mehrern ausgezeichneten Lehrern verbunden, hat er unbestreitbar etwas Vorzügliches geleistet; aber die Anstalt schien doch an einem unheilbaren Uebel zu kranken, und früher von der Regierung vielbegünstigt, endlich vernachlässigt, hat sie ihre Aufgabe nicht vollkommen zu lösen vermocht.

Schubert, der hier mit manchen, seiner Natur wenig entsprechenden Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, gewann gleichwohl das alte, ehrwürdige Nürnberg lieb, und mocht' es nicht verlassen, selbst als ihn dort der schmerzlichste Verlust, der Tod seiner geliebten Gattin, betraf. Eine Nichte derselben führte die Vorsehung nachmals ihm als zweite Gattin zu, die bemüht war, ihm seinen Verlust zu ersetzen. Er hatte das Glück, in der freundlichen Stadt, die noch viele Reste deutscher Vorzeit bewahrt, auch viele treffliche Menschen zu finden, und sich neue Freunde zu gewinnen. Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die er bei vielen Bewohnern Nürnbergs fand, besonders in dem engern Kreise, in dem er immer heimischer ward, that seinem Herzen wohl und entsprach seiner eignen Gesinnung. Als ein aufrichtiger und eifriger Protestant, der er stets gewesen, und mit immer innigerer Ueberzeugung ward, lebt' er unter gleichgesinnten Freunden, die sich gegenseitig zu einem lebendigern und thätigern Glauben ermunterten. So herzlich er seiner Wissenschaft ergeben war, so viele Befriedigung sie ihm gewährte, so fand er doch immer mehr das höchste Heil in dem Glauben an Christus, den er freudig und demüthig bekannt, und frei von abergläubigen oder schwärmerischen Meinungen, so mit seinem ganzen Daseyn verwebte, daß der religiöse Geist auch seine wissenschaftlichen Forschungen immer mehr beseelte und erleuchtete.

Einen großen Theil seiner Zeit nahm sein Amt in Anspruch; die Stunden der Muße waren ihm sparsam zu-

gemessen. Er verwendete sie zur Vorbereitung auf seine Vorträge, die er seinen Schülern möglichst angemessen zu machen suchte, und auf eigne Studien. Aber zu größern Arbeiten für die Gelehrtenwelt konnt' er hier kaum gelangen. Nur auf angemessene Lehrbücher für die Wissenschaften, die er lehrte, mußt' er bedacht seyn. Darum bearbeitet' er das „Handbuch der Naturgeschichte, zum Gebrauch bei Vorlesungen", von dem der 1. Theil die Mineralogie, der 2te Geognosie und Bergbaukunde enthält. Für seine eigne Belehrung und Erbauung hatte er aus ältern und neuern Werken viele Zeugnisse und Beispiele von außerordentlichen Erscheinungen im Menschenleben und wundervollen Leitungen durch die Hand der Vorsehung zusammengetragen. Einen Theil dieser Sammlung macht' er vor Kurzem in dem Werk: Altes und Neues aus der höhern Seelenkunde, bekannt. Wir dürfen uns noch manche schöne Ausbeute seiner Studien für die Zukunft versprechen, wenn es ihm an der dazu nöthigen Muße nicht fehlt.

Seine Werke hatten ihm indeß das Vertrauen und Wohlwollen vieler trefflichen Menschen, auch einer geist- und gemüthvollen deutschen Fürstin, der früh verewigten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzeß von Weimar, erworben, und wurden nun Veranlassung zu einem neuen Ruf, der an ihn erging. Jene wahrhaft gebildete fürstliche Frau hegte lange den Wunsch, einen so ausgezeichneten Mann in ihren Kreis zu ziehen, und ihm den Unterricht ihrer geliebten Stieftochter, der Prinzessin Maria, so wie ihres eignen noch sehr jungen Prinzen Albert, anzuvertrauen. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode erging die ehrenvolle Aufforderung zu diesem neuen Beruf an ihn, und so viele andre Einladungen, zur Veränderung seiner Verhältnisse, er schon abgelehnt hatte, selbst günstige Berufungen an deutsche Universitäten, so bestimmte ihn doch die Verehrung gegen die edle Fürstin, auf die eingeleiteten Unterhandlungen einzugehn, und als die Trauernachricht von dem frühen Dahinscheiden seiner Gönnerin einging, sah er ihren Wunsch noch mehr als ein theures Vermächtniß, als einen höhern Ruf an, und entschloß sich, den Ruf anzunehmen. Sein geliebtes Nürnberg verließ er gegen Ostern des

Jahres 1816 und ging, obwohl nicht ohne Besorgniß, wie er den Erwartungen entsprechen und in die Verhältnisse eines Hofes sich schicken könne, doch mit freudigem Gottvertrauen, nach Ludwigslust. Dort hat er sein neues Wirken begonnen, und es soll ihm auch eine Mitaufsicht über das Schulwesen des Landes übertragen werden.

Der, der dieses geschrieben, seit sechzehn Jahren durch die heiligste und unvergänglichste Freundschaft mit ihm verbunden, enthält sich hier einer weitern Charakterschilderung, die, wiewohl sie aus der reinsten Anschauung von Schuberts edler Natur hervorginge, doch, weil sie die Güte, Reinheit und Tiefe seines Wesens überall hervorheben müßte, seiner Demuth wehe thun, und selbst des Freundes Gefühl verletzen würde, weil es sich nicht ziemt, von den geliebtesten Menschen, laut vor der Welt, alle zarten Seiten des innersten Lebens zu enthüllen. Es mag aber wohl noch zu seinem Ruhm gesagt werden, daß er, von Vielen geliebt, Liebe reichlich mit Liebe vergilt, und den Wenigen, denen er mit ganzer Seele zugethan ist, die höchste Liebe und Treue bewahrt.

K.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Carl von Nostitz,

geboren im Jahr 1779 zu Merseburg, wo sein Vater Oberforstmeister war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause, und verfolgte seine wissenschaftliche Bildung dann auf dem Pädagogium und der Universität zu Halle, konnte jedoch der angebornen Neigung zu den Waffen nicht lange widerstehen, und trat seinen entschiedenen Beruf zum Kriegsdienst als preußischer Cornet in dem Regiment Gensd'armes an. Durch eine außerordentlich große und vortheilhafte Gestalt, durch freien Muth und aufgeweckten Geist ausgezeichnet, war er einer der angesehensten Mitglieder jenes Regiments, das damals einen eignen Ton in der Armee angab; er versäumte jedoch auch inmitten des muntern Lebens die ernsthaftere Betrachtung seines Berufs nicht, und erwarb durch Fleiß und aufmerksames Nachdenken gründliche Einsichten in den Gegenständen und Bewegungen des Kriegs. Der Prinz Louis Ferdinand wählte ihn zu seinem Adjutanten, und schloß einen Bund mit ihm, der sie bei der nahen Aussicht auf den Krieg gegen die Franzosen nur desto fester verbinden sollte. In dem Gefecht bei Saalfeld, wo der unglückliche Prinz seinen allzufrühen, aber erwarteten Tod fand, wich Nostitz nicht von seiner Seite, fing den vom Pferde Sinkenden in seine Arme auf, und vertheidigte den schon Entseelten gegen die verfolgenden Franzosen ganz allein eine geraume Zeit mit heldenmüthiger Tapferkeit, bis er endlich von mehrern Wunden getroffen selber zusammensank. Kaum war er wieder im Stande den Degen zu führen, als er sogleich nach Preußen eilte, und bei der Vertheidigung Danzigs gegen die Franzosen neue Beweise seiner Unerschrockenheit und seiner Geschicklichkeit ablegte. Nach dem Frieden von Tilsit verließ er die preußischen

Dienste. Die Franzosen behaupteten, er habe an der Spitze von manchen gegen sie gerichteten Verbindungen gestanden, und Aufstände vorzubereiten gesucht. Im Jahr 1809 trat er als österreichischer Major und Anführer einer neuerrichteten fränkischen Legion auf, deren Wirksamkeit jedoch durch ungünstige Umstände beschränkt, und durch den Wiener Frieden bald ganz aufgehoben war. Unmittelbar darauf wurde er in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen, weil man ihn beschuldigte, er wolle die Legion dem Herzog von Braunschweig-Oels, der seinen denkwürdigen Zug eben angetreten hatte, nachführen. Die Beschuldigung blieb unerwiesen; Rostitz wurde freigesprochen und zu dem Meerfeldischen Uhlanen-Regiment versetzt. Seine ausgezeichneten militärischen Eigenschaften gelangten durch fortgesetzte Ausbildung zu höherer Stufe, und wurden allgemein anerkannt. Im Jahr 1813 nahm ihn der Fürst Schwarzenberg in den polnischen Feldzug mit, den das österreichische Heer nur ungern und als bloße Kriegsübung gelten ließ. Als eine solche nahm Rostitz sie mit. Kaum aber erlaubten ihm die Verhältnisse eine andre Wahl, als er zugleich mit dem Grafen Wallmoden die österreichischen Dienste verließ, und in russische trat. Im Hauptquartier des Generals Dörnberg, des Kronprinzen von Schweden, der Generale Winzingerode und Czernitscheff, leistete er, während der ruhmvollen Feldzüge von 1813 und 1814 die wesentlichsten Dienste, und gab bei allen Gelegenheiten das glänzendste Beispiel persönlicher Tapferkeit. In dem Treffen bei der Göhrde hieb er an der Spitze einiger Schwadronen die tapferste französische Infanterie zusammen. Die glücklichsten Streifzüge führte er mit eben so viel Kühnheit als Klugheit aus. Als russischer Oberst und Commandant befand er sich im Jahr 1815 zu Troyes, und später in Paris. Durchdringender Verstand, an Verschlagenheit gränzende Klugheit, und ungewöhnliche Gewandtheit, sind in seinem Charakter mit treuer Anhänglichkeit an seine Freunde, mit milder Umgänglichkeit und geistreicher Gabe zu reden verbunden. Er ist voll von Ideen, und kann bei großer Verschlossenheit durch stete Mittheilung eines Theils derselben noch immer für offen gelten.

Rudolstadt 1816,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

I.

Vorrede.
Franz I., Kaiser von Oesterreich. Von T—Z. 5
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
C. J. Fox und Wm Pitt. Von F. Ch. A. Hasse, Prof. in Dresden. 39
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
Charles James Fox 55
William Pitt 134

II.

Carl Theodor Körner. Von Amadeus Wendt, Prof. in Leipzig. 5
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Herzöge von Braunschweig. Von *** 45
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
Carl Wilhelm Ferdinand 55
Friedrich Wilhelm 67
K. L. von Woltmann. (Selbstbiographie.) 123
J. C. Gatterer. Von C. A. Malchus in Heidelberg. 177
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)

III.

Joseph Fouché, Herzog von Otranto. Von K. L. (Mit einem Vorwort von H.) 5
Jacob Necker. Von A. W. Schlegel. 91
Angelica Catalani. Von G. L. P. Sievers. 113
Friedrich Conrad Hornemann. Von F. G. Crome. 133
Carl August Malchus. (Selbstbiographie.) 159
Andeutungen zu Biographieen und Charakteristiken der Z. G. 177
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
K. E. Oelsner. 182
Gustav Graf v. Schlabrendorf. 183
Zur Charakteristik des Fürsten Talleyrand. 186
Charakteristik des Generals, Grafen v. Wallmoden. 188
Winke zur Charakteristik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen. 189
Beilagen zur Biographie Fouché's.

Friedrich von Matthiſſon. (Selbſtbiographie.) 5
Pius VI. Von F. A. Koethe. 71
Heinrich Eſſex Edgeworth v. Firmont. Nach dem Franz. des Beaulieu. Von Ludw. Schloſſer. 132
Andeutungen zu Biographieen und Charakteriſtiken der Z. G.
Johanna Schopenhauer. 171
Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel. 179
D. Gotthilf Heinrich Schubert. . . . 187
Carl v. Noſtitz. 198

Druckfehler im erſten Band.

I. S. 22. Z. 13. ſtatt die leſe man da.
— 22. — 6. von unten ſtatt durch leſe man dadurch.
II. S. 12. iſt die Angabe, daß die Fräulein Stock, Schweſter von Körners Mutter, verſtorben ſey, irrig.

Berichtigungen im 4. Heft des I. Bandes.

S. 93. Z. 14. von unten lies: dem frechen Spott ſtatt: des frechen Spottes.
— 110. — 9. v. u. l. und mußte — in den Weg treten ſtatt: und wußte — in den Weg zu treten.
— 111. — 10. v. u. l. öffentliche ſtatt äußerliche.
— 112. — 6. v. u. ſetze nach: namentlich ein Comma, und ſtreiche daſſelbe nach: ihnen.
— 127. — 10. v. oben lies: wozu jedoch Pius ſtatt: wozu Pius.
— 128. — 8. v. ob. lies: des Biſchofs ſtatt: des Erzbiſchofs.
— 129. — 8. v. ob. lies: Benilawski ſtatt: Berilawski.
— 132. — 3. v. u. lies: dissidentes ſtatt: dissidenter.
— 133. — 8. v. ob. lies: dem Tadel nicht ganz entgehen kann ſtatt: dem Tadel nicht entgehen kann.
— 140. — 20. v. ob. lies: verhüten ſtatt: vermeiden.
— 140. — 16. v. u. fehlt nach Verhältniſſen ein Comma.
— 145. — 7. v. ob. fehlt nach Jahrhunderten das Zeichen ".
— 147. — 17. v. u. lies: waren ſtatt: war.

Nachricht für den Buchbinder.

Beim Binden der 4 Abtheilungen des I. Bandes ſind die ſämmtlichen bei den einzelnen Abtheilungen befindlichen litterariſchen Anzeiger zum Schluß des Ganzen zuſammenzuſtellen.

Umrissen, die den Menschen zeichnen wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in seiner Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen; — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sichrer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen seyn.

Es sind bereits einige so vorzügliche Beiträge dieser Art mitgetheilt worden, daß wir die Hoffnung hegen dürfen, etwas Ausgezeichnetes liefern zu können.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den ächthistorischen Gesichtspunct überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunct stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

Jena den 1. März 1816.

Der Herausgeber.

* * *

Zusatz des Unternehmers.

Alle 6 Wochen wird von den „Zeitgenossen" eine Abtheilung von etwa 12 Bogen erscheinen, deren Preis in Regel 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr. seyn wird, und bei stärkerer Bogenzahl einige ggr. mehr. (Exemplare auf Schreibpapier kosten die Hälfte mehr, und Exemplare auf Velinpapier das Doppelte.) — Vier solcher Abtheilungen bilden einen Band. Mit sechs Bänden wird das ganze Werk, oder doch eine erste Folge desselben geschlossen, und mit einem General-Repertorium begleitet werden. Es soll eine besondere Bildniß-Sammlung zu den in den Zeitgenossen enthaltenen Biographieen und Charakteristiken angelegt werden, und davon seiner Zeit das Publicum nähere Kenntniß erhalten. Die Beiträge zu den „Z. G." sind — auch unfrankirt — an Unterzeichneten, oder — frankirt — an den Herrn Herausgeber einzusenden.

Alle deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland sind im Stande, dieses Werk pünctlich zu liefern.

Leipzig und Altenburg den 1. März 1816.

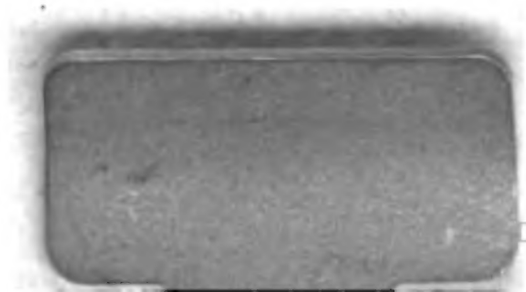
F. A. Brockhaus.

Journals

Journal, Thursday, June 4, 1789 ... 1
Journal, Friday, June 5, 1789 ... 3
Journal, Saturday, June 6, 1789 ... 5
Journal, Monday, June 8, 1789 ... 7
Journal, Tuesday, June 9, 1789 ... 9
Journal, Wednesday, June 10, 1789 ... 11
Journal, Thursday, June 11, 1789 ... 13
Journal, Friday, June 12, 1789 ... 15

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google